

Lebensstil und urbane Segregation

Neukonzeption sozial-räumlicher Analysemethoden
und empirische Umsetzung am Beispiel Hamburg

Dissertation

zur Erlangung des Doktorgrades der Philosophie
im Fachbereich Sozialwissenschaften der Universität Hamburg

vorgelegt von

Thilo Eichenberg

aus Oldenburg (Oldenburg)

Hamburg 2010

Erstgutachter: Prof. Dr. Klaus Eichner

Zweitgutachter: Prof. Dr. Heinz Renn

Tag der Disputation: 07.07.2010

Für meine Eltern

Inhaltsverzeichnis

i. Abbildungsverzeichnis.....	3
ii. Tabellenverzeichnis	5
iii. Danksagungen.....	7
1 Einleitung.....	8
2 Theoretischer und methodisch-empirischer Hintergrund.....	14
2.1 Lebensstilforschung	14
2.1.1 Sozialstruktur und Lebensstil.....	14
2.1.2 Lebensstilstudien im Überblick	27
2.1.3 Diskussion der Lebensstilforschung	48
2.2 Stadtanalyse	66
2.2.1 Verstädterung und Urbanisierung.....	66
2.2.2 Innerstädtische Differenzierung in Sozialräume.....	74
2.2.3 Urbane Vorstellungs- und Aktionsräume	84
2.3 Segregationsforschung	101
2.3.1 Formen, Ursachen und Folgen von Segregation	101
2.3.2 Segregation in deutschen Städten.....	120
2.3.3 Diskussion der Segregationsforschung	130
2.4 Analyse räumlicher Bevölkerungsverteilungen.....	137
2.4.1 Methodenüberblick	137
2.4.2 Besonderheiten raumbezogener Daten	155
3 Fokussierung des Forschungsgegenstandes.....	164
3.1 Raum und Lebensstil	164
3.1.1 Raum in den Sozialwissenschaften	164
3.1.2 Raum in der Lebensstilforschung	175
3.1.3 Stilisierung im urbanen Raum.....	179
3.2 Synthese: Lebensstil und urbane Segregation	186
3.2.1 Theoretisches Konzept: Lebensstil-Segregation.....	186
3.2.2 Methodisches Konzept: Kleinräumige Segregation	190
3.2.3 Empirische Fragestellung und Hypothesen	199
4 Methodisches Vorgehen	208
4.1 Untersuchungsdesign im Überblick	208
4.2 Vorbereitung der Erhebung.....	210
4.2.1 Wahl des Untersuchungsgebiets	210
4.2.2 Stichprobenplanung.....	215
4.2.3 Operationalisierung.....	220

4.3 Schriftliche Befragung.....	230
4.3.1 Fragebogengestaltung	230
4.3.2 Durchführung der Befragung.....	232
4.3.3 Ausschöpfung und Repräsentativität der Stichprobe.....	237
5 Auswertung und Ergebnisse	247
5.1 Auswertung sozialstruktureller und kultureller Muster	247
5.1.1 Demografische und sozio-ökonomische Strukturen	247
5.1.2 Lebensstilrelevante Verhaltensmuster	252
5.1.3 Lebensstiltypen nach Verhaltensmustern.....	262
5.2 Hypothesentests zu kleinräumiger urbaner Segregation	280
5.2.1 Segregation nach Lebensstilen	280
5.2.2 Zusammenhang lebensstilspezifisches Verhalten und Segregation.....	301
5.2.3 Bedeutung der sozialen Lage im Vergleich zum Lebensstil	305
5.2.4 Freiwillige versus erzwungene Segregation	311
6 Schlussbetrachtungen.....	321
6.1 Zusammenfassung	321
6.2 Resümee und Ausblick.....	332
7 Anhang	342
7.1 Ergänzende Tabellen und Abbildung	342
7.2 Abdruck des Fragebogens	348
8 Literaturverzeichnis	354

i. Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: Aufbau der Arbeit – Übersicht	11
Abb. 2: Statusaufbau der Bundesrepublik Deutschland (Zwiebelmodell nach Bolte)	17
Abb. 3: Statusaufbau der Bundesrepublik Deutschland (Hausmodell nach Geißler).....	18
Abb. 4: Ausschnitt aus Bourdieus Raummodell.....	30
Abb. 5: Milieumodell nach Schulze	35
Abb. 6: Lebensführungs-Modell nach Otte	42
Abb. 7: Sinus-Milieus in der Bundesrepublik Deutschland 2008.....	46
Abb. 8: Entwicklung der städtischen und ländlichen Bevölkerung 1950-2050	68
Abb. 9: Verdichtungsräume in der Bundesrepublik Deutschland 2002.....	69
Abb. 10: Prognostizierter Trend der räumlichen Bevölkerungsentwicklung in der Bundesrepublik Deutschland bis 2020.....	74
Abb. 11: Klassische Stadtstrukturmodelle	75
Abb. 12: Sozialräume Hamburgs 2004.....	81
Abb. 13: Schema Raumreduktion des Individuums	85
Abb. 14: Grundelemente der Vorstellung des städtischen Raums nach Lynch	87
Abb. 15: Exemplarische Darstellung eines Aktionsraums.....	94
Abb. 16: Unterschiedliche Segregationsgrade bei gleicher Aufteilung in Sozialräume	104
Abb. 17: Mikro-Makro-Modell der Segregation nach Friedrichs.....	116
Abb. 18: Struktur raum-zeitlicher Daten.....	137
Abb. 19: Idealtypen der räumlichen Verteilung einer Population	139
Abb. 20: Nächster-Nachbar-Distanzen	143
Abb. 21: Dimensionen räumlicher Segregation nach Reardon und O’Sullivan	147
Abb. 22: Nächster-Nachbar-Distanzen bei unterschiedlichen Populationen.....	150
Abb. 23: Verzerrung des Segregations-Index’	153
Abb. 24: Grundformen der räumlichen Stichprobe	157
Abb. 25: Verzerrung trotz systematischer Stichprobe.....	158
Abb. 26: Selektives Wahrnehmen, Deuten und Agieren im Stadtraum.....	169
Abb. 27: Sozial-räumliche Verdichtung von Lebensstilen	183
Abb. 28: Integriertes Mehr-Ebenen-Modell residenzieller Segregation.....	188
Abb. 29: Modell sich überlagernder Stadtstrukturen auf 2 Maßstabsebenen	192
Abb. 30: Idealtypen räumlicher Verteilungen von Teilpopulationen	193
Abb. 31: Raum gesellschaftlicher Praxis und materiell-physischer Raum	200
Abb. 32: Empirisches Untersuchungsdesign – Übersicht	209
Abb. 33: Untersuchungsgebiet in der Stadt Hamburg.....	213
Abb. 34: Ansichten des Untersuchungsgebiets	215
Abb. 35: Verteilung der Fragebogen im Untersuchungsgebiet	234
Abb. 36: Profil Integrierte Ungebundene.....	266
Abb. 37: Profil Unterhaltungsorientierte Hedonisten	268
Abb. 38: Profil Hochkulturell Interessierte und sozial Engagierte	270
Abb. 39: Profil Materialistische Traditionalisten	272

Abb. 40: Profil Zurückgezogen lebende Verweigerer	274
Abb. 41: Wohnsitzverteilung nach Lebensstiltypen	282
Abb. 42: Schwerpunkte der Lebensstilgruppen im Untersuchungsraum.....	292
Abb. 43: Schematisierte Darstellung der vorgefundenen Lebensstil-Segregation.....	297
Abb. 44: Nächster-Nachbar-Distanzen von Zufallsgruppen als Referenz	347
Abb. 45: Fragebogen der empirischen Untersuchung im Sommer 2007.....	348

ii. Tabellenverzeichnis

Tab. 1: Soziale Lagen in der Bundesrepublik Deutschland 2004	22
Tab. 2: Lebensstiltypen nach Lüdtkke	39
Tab. 3: Lebensstiltypen nach Schneider und Spellerberg.....	41
Tab. 4: Lebensstiltypen verschiedener empirischer Studien im Vergleich	49
Tab. 5: Berechnungsbeispiel zum Dissimilaritäts-Index nach Duncan und Duncan	145
Tab. 6: Nächster-Nachbar-Häufigkeiten zu Pielou-Index.....	150
Tab. 7: Kalkulation der benötigten Zahl auswertbarer Fragebogen	218
Tab. 8: Operationalisierung demografischer Merkmale – Übersicht	221
Tab. 9: Operationalisierung sozio-ökonomischer Merkmale – Übersicht	223
Tab. 10: Operationalisierung Lebensstile – Übersicht	227
Tab. 11: Ausschöpfung der Stichprobe.....	239
Tab. 12: Ausschöpfung nach Teilarealen	239
Tab. 13: Vergleich demografische Struktur Hamburgs mit Analysestichprobe	248
Tab. 14: Vergleich sozio-ökonomische Struktur Hamburgs mit Analysestichprobe	251
Tab. 15: Expressive Lebensstil-Komponenten	255
Tab. 16: Interaktive Lebensstil-Komponenten	258
Tab. 17: Evaluative Lebensstil-Komponenten	260
Tab. 18: Distanzen der Lebensstiltypen im Merkmalsraum	276
Tab. 19: Zusammenhang Lebensstil und soziale Lage.....	277
Tab. 20: Einflussgrößen der Lebensstilzugehörigkeit im Diskriminanzmodell	278
Tab. 21: Konzentration der Lebensstil-Wohnsitze	283
Tab. 22: Klumpungen der Lebensstil-Wohnsitze	286
Tab. 23: Ungleichverteilung der Lebensstil-Wohnsitze	289
Tab. 24: Distanzen der Schwerpunkte der Lebensstil-Wohnsitze.....	293
Tab. 25: Segregation der Lebensstiltypen – Übersicht	295
Tab. 26: Klassische Ungleichheits-Indizes zu Lebensstiltypen.....	298
Tab. 27: Zusammenhang lebensstilspezifisches Verhalten und Segregation – Übersicht.....	305
Tab. 28: Konzentration der Wohnsitze von Soziale-Lage-Gruppen.....	307
Tab. 29: Klumpungen der Wohnsitze von Soziale-Lage-Gruppen	308
Tab. 30: Ungleichverteilung der Wohnsitze von Soziale-Lage-Gruppen.....	309
Tab. 31: Distanzen zu Schwerpunkten der Wohnsitze von Soziale-Lage-Gruppen.....	309
Tab. 32: Segregation der Soziale-Lage- und Lebensstilgruppen im Vergleich – Übersicht	310
Tab. 33: Freiwillige versus erzwungene Segregation – Übersicht	313
Tab. 34: Modelleexploration zur Erklärung der Entfernung zum Wunsch-Wohnstandort.....	318
Tab. 35: Korrelationen mit der Entfernung zum Wunsch-Wohnstandort.....	319
Tab. 36: Ergebnisübersicht zu Hypothesentests	329
Tab. 37: Ladungsmatrix zu expressiven Lebensstil-Hauptkomponenten.....	342
Tab. 38: Ladungsmatrix zu interaktiven Lebensstil-Hauptkomponenten.....	342
Tab. 39: Ladungsmatrix zu evaluativen Lebensstil-Hauptkomponenten.....	343
Tab. 40: Clusterprofile zu Hauptkomponenten	343

Tab. 41: Clusterprofile zu Original-Items der expressiven Dimension.....	344
Tab. 42: Clusterprofile zu Original-Items der interaktiven Dimension.....	344
Tab. 43: Clusterprofile zu Original-Items der evaluativen Dimension.....	345
Tab. 44: Demografische Struktur der Lebensstiltypen	345
Tab. 45: Sozio-ökonomische Struktur der Lebensstiltypen	346
Tab. 46: Beitrag der Lebensstil-Komponenten zur Clusterlösung	346

iii. Danksagungen

Bei der Planung und Entstehung dieser Arbeit habe ich vielfältige Unterstützung erfahren, moralischer wie praktischer Art. Bedanken möchte ich mich hierfür zuallererst bei meinem betreuenden Professor Dr. Klaus Eichner, der mich in allen wichtigen Phasen der Dissertation begleitet hat. Mein Dank gilt auch Professor Dr. Heinz Renn, der noch aus dem Ruhestand heraus großen Anteil an meiner Arbeit nahm. Das Interesse beider und ihre positiven Rückmeldungen waren ein wichtiger Ansporn. Den nötigen beruflichen Rückhalt gab mir mein Arbeitgeber, die StatSoft (Europe) GmbH, namentlich die Geschäftsführer Monika Nielsen und Bernd-Uwe Loll, wie auch meine Kollegen. Ohne ihre Offenheit gegenüber meinem Promotionsvorhaben und ihre Flexibilität bei der Gestaltung meiner Arbeitszeiten hätte ich die vorliegende Arbeit womöglich nicht begonnen.

Den Kern der Arbeit bildet eine schriftliche Befragung in der Stadt Hamburg, bei deren Realisierung ich von mehreren Seiten Unterstützung erfahren habe. Dazu gehört das unbürokratische Einverständnis des Landesbetriebs Geoinformation und Vermessung der Freien und Hansestadt Hamburg, amtliches Kartenmaterial im Fragebogen zu verwenden. Der Fragebogendruck mit immerhin 6870 Farb-Printseiten wäre ohne das großzügige Entgegenkommen von Thomas Walk von der eGenius GbR und Johannes-Gerhard Verbeten von der G+H-Isolierung GmbH weit kostenintensiver ausgefallen. Marion Lacks sowie Birge und Heiner Jürs haben mich bei der Zustellung der Fragebogen gewissenhaft unterstützt. Die zentrale Druck- und Posteinrichtung der Universität Hamburg (PriMa) und Frauke Johannsen vom Geschäftszimmer des Instituts für Soziologie haben den Eingang des Fragebogen-Rücklaufs professionell bewältigt. Dass dieser so zahlreich ausgefallen ist, verdanke ich den vielen Hamburger Bürgern, die an der Befragung teilgenommen haben.

Bedanken möchte ich mich zudem bei Ulrich Niemann und Enno Thiel vom Statistikamt Nord, die mir für das Untersuchungsgebiet in mühevoller Kleinarbeit Referenzdaten zusammengestellt haben, welche in die Tabellen 13 und 14 eingeflossen sind. Thomas Walk und Michaela Hinrichsen übernahmen die kritische Durchsicht und das Korrekturlesen der Rohfassung. Dafür danke ich beiden sehr. Besonderer Dank gilt meiner Familie für die moralische Unterstützung und ihr Interesse an dieser Arbeit. Den größten Dank aber schulde ich meiner Freundin Marion Lacks. Dafür, dass sie trotz widriger Umstände immer an diese Arbeit geglaubt hat. Für ihre Begeisterung und ihr Verständnis. Und für ihre Geduld: „Nur noch 10 Minuten.“ Diesmal wirklich.

1 Einleitung

Forschungsgegenstand und Fragestellung

Wie sehen Wohnstrukturen in unseren Städten aus? Und wie lassen sie sich wissenschaftlich angemessen beschreiben und erklären? Dies sind die leitenden Fragen der vorliegenden Arbeit.

Diese Fragen sind nicht neu, müssen jedoch neu gestellt werden. Denn das Bild heutiger Gesellschaften hat sich in den letzten Jahrzehnten rasant gewandelt. Dies gilt auch und gerade für die Bundesrepublik Deutschland der Nachkriegszeit. Zu den zahlreichen Veränderungen zählen hier ein starkes Wirtschaftswachstum, die Schaffung sozialer Sicherungssysteme, der Ausbau des Bildungssektors, sowie eine gesunkene Erwerbsarbeitszeit und die Auflösung herkömmlicher Familien- und Haushaltsstrukturen (Schelsky 1979: 328; Beck 1986: 116-125). In diesem Umfeld haben sich die Biografien und Lebensgewohnheiten der Menschen massiv geändert und stellen sich insgesamt vielfältiger und für den Einzelnen gestaltbarer als zuvor dar (Hradil 1999: 419-420). Bestehende soziale Ungleichheiten und neue Lebensrisiken schränken gewonnene Freiheiten allerdings ein (Vester 2005: 21; Geißler 2006: 116-117). Zu nennen sind beispielsweise verfestigte Einkommensunterschiede, Hürden im Bildungssystem, gestiegene Anforderungen und Unsicherheiten im Erwerbsleben und Einschränkungen des Wohlfahrtsstaates. Dennoch hat sich der Trend zu differenzierten Lebensmustern nicht einfach umgekehrt.

Zeitgleich vollzieht sich eine weitere, nicht weniger tief greifende Veränderung: Seit dem Jahr 2008 lebt zum ersten Mal in der Menschheitsgeschichte über die Hälfte der Weltbevölkerung in städtischen Verdichtungsräumen (United Nations 2008: 2). Bereits 2030 werden es voraussichtlich 60 % sein (United Nations 2006: 9). Auch in weiten Teilen der Bundesrepublik Deutschland hält der Verstädterungsprozess an (Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung 2005a: 29-34). Die Auswirkungen auf die Lebensverhältnisse und Lebensweisen der Menschen sind erheblich. Mehr als je zuvor konzentrieren sich in Städten soziale Probleme, politische und ökonomische Konflikte. Urbane Zentren bilden aber auch den Ausgangspunkt kultureller Trends oder technologischer Innovationen, welche die Welt verändern.

Was bedeuten diese Umwälzungen für heutige Gesellschaften und das Leben in den Städten? Woran werden sie konkret greifbar? Und wie lassen sich diese Entwicklungen von wissenschaftlicher Seite fruchtbar begleiten? Die vorliegende Arbeit möchte hier Antworten geben. Dabei konzentriert sie sich darauf, wie sich die aktuellen gesellschaftlichen Verhältnisse in unseren Städten räumlich widerspiegeln. Insbesondere interessiert der Zusammenhang zwischen Sozial- und Wohnstruktur der Bevölkerung in Städten. Kurz gesagt geht es um die Frage: Wer wohnt wo? Anders als

in den gängigen Untersuchungen zu diesem Thema sollen dabei nicht nur herkömmliche Bevölkerungsgruppen wie unterschiedliche soziale Schichten, Ethnien, Altersgruppen oder Haushaltstypen Beachtung finden. Angesichts der beschriebenen sozialen Umwälzungen sollen gerade auch verschiedene Lebensstile im urbanen Raum verortet werden, d.h. Bevölkerungsgruppen, die sich statt in eher statischen Merkmalen in ihrem tatsächlichen Verhalten unterscheiden.

Das Thema erfordert es, verschiedene Forschungsdisziplinen miteinander zu verknüpfen: Zum einen die Sozialstrukturanalyse, welche die soziale Differenzierung der Bevölkerung zum Inhalt hat, und hier insbesondere die Lebensstilforschung. Zum anderen die Stadt- und Segregationsforschung, deren prominenter Gegenstand die räumliche Wohnstruktur verschiedener Bevölkerungsgruppen in Städten ist. Berücksichtigt werden mit der vorliegenden Arbeit auch neuere Erkenntnisse der mathematisch-statistischen Methodenforschung, mit denen sich räumliche Bevölkerungsverteilungen angemessener als bisher beschreiben lassen. Aus der Schnittmenge der genannten Disziplinen wird ein eigenes Segregationskonzept entwickelt. Dieses Konzept ist in der Lage, systematische Wohnstrukturen in Städten unter den aktuellen gesellschaftlichen Bedingungen theoretisch angemessen zu beschreiben und zu erklären. Mit ihm wird auch eine neue Methodik bereitgestellt, um unterschiedlichste Bevölkerungsgruppen im städtischen Raum zu verorten und auf besondere Wohnmuster zu untersuchen, – soziale Schichten oder Ethnien ebenso wie unterschiedliche Lebensstiltypen. Mit dieser Methodik lassen sich auch kleinräumige Segregationsmuster innerhalb einzelner Stadtquartiere abbilden, wie sie im Falle einer pluralisierten und differenzierten Gesellschaft zu erwarten sind.

Das beschriebene Zwillingskonzept aus Theorie und Methodik wird mit einer Primärerhebung in der Stadt Hamburg empirisch umgesetzt. Bereits bei der Datenerhebung werden dabei neue Wege beschritten, welche auf die anschließenden Segregationsanalysen hinführen. Auch in der Auswertung wird Neuland betreten. So werden Verfahren eingesetzt, welche in der Geografie oder der räumlichen Methodenforschung bekannt sind, die bisher jedoch keine Verwendung in den Sozialwissenschaften gefunden haben. Diese Verfahren werten Distanzen zwischen Punkten aus und lassen sich auf die Analyse von Wohnsitzverteilungen übertragen. Als Grundlage genügen Stichprobendaten, so dass nicht auf amtliche Daten oder aufwendige Vollerhebungen zurückgegriffen werden muss, um aktuell interessierende Bevölkerungsgruppen – wie etwa bestimmte Lebensstiltypen – auf Segregation zu untersuchen.

Damit liefert die vorliegende Arbeit einen Beitrag zur methodischen Weiterentwicklung der Segregationsforschung. Das Vorgehen von der Datenerhebung bis zur Ergebnisauswertung wird daher detailliert dokumentiert. Zugleich handelt es sich um

eine praktische Anwendung der Lebensstilforschung, die über das bloße Produzieren von Lebensstiltypologien ohne gesellschaftlich relevanten Bezug hinausgeht, wie es dieser Disziplin häufig vorgehalten wird. Die Bedeutung anhaltender oder möglicherweise gar wieder erstarkender sozialer Ungleichheiten wird keineswegs negiert. Ihre Lage im Raum wird kritisch mit der von Lebensstilen verglichen und untersucht, welche Bevölkerungsteile am stärksten gegen ihren Willen segregiert sind.

Eine vergleichbare Untersuchung existiert meines Wissens bisher nicht. Sozialwissenschaftliche Segregationsstudien beschäftigen sich überwiegend mit wenigen Bevölkerungsgruppen, welche durch amtliche Daten erfasst sind. Lebensstile wurden hier bisher nicht untersucht oder statt über das tatsächliche Verhalten mittels unzureichender Hilfskonstrukte wie dem Familienstand erfasst (beispielsweise bei Hermann u.a. 2005: 30-36; Eder Sandtner und Schneider-Sliwa 2007). Umgekehrt hat die Lebensstilforschung zwar aufwendig operationalisierte Typologien vorgelegt, diese jedoch allenfalls methodisch unzulänglich auf Segregationsmuster untersucht (siehe etwa Klee 2001: 137-141; Pohl 2003: 96-98; Spellerberg 2007: 191-194). Dies gilt auch für eine eigene Arbeit, in welcher die räumliche Wohnverteilung von Lebensstilgruppen als Nebenaspekt behandelt wurde (Eichenberg 2001: 76-81). In allen diesen Untersuchungen beschränkt man sich auf das Betrachten ungleicher Bevölkerungsanteile verschiedener Gruppen in städtischen Teilgebieten. Damit hängen die Ergebnisse stark von der jeweiligen administrativen Gliederung einer Stadt ab. Eine empirische Segregationsanalyse, die auf exakten Positionen von Wohnstandorten basiert und welche lediglich Stichprobendaten erfordert, ist dagegen bisher nicht versucht worden und wird mit dieser Arbeit erstmalig vorgelegt.

Aufbau der Arbeit

Im Anschluss an die Einleitung werden in *Kapitel 2* der theoretische und der methodisch-empirische Hintergrund der Arbeit näher erläutert (siehe Abbildung 1). *Kapitel 2.1* führt hierzu in die Lebensstilforschung ein. Zunächst werden mit Klassen-, Schicht- und Soziale-Lage-Modellen verschiedene Konzepte der Sozialstrukturanalyse vorgestellt und die Lebensstilforschung hierzu positioniert. Vor diesem Hintergrund wird näher auf ausgewählte Studien eingegangen, welche einen besonderen Einfluss auf die theoretische und methodische Entwicklung der Lebensstilforschung ausgeübt haben und welche auch für die vorliegende Arbeit fruchtbare Anknüpfungspunkte liefern. Entwicklung und aktueller Stand der Lebensstilforschung werden kritisch nachgezeichnet und diskutiert, inwiefern sie die heutige Sozialstrukturanalyse zu bereichern vermag. Angesichts bestehender wie neuer sozialer Ungleichheiten ist dabei die gegenwärtige Bedeutung von Lebensstilen zu hinterfragen. Der Schwerpunkt der Ausführungen liegt auf der Situation in der Bundesrepublik Deutschland. *Kapitel 2.2* nähert sich dem Thema aus der Perspektive der Stadtanalyse. Zunächst werden Prozesse

der Verstärkung wie auch der innerstädtischen Differenzierung beschrieben. Verschiedene Stadtstrukturmodelle sowie die Sozialraumanalyse und Faktorialökologie werden vorgestellt, welche städtische Wanderungsbewegungen und die aus ihnen resultierenden sozial-räumlichen Muster nachzeichnen. Dabei ist insbesondere die Methodik dieser Modelle kritisch zu reflektieren. Ergänzt werden die Ausführungen durch die Frage, wie die Bevölkerung selbst den städtischen Raum wahrnimmt und wie sie ihn nutzt. Aufschluss geben hier Forschungsergebnisse zu typischen Raumvorstellungen und Aktionsräumen von Stadtbewohnern.

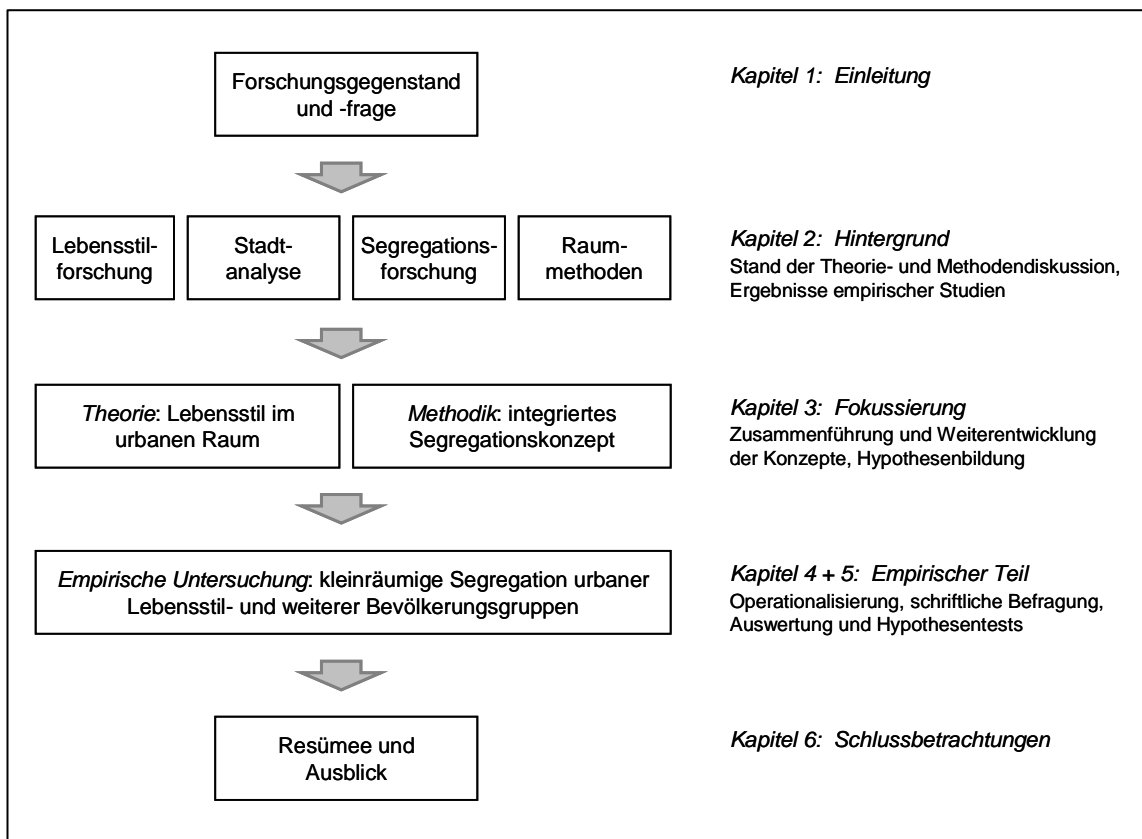


Abb. 1: Aufbau der Arbeit – Übersicht

Quelle: Eigene Darstellung.

Kapitel 2.3 vertieft die Segregationsforschung, welche die systematische Verteilung der Wohnbevölkerung in Städten zum Gegenstand hat. Es werden Formen, Ursachen und Folgen der Segregation diskutiert. Auch hier interessiert vor allem die Situation in bundesdeutschen Städten. Besondere Aufmerksamkeit wird Untersuchungen zur Lebensstil-Segregation geschenkt, von denen bisher nur wenige existieren. Der stark fragmentarische Charakter der theoretischen Konzepte der Segregationsforschung und ihre methodisch-empirischen Unzulänglichkeiten werden kritisch dokumentiert. *Kapitel 2.4* greift die Kritik an der Stadt- und Segregationsforschung auf und zeigt alternative methodische Herangehensweisen auf, räumliche Bevölkerungsverteilungen zu analysieren. Es wird demonstriert, wie sich mit den üblicherweise eingesetzten

Segregations-Indizes nahezu beliebige Ergebnisse produzieren lassen. Als Ausweg werden neuere Verfahren diskutiert, wie sie vor allem in der Geografie und der mathematisch-statistischen Methodenforschung bekannt sind, die aber bisher keinen Eingang in sozialwissenschaftliche Segregationsanalysen gefunden haben. Weiterhin wird hinsichtlich der Probleme sensibilisiert, wie sie typischerweise bei der Auswertung räumlicher Daten auftreten, und nach Lösungen gesucht, wie etwa speziellen räumlichen Stichprobentechniken.

In *Kapitel 3* werden die zuvor entwickelten Argumentationslinien zusammengeführt und vertieft. *Kapitel 3.1* erörtert dabei zunächst die Bedeutung des Raums in den Sozialwissenschaften im Allgemeinen und in der Lebensstilforschung im Besonderen. Es wird gezeigt, wie sich bestehende Raumkonzepte sinnvoll auf lebensstilspezifische Fragestellungen übertragen lassen. Hierbei wird ein Ansatz vorgestellt, der aufzeigt, wie sich Lebensstile in sozial-räumlichen Kontexten verdichten und gegeneinander abgrenzen, was auf dem höheren Maßstabniveau eines Stadtviertels oder einer Gesamtstadt zu entsprechenden Segregationsmustern führen kann. *Kapitel 3.2* bildet schließlich die Synthese der zuvor erarbeiteten Erkenntnisse. Mit ihm wird ein Segregationsmodell vorgeschlagen, welches bestehende Ansätze miteinander verbindet und das eine Segregation nach klassischen Sozialstruktur-Merkmalen wie Schicht oder Alter genauso abdeckt wie räumliche Lebensstilmuster. Ergänzt wird dieses Modell durch ein eigenes methodisches Konzept. Dieses hebt die in der sozialwissenschaftlichen Segregationsforschung übliche einseitige Betrachtung ungleicher Bevölkerungsanteile in städtischen Teilgebieten zugunsten einer detaillierten Analyse unterschiedlicher Segregationsformen auf, welche auf Distanzen zwischen einzelnen Wohnstandorten basiert. Beide Konzepte zusammen erlauben es, differenzierte Hypothesen über vermutete Segregationsmuster verschiedener Bevölkerungsgruppen zu formulieren und auch empirisch adäquat zu überprüfen.

In *Kapitel 4* wird die Umsetzung dieser Synthese in einer eigenen empirischen Untersuchung demonstriert, welche im Rahmen der vorliegenden Arbeit 2007 in Hamburg durchgeführt wurde. *Kapitel 4.1* gibt hierfür zunächst einen Überblick des Untersuchungsdesigns, welches die Planung der Erhebung sowie der Auswertungsschritte umfasst. *Kapitel 4.2* erläutert die im Vorwege der Erhebung getroffenen Vorbereitungen. Zunächst wird die Auswahl des Untersuchungsgebiets begründet, bei dem es sich um einen Ausschnitt aus dem Hamburger Stadtgebiet handelt. Eng verzahnt mit der Bestimmung des Untersuchungsgebiets ist die Stichprobenplanung, welche sowohl die Kalkulation des optimalen Stichprobenumfangs, als auch Anpassungen an die räumlichen Belange der Fragestellung erfordert. Schließlich wird die Operationalisierung der interessierenden Lebensstil- und Sozialstruktur-Merkmale erörtert, wie auch ein Instrument, mit welchem sich Wohnstandorte adäquat erheben lassen. *Kapitel 4.3* beschreibt die Gestaltung des Fragebogens sowie den Verlauf der schriftlichen

Befragung selbst, welche im Sommer 2007 im Untersuchungsgebiet erfolgte. Es wird ein spezielles räumliches Erhebungsverfahren erläutert, mit dem insgesamt 313 Bewohner erreicht wurden. Die Rücklaufquote und die Qualität der ausgefüllten Fragebögen werden diskutiert, sowie die notwendigen Schritte der Datenaufbereitung und -bereinigung offengelegt. Neben verschiedenen Angaben zu ihrer Person, wurden die Teilnehmer gebeten, ihren tatsächlichen wie auch ihren bei freier Wahlmöglichkeit präferierten Wohnstandort in eine Karte des Untersuchungsgebiets einzutragen. Diese Angaben bilden die Grundlage der späteren Hypothesentests.

In *Kapitel 5* werden anhand der erhobenen Daten verschiedene Bevölkerungsgruppen des Untersuchungsgebiets auf Segregationstendenzen untersucht, wobei der Schwerpunkt auf kleinräumigen Mustern auf der Quartiersebene liegt. *Kapitel 5.1* dokumentiert hierfür zunächst die demografische und sozio-ökonomische Struktur der Analysestichprobe und gleicht diese mit amtlichen Referenzdaten zum Untersuchungsgebiet ab. Die Befragten werden zum einen nach klassischen Sozialstruktur-Merkmalen wie Alter, Bildung und Einkommen differenziert. Insbesondere aber wird eine Einteilung in 5 Lebensstiltypen vorgenommen, welche sich durch jeweils eigene sozio-kulturelle Verhaltenscharakteristika auszeichnen. *Kapitel 5.2* untersucht die identifizierten Bevölkerungsgruppen anhand der zuvor formulierten Hypothesen auf bestimmte Segregationsmuster. Hierbei kommen die zuvor eingeführten Indizes zur Analyse räumlicher Bevölkerungsverteilungen zum Einsatz, welche statt Bevölkerungsanteile in städtischen Teilgebieten direkt die Lage von Wohnstandorten zueinander analysieren. Dabei wird nicht nur wie in der klassischen Segregationsanalyse untersucht, ob sich verschiedene Bevölkerungsgruppen ungleich über das Untersuchungsgebiet verteilen, sondern auch, ob sich einzelne Gruppen in wenigen Arealen konzentrieren oder eine auffällige räumliche Distanz zu anderen offenbaren. Auf diese Weise lassen sich Homogenitäts-Bestrebungen innerhalb bestimmter Bevölkerungsgruppen wie auch Abgrenzungstendenzen zwischen diesen identifizieren. Zusätzlich wird geprüft, ob ein Zusammenhang von lebensstiltypischem Verhalten einerseits und Ausmaß und Form der Segregation andererseits besteht, beispielsweise, ob in ihrer Stilisierung besonders homogene Typen eher zu starken räumlichen Klumpungen neigen. Schließlich werden Segregationsmuster nach klassischen Sozialstruktur-Merkmalen mit denen nach Lebensstilen verglichen. Auch werden neue Wege beschritten, um zu untersuchen, für welche Bevölkerungsgruppen sich die Wohnlage als besonders erzwungen darstellt, indem die tatsächlichen mit den gewünschten Standorten verglichen werden.

Kapitel 6 bildet den Schlussteil der Arbeit. Hier werden die Ergebnisse zusammengefasst sowie ihr Beitrag für die bisherige Forschung und ihre praktische Relevanz kritisch reflektiert. Ein abschließender Ausblick benennt Anknüpfungspunkte für weitere Forschungsarbeiten.

2 Theoretischer und methodisch-empirischer Hintergrund

Kapitelübersicht

Dieses Kapitel nähert sich dem Thema der vorliegenden Arbeit aus unterschiedlichen Richtungen: aus den Perspektiven der Sozialstrukturanalyse und Lebensstilforschung wie auch aus den Blickwinkeln der Stadtanalyse und Segregationsforschung. Alte und neue Ansätze der Theorie- und Methodendiskussion werden dabei vorgestellt und wegweisende empirische Instrumente und Erkenntnisse der bisherigen Forschung erörtert. Neben klassischen Methoden zur Analyse räumlicher Bevölkerungsdaten werden auch Erkenntnisse aus der geografischen und mathematisch-statistischen Forschung zu Raummethoden aufgegriffen. Vor diesem Hintergrund können im weiteren Verlauf der Arbeit ein eigenes theoretisches und methodisches Konzept entwickelt und empirisch umgesetzt werden.

2.1 Lebensstilforschung

2.1.1 Sozialstruktur und Lebensstil

Sozialstruktur und soziale Ungleichheit

Die Sozialstruktur von Gesellschaften ist eines der zentralen Themen der Sozialwissenschaften. Sie spiegelt sich im täglichen Leben und Erleben der Menschen und ist über den wissenschaftlichen Diskurs hinaus Gegenstand vieler öffentlicher Debatten. Definiert werden kann *Sozialstruktur* als „Gesamtheit der relativ dauerhaften sozialen Gebilde (Gruppierungen, Institutionen, Organisationen) einer Gesellschaft, der sozialen Beziehungen und Wirkungszusammenhänge innerhalb und zwischen diesen Gebilden sowie deren Grundlagen“ (Hradil 2006: 14; unter Bezug auf verschiedene Quellen, insbesondere Schäfers 1998: 3). Welche Beziehungsgefüge, Positionen und Bevölkerungsteile im Einzelnen untersucht werden, welche Merkmale herangezogen und welche Prioritäten dabei gesetzt werden, ist eine Frage der theoretischen Ausrichtung der Sozialstrukturanalyse (Hradil 2006: 15; ähnlich Geißler 2006: 17-19). Gegenstand können beispielsweise Alters-, Familien- und Haushaltsstrukturen sein, aber auch Bildungssysteme oder die Arbeitsmarktsituation.

Während der Begriff der Sozialstruktur auch Andersartigkeiten umfasst, die an sich noch keine Besser- oder Schlechterstellung bedeuten müssen, zielt *soziale Ungleichheit* allein auf mit Unterschieden verbundene Vor- und Nachteile: „Als »soziale Ungleichheiten« bezeichnet man Lebensbedingungen (Arbeitsbedingungen, Einkommen, Vermögen, Bildungsgrad etc.), die es Menschen erlauben, in ihrem alltäglichen Handeln allgemein geteilte Ziele eines »guten Lebens« (wie z.B. Gesundheit, Sicherheit, Wohlstand, Ansehen) besser als andere Menschen zu

erreichen.“ (Hradil 2006: 195; Hervorhebungen im Original) Gemeint sind systematische Ungleichheiten, die Menschen aufgrund ihrer gesellschaftlichen Stellung und ihrer sozialen Beziehungen treffen. Soziale Ungleichheit kann gewollt oder ungewollt sein, als gerecht oder ungerecht, gegebenenfalls sogar als notwendig oder bedrohlich empfunden werden. Letztlich handelt es sich um eine gesellschaftliche Konstruktion, deren Inhalte und Kriterien historischen Änderungen unterworfen sind (so auch Burzan 2007: 7-9). Die sich ständig wandelnden Strukturen und die zunehmende Komplexität von Gesellschaften haben hier eine Vielzahl an Beschreibungs- und Erklärungsversuchen hervorgebracht. Im Folgenden werden zentrale Ansätze der Sozialstrukturanalyse und Ungleichheitsforschung mit Fokus auf den deutschen Sprachraum vorgestellt.

Traditionelle Ungleichheitskonzepte: Klasse und Schicht

Klassiker der Sozialstrukturanalyse sind *Klassen- und Schichtkonzepte*. Sie bilden nach wie vor zentrale Bezugspunkte der Sozialstrukturanalyse und Ungleichheitsforschung, – sei es, dass man sich von ihnen abgrenzt oder sie an neue Gegebenheiten anzupassen versucht. Obwohl sie verschiedenen Strömungen unterworfen sind, lassen sich einige Kernelemente der klassischen Konzepte ausmachen (ähnlich Geißler 2006: 93-94 und Burzan 2007: 66): Zum einen die Vorstellung, dass sich eine Bevölkerung in verschiedene Gruppen mit jeweils eigener sozio-ökonomischer Situation untergliedern lässt. Weiterhin die Annahme, dass die ähnlichen Lebensbedingungen innerhalb dieser Gruppen für typische klassen- oder schichtspezifische Verhaltensweisen sorgen („Klassenbewusstsein“ bei Marx, „Schichtmentalität“ bei Geiger oder „Klassenhabitus“ bei Bourdieu). Schließlich, dass aus den unterschiedlichen Ressourcen und Prägungen auch unterschiedliche Lebenschancen und -risiken resultieren.

Trotz vieler Gemeinsamkeiten setzen Klassen- und Schichtkonzepte unterschiedliche Schwerpunkte: Klassenanalysen thematisieren gegenüber dem Schichtansatz stärker ökonomische Konflikte und Machtfragen. Häufig sind sie in ein größeres Theoriegebäude integriert, das Ursachen und Entwicklungen gesamtgesellschaftlicher Prozessen nachgeht. Prominentestes Beispiel ist Karl Marx' Klassentheorie, nach der 2 gesellschaftliche Großgruppen existieren, die sich in ihren ökonomischen und politischen Interessen unvereinbar gegenüberstehen. Im Kapitalismus sind dies die Eigentümer und die Nicht-Eigentümer an Produktionsmitteln: die Bourgeoisie und das Proletariat (Marx 1963: 38; Original von 1885). In seiner Theorie geht Marx von einem sich verschärfenden Konflikt zwischen den beiden Klassen aus, der letztlich zu einer komplett neuen, klassenlosen Gesellschaft führe.

Wie Parkin (1983: 121) aufzeigt, birgt die traditionelle Lesart der Klassentheorie logische Ungereimtheiten: „Interklassenbeziehungen werden als inhärent antagonistisch

konzipiert und können deshalb nur mit Hilfe eines dichotomisierenden und konfliktorientierten Begriffsapparates verstanden werden; auf der Intraklassenebene wird die Betonung von Kampf und Konkurrenz dagegen zugunsten eines eher friedfertigen Interesses an den Feinheiten sozialer Differenzierung aufgegeben.“ Neuere Klassenansätze verwerfen diesen strikten Gegensatz und entzerren die duale Aufteilung über das Einführen sogenannter Mittelklassen. Prominentes Beispiel ist eine Arbeit von Erikson und Goldthorpe (1993), in der die Autoren ein differenziertes Berufsklassenschema vorschlagen, ohne einen klassentheoretischen Bezug aufzugeben. Die Zuordnung erfolgt hier nach der Stellung zu Produktionsmitteln, der Betriebsgröße, dem Grad der beruflichen Selbstbestimmung und dem Ausbildungsniveau. Die Rangfolge reicht von Arbeitern in der Landwirtschaft bis zu hochqualifizierten Akademikern, Geschäftsführern, Inhabern und Managern großer Unternehmen und kann je nach Analysebedarf zu 11, 7, 5 oder 3 Klassen aggregiert werden (Erikson und Goldthorpe 1993: 35-39).

Auch die Schichtforschung zeichnet das Bild einer mehrfach vertikal und damit hierarchisch gestuften Gesellschaft und stützt sich dabei auf ähnliche Merkmale wie die neueren Klassentheorien. So differenziert Theodor Geiger (1962: 194-196), einer der Pioniere der Schichtforschung, nach Wirtschaftszweig, Stellung im Beruf, Einkommenshöhe und Ausbildungsqualifikation. Die Wahl der Schichtungskriterien kann für Geiger je nach betrachteter Gesellschaft und Fragestellung variieren. Insgesamt gibt sich die Schichtforschung weniger theoriegeleitet als Klassenkonzepte, sondern ist stärker empirisch-beschreibend ausgerichtet und orientiert sich am verfügbaren Datenmaterial. Entsprechend existiert eine Vielzahl an Indizes, um die Schichtzugehörigkeit einer Person und damit ihren sozio-ökonomischen Status zu bestimmen. Dabei kristallisieren sich 2 Varianten heraus (Statistisches Bundesamt 2004: 5-7): Entweder erfolgt die Zuordnung allein über den Beruf; genauer: über mit dem Beruf verbundene materielle Aspekte oder das mit der beruflichen Stellung verbundene Prestige (soziale Ansehen), das unter anderem in separaten Befragungen ermittelt wurde (für einen Überblick der gängigen Skalen siehe Wolf 1995: 104-113). Oder man arbeitet mit zusammengesetzten Indizes, die neben beruflichen Merkmalen meist noch das Einkommen und die Bildung berücksichtigen (wie etwa Scheuch 1961: 68).

Abhängig davon wie inhaltliche Kriterien gesetzt und Granularität und Grenzen der Schichtung festgelegt werden, lassen sich verschiedene Schichtmodelle entwickeln, die zu den einzelnen Segmenten Statuspositionen und Bevölkerungsanteile ausweisen. Für die Bundesrepublik Deutschland auch außerhalb des wissenschaftlichen Diskurses bekannt geworden ist hier das sogenannte Zwiebelmodell von Bolte u.a. (1967: 312-316). Die Autoren fassen die Ergebnisse mehrerer empirischer Studien der 1950er und 1960er Jahre zusammen und beschreiben den Statusaufbau der damaligen westdeutschen Bevölkerung anhand 7 übereinander liegender Schichten (siehe

Abbildung 2). Die Gliederung basiert auf einer wie oben beschriebenen gemeinsamen Betrachtung der Merkmale Berufsprestige, Einkommen und Bildung. Sie reicht von sogenannten sozial Verachteten (etwa Obdachlosen) bis zu einer Oberschicht, die im Wesentlichen aus politischen und wirtschaftlichen Entscheidungsträgern und Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens besteht. Die charakteristische Zwiebelform ergibt sich aus der starken Besetzung der mittleren Schichten, einem kleineren Anteil der unteren, sowie einem nur geringen Anteil der oberen Schichten, der sich nach oben immer weiter verjüngt (Bolte u.a. 1967: 297 und 313). Die Grenzen verlaufen zwischen den mittleren Lagen eher fließend, sind am unteren und oberen Ende jedoch recht starr.

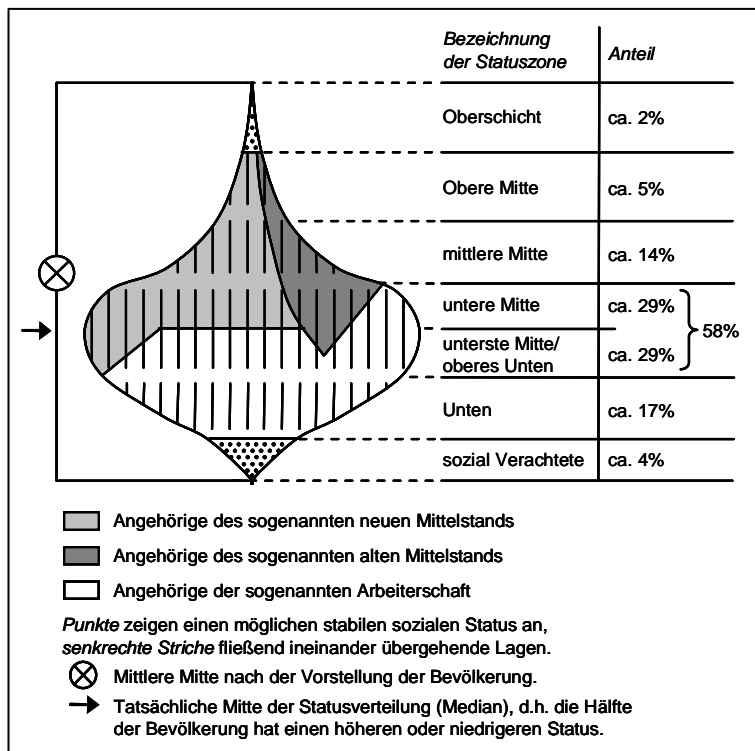


Abb. 2: Statusaufbau der Bundesrepublik Deutschland (Zwiebelmodell nach Bolte)

Quelle: Bolte u.a. (1967: 316).

Ebenfalls 7 Schichten unterscheidet das Hausmodell Dahrendorfs (1965: 105-113). Die Spitze der Gesellschaft bilden hier die Machteliten. Im Obergeschoss residieren nebeneinander Personen gehobener Dienstleistungsberufe, Selbständige sowie Landwirte. Im Hauptgeschoss wohnen Arbeiter und einfache Angestellte in Dienstleistungsberufen, während der Keller des Hauses von einer Unterschicht aus Dauererwerbslosen und sozialen Randgruppen bevölkert wird. Eine modernisierte Fassung des Hausmodells stammt von Geißler (2006: 100-102) und differenziert bereits nach 13 Segmenten. Die Schichten werden hier noch stärker als bei Dahrendorf nicht nur nach oben und unten sondern auch seitlich gegeneinander abgegrenzt. Das Ergebnis gleicht einer verschachtelten Hausfront (siehe Abbildung 3). Zur Gliederung wird hauptsächlich der Beruf herangezogen. Die materielle Situation und ethnische

Zugehörigkeit dienen der Abgrenzung von Randschichten, Machtaspekte der Identifikation von Eliten. Etwas unscharf heißt es bei Geißler (2006: 101; Hervorhebung im Original): „Herangezogen werden auch »typische Mentalitäten«, Subkulturen und Lebenschancen.“ Die genaue Verknüpfung der Merkmale und Abgrenzung der Bevölkerungsgruppen werden nicht offengelegt. Im Vergleich zu früheren Schichtmodellen resümiert Geißler (2006: 101): „Zum einen hat sich das vergleichsweise einfache Wohnhaus der 1960er Jahre in eine ansehnliche Residenz mit Komfortappartements verwandelt; selbst im Kellergeschoss ist es – von einigen Ecken abgesehen – inzwischen etwas wohnlicher. Zum anderen sind die Decken und Wände noch durchlässiger geworden.“

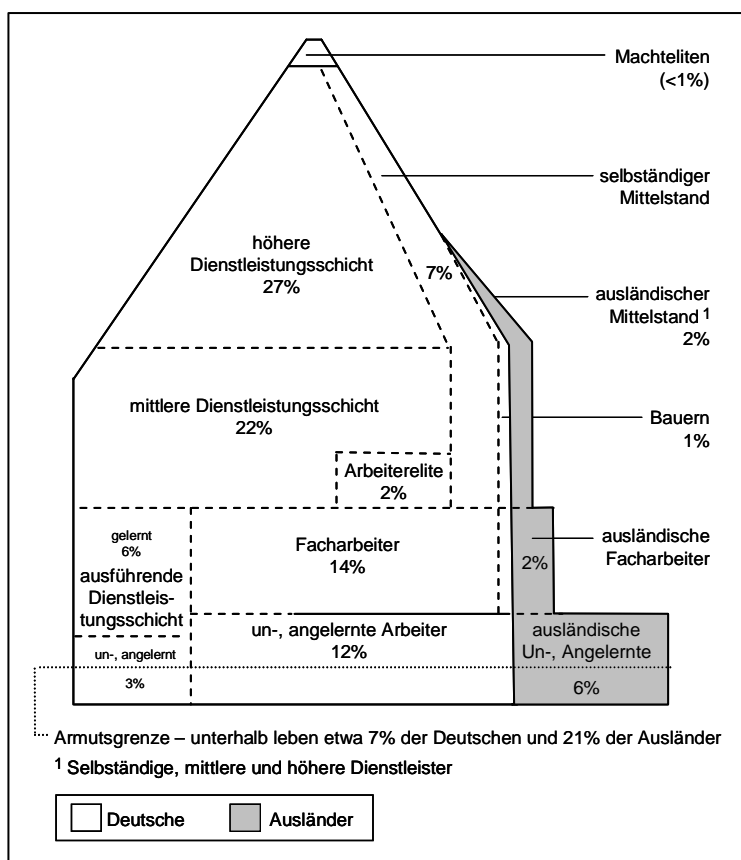


Abb. 3: Statusaufbau der Bundesrepublik Deutschland (Hausmodell nach Geißler)

Quelle: Geißler (2006: 100); berechnet von Stefan Weick. Datenbasis: Sozial-ökonomisches Panel (SOEP) 2000 mit N = 17.850.

Neben diesen Versuchen, soziale Ungleichheit an objektiven Kriterien festzumachen, wird gelegentlich eine subjektive Schichteinstufung eingesetzt. Üblicherweise sollen sich die Befragten dabei selber in eine von 3 bis 5 Schichten einordnen. Hierbei fühlen sich in der Bundesrepublik Deutschland aktuell 45,7 % der Menschen der Mittelschicht zugehörig, immerhin 40,8 % der Arbeiter- oder Unterschicht, aber nur 7,0 % der Ober- oder oberen Mittelschicht (eigene Auswertung auf Basis der Daten der Allgemeinen Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften, ALLBUS, 2004; fehlende Prozent:

ohne Angabe). Auffällig ist, dass sich in Ostdeutschland deutlich mehr Menschen der Arbeiter- oder Unterschicht als der Mittelschicht zuordnen als im Westen. Geißler (2006: 103) führt diese Differenz auf den tatsächlich höheren Arbeiteranteil, dem nach wie vor geringeren Lebensstandard, aber auch auf Nachwirkungen der sozialistischen Arbeiterideologie auf das Selbstbild der Menschen im Osten zurück.

Kritik klassischer Ungleichheitskonzepte

Bisher existieren keine einheitlichen Standards, um Klassen- oder Schichtzugehörigkeiten zu ermitteln. Dies gilt bereits für die Frage nach der geeigneten Bezugsgröße. Selbst bei einer Beschränkung auf das inzwischen gängige Kriterium Beruf oder die 3 Merkmale Bildung, Beruf und Einkommen offenbaren sich Inkonsistenzen: So wird die Bildung personenbezogen erhoben. Beim Beruf wird hingegen gelegentlich der Beruf des Partners herangezogen, sofern dieser ein höheres Prestige aufweist (sogenannter Einordnungsberuf). Das Einkommen wiederum wird für den gesamten Haushalt ermittelt. Das Ergebnis der Verrechnung der einzelnen Merkmale ist ein Statuswert, der auf den gesamten Haushalt bezogen wird. In der Praxis beschränkt man sich meist darauf, den Status des Haushaltsvorstands (Haupteinkommens-Beziehers) festzustellen; andere Haushaltsmitglieder werden einfach derselben Schicht zugeordnet. Gelegentlich wird die Schichtzugehörigkeit auch aus dem höchsten individuellen Statuswert eines Haushaltsmitglieds abgeleitet (Statistisches Bundesamt 2004: 5-7). Insgesamt konzentriert man sich einseitig auf Erwerbstätige. Erwerbslose und Nicht-Erwerbspersonen wie Auszubildende, Rentner oder Hausfrauen erhalten nur einen abgeleiteten Status oder werden wie beschrieben dem Status des Haushaltsvorstands zugeordnet. Dahinter steht ein klassisches Familienbild, das den vermeintlich männlichen Ernährer in den Mittelpunkt stellt und damit nicht recht in die heutige Zeit passen mag.

Ebenso kritisch zu sehen ist die Beschränkung auf wenige ökonomische Faktoren und die damit verbundene Idee einer einheitlichen Besser- oder Schlechterstellung bestimmter Bevölkerungsteile. Schichtansätze konnten sich hier nur unzureichend aus dem starren Korsett der Klassentheorie lösen. Berger und Hradil (1990: 5; Hervorhebungen im Original) kommen zu dem Schluss, dass „an der Vorstellung eines durchgehenden, insofern eindimensionalen, *Oben* und *Unten* der sozialen Schichtung und der Berufsstruktur als *Rückgrat* [...] dieser sozialen Schichtung [...] sehr wohl festgehalten“ wurde. Insbesondere die gängige Praxis, einzelne Merkmalsausprägungen additiv zu einem Gesamtstatus zu verrechnen, gibt die mögliche Mehrdimensionalität des Schichtkonzepts gegenüber der Klassentheorie auf. Dass ein auf diese Weise konstruierter einheitlicher Aufbau die realen Ungleichheitsverhältnisse einer Gesellschaft adäquat widerspiegelt, darf bezweifelt werden. Trotz der Konvertierbarkeit der 3 Ressourcen (Bildung eröffnet berufliche Perspektiven und hoch angesehene

Berufe bieten meist auch ein gutes Einkommen), lassen sich bereits für Mitte der 70er Jahre in der Bundesrepublik Deutschland relativ große Statusinkonsistenzen nachweisen (Bertram und Dannenbeck 1990: 210-217). Schwenk (1999: 23-25) zeigt für die Daten des Wohlfahrtssurveys 1993, dass selbst bei einer einfachen Gliederung in Oben, Mitte, Unten lediglich 8 % der Befragten bei Bildung, Beruf und Einkommen in dieselbe Gliederungskategorie fallen. Besonders in der Mittelschicht finden sich Personen, deren additiv errechneter Gesamtstatus sich entspricht, welche sich bezüglich der einzelnen Merkmale Bildung, Beruf und Einkommen jedoch erheblich voneinander unterscheiden.

Auch die Grenzziehung zwischen den Schichten ist letztlich willkürlich. Sie hängt beispielsweise davon ab, wie Berufsgattungen zusammengefasst und Einkommensklassen gebildet werden. Gerade bei zusammengesetzten Indizes ist oft schwer zu entscheiden, bei welcher Punktezahl Schichten sinnvoll gegeneinander abgegrenzt werden können. Die Unschärfe in der Abstufung liegt aber auch in der sich wandelnden Bedeutung der Merkmale selbst begründet. Bereits Ende der 1940er Jahre beobachtete Geiger (1949: 147) eine Differenzierung und Abschwächung der Schichten zugunsten neuer Unterschiede, wie denen zwischen Stadt und Land, die es schwer machten, in der Sozialstruktur klare Konturen zu erkennen. Und auch heutige Vertreter des Schichtkonzepts wie Geißler (2006: 101) räumen ein, dass gerade in modernen, differenzierten Gesellschaften Schichten keine klaren Grenzen aufweisen, sondern ineinander übergehen und zunehmend überlappen.

Die methodische Kritik verbindet sich in diesem Punkt mit der Frage, wie gut Klassen- und Schichtkonzepte in Zeiten wachsenden Wohlstands sowie zunehmender Absicherung durch den Wohlfahrtsstaat, Bildungsexpansion und einer Auflösung herkömmlicher Familien- und Haushaltsstrukturen in Deckungsgleichheit mit der sozialen Realität gebracht werden können. Nachhaltig diskutiert wurde diese Frage Anfang der 1950er Jahre im Zuge Schelskys (1979: 336) These der „nivellierten Mittelstandsgesellschaft“. Nach Schelsky ebneten sich Klassengegensätze zunehmend ein. Den Grund sah er in einem kollektiven Aufstieg von Arbeitern und Angestellten sowie einem sozialen Abstieg des Bildungs- und Besitzbürgertums, durch welche sich die Mittelschicht mehr und mehr ausweitete und an ihren Rändern aufweichte. Schelsky (1979: 328) meinte hierin einen „Entschichtungsvorgang“ zu erkennen, einen „Abbau der Bedeutung gesellschaftlicher Schichten überhaupt“. Gegen diese These regte sich früh Widerstand (siehe etwa Dahrendorf 1965: 94-115 und 148; sowie Bolte u.a. 1967: 284-343): Weitgehend Konsens bestand zwar über eine Ausdehnung der mittleren Schichten. Dies änderte aber nach Ansicht vieler Kritiker nichts an dem grundsätzlichen Befund der Ungleichverteilung wichtiger Ressourcen und Lebenschancen, der nach wie vor bestehenden Mobilitätsbarrieren beim sozialen Auf- und Abstieg sowie der schichttypischen Unterschiede im Verhalten.

Trotz aller Einwände lebt die Diskussion um Schelskys These immer wieder auf. Bedeutender Protagonist der Debatte ist Ulrich Beck. Beck (1983: 39-40) konstatiert Anfang der 1980er Jahre: „In den vergangenen drei Jahrzehnten hat sich [...] ein rapider Wandel in den materiellen und soziokulturellen Lebensbedingungen und -perspektiven unterhalb der Aufmerksamkeitsschwelle der Ungleichheitsforschung ereignet, und dieser Wandel hält immer noch an.“ Für Beck (1983: 36-37) hat sich eine grundlegende Verbesserung der sozio-ökonomischen Situation der Menschen ergeben, eine Anhebung im Niveau (sogenannter Fahrstuhleffekt), welche einer ausschließlichen Betrachtung von Verteilungsrelationen nicht zugänglich ist. Entscheidend sind für ihn die Konsequenzen, welche aus dieser Niveauverschiebung resultieren: Neben einem wachsenden materiellen Wohlstand, ökonomischer Sicherheit und sinkender Erwerbsarbeitszeit sieht er vor allem eine zunehmende soziale und räumliche Mobilität, welche die Lebenswege und Lebenslagen der Menschen „durcheinanderwirbelt“ (Beck 1986: 125). Gestützt wird diese Annahme durch eine Untersuchung Zapfs u.a. (1987: 32), in der eine große Vielfalt an Lebensformen (operationalisiert über familiäre Situation und Zusammensetzung des Haushalts) zwischen und innerhalb verschiedener Lebensphasen nachgewiesen werden konnte. Individualisierung wird in dieser Argumentation nicht einfach mit völliger Unabhängigkeit von gesellschaftlichen Vorgaben gleichgesetzt (Beck 1986: 149-159 und 211). Stattdessen treten an die Stelle traditioneller Sozialstrukturen neue Zwänge wie die des Arbeitsmarktes und Massenkonsums, wobei viele Risiken wie Umweltbelastungen oder eine atomare Bedrohung weite Bevölkerungsteile treffen. Zugleich haben sich gesellschaftliche Konfliktlinien verschoben und differenziert, etwa bei der Frage der Gleichberechtigung zwischen Frauen und Männern oder der Generationengerechtigkeit zwischen Alt und Jung.

Soziale-Lage-Konzepte

Modelle der *sozialen Lage* tragen den beschriebenen gesellschaftlichen Differenzierungen Rechnung und vermeiden einige der genannten methodischen Nachteile der Klassen- und Schichtansätze. So berücksichtigen sie nicht nur Erwerbstätige, sondern die gesamte erwachsene Bevölkerung. Nicht-Erwerbstätige werden etwa als Arbeitslose, Hausfrauen und -männer oder Rentner erfasst. Die Beschränkung auf wenige ökonomische Merkmale entfällt und man greift gesellschaftliche Probleme wie die ungleiche Verteilung gesundheitlicher und Umweltrisiken auf. Ins Blickfeld geraten auch sogenannte horizontale Disparitäten wie Alter oder Geschlecht, die an sich noch keine Besser- oder Schlechterstellung bedeuten (Burzan 2007: 67). Neben solchen objektiven Kriterien findet teilweise auch Beachtung, wie Menschen ihre Lage subjektiv einschätzen. Alle diese Faktoren können sozio-ökonomische Ungleichheiten überlagern, verstärken oder abschwächen (Statistisches Bundesamt 2006a: 585). So kann die

Nationalität die Suche nach einem Wohnstandort oder Arbeitsplatz erschweren und die gesamte sozio-ökonomische Perspektive eines Menschen beeinträchtigen. Lagemodelle verfolgen somit ein mehrdimensionales Konzept, das Merkmale nicht additiv, sondern kombinatorisch verknüpft. Sie „rücken vom reinen Über- und Untereinander der Gruppierungen ab, indem sie das Nebeneinander von Vor- und Nachteilen im Leben der Menschen berücksichtigen“ (Hradil 1999: 371).

	West		Ost	
	Männer	Frauen	Männer	Frauen
	in Prozent			
<i>Bis 60 Jahre</i>				
Leitende Angestellte / Höhere Beamte	1,2	0,8	0,6	0,2
Hochqualifizierte Angestellte / Gehobene Beamte	5,8	4,3	4,0	4,0
Qualifizierte und einfache Angestellte/Beamte	4,7	9,4	3,6	9,2
Meister / Vorarbeiter	1,9	0,1	2,2	0,1
Facharbeiter	6,3	0,8	8,4	2,0
Un-, angelernte Arbeiter	3,1	1,8	1,3	1,6
Selbständige, freie Berufe	3,7	1,8	4,5	2,1
Arbeitslose	2,8	1,3	5,6	7,0
Hausfrauen/-männer	0,1	8,4	0,1	1,7
Studium, Lehre	4,0	2,8	3,8	2,7
Vorruhestand	1,3	0,7	0,8	1,4
Noch nie erwerbstätig	0,6	2,4	0,6	0,7
Sonstige, Nichterwerbstätige	1,3	1,6	0,8	1,6
<i>61 Jahre und älter</i>				
Noch erwerbstätig	1,2	0,6	0,7	0,2
Noch nie erwerbstätig	0,0	0,9	0,0	0,0
Rentner (ehemalige Arbeiter)	5,5	5,7	6,3	7,6
Rentner (ehemalige Angestellte)	5,1	5,8	4,0	8,7
Rentner (ehemalige Selbständige)	1,3	1,0	1,1	0,9
	100,0		100,0	

Tab. 1: Soziale Lagen in der Bundesrepublik Deutschland 2004

Quelle: Statistisches Bundesamt (2006a: 587). Aufgrund abweichender Codierungen für verschiedene Zeiträume umfasst die Originaltabelle statt 72 sogar 80, teilweise jedoch unbesetzte Zellen.

Ein prominentes Soziale-Lage-Konzept wurde von Zapf und seinen Mitarbeitern (Buhlmann 1996: 25-27) entwickelt. In dieses Konzept gehen neben dem vertikalen Merkmal Berufsstatus auch die horizontalen Kriterien Wohnregion, Alter und Geschlecht ein. Eine aktuelle Umsetzung in der amtlichen bundesdeutschen Statistik gliedert die erwachsene Bevölkerung für West und Ost getrennt nach Männern und Frauen, sowie 18 nochmals in sich nach 2 Altersklassen untergliederten Lagen der Erwerbs- und Nicht-Erwerbstätigen auf (Statistisches Bundesamt 2006a: 585-590; siehe Tabelle 1). Daraus ergeben sich ($2 \cdot 2 \cdot 18 =$) 72 verschiedene soziale Lagen, die nach materiellen Ressourcen wie Einkommen und Wohneigentum und subjektiven Kriterien wie der Zufriedenheit mit der eigenen Lebenssituation differenziert betrachtet werden können. Beispielsweise lassen sich so insbesondere in den neuen Bundesländern Arbeitslose sowie un- und angelernte Arbeiter als Problemgruppen mit geringen Ressourcen und hoher Unzufriedenheit identifizieren (Geißler 2006: 104). Den Gegenpol bilden leitende Angestellte und höhere Beamte in den alten Bundesländern, die unter objektiv guten Bedingungen leben und dies auch so wahrnehmen. Damit

repräsentieren soziale Lagen durchaus unterschiedliche objektive Positionen in der vertikalen Gliederung der Gesellschaft, die sich zudem in der subjektiven Bewertung der eigenen wirtschaftlichen Situation widerspiegeln (Statistisches Bundesamt 2006a: 586-590).

Ein anderes Lagemodell stammt von Schwenk (1999: 134-181) und kommt auf Basis der Daten der Wohlfahrtssurveys 1990 und 1993 zu 9 ostdeutschen und 10 westdeutschen Lagen. 7 Ungleichheits-Dimensionen gehen dabei in die clusteranalytische Konstruktion der Typen ein: Bildung, Einkommen, Wohn- und Umweltbedingungen, soziale Kontakte und soziale Probleme wie Resignation und Einsamkeit. Zu jedem Typ kann eine Profilgrafik ausgegeben werden, welche die positiven und negativen Abweichungen gegenüber der Gesamtbevölkerung visualisiert. Auf diese Weise lässt sich beispielsweise ein sogenannter Typ *West Lage 10* identifizieren, der nach Schwenk (1999: 162-163) 11,5 % der westdeutschen Bevölkerung ausmacht: Unter ihm versammeln sich vor allem erwerbstätige Arbeiter und einfache Angestellte mit geringer Bildung. Es handelt sich überwiegend um Paare ohne Kinder oder Alleinerziehende, die meist in beengten Wohnverhältnissen leben und häufig über starke Umwelt- und gesundheitliche Belastungen klagen.

Die meisten der mit den Lagekonzepten berücksichtigten Unterschiedsdimensionen waren keineswegs innovativ. Dass man ihnen vermehrt Aufmerksamkeit schenkte, war vor allem Resultat der abnehmenden Bedeutung vertikaler Ungleichheiten (so auch Geißler 2006: 114). Bei der Suche nach alternativen Sozialstruktur-Merkmalen wurde es bisher versäumt, ein Lagemodell vorzulegen, das aus den vielen Merkmalskandidaten eine theoretisch begründete Auswahl und Gewichtung vornimmt (Burzan 2007: 149). Kulturelle und alltagsästhetische Aspekte bleiben beispielsweise unberücksichtigt. Stattdessen lassen die Ansätze ein zumindest implizites Festhalten an der gleichsam geologischen Metapher einer vertikal geschichteten Gesellschaft erkennen. Horizontale Disparitäten werden vorwiegend als „Residualkategorie“ (Kreckel 1983: 8) behandelt. Inwiefern sie eine eigenständige Bedeutung besitzen, wird kaum thematisiert. Daher muss trotz des Bemühens um eine differenzierte Sichtweise wie schon bei den Klasse- und Schichtkonzepten die Frage nach der sozialen Relevanz der konstruierten Lagen gestellt werden. So dürfte beispielsweise das beschriebene kombinatorische Durchkonstruieren 72 verschiedener Lagen wie in Tabelle 1 mit der Lebenswirklichkeit der Menschen wenig zu tun haben.

Lebensstile und Milieus

Während Klasse-, Schicht- und Lagemodelle Menschen nach den genannten objektiven Strukturen ordnen und damit verbundene Lebensbedingungen, -chancen und -risiken thematisieren, gehen *Lebensstil- und Milieuansätze* einen anderen Weg. Sie rücken

zunächst das tatsächliche Verhalten der Menschen in den Vordergrund. Dazu können individuelle Aktivitäten, Konsummuster oder das Interagieren in sozialen Netzwerken gehören, genauso wie Interessen, Einstellungen und Werte, Fragen des Geschmacks oder auch bestimmte Wahrnehmungsmuster. Im Einzelfall können dies beispielsweise Lesegewohnheiten, der Musikgeschmack, modische Vorlieben oder politische und religiöse Anschauungen sein. Statt sozio-ökonomischer Ungleichheiten und demografischer Unterschiede werden also Differenzierungen im alltäglichen Verhalten und damit verbundene kulturell-ästhetische Ausrichtungen betont. Bei der Begründung dieses Perspektivenwechsels kristallisieren sich 4 Kernthesen heraus.

Die erste These betont die *eigenständige Bedeutung des Verhaltens*. Das bloße Einteilen in vertikale und horizontale Lagen wird als zu einseitig und statisch empfunden, da kulturelle Vielfalt und Differenzierungsprozesse auf der Handlungsebene hierbei ausgeblendet bleiben. Als Gegenentwurf werden die Eigenständigkeit des alltäglichen Verhaltens und seine kulturell-ästhetische Ausrichtung und Gestaltbarkeit anerkannt. Zuweilen bleibt in der Diskussion unklar, ob subjektive Lebensweisen in der Sozialstrukturanalyse bisher nur nicht ausreichend berücksichtigt worden waren oder ob von einer echten Bedeutungszunahme für den Einzelnen wie auch für die Gesellschaft als Ganzes ausgegangen wird.

Als weiterer Baustein der Argumentation dient die schon früh aufkommende These von der *Auflösung klassischer Sozialstrukturen* (siehe oben in diesem Kapitel), die in den 1980er Jahren weiter an Prominenz gewann. Man beobachtete eine allgemeine Verbesserung und Angleichung der Lebensbedingungen, wie auch eine Aufweichung traditioneller Werte wie klassischer Familienbilder, die Dynamisierung von Lebensläufen und damit eine Pluralisierung von Lebenslagen (Schelsky 1979: 328; Beck 1986: 116-123; Zapf u.a. 1987: 32). Die von Klasse-, Schicht- und Lagemodellen mit wenigen Strichen gezogenen Grenzen wurden zunehmend in Frage gestellt.

Einige Autoren vertreten darüber hinaus die These einer *Entkopplung* zwischen Struktur- und Handlungsebene. Danach findet die beschriebene Auflösung klassischer Sozialstrukturen ihre Fortführung in einer Pluralisierung und Individualisierung von Milieus und Lebensstilen, die sich zunehmend von objektiven Lebensumständen abkoppeln würden (Lüdtke 1989: 40; Hradil 1999: 419-420). Daher könne von äußeren Lebensbedingungen immer weniger auf das tatsächliche Verhalten der Menschen geschlossen werden. Das teilweise Fortbestehen objektiver Ungleichheitsrelationen wird dabei durchaus eingeräumt, etwa bei Einkommens- und Bildungsverhältnissen (etwa bei Georg 1998: 49-50). Gleichzeitig wird aber betont, dass sich die Qualität der Ungleichheit geändert habe und insgesamt mehr Möglichkeiten und Wahlfreiheiten in der Lebensgestaltung bestünden.

Die vierte These besagt, dass die klassische Sozialstrukturanalyse die *Lebenswirklichkeit* der Menschen immer weniger widerspiegelt, sich ihre Ergebnisse also inzwischen kaum noch mit unserer Alltagserfahrungen decken (Beck 1986: 121 und 130; Schulze 1997: 535-541). Klassen und Schichten werden demnach kaum noch wahrgenommen, eine Zugehörigkeit zu diesen Beschreibungskategorien immer weniger empfunden. Auch hier wird das Andauern ungleicher Lebensbedingungen nicht negiert, jedoch davon ausgegangen, dass ihre sozio-kulturelle Bedeutung in der Gesellschaft schwindet (Berger 1996: 252).

Die genannten Argumente werden nicht von allen Autoren in gleicher Weise und Schärfe vorgebracht. Gerade in der frühen Lebensstilforschung der 1980er Jahren stellt sich die Situation unübersichtlich dar: Eine Vielzahl von Beiträgen erscheint. Einige divergieren nur in Nuancen, während andere sich aufgrund ihrer Verschiedenheit kaum vergleichen lassen. Neben unterschiedlichen theoretischen Interessen und methodischen Herangehensweisen existieren auch abweichende Wissenschaftsverständnisse. Das breite Spektrum der Ansätze bewegt sich zwischen dem Anspruch, die klassische Sozialstrukturanalyse abzulösen und dem weniger ambitionierten Ansinnen, sie zu ergänzen und weiterzuentwickeln.

Für eine bessere Übersicht nimmt Konietzka (1995: 20-23) eine grobe Einteilung in sogenannte Entstrukturierungs- versus Strukturierungsansätze vor. *Entstrukturierungsansätze* propagieren danach eine Abnahme bestehender sozialer Ungleichheiten, bei gleichzeitiger Zunahme individueller Wahlmöglichkeiten und damit Subjektzentrierung der Lebensführung. Konietzka (1995: 21) spricht hier von einer „doppelten Entstrukturierung“, welche sowohl die oben beschriebene Auflösung bisheriger Schichtmuster umfasst, als auch die Entkopplung von Struktur und Lage einerseits sowie Handeln und Bewusstsein andererseits. Lebensstil ist danach ein neuer Modus sozialer Differenzierung, Lebensstilgruppen somit eigenständige Aggregate. Als Vertreter dieser Strömung sieht Konietzka unter anderem Gluchowski (1988), Lüdtkke (1989), sowie Berking und Neckel (1990).

Den Gegenpol bilden *Strukturierungsansätze*. Sie streben keine Abkehr von der herkömmlichen Ungleichheitsforschung an, sondern wollen diese erweitern (Konietzka 1995: 21). Lebensstile werden als Spiegelbild klassischer Ungleichheiten verstanden, die sich lediglich auf einer weiteren Ebene äußern. Die klassische Sozialstrukturanalyse ist hier vorgelagert. Man versucht nicht, Lebensstiltypen losgelöst vom Status zu identifizieren, sondern bezieht Lebensstilverhalten auf Klassen oder Schichten als deren Trägergruppen. Im Wesentlichen wird hier nur die erste der oben genannten Thesen anerkannt, die subjektiven Lebensweisen eine größere Bedeutung als bisher zugesteht. Als Repräsentanten dieser Richtung können nach Konietzka neben Bourdieu (1999) auch Müller (1992) und Zapf u.a. (1987) gelten.

Bei aller Verschiedenheit gerade der Pionierarbeiten ist inzwischen eine Annäherung der beiden Strömungen zu beobachten (siehe auch unten Kapitel 2.1.3). Der Mainstream der Lebensstilforschung bewegt sich im Mittelfeld zwischen den beschriebenen Polen, ohne dass die Extrempositionen wirklich besetzt wären (ähnlich Burzan 2007: 94). So ist man sich auch weitgehend einig, was überhaupt unter *Lebensstil* zu verstehen sei. Als konsensfähig kann eine Definition Geißlers (2006: 106; Hervorhebungen im Original) gelten, die hier stellvertretend für viele andere Begriffsbestimmungen genannt sei, die überwiegend nur in Nuancen variieren: „Unter Lebensstil wird ein *relativ stabiles, regelmäßig wiederkehrendes Muster der alltäglichen Lebensführung* verstanden – ein »Ensemble« von Wertorientierungen, Einstellungen, Deutungen, Geschmackspräferenzen, Handlungen und Interaktionen, die aufeinander bezogen sind.“ Lebensstile werden danach in biographischen Prozessen erworben und verdichten sich im Rahmen gesamtgesellschaftlicher Niveaus zu kollektiven Verhaltensmustern mit typischen kulturellen Orientierungen (ähnlich: Zapf u.a. 1987: 14-15).

Innerhalb dieser Minimaldefinition setzen verschiedene Lebensstilansätze eigene Schwerpunkte (siehe unten Kapitel 2.1.2). Folgende Charakteristika können jedoch als wesentlich gelten (vgl. auch Müller 1989: 56-57 und Geißler 2006: 106-107):

- Ein *holistisches (ganzheitliches) Moment* wie es bereits im Begriff *Leben* zum Ausdruck kommt. Es sind mehrere Lebensbereiche berührt, wobei der Fokus auf Feldern wie Freizeit, Konsum und soziale Kontakte liegt, in denen persönliche Vorlieben am stärksten zum Zuge kommen können.
- Ein *voluntaristisches Element*; denn ohne eine gewisse Wahlfreiheit bliebe die Idee des Aneignens und Ausübens eines Stils sinnlos. Schichttypische und lebensphasenspezifische Stilisierungschancen und -neigungen werden damit nicht negiert, das Ausmaß ihrer Prägekraft ist jedoch umstritten.
- Weiterhin eine *expressiv-ästhetische Orientierung*, was bedeutet, dass Stile offen gelebt werden und der mehr oder weniger bewussten Selbstdarstellung dienen.
- Schließlich wird eine *identitätsstiftende und gleichzeitig distinktive Wirkung* angenommen. Indem Lebensstile sichtbar sind, dienen sie der Orientierung und schaffen so individuelle aber auch kollektive Identitäten, die über Ab- und Ausgrenzung von anderen Einflüssen geschützt werden.

Als verwirrend bei der Lektüre der einschlägigen Fachliteratur erweist sich allerdings die uneinheitliche Verwendung der Begriffe *Subkultur*, *Milieu*, *Lebensstil*, *Lebensführung* und *Lebensweise*, wobei nicht selten ein synonyme Gebrauch zu beobachten ist. Orientierung bieten Hradils (1992) und Hartmanns (1999) Versuche, Definitionskerne herauszuarbeiten: Danach bezieht sich der Begriff *Subkultur* auf eine

gesellschaftliche Gruppe, die sich in ihren Werten und Normen von denen einer etablierten „Hauptkultur“ absetzt (Hradil 1992: 25). Beispiele für Subkulturen sind Jugendgangs oder Protestbewegungen. Eine Verknüpfung des Verhaltens mit strukturellen Vorgaben wird zumeist nicht thematisiert. Weniger die vertikale Ungleichheit interessiert, als vielmehr der Aspekt der Abweichung und daraus resultierende Konflikte.

Unter *Milieu* wird dagegen nach Hradil (1992: 21) „in der Soziologie eine Gesamtheit von natürlichen, sozialen (sozio-ökonomischen, politisch-administrativen und sozio-kulturellen) sowie geistigen Umweltkomponenten verstanden, die auf eine konkrete Gruppe von Menschen einwirkt und deren Denken und Handeln prägt“. Trotz der Betonung der Verhaltenskomponente wird von einer dauerhaften Prägekraft vielfältiger Lagekomponenten und sozio-kultureller Einflüsse ausgegangen. Häufig steht der Milieubegriff in einem konkreten sozial-räumlichen Kontext, der beispielsweise in der Assoziation von Drogenmilieus mit Bahnhöfen zum Ausdruck kommt. Mit dem *Lebensstilbegriff* rückt gegenüber den anderen beiden Termini der eher freie Erwerb und Umgang mit sozio-kulturellen Mustern in den Vordergrund, also der Aspekt der Stilisierung selbst (Hradil 1992: 29). Gelegentlich werden noch *Lebensführung* und *Lebensweise* vom Lebensstilbegriff unterschieden. Sie werden dann stärker auf Werte, Normen und Einstellungen bezogen oder als übergeordnete Kategorie verwendet, in der aktive Stilisierung nur ein Spezialfall darstellt (ausführlich Hartmann 1999: 15-20).

Trotz solcher Versuche der Begriffsklärung ist in der neueren deutschen Soziologie wie auch in kommerziellen Anwendungen eine zunehmende Vermengung der genannten Termini zu beobachten. Dafür mitverantwortlich dürfte sein, dass ausgerechnet 2 der in der Lebensstilforschung meist beachteten Arbeiten den Milieu- und Subkulturbegriff verwenden: die Veröffentlichungen des Heidelberger Sinus-Instituts (Becker und Nowak 1985: 14) und Gerhard Schulzes (1997: 174), welche beide zusammen mit weiteren für die Lebensstilforschung wegweisenden Publikationen im folgenden Kapitel vorgestellt werden. Davon unberührt wird in der vorliegenden Arbeit der Terminus *Lebensstil* bevorzugt, da er sich als Oberbegriff für den gesamten Forschungszweig durchgesetzt hat. Ansonsten wird der Terminologie der vorgestellten Autoren gefolgt und dabei die jeweiligen Besonderheiten der verwendeten Begriffe herausgestellt. In den Kapiteln 3.2.1 und 4.2.3 erfolgt für die vorliegende Arbeit eine nähere Explikation und Operationalisierung des Lebensstilbegriffs.

2.1.2 Lebensstilstudien im Überblick

Historische Vorläufer

Bereits Ende des 19. Jahrhunderts fand der Lebensstilbegriff Eingang in die sozialwissenschaftliche Diskussion und wurde von Klassikern wie Thorstein Veblen

(1986), Georg Simmel (1989) und Max Weber (1964) thematisiert. So beschreibt Veblen (1986: 134) in seiner 1899 in der amerikanischen Originalausgabe erschienenen *Theory of the Leisure Class* (deutscher Titel: *Die Theorie der feinen Leute*), wie ökonomisch Begünstigte untere Gesellschaftsschichten ausgrenzen: In der Stilwahl setzen sie bewusst auf Seltenes und Kostbares, so dass ihr Lebensstil gegenüber Menschen mit geringerer ökonomischer Ausstattung exklusiv bleibt. Für Simmel (1989: 643; Original von 1900) bedeutet Stilisierung dagegen die Auflösung einer identitätsstiftenden Gesamtkultur: Einerseits diagnostiziert er zunehmende Freiheiten bei der Lebensgestaltung, andererseits sieht er dadurch eine dauerhafte Bindung gegenüber sinnstiftenden, kulturellen Inhalten gefährdet. Einen wiederum anderen Blickwinkel nimmt Weber (1964: 535-537; Original von 1921) ein: Für ihn existiert parallel zur ökonomisch bestimmten Klassenlage eine ständische Gliederung der Gesellschaft, wobei er zwischen Geburtsständen (wie Adel oder Bürgertum), Berufsständen und politischen Ständen unterscheidet. Die einzelnen Stände zeichnen sich durch ein bestimmtes Prestige und einen jeweils typischen Lebensstil aus. Stilisierung dient dabei der sozialen Schließung im Sinne von Monopolisierung ideeller (sogenannter Standesehre, sowie Privilegien) und materieller Güter oder Chancen, wobei Weber den ökonomischen Aspekt stärker gewichtet.

Obwohl die Wurzeln der Lebensstilforschung somit bis zu den Anfängen der Soziologie reichen, dominierten lange Zeit Differenzierungskonzepte die Debatte, welche vor allem die objektiven Lebensbedingungen in einer Gesellschaft untersuchten. Erst zu Beginn der 1980er Jahre erlebte die Lebensstilforschung eine Renaissance.

Pierre Bourdieu – Die feinen Unterschiede

Entscheidend wiederbelebt wurde die Debatte um Lebensstile durch Bourdieu (1998, 1999, 2000). Das Anliegen des französischen Ethnologen und Soziologen besteht nach eigenem Bekunden darin, Webers Gegensatz von Klasse und Stand zu überdenken (Bourdieu 1999: 12). In einem Gegenentwurf versucht er, Lebensstile in bestehende Klassen- und Schichtmodelle zu integrieren. Die objektive Sozialstruktur bestimmt sich danach vor allem aus 3 Ressourcen: dem *ökonomischen Kapital*, also Eigentums- und Vermögenswerten; dem *kulturellen Kapital*, d.h. erworbene Umgangsformen und Bildung, schulische Abschlüsse oder akademische Titel, aber auch materielle Kulturgüter wie Kunstobjekte; und dem *sozialen Kapital*, das aus familialem Rückhalt, Freundschaften und anderen sozialen Netzwerken entsteht. Umfang und Zusammensetzung der Kapitalarten bestimmen die Position einer Person im sozialen Raum, Veränderungen zeigen ihren sozialen Auf- oder Abstieg an (Bourdieu 1999: 195-197). Der Lebensstil ist nach Bourdieu eng an diese Kapitalausstattung gebunden und drückt sich in konkreten kulturellen Praktiken und Präferenzen wie Wandern oder Vorlieben für eine bestimmte Sportart aus.

Als Bindeglied zwischen Sozialstruktur und lebensstiltypischen Verhaltensweisen dient in Bourdieus Konzept der sogenannte *Habitus*. Er umfasst einerseits weitgehend unbewusste Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata, die stark durch die objektiven Lebensbedingungen eines Menschen geprägt sind. Zugleich bedingt der Habitus wiederum typische Lebensstile (Bourdieu 1999: 278-279). Damit offenbart der Habitus den sozialisationsbedingten Charakter kultureller Handlungen und Bedürfnisse: „Nicht nur jede kulturelle Praxis (der Besuch von Museen, Ausstellungen, Konzerten, die Lektüre, usw.), auch die Präferenz für eine bestimmte Literatur, ein bestimmtes Theater, eine bestimmte Musik erweisen ihren Zusammenhang primär mit dem Ausbildungsgrad, sekundär mit der sozialen Herkunft.“ (Bourdieu 1999: 17-18) Bourdieu möchte den Habitus jedoch nicht deterministisch verstanden wissen: In individuellen Lebensläufen oder bei gesamtgesellschaftlichen Umbrüchen wie einem sozialen Aufstieg oder der Flexibilisierung des Arbeitsmarktes passt dieser sich nicht ohne weiteres den äußeren Bedingungen an, sondern zeigt ein gewisses Beharrungsvermögen. Möglich ist sogar eine „Gespaltenheit des Habitus“, welche die Vermittlung zwischen Struktur und Praxis stört und vom Individuum als Unsicherheit und Unzufriedenheit mit dem eigenen Leben empfunden wird (Bourdieu u.a. 1998). Auch kann der Habitus bewusst in Frage gestellt werden, – nicht zuletzt durch soziologische Aufklärung.

In seiner Untersuchung *La distinction* (französisches Original von 1979, deutscher Titel: *Die feinen Unterschiede*) setzt Bourdieu sein Konzept empirisch aufwendig um. Dafür greift er auf verschiedene Erhebungen im Frankreich der 1960er und 1970er Jahre als sekundäre Quellen zurück. Primäre Datenbasis bildet jedoch eine in 2 Wellen durchgeführte Erhebung der Jahre 1963 und 1967/68 mit insgesamt 1.217 Personen aus Paris, Lille und einer nicht näher benannten Kleinstadt (Bourdieu 1999: 784-810). Die Lebensstile sind hierbei über unterschiedliches Freizeit- und Konsumverhalten sowie ästhetisches Empfinden ermittelt, wobei die Befragung durch Interviewerbeobachtungen zu Wohnverhältnissen und äußerem Erscheinen und Sprache der Zielpersonen flankiert ist. Trotz des großen Erhebungsaufwands bleiben zentrale Elemente der theoretischen Überlegungen empirisch unberücksichtigt: Der Habitus wird ausgeblendet, und die soziale Position eher klassisch über Schulbildung, Einkommen- und Vermögensverhältnisse sowie Berufsgruppen ermittelt, womit das kulturelle und ökonomische, nicht aber das soziale Kapital abgebildet werden.

Anhand dieser Daten erzeugt Bourdieu (1999: 211-219) mit Hilfe von Korrespondenzanalysen (statistische Verfahren der Lebensstilanalyse werden in Kapitel 2.1.3 sowie im Falle ihrer Anwendung erläutert) einen Raum der sozialen Positionen sowie einen Raum der Lebensstile und projiziert diese aufeinander. Abbildung 4 zeigt einen vereinfachten Ausschnitt der im Original sehr komplexen Darstellung. Der gemeinsame Raum differenziert entlang der Senkrechten nach Volumen und entlang der Waagerechten

nach Zusammensetzung der Kapitalsorten. Mit ihm zeigt Bourdieu (1999: 217-219) einen starken Zusammenhang zwischen Ressourcenausstattung und Verhalten der Menschen auf: Danach besitzen innerhalb des aufgespannten Raums Lebensstile mit Nähe zu einer sozialen Position (hier: Berufsgruppe) für diese eine identitätsstiftende und insbesondere distinktive Funktion. Große Entfernungen zwischen den Raumelementen stehen für starke stilistische und soziale Unterschiede.

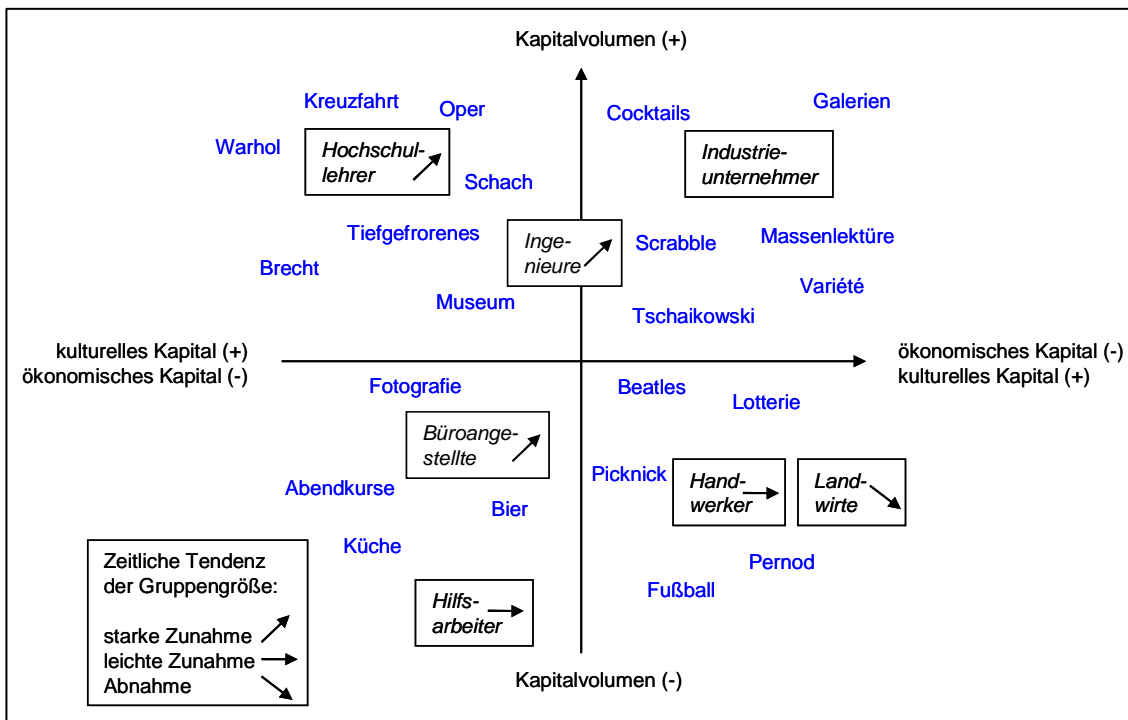


Abb. 4: Ausschnitt aus Bourdieus Raummodell (schematisierte Darstellung)

Quelle: Eigene Darstellung nach Bourdieu (1999: 212-213).

Insgesamt identifiziert Bourdieu (1999: 405-619) 3 Hauptklassen, die sich weiter unterteilen lassen und von denen jede eine eigene Kapitalsituation und einen typischen Lebensstil repräsentiert: Die *herrschende Klasse* umgibt sich gerne mit Luxusartikeln oder interessiert sich für Politik und Philosophie, klassische aber auch avantgardistische Kunst und setzt – gestützt durch ihre komfortable Kapitalausstattung – in Fragen des Geschmacks die Standards. Das *Kleinbürgertum* eifert der oberen Schicht nach, findet jedoch durch deren Distinktionsneigung und Kapitalbarrieren kaum Anschluss. Teilweise sucht man den Ausweg in alternativen Lebensweisen oder greift auf konservative Werte zurück. Der *unteren Klasse* bleibt aufgrund ihrer geringen Kapitalausstattung nichts anderes übrig als eine pragmatische Kultur des Notwendigen. Man fügt sich dem scheinbar Unausweichlichen und erhebt die Not zur Tugend, indem man wertschätzt, was praktisch ist und was man sich leisten kann. Dazu gehören beispielsweise robustes Mobiliar und eine pflegeleichte Kleidung. Übertriebene Stilisierungsneigungen werden geradezu als Verleugnung der eigenen Klasse empfunden und entsprechend sanktioniert.

Die Brisanz dieser Ergebnisse liegt in der Erkenntnis, dass Lebensstile nicht nur Ausdruck bestehender Herrschaftsverhältnisse sind, sondern diese wiederum stabilisieren. Verteilungskonflikte setzen sich über Lebensstile fort, indem auf symbolischer Ebene um die Aneignung, Durchsetzung und Zurschaustellung eines legitimen Geschmacks gerungen wird (Bourdieu 1999: 388-389). Der vermeintlich gute Geschmack würde demnach tatsächlich auf einer ressourcengestützten Definitionsmacht beruhen. Folgerichtig will Bourdieu (1999: 17) jene „Ideologie“ entmystifizieren, „die Geschmack und Vorliebe für legitime Kultur zu einer Naturgabe stilisiert“.

Bourdieu's Arbeiten fanden international breite Resonanz und haben auch in der Bundesrepublik Deutschland die Diskussion nachhaltig beeinflusst (siehe Müller 1986, Blasius und Winkler 1989, sowie die Sammelbände von Eder 1989 oder Fröhlich und Mörth 1994). Sein Verdienst ist es, weder lebensferne Klassen oder Schichten zu betrachten, noch Lebensstile als beliebige Vielfalt und damit sinnentleertes Konstrukt darzustellen. Erst durch den Bezug von Lebensstilen auf sozialstrukturelle Vorgaben wird die Tragweite ihrer distinktiven Funktion deutlich. Spätestens mit Bourdieu haben Lebensstile ihre Unschuld verloren. Gewicht erhalten seine Ergebnisse durch die beeindruckende theoretische Breite und den empirischen Aufwand seines Werks.

Als Schwachpunkt in Bourdieu's Arbeiten erweist sich vor allem sein Habituskonzept. So wirkt es recht konstruiert, wenn der Habitus als Rahmen oder Disposition für Präferenzen, Einstellungen und Handlungen dargestellt wird, deren konkreten Ausformungen aber bereits dem Lebensstil zugeschlagen werden. Dies dürfte auch der Grund dafür sein, dass Bourdieu das 3-gliedrige Theoriekonzept Struktur-Habitus-Praxis nie als Ganzes empirisch umgesetzt hat. So fehlt eine Projektion des Habitus in sein oben dargestelltes Raummodell. Für Dangschat (1994a: 433) verschwindet der theoretisch zentrale Habitus in einer „black-box“. Damit setze sich Bourdieu dem Verdacht aus, dem Habitus komme nur die Alibifunktion einer Vermittlungsinstanz zu, während in seinem Konzept das Verhalten doch nur durch die soziale Schicht determiniert sei. Konietzka (1995: 85) kritisiert, letztlich werde nur der Zusammenhang zu Berufstätigen und Lebensstilmerkmalen untersucht. Nicht-Erwerbstätige oder andere ungleichheitsrelevante Strukturmerkmale wie Alter oder Geschlecht bleiben zumindest empirisch ausgeklammert.

Auch die Übertragbarkeit von Bourdieu's Studien aus dem Frankreich der 1960er Jahre auf heutige Verhältnisse anderer Länder ist umstritten. So ist unklar, wie sich das Modell verhält, wenn man von einer Auflösung klassischer Sozialstrukturen oder zumindest einer wohlstandsbedingten Zunahme an Stilisierungsmöglichkeiten ausgeht. Fröhlich und Mörth (1994: 25) sehen Bourdieu's Konzept dennoch als elastisch genug, um an andere gesellschaftliche Verhältnisse angepasst zu werden. Schulze (1997: 16) rät hingegen, bei der Analyse bundesdeutscher Verhältnisse den französischen

Soziologen wenigstens in Teilen „systematisch zu vergessen“. Gestützt wird diese Empfehlung durch neuere empirische Erkenntnisse (siehe auch unten, Kapitel 2.1.3), die Hradil (2006: 266) mit Blick auf Bourdieu wie folgt bewertet: „So unbewußt angeeignet, so unausweichlich einstellungsprägend und zählebig anhaftend, in allen Lebensbereichen verhaltensregulierend und für große Gruppen übereinstimmend sind klassenspezifische Habitusunterschiede nicht, zumindest nicht heute und nicht in Deutschland.“

Gerhard Schulze – Die Erlebnisgesellschaft

Für die Bundesrepublik Deutschland hat Schulze (1997) eine Untersuchung vorgelegt, die wie Bourdieu über wissenschaftliche Kreise hinaus große Aufmerksamkeit erfahren hat. Schulze löst sich von Bourdieus Kulturkritik, indem er von einer Aufweichung starrer gesellschaftlicher Strukturen ausgeht, die für den Einzelnen größere Wahlfreiheit bedeutet. Diese Gestaltungsspielräume zwingen nach Schulze (1997: 58-60) die Menschen geradezu, ihren eigenen Bedürfnissen stärkere Beachtung zu schenken. Die Folge ist eine zunehmende Erlebnisorientierung der Menschen, durch welche sie ihre soziale Umwelt nach ästhetischen Gesichtspunkten wahrnehmen und beurteilen. Zu erkennen ist dies bereits am Umgang mit ganz alltäglichen Elementen wie Kleidung oder Musik. Dabei zeigen Menschen neben persönlichen Präferenzen Nähe oder Distanz zu kollektiven Bedeutungs- und Geschmacksmustern, von Schulze (1997: 128) *alltagsästhetische Schemata* genannt. Diese alltagsästhetische Schemata werden in sozialen Kontexten konstruiert und stellen daher prinzipiell veränderliche Muster dar.

Die Erlebnisorientierung eröffnet dem Einzelnen vielfältige Gestaltungsmöglichkeiten. Würde jeder nur seinen persönlichen Vorlieben folgen, würde dies aber das soziale Miteinander erschweren, nähmen Erwartungsunsicherheiten und Enttäuschungsrisiken allgemein zu. Um derartige Kommunikationsprobleme zu vermeiden, werden soziale Kontakte vorwiegend zu ästhetisch Gleichgesinnten gesucht. Auf diese Weise verdichten sich typische Stile, gewissermaßen als „freiwillige Selbstbeschränkung angesichts unendlich vieler Möglichkeiten“ (Schulze 1997: 123). In einer erlebnisorientierten Gesellschaft bahnen neben dem Stil vor allem Alter und Bildung soziale Kontakte an; denn laut Schulze stellen auch sie bedeutsame und gut wahrnehmbare Zeichen dar. Im Gegenzug verlieren beruflicher Status, Lebensstandard, Wohnumgebung und Religion an Relevanz und Lesbarkeit. Dies gilt nach Schulze (1997: 186-192) auch für die Bundesrepublik Deutschland der 1980er Jahre.

Stil, Alter und Bildung tragen damit entscheidend zum Entstehen *sozialer Milieus* bei, von Schulze (1997: 174) verstanden als Großgruppen mit Menschen, bei denen sich objektive Lebenssituationen und deren subjektive Gestaltung in vergleichbarer Weise verbinden. Neben diesem Ähnlichkeitskriterium zeichnen sie sich durch eine verstärkte

Binnenkommunikation aus, d.h. eine erhöhte Wahrscheinlichkeit, persönliche Kontakte mit Angehörigen derselben Gruppe zu pflegen. Die Vorstellung einer Determination durch sozio-ökonomische Vorgaben, hierarchischen Ordnung und räumlicher Segregation schließt Schulze bewusst aus seinem Milieubegriff aus und macht sie so einer ergebnisoffenen empirischen Untersuchung zugänglich (Schulze 1997: 175). Damit ist sein Milieubegriff durchaus mit dem in Kapitel 2.1.1 herausgearbeiteten Definitionskern von *Lebensstil* vereinbar. Tatsächlich räumt Schulze (1997: 174) selbst ein, man könne bei seinem Milieubegriff genauso gut von Lebensstilen sprechen.

In seiner Studie *Die Erlebnisgesellschaft* (Erstausgabe von 1992) versucht Schulze, seine Überlegungen durch umfassende empirische Befunde zu erhärten: Da in seinem theoretischen Konzept Alter, Bildung und Stiltyp eine prominente Rolle einnehmen, hofft er, mit diesen Variablen tatsächlich existente Milieus und ihre Entstehung nachzeichnen zu können. Als Datengrundlage dient ihm eine 1985 in der Stadt Nürnberg durchgeführte Befragung von 1.014 Personen (Schulze 1997: 591-593). Über mündliche Interviews und zusätzliche Fragebogen wurden Angaben zu Freizeitaktivitäten, Musikrichtungen, Fernseh- und Lesegewohnheiten, verschiedenen Themeninteressen und sozialen Kontakten erfragt, aber auch zu Selbsteinschätzungen, Werten und Einstellungen. Ergänzt wurden diese Daten durch Interviewerbeurteilung unter anderem zu den Wohnverhältnissen der Zielpersonen.

Mit Hilfe der erhobenen Daten versucht Schulze zunächst, die von ihm postulierten alltagsästhetischen Schemata zu konkretisieren. Über faktorenanalytische Explorationen und hypothesengeleitete Tests identifiziert er Zeichenmuster der Stilisierung, die sich auf 3 in sich konsistente und voneinander weitgehend unabhängige Dimensionen verdichten lassen (Schulze 1997: 620-629). Sie sollen die historische Entwicklung fortschreitender Differenzierung abbilden. Die kulturhistorisch älteste Dimension stellt das *Hochkulturschema* dar. Sie bildet das „Schöngestige“ ab und damit eine zuweilen ironische Ambivalenz zwischen Kultiviert- und Überheblichkeit, zwischen Ernsthaftig- und Nutzlosigkeit. In der konkreten Zeichenverwendung zeigt man sich dabei von der Klassik zur Moderne anpassungsfähig. Sie reicht von Bach bis Beuys genauso wie von Wagner bis Warhol. Körperliches wird zugunsten des Geistigen zurückgenommen, die Form dominiert den Inhalt. Dabei strebt man Perfektion an. Kunst muss nicht als Genuss empfunden werden, sondern gilt eher als Pflichtprogramm. „Als kulturelle Feindbilder der Gegenwart fungieren unter anderem der biertrinkende Vielfernseher, der Massentourist, der Bildzeitungsleser.“ (Schulze 1997: 146)

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entsteht als Gegenpol zur Hochkultur das *Trivialschema*. In ihm äußert sich ein Bedürfnis nach Harmonie und Geborgenheit. Hier werden bis heute Traditionen und das Vertraute gepflegt; am liebsten in Gemeinschaft. Neuem, Fremdem, als individualistisch und exzentrisch Empfundener steht man

misstrauisch bis ablehnend gegenüber. Auch wenn nach Schulze (1997: 152) dem Trivialschema der „Geruch der kleinen Leute“ anhaftet, sieht er keine Parallelen zum Notwendigkeitsgeschmack bei Bourdieu, sondern meint eine Flucht vor den Zwängen zu erkennen, eine „Kultur der schönen Illusion“. Sie äußert sich im gemütlichen Beisammensein, beim Schützenfest, der Kaffeefahrt, im Arztroman oder bei Musikantenstadl und Schlagerparade. Aus der Außenperspektive werden diese Elemente zumeist abfällig als Kitsch, Spießigkeit oder gar Geschmacklosigkeit bezeichnet. „Das kulturkritische Feindbild vom Trivialschema verkörpert sich in der Figur des Gartenzwerge.“ (Schulze 1997: 150)

Das *Spannungsschema* als historisch jüngste Dimension beginnt sich in den 1960er Jahren abzuzeichnen. Entscheidende Impulse zog es aus musikalischen Entwicklungen in den USA, die sich auch hierzulande immer mehr zur Massenkultur wandelten. Subkulturelle Strömungen, antiautoritäre Haltungen und individueller Freiheitsdrang kombinieren sich hier mit Aggressivität, Tempo, Lautstärke und expressiven Showelementen. Pop und Rock sowie später auch neuere Musikströmungen bilden den begleitenden Soundtrack, ob nun in den eigenen vier Wänden oder auf Partys, Konzerten oder in der Diskothek. Daneben gibt man sich technikaffin, kommunikativ und mobil. Die Offenheit gegenüber Neuem ist gepaart mit einer Angst vor Langeweile. Vom Etablierten, vom als angepasst, langweilig und bieder Empfundene setzt man sich ab. Insgesamt ist die Erlebnisorientierung gesteuert von einem narzisstischen Bedürfnis nach Spaß, Abwechslung, Spannung und Selbstinszenierung. Zugleich drückt sich in diesem Schema ein besonderer Anspruch auf Selbstverwirklichung aus. „In der Lebensphilosophie des Spannungsschemas [...] gibt es nichts Größeres als einen selbst, andererseits gibt es dieses vielfach.“ (Schulze 1997: 157)

Zusammen ergeben die Schemata einen 3-dimensionalen Raum der Stile, in welchem jede Achse die Nähe versus Distanz zu einem der Muster abbildet (Schulze 1997: 157-158). In dem so aufgespannten Kontinuum sind prinzipiell beliebige Kombinationen der gleichzeitigen Nähe und Distanz zu unterschiedlichen Schemata möglich. Dennoch gelingt es Schulze (1997: 676-695), typische Kombinationen (Stiltypen) auszumachen und diese mit Hilfe von Korrespondenzanalysen objektiven Lagekriterien zuzuordnen. Dabei konstruiert er 5 Alter-Bildungs-Gruppierungen derart, dass sie bezogen auf Nähe respektive Distanz zu den verschiedenen Schemata ein möglichst charakteristisches Stilprofil aufweisen (Schulze 1997: 278-279). Mit dem Anspruch eines einfachen Modells erzielt er die größte Trennschärfe mit einer Altersgrenze von 40 Jahren, wobei die jüngeren Personen nochmals in 2 und die älteren in 3 Bildungsstufen unterteilt sind (Abbildung 5). Die so entstandenen 5 Alter-Bildungs-Gruppierungen interpretiert Schulze als soziale Milieus, in denen sich kollektive Stiltypen manifestiert haben (für eine ausführliche Beschreibung der Milieus siehe Schulze 1997: 283-330).

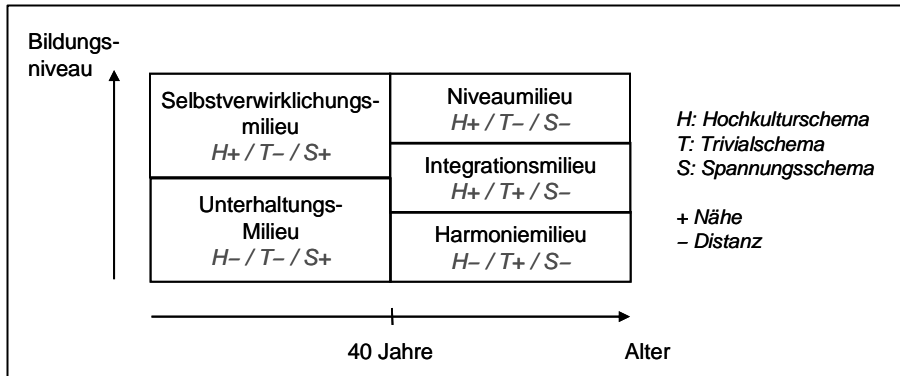


Abb. 5: Milieumodell nach Schulze

Quelle: Eigene Darstellung nach Schulze (1997: 165, 279 und 384).

Für die Über-40-Jährigen umfasst das *Harmoniemilieu* niedrige Bildungsabschlüsse einer Haupt- oder berufsbildenden Schule, das *Integrationsmilieu* verschiedene Abstufungen der Mittleren Reife und das *Niveaumilieu* höhere Bildungsgrade vom Fachabitur bis zum universitären Studienabschluss. Für die jüngere Bevölkerung reicht das *Unterhaltungsmilieu* von den niedrigeren Bildungsgraden bis zur Mittleren Reife und Lehre und umfasst das *Selbstverwirklichungsmilieu* alle darüber liegenden Bildungsabschlüsse. Innerhalb der Milieus herrschen ähnliche Semantiken, Wahrnehmungen, Erfahrungen, Deutungen und Normen: „Milieus sind sozio-kulturelle Gravitationsfelder mit eigenen Wirklichkeiten.“ (Schulze 1997: 267) Verortet sind diese sozio-kulturellen Gravitationsfelder im Raum der Stile und zeigen dort graduell die Nähe und Distanz zu einzelnen alltagsästhetischen Schemata an.

Während Bourdieu der sozio-ökonomischen Position Lebensstilpraktiken gegenüberstellt, versucht Schulze also, typische Konfigurationen zwischen verschiedenen Alter-Bildungs-Gruppierungen und den alltagsästhetischen Schemata nachzuweisen. Schulze unterstellt den Wandel von einer Knappheits- zu einer Erlebnisgesellschaft und folgt diesem konzeptionell mit einem Wechsel von einem Modell der Beziehungsvorgabe zu einem Modell der Beziehungswahl. Daher stellt sich die Verknüpfung zwischen Struktur und Praxis bei ihm weniger eng dar als bei Bourdieu. Auch ist die Bedeutung der vertikalen Ordnung eine geringere: „Zwischen den Milieus herrscht ein Klima von Indifferenz oder achselzuckender Verächtlichkeit, nicht geregelt und hierarchisiert durch eine umfassende Semantik des Oben und Unten.“ (Schulze 1997: 405) Zwar weisen die Milieus auch Distinktionspraktiken auf, die jeweils eigene Lebenseinstellungen und Genussorientierung rückt demgegenüber jedoch stärker in den Vordergrund. Neben den Motiven haben sich auch die Mechanismen gewandelt, sich sozial zu gruppieren: „Ästhetisierung des Alltagslebens bedeutet Ästhetisierung der Milieubildung.“ (Schulze 1997: 169)

Schulzes Neuausrichtung der Lebensstilforschung ist nicht ohne Kritik geblieben. Konietzka (1995: 92-93) hält es für eine „fragwürdige Konstruktion“ anzunehmen, eines der drängendsten Probleme der Menschen sei, durch Erlebnisroutinen Orientierung und Erwartungssicherheit zu schaffen, und dass diese individuellen Ordnungsbedürfnisse zu einer gesellschaftlichen Großgruppenstruktur führen sollen. Vielmehr könnten die festgestellten Konstellationen zwischen Alter-Bildungs-Gruppen und sozio-kulturellen Merkmalen auch als Bestätigung der Strukturierungsthese gelten und stellen damit die Annahme einer innen- und erlebnisorientierten Gesellschaft vielmehr in Frage (Konietzka 1995: 93-94). Ganz ähnlich bemerkt Georg (1998: 89) kritisch, dass Schulzes Milieus recht genau in klassischen Schichten aufgehen würden. Dem ist zu entgegnen, dass die getrennte Operationalisierung von Stilen, anderen wahrnehmbaren und bedeutsamen Zeichen wie Alter und Bildung sowie weiteren Lagemerkmale es erlaubt, die festgestellten Verbindungen auch zukünftig zu hinterfragen und empirisch zu prüfen.

In einer empirischen Längsschnittstudie kann Müller-Schneider (2000: 369-374) den Zusammenhang von Alter und Bildung zu Schulzes alltagsästhetischen Schemata immerhin bis zum Ende der 1990er Jahre erhärten. Bei insgesamt großer Stabilität der Milieukonstellationen zeichnen sich moderate Veränderungen wie eine größere Spannungsorientierung ab. Auch Hartmann (1999: 178-195) bestätigt die Konsistenz der alltagsästhetischen Schemata für die Stadt Köln Mitte der 1990er Jahre, kann jedoch das Integrationsmilieu nicht in ähnlicher Weise reproduzieren. Hartmann (1999: 227-232) differenziert Schulzes Ergebnisse zum Alterseffekt zudem um die Erkenntnis, dass beim Hochkulturschema die lebenszyklische Komponente dominiert, bei Trivial- und Spannungsschema hingegen Kohorteneffekte (Bedeutung der Geburtsjahrgänge) überwiegen. Wolf (2003: 50) weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass bei Schulzes auf dem Jahr 1985 basierenden Daten die Trennungslinie mit 40 Jahren zwischen der Vor- und Nachkriegsgeneration des Zweiten Weltkriegs unterscheidet. Demnach wäre die Altersgrenze bei späteren Untersuchungen entsprechend nach oben zu verschieben oder nach neuen Kohortenbrüchen wie der sogenannten 68er-Generation zu suchen.

Hartmut Lüdtke – Lebensstil als Performanz

Mit Lüdtke (1989, 1990, 1994, 1996) liegt ein weiterer Versuch eines deutschen Autors vor, der Lebensstilforschung ein theoretisches Fundament zu verschaffen und seine empirische Umsetzbarkeit unter Beweis zu stellen. Lüdtke (1996: 140) versteht Lebensstile als regelmäßige Verhaltensmuster, in denen auch strukturelle Lagen, ebenso wie Habitualisierungen und soziale Affinitäten zum Ausdruck kommen. In seiner theoretischen Herleitung steckt er den Rahmen dabei zunächst sehr weit und nennt 4 Lebensstildimensionen (Lüdtke 1989: 42-44):

- Die *sozio-ökonomische Situation*, d.h. objektive Ressourcen und Zwänge, die sich aus der Arbeits-, Haushalts- und Wohnsituation ergeben.
- *Kompetenz* als im Lebenslauf erworbene soziale und kulturelle Fähigkeiten.
- *Performanz* als Gesamtheit an Handlungen und Interaktionen, inklusive ihres Entstehungskontextes und ihrer Außenwirkungen.
- *Motivation* als subjektive Bedürfnisse, Einstellungen, Präferenzen und Ziele.

Die Aspekte der sozio-ökonomischen Situation und Kompetenz decken sich weitgehend mit dem ökonomischen, sozialen und kulturellen Kapital im Sinne Bourdieus, die Performanz mit den dort genannten Praktiken.

Lüdtke erhebt den Anspruch, mit diesen Dimensionen sowohl mikro-, als auch makrotheoretische Aspekte zu berücksichtigen, die sich einseitig oder wechselseitig beeinflussen können. Er empfiehlt, sie zusammen „als ein Fließgleichgewicht zu denken“ (Lüdtke 1989: 44). Ändert sich für ein Individuum beispielsweise die Konstellation aus Situation, Kompetenz und Motivation, wird es versuchen, seine Performanz den neuen Bedingungen anzupassen. Gleichzeitig räumt Lüdtke ein, dass sich ein derart weit gefasster Lebensstilbegriff empirisch kaum verwenden lässt. „Um einer analytischen Unschärfe und einem Beschreibungschaos zu entgehen“, schlägt er vor, Lebensstile zunächst allein über Performanz und offen geäußerte Motivationen zu erfassen (Lüdtke 1989: 45-46). Diese Fokussierung ermöglicht die Integration in verschiedene Modelle: Auf der einen Seite kann der Lebensstil eines Menschen als durch seine sozio-ökonomische Situation beeinflusst gelten, aber auch durch seine sozialen und kulturellen Fähigkeiten, sowie durch seine Einstellungen, Ziele und Präferenzen. Andererseits kann Lebensstilen die Möglichkeit zugestanden werden, auf ihren Entstehungskontext oder andere Verhaltensbereiche zurückzuwirken. Lüdtke (1989: 72-73 und 81-83) formuliert hierzu in Anknüpfung an verschiedene soziologische und sozial-psychologische Arbeiten erste Modellvorschläge und Hypothesen.

Lüdtke thematisiert hierbei insbesondere die Entstehungsprozesse, in denen sich Lebensstile ausdifferenzieren. Ähnlich wie Schulze geht er davon aus, dass Menschen eine eigene Identität bilden und sichern, indem sie Nähe zu Personen suchen, die einen ähnlichen individuellen Stil wie sie selbst aufweisen. Allerdings betont Lüdtke (1989: 61-62) gegenüber Schulze stärker den Aspekt der Nutzenmaximierung, der seines Erachtens dieses Verhalten begründet. Demnach wird ein Lebensstil „von seinen »Produzenten« bzw. Anhängern in biographischen Prozessen von Versuch und Irrtum sowie des Vergleichs mit anderen Personen oder Gruppen entwickelt und bildet daher einen erprobten, bewährten und insofern sinnvollen Gesamtzusammenhang von Alltagsroutinen, Symbolen, Verhaltensmustern und Bezugsgruppen“ (Lüdtke 1990:

434; Hervorhebung im Original). Auf diese Weise verdichten sich individuelle Lebensstile nach und nach zu kollektiven Stilen, die sich auf einer höheren Aggregationsebene schließlich in sozial-räumlicher Segregation äußern können (Lüdtke 1989: 71). Notwendig für diesen Verdichtungsprozess ist laut Lüdtke ein expressiver Charakter von Lebensstilen. Damit unterstreicht er auch theoretisch seinen empirischen Ansatz, Lebensstile über offen sichtbare Handlungsäußerungen und Motivationen zu operationalisieren.

Empirisch beschränkt sich Lüdtke zunächst auf eine exemplarische Umsetzung seines theoretischen Konzepts. Dabei verwendet er Daten einer nicht-repräsentativen Befragung, an der im Winter 1986/1987 in verschiedenen bundesdeutschen Regionen mit Schwerpunkt Hessen 98 Personen teilnahmen. Bei der Bildung der Lebensstiltypen bedient sich Lüdtke (1989: 110-113) seinem Konzept folgend Variablen der Performanz: Freizeitverhalten, Lese- und Hörpräferenzen, Speisegewohnheiten, Wohnungsausstattung und Kleidungsstil. Für jeden dieser Lebensbereiche verdichtet er die einzelnen Verhaltens-Items anhand von Hauptkomponenten-Analysen auf wenige, voneinander unabhängige Komponenten. Die so extrahierten Faktoren gehen in eine Clusteranalyse ein, bei der die Befragten zu Gruppen mit in sich möglichst homogener Performanz zusammengefasst werden. Auf die Ergebnisse wird hier aufgrund der geringen Stichprobengröße und des damit nur exemplarischen Charakters der Auswertung nicht weiter eingegangen.

In 2 Sekundäranalysen und einer eigenen Erhebung behält Lüdtke seine Methodik weitgehend bei und wendet sie im größeren Maßstab an (siehe zusammenfassend Lüdtke 1994: 318-320). Zum einen nutzt er eine 1987 in der damaligen Bundesrepublik Deutschland durchgeführte EMNID-Umfrage. Da er Lebensstile im Sinne gefestigter aber zugleich freiwilliger Alltagsroutinen vor allem im mittleren Alterssegment vermutet, beschränkt er sich auf eine Teilstichprobe mit 1.494 Personen zwischen 30 und 60 Jahren. Lüdtke identifiziert insgesamt 15 Lebensstiltypen. Die Auswertung leidet allerdings unter dem engen Fokus der Primärerhebung auf das Thema Sport und Freizeit. Damit ist nur ein Teil der von Lüdtke selbst als wichtig erachteten und in seiner früheren Protostudie erfragten Items abgedeckt. In einer weiteren EMNID-Erhebung zum Zeitbudget von 404 erwachsenen Personen ohne obere Altersbegrenzung sind die Items etwas breiter gestreut. Lüdtke kommt hier auf 12 Lebensstiltypen. In seiner eigenen Erhebung wurden 1992 über eine Telefonbuchauswahl in Mittelhessen 386 Personen aus 305 Haushalten befragt. Neben dem Freizeitverhalten wurden hier kulturelle Praktiken, der Umgang mit Technik, Wohn- und Kleidungsstil sowie Ernährungsgewohnheiten ermittelt. Bei dieser Studie identifiziert Lüdtke 8 Lebensstiltypen. Trotz unterschiedlicher Stichproben, den zeitlichen Abständen zwischen den Erhebungen, sowie abweichenden Operationalisierungen und variierenden Clusterzahlen meint der Autor, zwischen den Auswertungen eine weitgehende Stabilität

der Lebensstiltypen zu erkennen (Lüdtke 1994: 322). Für die 1992er-Studie kommt Lüdtke zu den in Tabelle 2 aufgeführten Charakterisierungen, die sich in der Terminologie teilweise an Schulze anlehnen.

	Lebensstiltypen in Prozent
Hochkulturschema der Mittelschicht	15,5
Konventionalität und Trivialschema der Freizeit von Familienhaushalten der unteren ökonomischen Mittelschicht im ländlichen Milieu	14,2
Untypisches Muster mit Häufung unterdurchschnittlicher Merkmalsausprägungen	13,7
Nostalgischer Wohnstil von Älteren mit eher niedrigem Ausbildungsstatus	13,7
Auffällig-modernes High-Life von Jüngeren der gehobenen Mittelschicht mit männlicher Dominanz	11,9
Unkonventionalität der Kleidung, des Wohnens und der Ernährung bei Jüngeren mit hohem Ausbildungs- und Berufsstatus	11,1
Konventionalität und Trivialschema der Freizeit von Älteren der unteren Mittelschicht im ländlichen Milieu mit männlicher Dominanz	10,9
Unkonventionelle Häuslichkeit der legeren Gemütlichkeit bei Jüngeren der unteren ökonomischen Mittelschicht	8,8

Tab. 2: Lebensstiltypen nach Lüdtke

Quelle: Lüdtke (1994: 320). N = 386.

Obwohl auch Merkmale der strukturellen Lage und der Mentalität zur Interpretation dieser Lebensstiltypen herangezogen werden, gingen in ihre clusteranalytische Konstruktion ausschließlich Performanzvariablen ein. Mit seiner Fokussierung auf die Verhaltensdimension plädiert Lüdtke dafür, Lebensstile vom Individuum her zu denken, d.h. einzelne Akteure oder Haushalte als ihre Träger zu begreifen. Dabei negiert Lüdtke (1989: 58-59) keineswegs die Bedeutung gesamtgesellschaftlicher Strukturen, sieht aber den Zusammenhang zur sozialen Lage differenzierter als Bourdieu: Zum einen nimmt das soziale Kapital bei ihm eine größere Bedeutung ein. Zum anderen sind Sozialstruktur und Stilisierung für Lüdtke weniger klar vertikal gegliedert. Bestimmte Kombinationen an Ressourcen wirken gleichgerichtet auf die Stilisierungsmöglichkeiten, während andere interagieren und dabei ihre Wirkung ändern. Beispielsweise sorgt hohes kulturelles Kapital für eine eher bewusste Ästhetisierung und Exklusivität, in Verbindung mit geringem ökonomischem Kapital fördert es jedoch innovative Lebensstile.

Lüdtkes zunächst individualistische Perspektive ist in seinem Konzept um einen weiteren kollektiven Aspekt ergänzt. Dieser zielt auf die Außenwirkung der Stilisierung und damit auf die Entstehung von Lebensstilen in sozialen Austauschprozessen und deren symbolgestützte Schließung nach außen. In Lebensstilen kommen somit nicht nur strukturelle Lagen und Habitualisierungen zum Ausdruck; die Stilisierung wirkt über Rückkopplungseffekte auch auf ungleichheitsrelevante Strukturen zurück. Mit dieser integrierten Sichtweise gelingt Lüdtke der Kunstgriff, trotz individualistischer

Ausrichtung seines Konzepts der Debatte einen Impuls zu geben, der über die bloße Frage nach Strukturierung versus Entstrukturierung hinausgeht.

Allerdings verliert Lüdtkes Ansatz dadurch an Schärfe, dass er Lebensstile theoretisch und empirisch uneinheitlich behandelt. Zwar hebt er die Bedeutung außengerichteter Handlungen für die Stilisierung durchaus plausibel hervor. Unklar bleibt dann aber, warum er neben der Performanz die Situation, Kompetenz und Motivation überhaupt als *Dimensionen* des Lebensstils auffasst und sich dann in komplexen Modellierungsversuchen zu deren Wechselwirkungen verstrickt. Dass Lüdtkes (1990: 450-452) dann empirisch nur einen geringen Einfluss von objektiven Ressourcen und subjektiven Präferenzen auf das tatsächliche Verhalten nachweisen kann, stellt die Konsistenz seines theoretischen Lebensstilbegriffs dabei weiter in Frage. Gleichzeitig verschärft er die Gefahr tautologischer Aussagen, wenn er Lebensstile als Prädiktoren für Verhaltensweisen wie Technikakzeptanz, Mobilität oder politischer Einstellungen einsetzen möchte, die selber der Operationalisierung der Lebensstile dienen könnten. Dies verwundert umso mehr, als dass sich Lüdtkes (1989: 81-82) der Problematik solcher Zirkelschlüsse durchaus bewusst ist.

Trotz der genannten Schwächen kann Lüdtkes methodisch-empirisches Vorgehen in der wissenschaftlichen Lebensstilforschung inzwischen als etabliert gelten. Verschiedene Autoren haben seinen Ansatz aufgegriffen, sich aber um eine theoretisch und empirisch einheitlichere und klar abgegrenzte Konstruktion von Lebensstilen bemüht (siehe unten Kapitel 2.1.3). Dabei hat sich in der Operationalisierung ein weitgehend gängiger Kanon an Items zu offen sichtbaren Verhaltensweisen mit ästhetischer Orientierung und teilweise auch stilisierungsrelevanten Werteinstellungen entwickelt. Üblich sind Fragen zu Freizeit- und Konsumverhaltenverhalten, sozialen Kontakten, Themeninteressen, Mediennutzung, Musik- und Lektürepräferenzen, teilweise auch zu Wohn- und Kleidungsstil, Wertorientierung und Einstellungen, Wahrnehmung des persönlichen Alltags oder zur Bedeutung von Arbeit und Familie. Lüdtkes Konstruktionsweise der Lebensstilgruppen wurde weitgehend beibehalten. So werden die erhobenen Variablen zunächst faktorenanalytisch verdichtet und dann zur Identifizierung der Lebensstiltypen clusteranalytisch genutzt. Bereiche wie sozio-ökonomische Situation, Gesundheit oder Anomie werden als außerhalb des Lebensstils liegend verstanden und teilweise als mögliche Bestimmungs- oder Zielgrößen untersucht. Einige dieser Arbeiten seien im Folgenden genannt.

Georg (1998) wertet in einer Sekundäranalyse Daten einer kommerziellen Repräsentativerhebung (Life Style '90) aus, mit der 1990 in der damaligen Bundesrepublik Deutschland 2.000 Personen befragt wurden. Der Autor identifiziert 8 Lebensstiltypen und prüft, inwieweit sich diese Gruppen anhand der sozialen Lage sowie von Werteinstellungen vorhersagen lassen. Georg (1998: 213-235) kann dabei

keine deterministische Verknüpfung feststellen, aber durchaus überzufällige Auswirkungen vertikaler Merkmale und von Lebensalter, Geschlecht und Wertorientierungen, die in spezifischen Kombinationen mit bestimmten Stilen verbunden sind. Schneider und Spellerberg (1999: 95-128) konnten eigene Items in den Sozialwissenschaften-Bus 1996 einbringen, mit dem in Ost- und Westdeutschland mehr als 3.000 Personen befragt wurden. Auf dieser Datenbasis kommen sie für West- und Ostdeutschland zu jeweils 9, nur teilweise deckungsgleichen Lebensstiltypen. Ihre aufgrund der großen Stichprobe viel beachtete Typologie ist in Tabelle 3 dargestellt. Bei Wohnbedürfnissen und -zufriedenheit und räumlicher Mobilität stellen Schneider und Spellerberg (1999: 273-285) eine klassischen Ungleichheitsmerkmalen mindestens ebenbürtige Vorhersagekraft durch Lebensstile fest.

Westdeutschland	Anteil in Prozent	Ostdeutschland	Anteil in Prozent
Hochkulturell Interessierte, sozial Engagierte	11	Hochkulturell Interessierte, sozial und beruflich Engagierte	12
Arbeits- und Erlebnisorientierte, vielseitig Aktive	9	Arbeits- und Erlebnisorientierte, vielseitig Aktive	8
		Kulturell Interessierte, Arbeits- und Familienorientierte	9
Expressiv Vielseitige	12	Expressiv Vielseitige	8
Sachlich-pragmatische Qualitätsbewußte	12		
		Sachlich-pragmatische Unauffällige	13
Hedonistische Freizeitorientierte	6	Hedonistische Freizeitorientierte	8
Häusliche mit Interesse für leichte Unterhaltung und Mode	12		
Einfach Lebende, arbeitsorientierte Häusliche	13		
		Traditionelle, kulturell interessierte Familienorientierte	18
Sicherheitsorientierte, sozial Eingebundene mit Vorlieben für volkstümliche Kultur und Mode	11	Sicherheitsorientierte, sozial Eingebundene mit Vorlieben für leichte Unterhaltung und Mode	13
Traditionelle, zurückgezogen Lebende	16	Traditionelle, zurückgezogen Lebende	12

Tab. 3: Lebensstiltypen nach Schneider und Spellerberg

Quelle: Schneider und Spellerberg (1999: 104). Datenbasis: Sozialwissenschaften-Bus 1996. Die Zahl der Befragten ist mit „etwa 3.000“ angegeben (Schneider und Spellerberg 1999: 100).

Auch für Hamburg, dem Untersuchungsgebiet der vorliegenden Arbeit, liegen 2 Untersuchungen vor, die Lüdtke methodisch weitgehend folgen: Dies gilt für eine Studie Gieglers (1994), welche auf einer 1990 durchgeführten Befragung von 168 Personen basiert. Trotz der schmalen Datenbasis kommt der Autor für die Hamburger Bevölkerung zu 7 abgrenzbaren Lebensstiltypen. Giegler (1994: 269-272) meint, bemerkenswerte Übereinstimmungen zwischen seiner Typologie und der von Becker und Nowak (1985), Gluchowski (1988) und Schulze (1997) zu erkennen. In einer eigenen Arbeit habe auch ich Daten nach dem oben beschriebenen Prozedere

ausgewertet (Eichenberg 2001). Auf Grundlage einer im Winter 1998/1999 in Hamburg durchgeführten Befragung an 261 Personen lassen sich hierbei 6 Lebensstiltypen identifizieren und hinsichtlich ihrer Bewertung urbaner Motive untersuchen. Dabei zeigen sich insbesondere bei alternativen, ethnischen und religiösen Symbolelementen Unterschiede, die im Vergleich zu klassischen Soziale-Lage-Merkmalen ähnlich gut nur von Alter und Bildung erklärt werden (Eichenberg 2001: 67-73).

Gunnar Otte – Typologie der Lebensführung

Otte (2004) entwickelt einen Ansatz der *Lebensführung*, der trotz abweichender Terminologie anderen Lebensstilanalysen sehr nahe steht und stark empirisch ausgerichtet ist. Den Begriff der Lebensführung begründet er damit, dass sein Konzept neben offen sichtbaren Handlungen auch latente Wertorientierungen umfassen soll (Otte 2004: 57). Die zentralen Dimensionen der Lebensführung entwickelt er aus einer Metaanalyse der einschlägigen Lebensstilstudien, insbesondere von Becker und Nowak (1985), Schulze (1997) und Spellerberg (1996a). Für ihn kristallisieren sich dabei 2 Dimensionen als dominant heraus: einerseits die der ökonomischen und kulturellen Ressourcenverwendung (das *Ausstattungs-niveau*), andererseits eine zu kohorten- und lebenszyklischen Elementen, sowie Aspekten des Familienlebens und der beruflichen Karriere (*Modernität und biografische Perspektive*).

Ausstattungs-niveau ↑	Konservativ Gehobene 7,7%	Liberal Gehobene 9,4%	Reflexive 9,8%
	Konventionalisten 12,1%	Aufstiegsorientierte 17,2%	Hedonisten 16,7%
	Traditionelle Arbeiter 12,7%	Heimzentrierte 8,8%	Unterhaltungssuchende 5,5%
	→ Modernität / biografische Offenheit		

Abb. 6: Lebensführungs-Modell nach Otte

Quelle: Eigene Darstellung nach Otte (2004: 136-139 und 166). Die Prozentwerte beziehen sich auf die 1999er-Studie.

Diese Erkenntnis greift Otte (2004: 143-148) empirisch mit Hilfe 3 standardisierter Telefonumfragen auf, die in Mannheim in den Jahren 1999, 2000 und 2001 mit 1.020, 764 und 1.028 Teilnehmern durchgeführt wurden. Trotz seiner abweichenden Terminologie orientiert sich Otte (2004: 131-142) bei der Item-Auswahl stark an bisherigen Lebensstilstudien und erfragt im Wesentlichen freizeit- und konsumbezogene Verhaltensweisen. Obwohl eine Hauptkomponentenanalyse zu diesen Variablen 9 unabhängige Faktoren erbringt, ordnet Otte (2004: 153-169) diese aufgrund inhaltlicher Überlegung den beiden oben genannten Dimensionen der *Ausstattung* und

Modernität/Biografie zu. Zu jeder Dimension bildet Otte einen additiv berechneten, 3-stufigen Index. Aus der Kombination der beiden Indexwerte leitet er schließlich ($3 \cdot 3 =$) 9 Lebensführungstypen ab, die in Abbildung 6 dargestellt sind. Mit diesem Klassifikationsinstrument möchte Otte (2004: 56) reproduzierbare Gruppen konstruieren, so dass raum-zeitliche Vergleiche zwischen mehreren Erhebungen möglich sind.

Ottes (2004: 225-254) Arbeit enthält einen interessanten Beitrag zur sozialen Interaktion innerhalb und zwischen den von ihm identifizierten Typen. So untersucht seine zweite Studie aus dem Jahr 2000 gezielt Freizeitnetzwerke. Hierzu sollten die Befragten für maximal 3 erwachsene Personen aus ihrem sozialen Umfeld Angaben zur sozialen Lage und Lebensführung machen. In 27 % der Fälle gehörten die genannten Personen demselben Lebensführungstyp an wie die Interviewten selbst, in 47 % der Fälle einem direkt benachbarten Typus, der nur in einer der beiden Dimensionen *Ausstattung* und *Modernität/Biografie* um ein Segment differiert (Otte 2004: 249-252; siehe oben Abbildung 6). Otte schließt daraus, dass geringe Abweichungen in der Lebensführung nicht mit einem Verlust an sozialer Wertschätzung verbunden sind. Sobald mehr als 2 Typengrenzen überschritten werden müssen, lässt die Kontaktintensität jedoch erheblich nach.

Die geringsten Überschneidungen gibt es bei jenen Typen, die in Ottes Konstruktion überwiegend an den Eckpunkten des 2-dimensionalen Lebensführungsraums sitzen: den *Konservativ-Gehobenen*, *Traditionellen Arbeitern*, *Reflexiven* und *Unterhaltungssuchenden*. Auch die *Konventionalisten* und die *Heimzentrierten* erweisen sich als relativ geschlossene Lebensführungstypen. Otte (2004: 251) erkennt darin neben der nach innen gerichteten Kohäsion eine nach außen gerichtete Abgrenzung: „Die lebensführungsspezifische Wahl von Freizeitpartnern folgt demnach nicht nur einem Mechanismus der Homophilie, sondern auch einem der sozialen Distanz – ähnlich wie dies [in anderen Arbeiten; T.E.] für Alter, Bildung und Beruf nachweisbar ist.“ Lediglich zwischen den Typen höheren Ausstattungsniveaus – den *Konservativ-Gehobenen*, *Liberal-Gehobenen* und *Reflexiven* – besteht über die Segmentgrenzen der Dimension *Modernität/Biografie* hinweg eine höhere Durchlässigkeit. Die Durchmischungen zwischen den anderen Typen fallen deutlich geringer aus. Damit bestätigt sich nach Otte (2004: 249) die „Diagnose eines kohäsiven, distinktiv-elitären Akademikermilieus“.

Otte (2004: 244-248) untersucht die Homogenität weiter, indem er die durchschnittliche standardisierte Streuung der Merkmale innerhalb der Netzwerke mit der standardisierten Streuung dieser Merkmale in der Gesamtstichprobe vergleicht. Je niedriger die errechneten Verhältniszahlen ausfallen, desto einheitlicher ist ein Netzwerk. Hinsichtlich der beiden Lebensführungs-Dimensionen *Ausstattung* und *Moder-*

nität/Biografie fallen die Netzwerke um ein Drittel homogener als die Gesamtbevölkerung aus. Dies entspricht etwa dem Niveau des beruflichen Status, liegt aber unter dem Kohärenzeffekt von Lebensalter, Nationalität (deutsch versus andere), Geschlecht und Bildung, welche eine Homogenitätszunahme von 45 bis 60 % verzeichnen. Das Schichtmerkmal Einkommen wurde hier nicht untersucht. Für einzelne Lebensführungsmerkmale wie religiöse Prinzipien, gehobener Lebensstandard und Einstellungen zu Elementen der volkstümlichen Kultur (wie Heimatfilme) und der Popkultur (Musiksender) ist die Netzwerkhomogenität immerhin doppelt so stark wie in der Gesamtstichprobe. Otte (2004: 248; Hervorhebungen im Original) resümiert, „dass grundlegende Dimensionen der Lebensführung *einerseits* zu einer ausgeprägten Homogenität sozialer Netzwerke beitragen, *andererseits* nicht stärker als Merkmale sozialer Lage“.

Mit einem multinomialen logistischen Regressionsmodell analysiert Otte (2004: 252-254) schließlich mögliche Netzwerk-Einflüsse auf die Zugehörigkeit zu einem Lebensführungstyp. In einer bivariaten Betrachtung erweist sich der im Freizeitnetzwerk dominante Lebensführungstypus mit einer Erklärungskraft von über 10 % (Pseudo-R²) als bedeutsamer als die soziale Lage des Umfelds und sogar als die eigene soziale Lage. Allenfalls das eigene Einkommen weist mit knapp 6 % noch deutliche Erklärungskraft auf. Eine Kontrolle der Effekte in einem kombinierten Modell zeigt allerdings, dass der Einfluss des Lebensführungstypus' zur Hälfte durch eine Alters- und Bildungs-Homophilie verursacht ist. Hierin ließe sich eine Bestätigung von Schulzes Milieukonstruktion über die Zuordnung zu Alter-Bildungs-Gruppen sehen. Für Otte (2004: 248) sind diese Ergebnisse jedoch insofern unerwartet, als dass gerade bei dem erfragten engeren Freundschaftsnetzwerk eine stärkere Bedeutung der Lebensführung erwartet werden könnte. In dem vermuteten wechselseitigen Einfluss innerhalb der Netzwerke können sich Lebensführungsmerkmale zudem eher angleichen als Merkmale wie Bildung oder gar Alter.

Ottes Ergebnisse werden allerdings durch sein problematisches Untersuchungsdesign relativiert: Zum einen wurde die Zusammensetzung der Netzwerke nicht direkt, sondern über die Einschätzung der Interviewten erhoben. Unterschiede innerhalb eigener Netzwerke werden dabei unmittelbar erlebt und somit möglicherweise stärker empfunden als gegenüber Personen, zu denen kein direkter Kontakt besteht. Zum anderen ist die Konstruktion der Lebensführungstypen selbst fragwürdig. Durch die konzeptionell bedingte Zuordnung der faktorenanalytisch identifizierten und damit eigentlich unabhängigen Verhaltens-Komponenten zu nur 2 Dimensionen werden Lebensstilinhalte vermengt und Korrelationen zu Merkmalen der sozialen Lage provoziert. Wie nicht anders zu erwarten, ergibt sich denn auch für die Dimension *Ausstattung* eine eindeutige Korrelation zu Bildung und Einkommen und für die Dimension *Modernität/Biografie* zum Lebensalter (Otte 2004: 169). So verwundert es

nicht, dass der eigenständige Effekt der so operationalisierten Lebensführung für die Netzwerke vergleichsweise gering ausfällt. Für eine Verzerrung spricht auch, dass einzelne Verhaltens-Items durchaus eine hohe Bedeutung für die Homogenität eines Netzwerks aufweisen.

Becker und Nowak / Sinus Sociovision – Sinus-Milieus

Eine Sonderrolle in der Lebensstilforschung nehmen die Untersuchungen des Heidelberger Sinus-Instituts (inzwischen: Sinus Sociovision) ein. Mit ihnen wird seit Anfang der 1980er Jahre die Bevölkerung der Bundesrepublik Deutschland zu überwiegend kommerziellen Zwecken segmentiert. Rege Verwendung finden die Ergebnisse bei Zielgruppenanalysen in Markt-, Medien- und Wahlforschung. Das Konzept ist in zahlreiche kommerzielle Umfragen wie das AGF-Fernsehpanel (Arbeitsgemeinschaft Fernsehforschung), die Verbrauchs- und Medienanalyse von ARD und ZDF oder das GfK-Individual- und Haushaltspanel (Gesellschaft für Konsumforschung) integriert. Nennenswerte, mit den Sinus-Milieus konkurrierende Ansätze sind die fest in der Medienbranche verankerte sogenannte MedienNutzerTypologie zur Segmentierung von Nutzergruppen für Hörfunk, Fernsehen und Internet (Oehmichen 2007: 226-234; Hartmann und Höhne 2007: 235-241), sowie die besonders im Versicherungs- und Finanzwesen beliebte Psychonomics-Kundentypologie (Müller u.a. 2006: 6-21).

In der Definition der *Sinus-Milieus* setzt man sich bewusst von Klassen- und Schichtkonzepten ab (Sinus Sociovision 2007: 2; ähnlich bereits Becker und Nowak 1985: 14): „Die Sinus-Milieus gruppieren Menschen, die sich in ihrer Lebensauffassung und Lebensweise ähneln. Grundlegende Wertorientierungen gehen dabei ebenso in die Analyse ein wie Alltagseinstellungen zur Arbeit, zur Familie, zur Freizeit, zu Geld und Konsum. Sie rücken also den Menschen und das gesamte Bezugssystem seiner Lebenswelt ganzheitlich ins Blickfeld.“ Beschreiben sollen sie „real existierende Subkulturen in unserer Gesellschaft mit gemeinsamen Sinn- und Kommunikationszusammenhängen in ihrer Alltagswelt“ (Sinus Sociovision 2007: 7). Daneben gehen auch Merkmale der sozialen Lage direkt in die Typologie mit ein. Damit hofft man, statt sich rasch ändernder „Oberflächenphänomene“ eher „Tiefenstrukturen sozialer Differenzierung“ erfassen zu können (Sinus Sociovision 2007: 5).

Die genaue methodische Konstruktion der Sinus-Milieus gilt sozusagen als das Betriebsgeheimnis von Sinus Sociovision. Bekannt ist immerhin, dass man Ende der 1970er Jahre eine aufwendige Erhebung startete, von deren Ergebnissen man heute noch zehrt. In insgesamt 1.400 narrativen Interviews – sogenannten qualitativen „Lebensweltextplorationen in allen Teilen der Bevölkerung“ (Sinus Sociovision 2007: 7) – wurden zunächst typische Milieuvertreter identifiziert. Ein zusätzlich vorgelegter

Fragenkatalog erlaubte es, Antwortprofile dieser Typen zu den genannten Lebensbereichen zu erstellen. Dank dieser Referenzdaten können in quantitativen Folgerhebungen Befragte allein über einen Profilabgleich einem der bestehenden Milieus zugeordnet werden. Die dafür benötigte Eichstichprobe, wie auch die Milieuindikatoren (Frage-Items) und Zuordnungsmodelle werden regelmäßig aktualisiert. Da die Sinus-Items in diverse Repräsentativerhebungen mit jährlich insgesamt etwa 100.000 Personen eingebunden sind, lassen sich die Milieuanteile für die bundesdeutsche Bevölkerung recht genau ermitteln (Sinus Sociovision 2007: 9).

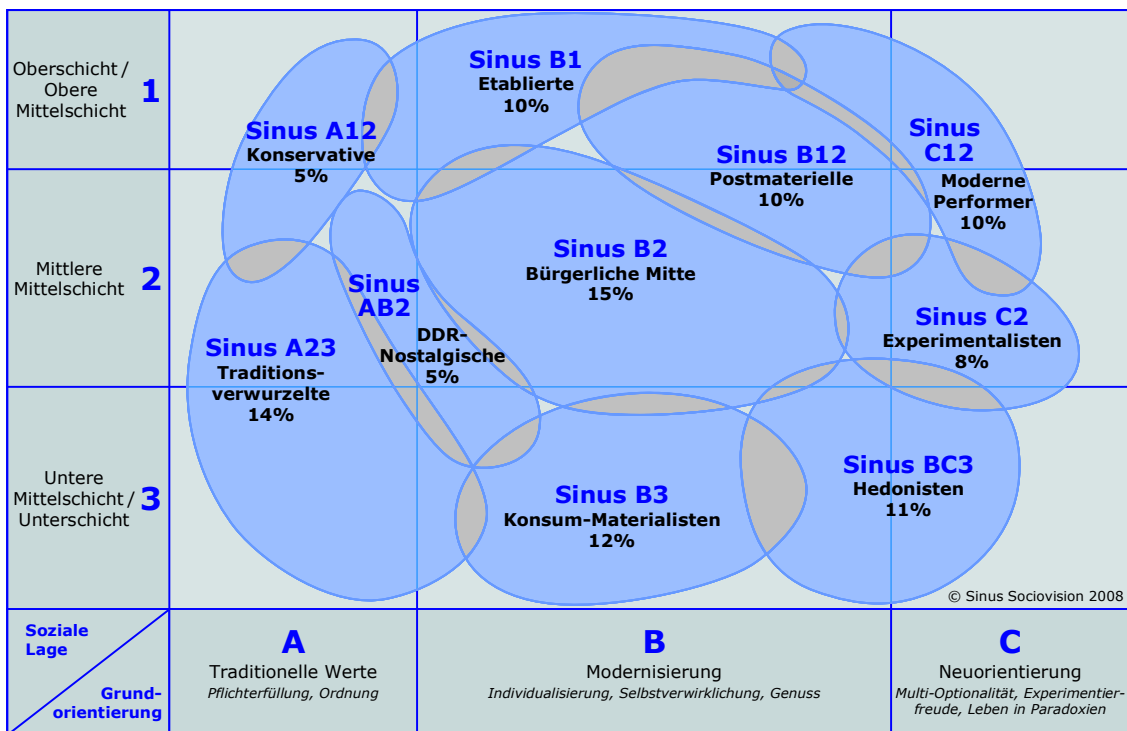


Abb. 7: Sinus-Milieus in der Bundesrepublik Deutschland 2008

Quelle: Sinus Sociovision GmbH (Direktbezug am 1.11.2008); entspricht Abbildung in Sinus Sociovision (2007: 10).

Abbildung 7 zeigt die aktuelle Milieulandschaft der Bundesrepublik Deutschland. Aufgrund der charakteristischen Formen der eingezeichneten Milieus wird diese Darstellung auch als Kartoffelgrafik bezeichnet und bildet damit einen kulinarischen Kontrast zum Zwiebelmodell Boltes. Die Sinus-Milieus sind in ein 2-dimensionales Koordinatensystem projiziert. Entlang der waagerechten Achse sind die Gruppen ihren Grundorientierungen entsprechend geordnet, die von traditionellen bis postmaterialistischen Werten reichen. Die Senkrechte weist eine Statusposition zu, die sich klassisch aus Bildung, Beruf und Einkommen zusammensetzt. Die Grafik zeigt, dass sich die Milieus ungleich auf die Schichtsegmente verteilen, sich innerhalb derselben Statusposition aber auch unterschiedliche Milieus ausdifferenziert haben. Insgesamt scheint die kulturelle Pluralisierung in der gesellschaftlichen Mitte am stärksten fortgeschritten (so auch Geißler 2006: 110). Die Überlappungen ergeben sich aus der

Projektion des mehrdimensionalen Konstrukts in den 2-dimensionalen Raum. Inhaltlich lassen sie so interpretieren, dass in der Alltagswirklichkeit Berührungspunkte und fließende Übergänge zwischen den Milieus existieren.

Aus dem Koordinatensystem werden auch die Namensgebungen der einzelnen Milieus abgeleitet. *Sinus A12* steht beispielsweise für einen Typ mit traditioneller Grundorientierung (Werteabschnitt A) und mit mittlerem bis gehobenen sozialen Status (Schichtabschnitte 1 und 2). Zusätzlich werden die Gruppen mit Etiketten wie *Konservative* versehen. Aktuell ergeben sich für die Bundesrepublik Deutschland 10 Milieus, die zwecks Übersicht in 4 Metagruppen zusammengefasst werden können (für eine Kurzcharakterisierung aller Milieus siehe Sinus Sociovision 2007: 12): Im oberen Bereich der Abbildung sind die *Gesellschaftlichen Leitmilieus* (*Etablierte*, *Postmaterielle* und *Moderne Performer*) angesiedelt, die zusammen 30 % der Bevölkerung ausmachen. Am linken Rand gruppieren sich die *Traditionellen Milieus* (*Konservative*, *Traditionsverwurzelte* und *DDR-Nostalgische*) mit insgesamt 24 %. In der rechten unteren Ecke sind die *Hedonistischen Milieus* (*Experimentalisten* und *Hedonisten*) angesiedelt, die auf 19 % kommen. Die *Mainstream-Milieus* (*Bürgerliche Mitte* und *Konsum-Materialisten*) decken mit einem Bevölkerungsanteil von 27 % den verbleibenden mittleren bis unteren Bereich ab.

Um gesellschaftlichen Veränderungen Rechnung zu getragen, werden die Bevölkerungsanteile der Milieus regelmäßig neu berechnet. Bei Bedarf werden bestehende Typen neu charakterisiert und umbenannt, aber auch neue Gruppen eingeführt. Wies das Modell Anfang der 1980er Jahre 8 Gruppen für Westdeutschland aus, existiert seit 2001 ein gesamtdeutsches Modell mit den oben dargestellten 10 Milieus. Während der Anteil der traditionellen Milieus kontinuierlich schrumpft (von 47 % in 1982 bis 24 % in 2007), kann ein Wachstum im modernen Wertesegment beobachtet werden (Sinus Sociovision 2007: 14). Zudem bestehen regionale Unterschiede, insbesondere zwischen Ost und West. Beispielsweise kommt *Sinus AB2 – DDR-Nostalgische* im Osten auf einen Anteil von 22 %, während es im Westen nur 2 % sind (Sinus Sociovision 2007: 13). Umgekehrt ist das Milieu *Sinus BC3 – Hedonisten* im Westen mit 12 % deutlich stärker vertreten als im Osten mit 7 %.

Sieht man von der kommerziellen Ausrichtung und mangelnden methodischen Transparenz ab, muss man anerkennen, dass die Sinus-Milieus über ein Vierteljahrhundert Milieustruktur der Bundesrepublik Deutschland nachzeichnen. Inzwischen wird das Konzept der Sinus-Milieus auf alle größeren europäischen Staaten sowie die USA, Kanada, Russland und China übertragen, wobei man versucht, neben länderspezifischen Ergebnissen auch übergreifende Meta-Milieus zu identifizieren (Sinus Sociovision 2007: 17-19). Damit sind sie auch aus wissenschaftlicher Sicht interessant. Aus der Lebensstilperspektive ist jedoch kritisch anzumerken, dass bei der Konstruktion der

Milieutypen Handlungs- und Strukturebene miteinander vermengt werden. Damit lässt sich der Zusammenhang von sozialer Lage und lebensstilspezifischem Verhalten nicht mehr verzerrungsfrei bestimmen.

2.1.3 Diskussion der Lebensstilforschung

Pluralisierung der Lebensstilforschung

Neben den hier vorgestellten Untersuchungen existiert eine Vielzahl weiterer Lebensstilstudien. Wenn schon keine Pluralisierung von Lebensstilen, so ist zumindest eine zwischenzeitliche Pluralisierung in der *Lebensstilforschung* zu beobachten. Die Motivation, Lebensstilforschung zu betreiben, reicht von der kritischen, theoriefundierten Auseinandersetzung mit sozialer Ungleichheit bis zur empiriegeleiteten Zielsetzung, über gewinnsteigernde Verbrauchertypologien zu verfügen. Konzeptionell schwankt man zwischen Strukturiertheit und Entstrukturierung, bezieht den Lebensstil also auf bereits definierte Sozialstrukturen wie Schichten oder leitet seine Trägergruppen aus dem sozio-kulturellen Verhalten selbst ab. Die Dimensionierung bewegt sich zwischen der Ebene der Handlungsvoraussetzungen (Werten und Einstellungen) und der Ebene des Handelns selbst, wobei wiederum wahlweise Lebensbereiche wie Religion und Familie oder Freizeit und Konsum thematisiert werden. Neben quantitativen Analysen und umfassenden nationalen, teilweise sogar länderübergreifenden Lebensstiltypologien finden sich qualitative Beobachtungen einzelner Stilgruppen in Stadtquartieren. Positiv gewendet könnte man von einer innovativen, lebendigen Forschung sprechen. Eine weniger wohlgesinnte Lesart ist die der Beliebigkeit. Tatsächlich ist dies der Vorwurf, dem sich Lebensstilforschung am stärksten ausgesetzt sieht (etwa bei Konietzka 1995: 96 oder Meyer 2001: 259).

Allein die Zahl der ermittelten Lebensstiltypen liegt je nach Studie zwischen 5 (bei Schulze 1997: 279) und 15 (bei Lüdtke 1990: 444). Einige Autoren kritisieren die Typologien daher als zu konstruiert und fürchten, differenzierte Ergebnisse seien ein Artefakt ausgefeilter Analysemethoden. Konietzka (1995: 98; Hervorhebung im Original) sieht ein „Problem der (prinzipiell unbegrenzten) soziologischen Produktion von »Lebensstilen«“, Michailow (1996a: 20) spricht von „Schreibtischkonstruktionen von zweifelhaftem Wert“. Andere Autoren hingegen meinen, trotz unterschiedlicher Entstehungskontexte und Methodik große Gemeinsamkeiten zwischen den Lebensstilgruppen verschiedener Studien zu erkennen und stellen diese in synoptischen Tabellen gegenüber (etwa Giegler 1994: 269-270; Schulze 1997: 389-393; siehe auch Tabelle 4). Hartmann (1999: 144) kritisiert, dass sich diese beliebte Praxis allzu leicht auf den Abgleich griffiger Lebensstilettikettierungen und ihrer Kurzprofile beschränkt, ohne die unterschiedlichen Datenlagen zu berücksichtigen.

Giegler 1994	Becker und Nowack 1982	Gluchowski 1988	Schulze 1992
alternative Asketen	alternatives linkes Milieu	postmateriell-linksalternativ eingestellte jüngere Menschen	Selbstverwirklichungs- milieu / Intergrations- milieu
ältere Kleinbürger	kleinbürgerliches Milieu	pflichtorient., konventionsbestimmte Arbeitnehmer / aufgeschl., anpass- ungsfähige Normalbürger	Harmoniemilieu
urban professionals	aufstiegsorientiertes Milieu	aufstiegsorientierte jüngere Menschen	Selbstverwirklichungs- milieu / Niveaumilieu
familienzentrierte Frauen	kleinbürgerliches Milieu	unauffällige, eher passive Arbeitnehmer / aufgeschl., anpass- ungsfähige Normalbürger / integrierte Ältere / isolierte Ältere	Harmoniemilieu
junge Fast-food- Männer	traditionsloses Arbeitermilieu	unauffällige, eher passive Arbeitnehmer	Unterhaltungsmilieu
konservatives gehobenes Großbürgertum	konservativ gehobenes Milieu	gehobene Konservative	Niveaumilieu
alternative Hedonisten	hedonistisches Milieu	linkliberale integrierte Postmaterialisten	Selbstverwirklichungs- milieu

Tab. 4: Lebensstiltypen verschiedener empirischer Studien im Vergleich

Quelle: Giegler 1994: 270.

Mit Blick auf das Fehlen eines einheitlichen Konzepts sowie die mangelnde Nachvollziehbarkeit und Replizierbarkeit des methodischen Vorgehens vieler Studien resümiert Otte (2004: 42-56), dass derzeit keine systematischen Vergleiche räumlicher Unterschiede und zeitlicher Entwicklungen von Lebensstilstrukturen möglich seien. Eine Ausnahme bilden könnten die regelmäßig veröffentlichten Sinus-Typologien. Leider sind aufgrund des kommerziellen Hintergrunds ihr Zustandekommen und eventuelle Änderungen der Methodik nicht im Detail offengelegt (siehe oben Kapitel 2.1.2). Die Sinus-Milieus genügen damit nicht dem wissenschaftlichen Kriterium der Intersubjektivität.

Theoretische Fundierung

Ein weiterer zentraler Vorwurf gegenüber der Lebensstilforschung ist der einer verbreiteten Theoriearmut zugunsten einer Empirielastigkeit (siehe in jüngerer Vergangenheit etwa Burzan 2007: 121). Ständig würden neue Lebensstiltypologien publiziert, wobei man sich überwiegend auf deren Beschreibung beschränke. Eine genaue Herleitung würde häufig nur unzureichend durch Schlagworte wie Individualisierung und Pluralisierung ersetzt, die der Vorstellung von *kollektiven* Stilen ohne weitere Erklärung eher entgegenstünden als sie zu stützen (so Konietzka 1995: 60-67). Meist ungeklärt bliebe die Entstehung der Lebensstile und ihre gesellschaftliche Bedeutung. Werde tatsächlich einmal die Beziehung von Lebensstilen zu anderen Variablen untersucht, geschehe dies ohne nähere Begründung. Ohne klare Hypothesenformulierung werde empirisch meist explorativ auf Zusammenhänge getestet und über Ergebnisse eher im Nachhinein „interpretativ gemutmaßt“ (Otte 2004:

44). Einhellig ausgenommen von diesem Urteil wird Bourdieu, überwiegend auch Lüdtke.

Diese durchaus berechtigte Kritik trifft jedoch nicht allein die Lebensstilforschung. Tatsächlich basiert die Erforschung sozialer Differenzierung insgesamt kaum auf größeren Theoriegebäuden in einem deduktiv-nomologischen Sinn, d.h. mit logisch ableitbaren und empirisch überprüfbaren Aussagen. Weder die sogenannte *Klassentheorie* mit ihrer dialektischen Grundannahme (über verschiedene Konfliktstufen ablaufende Evolution in Richtung einer klassenlosen Gesellschaft) noch moderne Schicht- und Lagekonzepte folgen diesem Wissenschaftsstandard. Gerade letztere werden überwiegend ohne theoretischen Überbau eingesetzt, erfreuen sich aber empirisch großer Beliebtheit.

Auch ist der Lebensstilforschung zuzugestehen, dass ihre anfängliche Selbstgenügsamkeit mehr und mehr einem offenen Diskurs weicht, der auch seinen empirischen Niederschlag findet. So greift eine ganze Reihe an Arbeiten die Debatte zu Strukturierung versus Entstrukturierung auf und geht dem Zusammenhang von sozialer Lage und Lebensstilen nach. Allerdings sind die verfolgten Hypothesen meist sehr unspezifisch in dem Sinn, dass sie davon ausgehen, es bestünde (irgend)ein Zusammenhang zwischen Lebensstilen und sozialer Lage. Weder werden die Art der Beziehung wie etwa intervenierende Größen oder mögliche Interaktionseffekte modelliert, noch die erwarteten Effektstärken beziffert.

Oftmals scheinen nicht einmal die zu untersuchenden Merkmale im Voraus bekannt. Stattdessen geht ein ganzes Bündel gängiger oder gerade zur Verfügung stehender Lagemerkmale in die Auswertung ein. Aus ihm werden dann in einer Kaskade bivariater Tests jene Merkmale explorativ ermittelt, welche eine statistisch bedeutsame Beziehung zu Lebensstilen aufweisen. Alternativ wird ein einziges Modell erzeugt, in das alle möglichen Prädiktoren simultan als Haupteffekte eingehen, ohne mögliche Wechselwirkungen und Redundanzen zu berücksichtigen. Beliebtes Verfahren ist hierbei neben der Korrespondenzanalyse die Diskriminanzanalyse (Backhaus u.a. 2000: 145-224). Sie erlaubt es zu untersuchen, ob sich Lebensstilgruppen hinsichtlich eines Merkmals signifikant unterscheiden. Immerhin kommen mehrere voneinander unabhängige Untersuchungen zu recht ähnlichen Ergebnissen, die eine moderate aber signifikante Beziehung des Lebensstils zu Alter, Bildung und Geschlecht zeigen (siehe etwa Gluchowski 1988: 117, Klocke 1994: 279-281, Schneider und Spellerberg 1999: 120-125 oder Klee 2001: 133-136).

Georg (1998) und Otte (2004) prüfen anhand multivariater Modelle (multinomialer logistischer Regressionsmodelle) eingehender, welche Größen einen eigenständigen Einfluss auf den Lebensstil ausüben. Nach Georg (1998: 215-217) zählen dazu Kohorten- und Lebenszykluseffekte, das Geschlecht und das Bildungsniveau. Otte

(2004: 220-224) kann darüber hinaus zeigen, dass sich im Alterseffekt teilweise die Lebensform und der Erwerbstatus spiegeln, während der Bildungseffekt auch Auswirkungen von Einkommen und Berufsklasse abgreift. Daher erhöht die gemeinsame Betrachtung dieser Merkmale die Vorhersage der Lebensstilzugehörigkeit gegenüber einem einfachen Alter-Bildungs-Modell nur leicht. In der Gesamtschau erfährt Schulzes Milieukonstruktion damit eine gewisse Bestätigung (siehe oben Kapitel 2.1.2). Insgesamt bleibt die Erklärungsleistung allerdings eher moderat. Otte (2004: 224) interpretiert dieses Ergebnis so, dass innerhalb der durch die soziale Lage auferlegten Restriktionen erheblicher stilistischer Gestaltungsspielraum besteht.

Zugenommen hat auch die Zahl der Arbeiten, die sich nicht auf einen Rückbezug auf klassische Sozialstrukturen beschränken, sondern die Erklärungskraft von Lebensstilen in weiteren Kontexten prüfen. Zu nennen sind eine Untersuchung Kloches (1994: 282-285) über Second-Hand-Märkte und residenzielle Segregation, eine Analyse Spellerbergs (1996b: 255-258) zu Freizeit- und Lebenszufriedenheit sowie Anomieerscheinungen oder Schneiders und Spellerbergs (1999: 273-274) Studie zu Wohnbedürfnissen und -zufriedenheit und räumlicher Mobilität. Wolf (2003: 98-107) untersucht den Zusammenhang von Lebensstil zu gesundheitsrelevantem Verhalten wie Rauchen oder Sport und körperlichem wie psychischem Befinden. Die genannten Untersuchungen weisen für die von ihnen untersuchten Sachverhalte eine klassischen Ungleichheitsmerkmalen ebenbürtige Vorhersagekraft durch Lebensstile nach oder erkennen ihnen zumindest eine entscheidende intervenierende Funktion zu.

Die zunehmenden Versuche, Lebensstiltypologien nicht nur zu erstellen, sondern auch einzusetzen, können nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Lebensstilforschung ihr theoretisches Potenzial bisher nicht ausgeschöpft hat. Dabei eignet sich der Lebensstilansatz durchaus zur Falsifikation sozialwissenschaftlicher Theorien. Voraussetzung ist, dass *vor der Analyse* Aussagen über die Beschaffenheit der Lebensstile formuliert werden oder Beziehungen zu dritten Variablen definiert und dann empirisch überprüft werden (so auch Blasius 1994a: 245). Positives Beispiel hierfür ist die bereits erwähnte Untersuchung Wolfs (2003: 10-15), welche zunächst theoretisch fundiert Hypothesen über den Zusammenhang alltagsästhetischer Schemata und Milieus nach Schulze und Gesundheitsaspekten aufstellt und anschließend anhand einer 1999 und 2000 durchgeführten Befragung von 695 Einwohnern Kölns prüft.

Operationalisierung

Praktisch nicht einlösbar ist der Anspruch, die gesamtgesellschaftliche Realität sozialer Differenzierung in einem einzigen Konzept umfassend abzubilden (vgl. oben in Kapitel 2.1.1 das holistische Moment nach Müller; so auch Hartmann 1999: 162-163). Damit stellt sich für die Lebensstilforschung die Frage, auf welche Indikatoren man sich

empirisch beschränkt und wie man diese Auswahl schlüssig begründen kann. Trotz aller Vielfalt lässt sich hier ein gemeinsamer Rahmen erkennen. So hat es sich weitgehend durchgesetzt, Lebensstile als eigenständige, von Lagemerkmalen zu unterscheidende Kategorie anzusehen. Dies ist auch deshalb sinnvoll, als dass es der Idee der Stilisierung zuwiderliefe, vom Einzelnen nicht oder nur schwer beeinflussbare Merkmale wie Alter oder Bildung bereits in die Konstruktion der Lebensstile einzubeziehen.

Damit ist die Frage der Strukturierung versus Entstrukturierung nicht etwa bereits mit dem Forschungsdesign entschieden. Vielmehr lassen sich Zusammenhänge zwischen sozialer Lage und Lebensstil erst aufzeigen, wenn beides konzeptionell nicht vermengt, sondern analytisch auseinander gehalten wird (so auch Berger und Vester 1998: 16, sowie Wieland 2004: 249-250). Folgt man dieser Argumentation, sollte man allerdings nicht wie beispielsweise Giegler (1994: 161-267) oder Gluchowski (1988: 23) Etikettierungen wie *familienzentrierte Frauen*, *junge Fast-food-Männer* oder *unauffällige, eher passive Arbeitnehmer* verwenden, da hier der Eindruck erweckt wird, bestimmte Alters-, Geschlechts-, Berufs- oder Einkommensgruppen fielen grundsätzlich nicht unter die gewählte Bezeichnung. Informationen über die demografische und sozio-ökonomische Zusammensetzung einer Lebensstilgruppe sollten erst in eine ausführlichere Charakterisierung einbezogen werden.

Auch ohne das Einbeziehen klassischer Ungleichheitsmerkmale bleibt die Zahl der Merkmale umfangreich, die für den Lebensstil als konstitutiv betrachtet werden können. Je nach Autor zählen dazu Handlungsmuster, wie auch Wertorientierungen, Lebensziele, Einstellungen, Interessen, Geschmack oder Selbst- und Fremdwahrnehmung. Übersicht bringt der Vorschlag Hans-Peter Müllers (1992: 377-378), 4 Grunddimensionen von Lebensstilen zu unterscheiden, nämlich expressives, interaktives, evaluatives und kognitives Verhalten:

- Mit *expressivem* Verhalten sind Konsummuster und Freizeitgewohnheiten gemeint.
- Die *interaktive* Erscheinungsform von Lebensstilen steht für Formen der Geselligkeit, sowie Heiratsverhalten, kommt aber auch in der Mediennutzung zum Ausdruck.
- Die *evaluative* Dimension zielt auf Wertorientierung und Einstellungen, wie sie sich in Lebensformen, Wahlverhalten oder Kirchenbindung manifestieren.
- Das *kognitive* Verhalten schließlich steuert die Selbstidentifikation, die Zugehörigkeit und die Wahrnehmung und Verarbeitung der sozialen Welt.

Wie diese Einteilung zeigt, durchziehen die Dimensionen verschiedene Lebensbereiche wie Familie, Wohnen, Politik oder Konsumverhalten.

In kaum einer Lebensstilstudie werden alle genannten Aspekte berücksichtigt (einen Überblick über die Indikatorenwahl verschiedener Studien gibt Spellerberg 1993: 6; sowie Hartmann 1999: 154-159). Dies mag zum einen im Forschungsaufwand begründet sein. Denn selbst bei einer Beschränkung auf die genannten Verhaltensdimensionen ist die empirische Umsetzung kaum handhabbar. Zudem handelt es sich bei vielen Untersuchungen um spezielle Marktforschung mit engem Fokus auf Konsumverhalten oder um sozialwissenschaftliche Sekundäranalysen, bei denen die Autoren keinen oder nur beschränkten Einfluss auf die Zusammensetzung der Item-Batterien hatten. Lüdtke (1996: 143) weist darauf hin, dass es auch nicht zweckmäßig wäre, Indikatoren sehr breit zu streuen: Zum einen verringern sich dadurch die methodischen Möglichkeiten, Lebensstilgruppen trennscharf zu bilden; zum anderen ist kaum festzustellen, welche Dimensionen in welchen Gruppen zum Tragen kommen, so dass Interpretation und Vergleich der Stiltypen erschwert werden. Soll ein über breit gestreute Verhaltens-Items operationalisierter Lebensstil wiederum Verhalten erklären, besteht zudem die Gefahr von Zirkelschlüssen, bei denen Explanans und Explanandum vermennt werden, also mögliche Einflussgrößen und der zu erklärende Sachverhalt nicht mehr klar zu unterscheiden sind (Lüdtke 1989: 81-82).

In der Frage, wie in sozialwissenschaftlichen Primärerhebungen die Operationalisierung sinnvoll beschränkt werden kann, kann im Wesentlichen der Argumentation Ottes (2004: 131-136) gefolgt werden. Otte lässt sich bei der Item-Wahl von 2 Überlegungen leiten: erstens von der inhaltlichen Frage, welche Lebensbereiche für die Stilisierung besonders wichtig sind; zweitens von der eher pragmatischen Überlegung, welche Bereiche mit realistischem Aufwand erhoben werden können und möglichst valide sind. Zu der ersten Frage kommt Otte (2004: 132-133) anhand eigener Auswertungen zum Wohlfahrtssurvey 1993 zu dem Schluss, dass Befragte selber die Bereiche Familie, Freizeit, Arbeit und Beruf als wichtig erachten, Glaubensfragen und politischen Einstellungen hingegen weniger Bedeutung beimessen. Mit Blick auf den zweiten Aspekt sind die Bereiche Arbeit und Beruf jedoch problematisch, da sie von Erwerbstätigen, Erwerbslosen und Nicht-Erwerbspersonen unterschiedlich sinnvoll beantwortet werden können. Entsprechendes gilt für detaillierte Fragen zu Familienverhältnissen und sozialen Beziehungen, die je nach Lebensform der Zielperson unpassend sein können. Und die zuweilen interessierenden Wohnungseinrichtungen und -verhältnisse lassen sich nur aufwendig erheben, etwa durch Interviewerbeobachtung.

So erstaunt es nicht, dass die meisten neueren empirischen Lebensstilstudien sich auf die Bereiche Freizeit, Kultur, und Konsum konzentrieren und nur einige wesentliche Wertorientierungen erfragen. Um Zirkelschlüsse zu vermeiden, wird der Lebensstil an Verhaltensweisen festgemacht, welche sich besonders für die Stilbildung eignen, denen also ein freies Moment innewohnt, das nicht zu abhängig von Ressourcen ist und das

eine gewisse soziale Ausrichtung und Außenwirkung zeigt. Neben allem Pragmatismus kann dies durchaus als Rückkehr zu den theoretischen Wurzeln der Lebensstilforschung verstanden werden (siehe oben Kapitel 2.1.1 und Kapitel 2.1.2). Das bedeutet nicht, dass andere Lebensbereiche und Verhaltensweisen wie Gesundheitsverhalten oder räumliche Mobilität nicht im Zusammenhang mit Lebensstilen untersucht werden können. Wie bei demografischen und sozio-ökonomischen Merkmalen ist es aber wenig sinnvoll, sie zum festen Bestandteil der Lebensstil-Operationalisierung zu machen.

Selbst bei einer Konzentration auf die genannten Lebensbereiche und Dimensionen gelingt es selten, die Zahl der Items unter 40 zu halten. Der Erhebungsaufwand ist entsprechend hoch. Sollen noch die obligatorischen demografischen und sozio-ökonomischen Standards wie Alter und Einkommen erfragt werden, bleibt für weitere Fragestellungen kaum Platz. Bereits diese praktischen Erwägungen dürften die Verbreitung des Lebensstilansatzes bisher erheblich gehemmt haben. Inzwischen existieren allerdings Kurzversionen, die aus umfangreicheren Fragebatterien destilliert wurden, etwa mit 10 statt 43 Items bei Otte (2004: 160-173) oder mit 30 statt weit über 100 Items bei Hartmann und Höhne (2007 237-241; Kurzfassung der MedienNutzerTypologie). Zwar sind diese Kurzversionen mit einem Informationsverlust verbunden, eignen sich aber durchaus als Notlösung, wenn zusätzlich komplexe Themengebiete zu erfassen sind.

Methodik der Lebensstiltypologien

Vielen der empirischen Untersuchungen liegt das Ziel zu Grunde, Lebensstiltypen überhaupt identifizieren zu können. Sie zeichnen sich durch eine datengesteuerte, explorativ-induktive Vorgehensweise aus. Teilweise existieren Versuche, den Kenntnisstand durch qualitative Studien zu bereichern (z.B. bei Berking und Neckel 1990: 482-483, aber auch bei den oben dargestellten Sinus-Studien). Der größeren Offenheit dieser Methodenrichtung gegenüber Unentdecktem stehen allerdings Unzulänglichkeiten gegenüber, was Genauigkeit, Nachvollziehbarkeit und Repräsentativität der Ergebnisse angeht.

Bei der Methodenwahl der quantitativ ausgerichteten Lebensstilstudien werden vor allem 2 Wege beschritten (siehe auch Blasius 1994a: 240-251): Auf der einen Seite wird auf Korrespondenzanalysen oder Multidimensionale Skalierungen zurückgegriffen (von den in Kapitel 2.1.2 vorgestellten Studien bei Bourdieu 1999: 214 und Schulze 1997: 580-584). Mit diesen Verfahren können Personen mit ähnlichen Antworten zusammengefasst werden, – wahlweise auch Variablen, zu denen ähnliche Angaben gemacht wurden (ausführlich: Bacher 1996: 6-9 und 33-116; sowie Backhaus u.a. 2000: 499-563). Nähe oder Distanz von Personen, ganzer Gruppen oder Variablen lassen sich errechnen und in einem Gesamtvergleich visuell veranschaulichen. Üblicherweise kann

ein niedrigdimensionaler Raum konstruiert werden, in dem sich die betrachteten Objekte als Punkte derart verteilen und gruppieren, dass sie sich relational interpretieren lassen (siehe als Beispiel Abbildung 4 in Kapitel 2.1.2). Allerdings wird die Interpretation erschwert, wenn die Grenzen zwischen den Gruppierungen unscharf verlaufen und einzelne Personen oder Variablen sich nicht eindeutig einer Objektmenge zuordnen lassen.

Die häufiger eingesetzte Korrespondenzanalyse erfordert dabei lediglich nominalskaliertes Niveau, kann also Häufigkeitstabellen zu kategorialen Merkmalen auswerten. Das bedeutet allerdings auch, dass hier die zu analysierenden Gruppen vorzugeben sind und dann nur noch auf ähnliche Antwortprofile untersucht werden. Daher wird die Korrespondenzanalyse eher von Vertretern der Strukturierungstheorie wie Bourdieu eingesetzt, der Berufsgruppen hinsichtlich ihrer Angaben zu lebensstilrelevantem Verhalten untersucht. Bei vielen Merkmalskombinationen entstehen allerdings schnell komplexe, mehrdimensionale Häufigkeitstabellen, etwa wenn detailliert nach der sozialen Lage differenziert wird. Gerade bei kleineren Stichproben resultiert dies in gering besetzte Tabellenzellen, was die Suche nach Mustern erschwert. Irreführend ist hingegen der häufig erhobene Vorwurf, es ließen sich nur Abstände jeweils innerhalb der Zeilenkategorien und innerhalb der Spaltenkategorien einer Tabelle eindeutig interpretieren (siehe etwa Stein 2006: 137-139). Tatsächlich lassen sich bei der bivariaten Korrespondenzanalyse mit kanonischer Skalierung sowie der multiplen Korrespondenzanalyse auch die Distanzen zwischen den Zeilen- und Spaltenkategorien auswerten, also typischerweise zwischen den vorgegebenen Soziale-Lage-Gruppen und den Lebensstilmerkmalen (Bacher 1996: 106-107).

Der andere methodische Zweig wird eher von den Vertretern der Entstrukturierungstheorie verfolgt und ist in der Lebensstilforschung mittlerweile weiter verbreitet. Hier werden die Trägergruppen der Lebensstile nicht vorgegeben, sondern mit Hilfe von Clusteranalysen direkt über Indikatoren wie das Freizeitverhalten ermittelt (von den in Kapitel 2.1.2 vorgestellten Studien bei Lüdtker 1989: 111-113, Giegler 1994: 259-261, Georg 1998: 162-164, Schneider und Spellerberg 1999: 103, sowie Klee 2001: 116-117). Mit diesen Analysen können in sich weitgehend homogene Gruppierungen, sogenannte Cluster, gebildet werden, welche sich untereinander möglichst stark unterscheiden (ausführlich: Bacher 1996: 141-352, sowie Backhaus u.a. 2000: 328-389). Der Vorteil gegenüber den oben beschriebenen Verfahren liegt darin, dass Personen einer bestimmten Merkmalsgruppe eindeutig zugeordnet werden können. Prinzipiell eignet sich die Clusteranalyse auch für ein Zusammenfassen von Variablen, findet in dieser Hinsicht jedoch kaum Anwendung. Stattdessen kommen zumeist Faktoren- oder Hauptkomponentenanalysen zum Einsatz, um stärker miteinander korrelierende Variablen auf eine übersichtliche Zahl von Faktoren zu verdichten, welche die wesentlichen Dimensionen der Ausgangs-Items abbilden (Bortz 1999: 495-

498; Backhaus u.a. 2000: 252-327). Werden sie einer Clusteranalyse vorangestellt, können sie diese meist vereinfachen (Lüdtke 1989: 111, Georg 1998: 144-146, Schneider und Spellerberg 1999: 103, sowie Klee 2001: 110-116 verfahren so).

Bei einer sukzessiven Anwendung verschiedener Verfahren werden die in den Daten ursprünglich enthaltenen Informationen schrittweise reduziert. Zudem existiert üblicherweise keine eindeutige Lösung für die beste Anzahl und Zusammensetzung der Cluster und Faktoren (Details weiter unten in Kapitel 5.1.2 und 5.1.3). Das Festlegen auf eine bestimmte Lösung und deren inhaltliche Charakterisierung hängen somit vom Forscher selbst ab, – auch wenn hierfür statistische Richtlinien existieren. Da die Cluster und Faktoren induktiv aus den jeweiligen Erhebungsdaten ermittelt werden, ist die Konstruktion der Lebensstiltypen nicht exakt über verschiedene Studien hinweg reproduzierbar. Versuche, aus bestehenden Typologien Schätzfunktionen abzuleiten, mit denen in späteren Untersuchungen allein anhand der Indikatorvariablen die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe abgeleitet werden kann, haben sich bisher als nicht fruchtbar erwiesen (Otte 2004: 51). Vor allem die hohe Zahl an Lebensstil-Items erschwert es, hier zu brauchbaren Klassifikationsmodellen zu kommen. Erfolgreich scheinen solche Zuordnungsversuche allein bei den Sinus-Milieus, deren methodische Konstruktion jedoch bisher nicht offen zugänglich ist (siehe oben Kapitel 2.1.2).

Lüdtke (1996: 141) geht davon aus, dass sich stabile Lebensstilmuster unabhängig von der Wahl des Analyseverfahrens auffinden lassen, sofern sie in den zu Grunde gelegten Daten vorhanden sind. Selbst wenn man dieser optimistischen Einschätzung folgt, bleibt die Datengüte immer noch ein kritischer Punkt. Dies gilt insbesondere dann, wenn nur Sekundärdaten vorliegen, in denen lebensstilrelevante Merkmale nicht adäquat erfasst wurden. Gerade die Auswahl und Gewichtung der Lebensstil-Items dürfte aber erheblichen Einfluss auf die Ergebnisse haben. Bestanden hierbei in den Anfängen der Lebensstilforschung erhebliche Unterschiede, nähert man sich wie oben beschrieben bei der Indikatorenwahl jedoch mittlerweile an. Dennoch ist aufgrund der explorativ-induktiven Ergebnisproduktion der Lebensstilforschung darüber hinaus stets genau offenzulegen, wie die Lebensstiltypen gebildet wurden. Nur so sind raum-zeitliche Vergleiche zu Ergebnissen verschiedener Untersuchungen möglich.

Realitätsgehalt der Lebensstiltypologien

Aufgrund der datengesteuerten explorativen Suche nach Lebensstilmustern unterliegen Lebensstiltypologien wie bereits diskutiert dem Generalverdacht der Konstrukthaftigkeit. Dass sich anhand statistischer Berechnungen Personen mit ähnlichen Denk- und Handlungsweisen finden lassen, sagt eben noch nichts darüber aus, ob sich diese Personen als zusammengehörig empfinden und wie sie sich zueinander und gegenüber

anderen verhalten: „Ein Realitätsbezug zur gelebten Praxis sozialer Unterscheidung und Distanzierung lässt sich so kaum herstellen, da diese Untersuchungen weder auf kollektive Grenzziehungen und Distinktionsstrategien zugreifen, noch Prozesse der Bedeutungszumessung von Lebensstil- und Milieudifferenzen einbeziehen.“ (Michailow 1996b: 72) Als Forschungsdesiderat erweist sich damit insbesondere, dass in der Fachliteratur häufig geäußerte Annahmen über die eigentlichen Stilisierungsvorgänge empirisch kaum berücksichtigt sind.

Der Vorwurf der Konstrukthaftigkeit gegenüber Lebensstiltypologien ist jedoch zu relativieren, da es grundsätzlich eine Vielzahl an Möglichkeiten gibt, soziale Kollektive in einer Gesellschaft gegeneinander abzugrenzen (so auch Schulze 1997: 386). Wie in Kapitel 2.1.1 gezeigt, existieren bereits bei den klassischen Schicht- und Lagekonzepten diverse Varianten, die zu unterschiedlich granularen Ergebnissen führen. Barlösius (2004: 15-18 und 43-46) sieht in der Frage der Deckungsgleichheit wissenschaftlicher Konstrukte mit realen Gruppenerfahrungen denn auch eine der zentralen Herausforderungen der Ungleichheitsforschung insgesamt. Zudem liegt es in der Natur der Lebensstile, anders als Einkommens- oder Altersklassen keinem starren Schema zu folgen, sondern sich durch Pluralisierung, Differenzierung und gegenseitiger Abgrenzung immer wieder neu zu konstituieren. Bei geeigneter Indikatorenwahl sollte es daher eine Stärke des Lebensstilkonzepts sein, neue Konstellationen und Trends in der Sozialstruktur aufzeigen zu können.

Inwiefern bisher publizierte Lebensstiltypen als reale Gruppen verstanden werden können, diskutiert Hartmann (1999: 167-173) im Lichte verschiedener soziologischer und sozial-psychologischer Gruppenbegriffe. Als gemeinsamer Nenner kristallisiert sich heraus, dass als *Gruppe* Personen verstanden werden, die dauerhaft ein gemeinsames Merkmal aufweisen, etwa eine vergleichbare Ressourcenausstattung oder eben ein ähnliches Verhaltensmuster. In engeren Definitionen gelten zusätzlich die Kriterien einer erhöhten Interaktionsdichte, eines Gruppenbewusstseins und entsprechenden Zugehörigkeitsgefühls, sowie einer internen Organisationsstruktur. Die Anforderungen der Minimaldefinition dürften bei Lebensstilen erfüllt sein; wobei Verhaltensmuster durchaus im Zuge langfristiger gesellschaftlicher Entwicklungen und persönlicher Lebenszyklen Änderungen unterworfen sind.

Hinsichtlich der engeren Definitionen ist die Situation weniger eindeutig: So wird eine erhöhte Interaktionsdichte theoretisch zwar unterstellt (siehe Hartmann 1999: 169-170), ist empirisch bisher jedoch kaum untersucht (mit der Ausnahme Ottes 2004: 225-254; siehe oben Kapitel 2.1.2). Die Frage, ob Menschen sich einer Lebensstilgruppe zugehörig fühlen und auch andere Lebensstiltypen bewusst wahrnehmen, ist nicht einmal theoretisch geklärt (ausführlich Hartmann 1999: 42-45 und 169-173). Immerhin konnten sich in einer in Hamburg durchgeführten Studie etwa 96 % der Befragten allein

anhand der Namensgebung einem der Sinus-Milieus zuordnen (Hartmann 1999: 171-172, mit Bezug auf einen unveröffentlichten Forschungsbericht von Dangschat und Alisch 1995: 129-135). Allerdings wichen die aus den Selbstzuschreibungen resultierenden Gruppengrößen deutlich von den bekannten Bevölkerungsanteilen der Sinus-Milieus für die Bundesrepublik Deutschland ab. So fiel die Identifikation mit dem *Traditionslosen Arbeitermilieu* oder dem *Aufstiegsorientierten Milieu* auffallend gering aus, die zum *Traditionellen Arbeitermilieu* und *Alternativen Milieu* hingegen stark überdurchschnittlich. Obwohl sich die Population der Studie von der Grundgesamtheit der Sinus-Milieus unterscheidet (Bevölkerung Hamburgs versus Deutschlands), liegt der Verdacht nahe, dass nicht alle Lebensstiltypen die Alltagswirklichkeit der Menschen widerspiegeln. Möglich ist auch, dass Begriffe wie *traditionslos* und *aufstiegsorientiert* überwiegend negativ besetzt sind und sich eine Selbstzuschreibung allein über Namen nicht eignet. Schließlich handelt es sich bei Lebensstilen um mehrdimensionale Konstrukte, die sich einem einfachen Schema des Oben-Mitte-Unten wie bei Schichten entziehen.

Aufgrund dieser Komplexität mag ein und derselbe Stil aus der Perspektive des Forschers und aus Sicht der Rezipienten durchaus unterschiedlich wahrgenommen werden, – insbesondere wenn letztere nicht mit den methodischen Grundlagen vertraut sind. Hartmann (1999: 163-167) weist in diesem Zusammenhang auf mögliche Missverständnisse hin: Demnach besteht eine Neigung zur Reifikation, d.h. die Gefahr, Lebensstilstrukturen unkritisch als konkrete Gruppen oder gar Personen zu begreifen. Die beliebten Kurzprofile und griffigen Etikettierungen blenden demnach statistische Unsicherheiten aus und laden den Rezipienten dazu ein, sie mit eigenen Erfahrungen und Vorurteilen inhaltlich zu füllen. Ähnliche Probleme ergeben sich nach Hartmann bei 2-dimensionalen Abbildungen, in denen Lebensstiltypen als Flächen im Merkmalsraum verortet werden, beispielsweise aufgespannt durch eine Schicht- und eine Wertedimension. Auch hier bleibt das Zustandekommen der Typologie ausgeblendet. Die Flächenausdehnungen werden zudem davon dominiert, wie eindeutig ein Lebensstiltyp im Merkmalsraum positioniert werden kann, und korrespondieren nicht in allen Darstellungen mit den tatsächlichen Gruppengrößen.

Auch wenn das Ziel ist, Gruppen wirklichkeitsnah abzubilden, müssen Abweichungen zu gängigen Alltagserfahrungen aus wissenschaftlicher Sicht nicht unbedingt ein Defizit darstellen (so auch Barlösius 2004: 43). Der Anspruch kann auch darin bestehen, Aufklärungsarbeit zu leisten, etwa wenn es darum geht, auf benachteiligte Personen aufmerksam zu machen, die aus eigener Kraft keine gesellschaftliche Aufmerksamkeit erfahren. Relevanz und Realitätsgehalt von Lebensstiltypologien können sich daher nicht allein an einem unmittelbaren Wiedererkennungseffekt im Alltag messen lassen. Der wissenschaftliche Anspruch muss sein, valide Konstrukte zu erhalten, deren eigenständige Erklärungskraft sich empirisch belegen lässt. Innerhalb der

Wissenschaftsgemeinde müssen hierfür theoretische Prämissen und methodisches Vorgehen genau offengelegt und so Nachvollziehbarkeit und Vergleichbarkeit der Typologien und ihrer Erklärungsbeiträge gewährleistet werden.

Gesellschaftskritisches Potenzial

Ein gewichtiger Vorwurf an die Lebensstilforschung lautet, die Idee der Individualisierung, Pluralisierung, Dynamik, Erlebnisorientierung und Wahlfreiheit vernachlässige und verharmlose bestehende Ungleichheitsverhältnisse oder verschleierte diese gar. Nach Geißler (2006: 119) ist die „sozialkritische Ungleichheitsforschung“ dabei, sich „unter der Hand“ in eine „normativ unverbindliche Vielfaltsforschung“ zu verwandeln. Meyer (2001: 265-266) befürchtet eine „legitimatorische Rückendeckung“ bestehender Herrschaftsstrukturen. Dangschat (1994a: 426-427) fürchtet gar, Sozialwissenschaftler machten sich „zum Büttel von Zeitgeist-Gazetten“ oder lieferten „das wissenschaftliche Alibi für einen aufkommenden Neo-Konservatismus und die Endsolidarisierung gegenüber unteren Einkommens- und Bildungsgruppen“. Dabei birgt die integrative und distinktive Funktion von Lebensstilen durchaus kritisches Potenzial in sich, das sich thematisieren ließe (so auch Burzan 2007: 122). Nichtsdestotrotz sind wissenschaftliche Arbeiten rar, die Lebensstile in einen größeren, gesellschaftskritischen Diskurs stellen. Insbesondere sind Primärerhebungen selten, die neben der Lebensstilisierung auch auf soziale Probleme abzielen, wofür auch der große Erhebungsaufwand verantwortlich sein dürfte, welcher neben Lebensstil-Items nur wenig Raum für weitergehende Fragestellungen lässt. Bourdieus Studien stellen hier nach wie vor den unerreichten Maßstab dar.

Gleichzeitig findet eine zunehmende Kommerzialisierung der Lebensstilforschung statt. Kundensegmentierungen und eine gezielte Ansprache unterschiedlicher Konsumtypen dienen hier nur einem Zweck: der Gewinnmaximierung. Zwar mag es auch Kunden nützen, wenn tatsächlich besser auf ihre Wünsche und Bedürfnisse eingegangen wird. Aus sozialwissenschaftlicher Sicht dürfte es aber „wenig interessant sein, wer welches Bier wie oft und in welcher Menge trinkt“ (Blasius 1994a: 254) oder wer gerne Spinat isst, „es sei denn, Spinat-Essen hätte eine (z.B. distinktive) Bedeutung“ (Burzan 2007: 123). Hier muss der Fokus erweitert werden. Aus einer kritischen soziologischen Perspektive ist beispielsweise relevant, ob und wie Lebensstil und klassische Sozialstrukturen verknüpft sind, d.h. inwiefern Stilisierung Ausdruck sozialer Ungleichheit ist oder diese gar erzeugt, reproduziert oder festigt. Ohne einen solchen gesamtgesellschaftlichen Rückbezug ihrer Ergebnisse kann die Lebensstilforschung nicht den Anspruch einlösen, ein neues Analysekonzept sozialer Ungleichheit zu repräsentieren (so auch Konietzka 1995: 96-97).

Wiederkehr alter Ungleichheiten? – Aktuelle Befunde

Dass es der Lebensstilforschung bisher nicht gelungen ist, ihre gesamtgesellschaftliche Relevanz überzeugend zu begründen, hat ihre Position geschwächt. Dominierten Lebensstil- und Milieukonzepte die Sozialstrukturanalyse in den 1990er Jahren, so haben sie in den letzten Jahren deutlich an Popularität eingebüßt. Stimmen wie die von Geißler (1996: 323) mehren sich: „Mit der unkritischen Fokussierung auf die dynamische Vielfalt der Lagen, Milieus und Lebensstile wird der kritische Blick für weiterhin bestehende vertikale Ungleichheitsstrukturen getrübt. Es besteht die Tendenz, daß vertikale Strukturen wegdifferenziert, wegpluralisiert, wegindividualisiert und wegdynamisiert werden.“ Folglich versucht man gegenzusteuern und greift dabei vornehmlich auf Bewährtes zurück. Die Rede ist vom „Fortbestehen schichttypischer Ungleichheiten“ (Geißler 2006: 116) wie auch von einer „Wiederkehr sozialer Klassenunterschiede“ (Vester 2005: 21). Im Gegenzug nimmt man „Abschied vom lieb gewonnenen Bild der *nivellierten Mittelstandsgesellschaft*“ (Bude 2008: 119; Hervorhebung im Original). Klassische Ungleichheitskonzepte erleben eine noch vor wenigen Jahren kaum für möglich gehaltene Renaissance.

Empirische Befunde zur Sozialstruktur der Bundesrepublik Deutschland liefern Argumente für diesen Kurswechsel, wobei die Folgen der Ende 2008 beginnenden globalen Finanz- und Wirtschaftskrise mit der vorliegenden Arbeit nicht berücksichtigt werden konnten. Zwar lassen sich vielfach Individualisierungs- und Pluralisierungsprozesse belegen, doch sind diese nicht überall gleich stark, sondern in Mittel- und Oberschichten ausgeprägter als in Unterschichten (Konietzka 1995: 122-125; Schroth 1999: 175-176). Und es zeigt sich, dass Verhaltensweisen wie auch Lebenschancen und -risiken immer noch schichttypisch verteilt sind (Geißler 2006: 116-117). Und eine überwiegende Mehrheit der Menschen lässt in Umfragen nach wie vor ein Schichtbewusstsein erkennen und kann sich selbst auch einer Schicht zuordnen (Geißler und Weber-Menges 2006: 106-122; Neugebauer 2007: 39-42). Die Gegner der Auflösungsthese halten diese daher für eine alltagsferne, akademische Lesart der Sozialstruktur und kritisieren insbesondere mit Blick auf die Diskussion in der Bundesrepublik Deutschland: „»Jenseits von Klasse und Schicht« (Beck 1986: 121) wännen sich zwar viele deutsche Sozialstrukturanalytiker, aber nur eine verschwindend kleine Minderheit der sozialen Akteure.“ (Geißler und Weber-Menges 2006: 126; ebenso Geißler 2006: 117; Hervorhebung im Original)

Angeheizt wird die Diskussion dadurch, dass das aktuelle Ungleichheitsgefüge einige neue Schärpen erkennen lässt. Schien der gesellschaftliche Fortschritt einst unbeschwerter Vielfalt zu versprechen, wird inzwischen immer deutlicher, dass anders als erwartet oder gewünscht der Weg für manche nach unten oder ins gesellschaftliche Abseits führt. Die Gründe sind vielfältig: Die Deregulierung und Flexibilisierung des

Arbeitsmarktes hat die Erwerbssituation und Arbeitsplatzsicherheit vieler Menschen verändert. Gleichzeitig werden Sozialversicherungssysteme aus Kostengründen zurückgefahren und federn Risiken immer weniger ab. Die Bildungsexpansion hat zwar insgesamt für eine bessere Qualifizierung der Menschen gesorgt, niedrige Abschlüsse jedoch entwertet. Es zeigt sich immer deutlicher, dass „neue Chancen mit anderen Risiken erkaufte werden müssen“ (Bude 2008: 29). Manche Schlagworte der wissenschaftlichen Debatte haben Eingang in die öffentliche Diskussion gefunden: beispielsweise die sich öffnende *Schere zwischen Arm und Reich* (Bude und Willisch 2006: 7), eine (neue) *Spaltung der Gesellschaft* (Dangschat 2008: 138), die *Working Poor* (arbeitende Arme; Dangschat 2008: 142), das *abgehängte Prekariat* (Neugebauer 2007: 82-84), aber auch *Abstiegsängste der Mittelschicht*, sowie *Ausgegrenzte und Überflüssige* (Bude und Willisch 2006: 19-21).

Zuweilen wird in der Diskussion nicht ganz klar, ob der beklagte Zustand bereits eingetreten sein soll oder man vor einer drohenden Verschlechterung warnen möchte. Beim Versuch, neue gesellschaftliche Verwerfungen in der Bundesrepublik Deutschland mit aktuellen Zahlen zu belegen, wird jedenfalls schnell deutlich, dass diese weniger klaren Linien folgen als die Diskussion zuweilen vermuten lässt. Dies gilt selbst dann, wenn man sich auf die zentralen Ungleichheitsdimensionen Bildung, Erwerbstätigkeit und materiellen Lebensstandard beschränkt. Internationale Studien der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD 2007a; 2007b), der Datenreport 2006 des Statistischen Bundesamtes (2006a) sowie der dritte Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung (Bundesministerium für Arbeit und Soziales 2008) zeichnen hier auf Basis eigener Erhebungen und des Sozialökonomischen Panels (SOEP) ein eher widersprüchliches Bild der jüngeren Vergangenheit.

Tatsächlich alarmierend sind die Zahlen im bundesdeutschen *Bildungswesen*: Spätestens im internationalen Vergleich zeigt sich, wie wenig das hiesige Bildungssystem für einen Chancenausgleich sorgt, sondern soziale Ungleichheiten reproduziert, verfestigt und sogar verschärft. So belegt die PISA-Studie 2006 (Programme for International Student Assessment), dass die Kompetenzen bundesdeutscher Schüler überdurchschnittlich stark durch den sozio-ökonomischen Status des Elternhauses geprägt sind (OECD 2007a: 204-226). Für Kinder von Vätern mit hoher Schulbildung ist die Aussicht auf einen höheren Bildungsabschluss gut doppelt so hoch wie für solche aus bildungsferneren Familien (OECD 2007b: 116-122). Eine Untersuchung des Deutschen Studentenwerks deckt darüber hinaus auf, dass die Chancen auf einen Studienplatz für Beamtenkinder 3½-mal besser liegen als für Kinder, deren Vater Arbeiter ist (Bundesministerium für Bildung und Forschung 2007: 101 und 108-109). Ebenso stark ist die Chancenungleich zwischen den Nachkommen von Akademikern und Nicht-Akademikern. Auffällig ist auch die Benachteiligung von

Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund. Zwar waren diese Missverhältnisse vor 20 Jahren wesentlich ausgeprägter; die Zahlen gewinnen jedoch dadurch an Brisanz, dass sich gerade in der Bundesrepublik Deutschland das Risiko der Erwerbslosigkeit für Menschen ohne oder nur geringer Bildungsqualifikation in den letzten Jahren deutlich erhöht hat (OECD 2007b: 31-33; Bundesministerium für Arbeit und Soziales 2008: 58-70).

Trotz der für Teile der Bevölkerung erhöhten Zugangsbarrieren zum *Arbeitsmarkt* stieg die Erwerbstätigenquote insgesamt von 63,7 % in 1998 auf 69,4 % in 2007 (Bundesministerium für Arbeit und Soziales 2008: 71-79). Gleichzeitig erreichte im Jahr 2005 die Zahl der arbeitslos Gemeldeten mit 4,86 Millionen ihren Nach-Wende-Höchststand. Dies entspricht einer Quote von 11,7 % bei den zivilen Erwerbspersonen. Seitdem ging die Zahl der Erwerbslosen deutlich zurück. Junge wie ältere Arbeitnehmer finden wieder leichter Zugang zum Arbeitsmarkt, aber auch Langzeitarbeitslose und ausländische Arbeitskräfte (Bundesministerium für Arbeit und Soziales 2008: 79-86). Allerdings hat die Zahl Selbständiger mit niedrigem Einkommen wie auch geringfügig und zeitlich befristeter Beschäftigter zugenommen. Bruttolöhne und -gehälter der Arbeitnehmer sind zwischen 2002 und 2005 real um immerhin 4,8 % gesunken. Ein gutes Drittel der Beschäftigten arbeitet inzwischen im Niedriglohnsektor, gegenüber einem Viertel Anfang der 1990er Jahre (Bundesministerium für Arbeit und Soziales 2008: 11-14).

Vor dem Hintergrund der veränderten Erwerbssituation hat sich die *Einkommensungleichheit* in der Bundesrepublik Deutschland in den letzten Jahren nur wenig gewandelt, jedoch verfestigt. Gemessen am bedarfsgewichteten monatlichen Pro-Kopf-Einkommen (sogenanntes Netto-Äquivalenzeinkommen; siehe unten Kapitel 4.2.3) verfügt das reichste Fünftel derzeit über etwa 35 % des Gesamteinkommens, das ärmste Fünftel über 10 % (Statistisches Bundesamt 2006a: 609-610). Nach der Wende hatte das Ungleichverhältnis leicht zugenommen, ist seit dem Jahr 2000 jedoch recht stabil. Allerdings hat sich seit Mitte der 1980er Jahre das Risiko erhöht, im untersten Einkommens-Fünftel zu verbleiben (Statistisches Bundesamt 2006a: 620-622). In den letzten Jahren gilt dies ebenfalls für das zweit- und drittniedrigste Quintil, wie sich auch der Verbleib im obersten Fünftel deutlich verfestigt hat. Anders formuliert: Für untere und mittlere Einkommenschichten sind die Aufstiegschancen geringer geworden, für die Oberschicht hat das Risiko eines Statusverlusts abgenommen.

Wie viele Menschen mit einem Bruchteil dessen auskommen müssen, was andere zur Verfügung haben, wird deutlich, wenn man die bedarfsgewichteten Einkommen in Relation zu ihrem arithmetischen Mittel setzt (Statistisches Bundesamt 2006a: 610-612). Nach einer auf diesem Referenzwert beruhenden Definition lebt in *relativer Armut*, wer weniger als die Hälfte des Einkommens-Durchschnitts zur Verfügung hat.

Der Anteil dieser Menschen hat sich von 9,3 % in 1991 auf 10,6 % in 2005 erhöht. In einem sogenannten *prekären Wohlstand* befinden sich Personen mit 50 bis 75 % des Durchschnitts-Einkommens. Ihr Anteil hat sich von 25,4 % in 1991 auf 23,8 % in 2005 verringert. Die Werte mittlerer und gehobener Einkommensgruppen haben sich nur wenig verändert. Besonders armutsgefährdet sind Arbeitslose, Personen ohne abgeschlossene Berufsausbildung, Haushalte mit vielen Kindern und Alleinerziehende (Bundesministerium für Arbeit und Soziales 2008: 20-24 und 101). Gestiegen ist das Armutsrisiko für Geringqualifizierte, einfache Arbeiter und Angestellte, aber auch bei Facharbeitern und Selbständigen (Statistisches Bundesamt 2006a: 616-620). Die häufig diskutierte Altersarmut ist hingegen rückläufig.

Damit hat sich die Situation für Teile der bundesdeutschen Bevölkerung zumindest vorübergehend verschlechtert. Dennoch lassen die einzelnen Indikatoren keine massive Verschärfung der sozialen Ungleichheit erkennen. Die Auswirkungen der Ende 2008 einsetzenden Finanz- und Wirtschaftskrise bleiben hier allerdings abzuwarten. In der Gesamtschau kristallisieren sich jedoch bereits heute einige Problemfelder heraus, welche auch die öffentliche Debatte der letzten Jahre dominieren. Zum einen die Sorge, dass ein wachsender Bevölkerungsteil nicht nur benachteiligt ist, sondern von der gesellschaftlichen Dynamik gleichsam abgehängt wird und „den Anschluss an den *Mainstream* unserer Gesellschaft verliert“ (Bude und Willisich 2006: 7; Hervorhebung im Original). Gemeint sind etwa junge Menschen ohne Schul- und Ausbildungsabschluss, Langzeitarbeitslose, Gelegenheitsjobber, Scheinselbständige und Arbeitslose mittleren Alters ohne echte Chance auf eine Vollzeit-Arbeitsstelle. Dazu zählen aber auch Alleinerziehende ohne Hilfe von Familie und Zeit für einen Freundeskreis oder alte Menschen, die sich schämen, soziale Transferleistungen in Anspruch zu nehmen. Gemeinsam ist ihnen die fehlende Perspektive auf eine stärkere Teilhabe am gesellschaftlichen Leben, die sich vor allem in einem subjektiven Gefühl niederschlägt, nicht gebraucht oder anerkannt zu werden.

Bei den derart Ausgeschlossenen „geht es nicht mehr allein um die Frage von Oben und Unten, sondern um die von Drinnen und Draußen“ (Bude und Willisich 2006: 8). Eine solch umfassende soziale Exklusion stellt kein alleiniges Unterschichtphänomen dar, sondern kann Menschen unterschiedlicher Statusposition durch kritische Lebensereignisse wie Krankheit oder Verlust des Arbeitsplatzes treffen. Am stärksten marginalisiert sehen sich Menschen, die in Einkommensarmut oder Langzeitarbeitslosigkeit leben, die gesundheitlich beeinträchtigt sind und denen es zudem an sozialen Netzwerken innerhalb und außerhalb der Familie fehlt (Böhnke 2006: 108-112). Charakteristisch ist eine Abwärtsspirale an Benachteiligungen, welche die Situation der Betroffenen immer weiter verschlechtert und eine Rückkehr zur sozialen Teilhabe erschwert (Burzan 2007: 150): Beispielsweise kann eine schwierige Erwerbssituation dazu führen, dass man seinen Konsum einschränken muss, sich die bisherige Wohnung und ein Auto nicht

mehr leisten kann, wodurch soziale Kontakte abnehmen, was wiederum die Chance auf neue Arbeit verringert.

Doch nicht nur der äußerste Rand der Gesellschaft erfährt in der neueren Debatte erhöhte Aufmerksamkeit. Der Blick richtet sich zunehmend gen Mitte und fokussiert einen Personenkreis, dessen Lebenslage als prekär bezeichnet wird. „Prekär als unsicher oder heikel deutet darauf hin, dass es um Menschen in Lebensverhältnissen geht, die – noch – etwas zu verlieren haben, die also zumindest aktuell noch nicht am Ende des Ungleichgefüges stehen, deren soziale Position jedoch gefährdet ist.“ (Burzan 2007: 152). In prekärer Lage befinden sich beispielsweise Menschen, die dank Zusatzjobs mit Mühe ohne Sozialtransfers auskommen, sogenannte Scheinselbstständige oder ehemalige Post- und Bahnbedienstete in Auffanggesellschaften. Es handelt sich um Menschen, die – um beim obigen Gleichnis zu bleiben – den Sog der Abwärtsspirale bereits spüren, ihm aber noch widerstehen können. Eine längere Krankheit oder eine Trennung vom Partner mögen aber genügen, um in soziale Isolation zu geraten oder unter die Armutsgrenze zu rutschen.

Allerdings zeigen die obigen empirischen Befunde, dass sich gemessen am Einkommen die Anteile der in relativer Armut oder prekären Verhältnissen lebenden Menschen in den letzten Jahren nur wenig verändert haben. Gleiches gilt für Personen, die in schlechten Wohnverhältnissen leben und die sich viele heutzutage selbstverständliche Konsumgüter wie Telefon, Fernseher oder Auto aus finanziellen Gründen nicht leisten können (Böhnke 2006: 102-105). Nichtsdestotrotz haben die Verlustängste und Verunsicherungen in der Bevölkerung zugenommen. Sie reichen inzwischen in mittlere Schichten hinein; etwa bei der Wahrnehmung des Konflikts zwischen Arm und Reich oder der Angst vor Verlust des Arbeitsplatzes (Böhnke 2006: 118-119; auf Basis von Wohlfahrtssurvey-Daten der 1990er Jahre). Dabei ist der Zusammenhang zur tatsächlichen Lage nicht immer eindeutig: In einer 2003 durchgeführten bundesweiten Telefonbefragung erlebt sich fast ein Fünftel der über 1.500 Teilnehmer trotz objektiv relativ guter Lebensumstände (unter anderem gemessen an der finanziellen Situation, der Beschaffenheit des sozialen Netzwerks, dem gesundheitlichen Zustand und der beruflichen Zufriedenheit) als in prekärer Lage oder marginalisiert (Bude und Lantermann 2006: 233-252). Umgekehrt gibt ein gutes Drittel der in relativer Einkommensarmut oder prekären Verhältnissen Lebenden an, sich zwar benachteiligt aber nicht von der Gesellschaft ausgeschlossen zu fühlen. Eine 2006 im Auftrag der Friedrich-Ebert-Stiftung durchgeführte qualitativ-quantitative Befragung mit über 3.000 zufällig ausgewählten Bürgern zeigt, dass sich die tatsächliche soziale Lage in der Bundesrepublik Deutschland insgesamt besser darstellt als die gefühlte (Neugebauer 2007: 133-135).

Lebensstile im Kontext alter und neuer Ungleichheiten

Unter dem Eindruck möglicherweise wiedererstarkender sowie neuer vertikaler Ungleichheiten stellt sich die Frage nach der Eigenständigkeit und Relevanz des Lebensstilkonzepts drängender denn je. Mehrere empirische Studien legen eine selektive Bindung an Lagemerkmale nahe, die einzelne vertikale Ungleichheiten und horizontale Unterschiede betrifft. In der Gesamtschau erhärtet sich wie beschrieben am deutlichsten der Zusammenhang zu Alter, Bildung und Geschlecht mit moderaten aber signifikanten Effektstärken. Allerdings weisen die Beziehungen eine Reihe von Unschärfen und Brüchen auf. So differenzieren sich einige Lebensstile teilweise innerhalb von Schichten aus, während andere mitunter über mehrere Statusgruppen verteilt sind (Georg 1998: 238-240; Klee 2001: 135-136; Stein 2007: 162-163). Die Prägekraft des sozio-ökonomischen Kontextes fällt dabei je nach Schicht unterschiedlich stark aus und wirkt auch nicht auf jede Lebensstildimension gleich intensiv. Die größten Freiheitsgrade für stark außengerichtete Stilisierungen existieren in den Mittelschichten und bei jungen Erwachsenen, die noch nicht ins Berufsleben eingetreten sind und noch keine Familie gegründet haben (Konietzka 1995: 256-258). Soziale Mobilität zwischen den Schichten forciert die Pluralisierung; denn ein Statuswechsel ist für die Stilisierung eines Menschen bedeutender als seine soziale Herkunft (Stein 2007: 175-180). Die Bindung an einzelne Ungleichheitsmerkmale variiert zudem über die Zeit. So haben seit Beginn der 1990er Einkommensungleichheiten für die Stilisierung an Bedeutung gewonnen, Bildungsunterschiede jedoch an Prägekraft verloren (Isengard 2005: 14-25). Wie sich wahrgenommene oder tatsächliche Armut, prekäre Lebenssituationen und ein umfassender Ausschluss von gesellschaftlicher Teilhabe auf die Stilisierung auswirken, ist weitgehend unerforscht. Meines Wissens wurde bisher auch nicht untersucht, inwiefern Lebensstile auf die soziale Lage zurückwirken. So bleibt beispielsweise unklar, ob sich bestimmte Lebensstile vorteilhaft oder negativ auf die Beschäftigungs- und Einkommenssituation ausüben können.

Insgesamt wird deutlich, dass keine starre, zeitlich stabile Kopplung zwischen Lebensstilen und klassischen Ungleichheiten besteht. Die Frage der Strukturierung versus Entkopplung kann daher nicht innerhalb eines einzigen Konzepts gelöst werden, sondern ist stets neu und differenziert zu beantworten. Individuelle Wahlmöglichkeiten können zu-, aber auch wieder abnehmen, ohne dass dieser Prozess für unterschiedliche Bevölkerungsteile synchron verlaufen muss. Ähnlich gibt es keine pauschale Antwort auf die Frage, welches Differenzierungskonzept eine höhere Erklärungskraft aufweist, etwa wenn es darum geht, etwas über Sachverhalte wie Parteipräferenzen, Kriminalität oder Gesundheit auszusagen. In einer Zusammenstellung verschiedener Lebensstilstudien kommt Stein (2006: 133-136) zu dem Schluss, dass hier je nach Forschungsthema dem Lebensstil- oder klassischen Ungleichheitskonzepten der Vorzug zu geben sei.

Wenn sich aber klassische und neuere Sozialstrukturansätze nicht aufeinander reduzieren lassen, kann es nicht um ein *Entweder-oder* gehen, sondern ist ein *Sowohl-als-auch* vonnöten. Geißler (2006: 119) spricht von einer Paradigmenvielfalt, einem „Nebeneinander konkurrierender Ansätze, die sich nicht gegenseitig ausschließen, sondern unterschiedliche Ausschnitte einer vieldimensionalen Sozialstruktur darstellen.“ Ob ein bestimmter Ansatz vorzuziehen, verschiedene Konzepte aufeinander zu beziehen oder doch zu integrieren sind, hängt vom jeweiligen Forschungsgegenstand, von der inhaltlichen Fragestellung sowie von Untersuchungsgebiet und Zeitraum ab. Bereits Geiger (1962: 189-191) hat hier auf die grundsätzliche raum-zeitliche Beschränktheit der Sozialstrukturanalyse hingewiesen.

Auch wenn Lebensstile im Forschungsfokus der vorliegenden Arbeit liegen, sollen klassische Ungleichheiten damit nicht negiert werden. Im empirischen Teil der Arbeit wird daher die Bedeutung demografischer und sozio-ökonomischer Merkmale im Vergleich zu und in einer möglichen Wechselwirkung mit Lebensstilen analysiert (siehe unten Kapitel 5.2.3 und 5.2.4). Damit wird Geißler und Weber-Menges (2006: 126-127) gefolgt, wenn diese resümieren, empfehlenswert sei „ein vertikal-pluraler Doppelblick auf die geschichtete und zugleich pluralisierte Gesellschaft“.

2.2 Stadtanalyse

2.2.1 Verstädterung und Urbanisierung

Verstädterung und Urbanisierung im internationalen Vergleich

Der weltweite Trend zur Verstädterung ist ungebrochen. Betrug um 1900 der Anteil der Stadtbewohner an der Weltbevölkerung noch 13 %, waren es 1950 bereits 29 %. Anfang des 21. Jahrhunderts lebt bereits die Hälfte der etwa 6½ Milliarden Menschen in Städten (United Nations 2006: 1). Die Definition einer Stadt erfolgt meist über die Bevölkerungsgröße. Allerdings variieren die angesetzten Schwellenwerte im internationalen Vergleich erheblich (Übersicht bei Heineberg 2001: 24 und 27, sowie bei Bähr 2004: 67-71). Am gebräuchlichsten sind Mindest-Einwohnerzahlen zwischen 2.000 (wie in der Bundesrepublik Deutschland) und 5.000 (z.B. in Österreich). Von einer Großstadt spricht man gewöhnlich ab einer Bevölkerung von 100.000, von einer Metropole ab 1 Million und von einer Megastadt bei mehr als 10 Millionen Einwohnern. Erschwert wird die Einstufung, wenn Städte über ihre administrativen Grenzen hinauswachsen, wie es insbesondere in gering entwickelten Ländern zu beobachten ist. Daher werden teilweise weitere Merkmale zur Identifizierung eines städtischen Raums herangezogen. Dazu zählen insbesondere eine hohe Bebauungs- und Verkehrsdichte, die Geschlossenheit einer Siedlung, eine räumliche Gliederung nach Nutzungen und Funktionen, vor allem in Wohn- und Gewerbegebiete und

Hauptgeschäftszentrum, sowie eine politische, wirtschaftliche und kulturelle Bedeutung über den städtischen Raum hinaus (Gaebe 2004: 18-19 und Heineberg 2001: 23-26, letzterer mit einem interdisziplinären Überblick zum Stadtbegriff).

In höher entwickelten Staaten haben zudem eine starke funktionale Differenzierung – vor allem die Trennung von Wohnort und Arbeitsstätte – und eine von den Städten ausgehende kulturelle Überformung ihres Umlandes für eine zunehmende Aufweichung der Stadt-Land-Dichotomie gesorgt. Bähr (2004: 67) schlägt daher vor, zwischen den häufig synonym gebrauchten Begriffen *Verstädterung* und *Urbanisierung* zu unterscheiden: „Verstädterung meint [...] die Vermehrung, Ausdehnung oder Vergrößerung von Städten nach Anzahl, Fläche oder Einwohnern sowohl absolut als auch im Verhältnis zur ländlichen Bevölkerung bzw. zu den nichtstädtischen Siedlungen, während Urbanisierung auch die Ausbreitung und Verstärkung städtischer Lebens-, Wirtschafts- und Verhaltensweisen einschließt bzw. sich (in eingeschränkter Begriffsdefinition) nur darauf bezieht.“ Diese Unterscheidung spiegelt ein soziologisches Verständnis von Stadt als Ort wider, der durch das Zusammenspiel einer hohen Bevölkerungszahl und -dichte, sowie Dauerhaftigkeit des Siedelns und heterogenen Bewohnerstruktur urbane Organisations- und Lebensformen hervorbringt (Wirth 1974: 44-48; Original von 1938; in Anlehnung an Simmel, Durkheim, Max Weber und Park). Dazu zählen insbesondere eine funktionale, soziale und räumliche Differenzierung sowie eine Anonymisierung sozialer Kontakte. Verstädterung und Urbanisierung treten meist gemeinsam auf, können aber auch weitgehend unabhängig voneinander erfolgen (Häußermann und Siebel 2004: 19). Insbesondere hohe Mobilität und eine starke Medienlandschaft transportieren urbane Lebensweisen auch in ländliche Regionen.

In verschiedenen Teilen der Erde sind Ausmaß und Verlauf der Verstädterung sehr ungleich. Bereits eine Klassifizierung nach Kontinenten deckt extrem unterschiedliche Verstädterungsgrade auf: Nord- (81 %) und Lateinamerika (77 %), Europa (72 %) und Australien/Ozeanien (71 %) verzeichnen die höchsten Quoten, Asien (40 %) und Afrika (38 %) die geringsten (United Nations 2006: 12 und 31-35). In einigen höher entwickelten Ländern liegt der Verstädterungsgrad über 90 %. Allerdings weisen die weniger entwickelten Länder die derzeit stärksten Wachstumsraten auf, welche den früheren Zuwachs der Industrienationen bei weitem übersteigen. Die Verstädterung basiert hier zu etwa gleichen Teilen auf Zuwanderung (vor allem aufgrund mangelnder Ernährung und hoher Arbeitslosigkeit auf dem Lande) und Geburtenüberschüssen (insbesondere aufgrund besserer medizinischer Versorgung und verstärktem Heirats- und Fortpflanzungsverhalten in den Städten; Heineberg 2001: 31-32). Die Bevölkerungszunahme konzentriert sich in den Ländern der Dritten Welt auffällig stark auf Großstädte, Metropolen und Megastädte. Im Jahr 2015 werden weltweit voraussichtlich 22 Städte die Einwohnerzahl 10 Millionen überschritten haben, davon

17 in den geringer entwickelten Ländern (United Nations 2006: 19). Allein aufgrund der Dynamik des Wachstums und der massiven Konzentration von Bevölkerung auf engem Raum ergeben sich hier ganz andere Fragestellungen als sie die vorliegende Arbeit behandelt. Folgen wie schwierige Wohn- und Arbeitsbedingungen, unzureichende Verkehrsinfrastrukturen oder Umweltverschmutzung – aber auch eine verbesserte Versorgungs- und Bildungssituation oder größere politische Partizipationsmöglichkeiten – werden beispielsweise von Kraas und Nitschke (2006: 18-24) thematisiert.

Unabhängig von kontinentalen und nationalen Unterschieden bei Ausmaß und Form der Verstädterung wird sich diese nach Prognosen der Vereinten Nationen in den nächsten Jahrzehnten weltweit fortsetzen, während die Zahl der Bewohner ländlicher Regionen im Verhältnis zur städtischen Bevölkerung aber auch absolut zurückgehen wird (United Nations 2008: 84-113; siehe Abbildung 8).

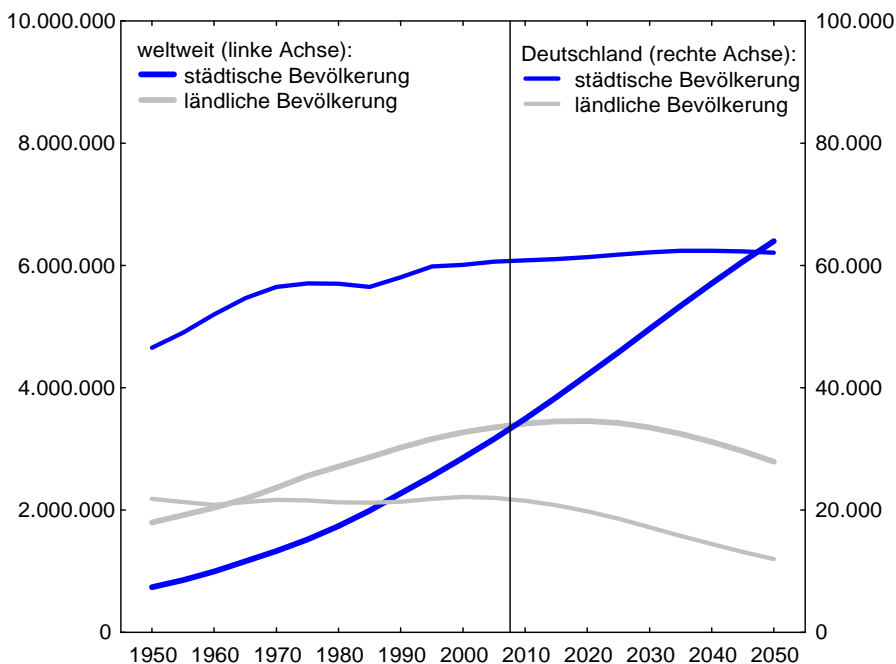


Abb. 8: Entwicklung der städtischen und ländlichen Bevölkerung 1950-2050 (in Tausend)

Quelle: United Nations (2008: 84-113). Die Abbildung basiert auf den aktualisierten Schätzungen der Online-Datenbank der Vereinten Nationen, *World Urbanization Prospects: The 2007 Revision Population Database*, auf <http://esa.un.org/unup/> (Stand 18.04.2009). Ab 2008 (senkrechte Trennlinie) handelt es sich um Prognosewerte.

Verdichtungsräume in der Bundesrepublik Deutschland

Die Bundesrepublik Deutschland ist mit 82½ Millionen Menschen und 231 Einwohnern pro km² nach den Niederlanden, Belgien und Großbritannien das am dichtest besiedeltste Land in Europa (ohne die Kleinstaaten Malta, Monaco, San Marino und Vatikanstadt; Statistisches Bundesamt 2006a: 27). Innerhalb des Bundesgebiets

konzentriert sich auf lediglich 11 % der Fläche fast die Hälfte der Bevölkerung; die durchschnittliche Dichte beträgt hier etwa 1.000 Einwohner je km² (Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung 2005a: 19). Der Verstädterungsgrad übersteigt nach Maßstäben der Vereinten Nationen (United Nations 2006: 33) mit 75 % knapp den europäischen Durchschnitt und wird in den nächsten Jahrzehnten voraussichtlich weiter steigen (siehe oben Abbildung 8). In 700 bundesdeutschen Gemeinden liegt die Einwohnerzahl über 20.000 (mit 58 % der Bevölkerung), in 82 Städten über 100.000 (mit 31 % der Bevölkerung; Statistisches Bundesamt 2006b: 40). Die größten Einwohnerzahlen verzeichnen die Metropolen Berlin (3,4 Millionen), Hamburg (1,7 Millionen) und München (1,2 Millionen); die höchste Bevölkerungsdichte in einem Stadtgebiet weisen wiederum München (4.019 Einwohner pro km²) und Berlin (3.800 Einwohner pro km²) auf, während Hamburg mit 2.297 Einwohner pro km² bundesweit Rang 15 belegt (Statistisches Bundesamt 2006a: 28).

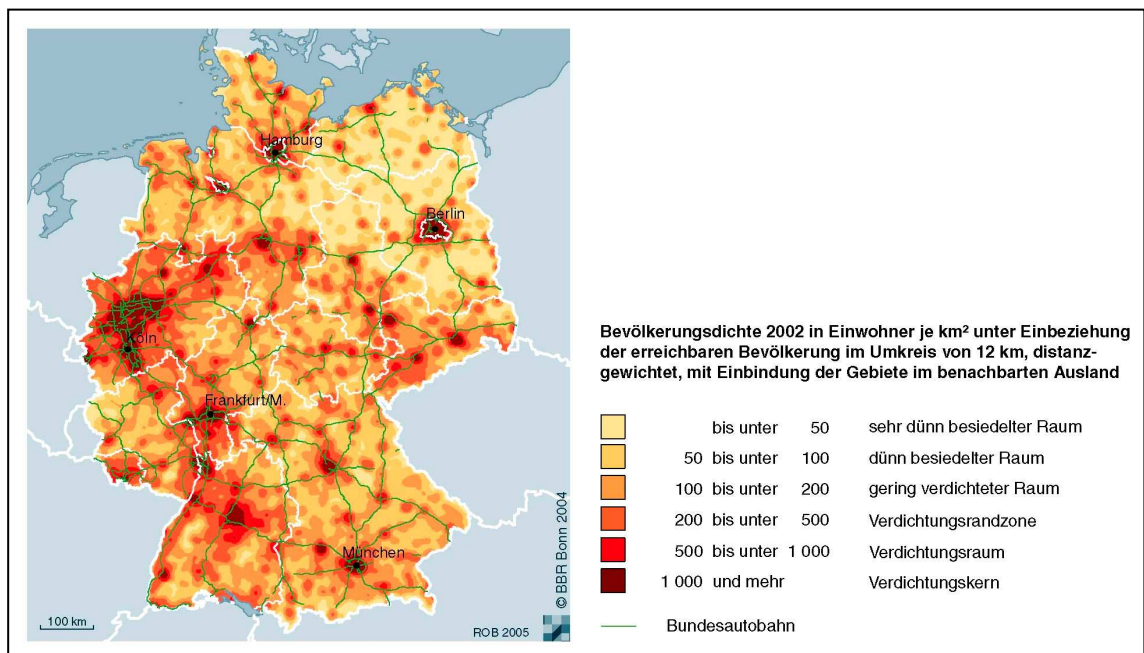


Abb. 9: Verdichtungsräume in der Bundesrepublik Deutschland 2002

Quelle: Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (2005a: 16).

Abbildung 9 visualisiert für die Bundesrepublik Deutschland unterschiedliche Verdichtungszone weitgehend losgelöst von administrativen Gebieten, so dass die Verstädterung über Verwaltungsgrenzen hinaus gut erkennbar ist. In einem neuen Verfahren wurden hier amtliche Bevölkerungsstatistiken und Daten aus Geoinformationssystemen zu einem engmaschigen Gitternetz aus Dichtewerten kombiniert (Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung 2005a: 15-16; für Berechnungsdetails siehe Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung 2005b: 1-3). Auf diese Weise ergibt sich ein fein abgestuftes Bild, das fließende Stadt-Land-Übergänge gut abbildet. Großflächige Areale besonders hoher Bevölkerungsdichte finden sich mit den

Stadtstaaten Hamburg und Berlin, in den städtischen Agglomerationen Rhein-Ruhr und Rhein-Main und um Stuttgart und München. Eine Untersuchung zu knapp 2.000 Stadtteilen in 35 Städten beleuchtet darüber hinaus den Urbanisierungsgrad bundesdeutscher Verdichtungsräume, neben der Einwohnerdichte gemessen am Anteil der 18-30-Jährigen und der ledigen Personen an der Bevölkerung (Metzmacher 2005). Den höchsten Wert weist Freiburg auf, gefolgt von Regensburg, Heidelberg, Berlin, Leipzig und München (Metzmacher 2005: 53-54). Hamburg liegt im Mittelfeld. Die Ergebnisse zeigen, dass der Urbanisierungsgrad nicht automatisch mit der Stadtgröße steigt. Urbane Lebensweisen werden insbesondere durch attraktive Ausbildungseinrichtungen und Arbeitsmöglichkeiten begünstigt, die vor allem junge, familiar ungebundene Menschen anziehen. Innerhalb der Städte sind zentrumsnahe Areale am stärksten urbanisiert (Metzmacher 2005: 52).

Entwicklungsphasen der Verstädterung

Die Verstädterung schreitet durch Bevölkerungswachstum und Wanderungsvorgänge voran, begleitet von administrativen Neugründungen und Eingemeindungen. Je nach Erdteil und Region kamen und kommen hierbei verschiedene Mechanismen zum Tragen, entsprechend existiert eine Vielzahl von Beschreibungsversuchen. Für die vorliegende Arbeit sind vor allem 2 Modelle von Interesse, welche verschiedene Beobachtungen zu stadtbezogenen Bevölkerungsbewegungen zusammenführen und hierzu typische Abfolgen identifizieren: Das Modell der Differential Urbanization von Geyer und Kontuly (1993), welches großräumige Wanderungsströme beschreibt, und ein Modell von Gaebel (1991), mit dem kleinräumigere Austauschprozesse zwischen Stadt und Umland differenziert werden können.

Das Modell von Geyer und Kontuly (1993: 157-177) beschreibt den Verstädterungsprozess als einen Zyklus aus 3 Hauptphasen. Danach weisen in einer ersten Phase zunächst wenige große Ballungszentren und später umliegende mittelgroße Städte eines Landes die stärksten Wanderungsgewinne auf, während ländliche Regionen und kleinere Städte an Bevölkerung verlieren (*Urbanization*). In einer zweiten Phase schwächt sich das Wachstum der großen Verdichtungsräume ab und konzentriert sich auf mittelgroße Städte und schließlich vor allem auf kleinere Städte, die teilweise auch weiter entfernt von den Zentren liegen (*Polarization reversal*). In einer dritten Phase stagnieren die Zuwächse der mittelgroßen Städte und die Zentren weisen sogar negative Wanderungsbilanzen auf (*Counterurbanization*). Nach Ansicht der Autoren erhöht sich mit jeder Phase das Entwicklungsniveau eines Landes, wodurch sich die Bevölkerungsstruktur in Richtung der oberen sozialen Schichten verschiebt (Geyer und Kontuly 1993: 170-171). Gleichzeitig verschiebt sich das sozio-ökonomische Gefälle zugunsten des Umlandes. Bessergestellte Bevölkerungsteile neigen eher zu einer dezentralen Migration, welche die Wohn- und Freizeitsituation verbessert. Untere soziale Schichten

wandern hingegen stärker in Richtung Zentren, da sie stärker von den dortigen Erwerbsmöglichkeiten abhängig sind. Über den gesamten Zyklus ergibt sich daher eine Verschiebung der Wanderungssalden zugunsten der Peripherie und kleinerer Städte. Mit Abschluss der letzten Phase beginnt der Zyklus von neuem. Mit steigendem Entwicklungsniveau beschleunigt sich die Phasenabfolge, weil der Ausbau der Infrastruktur räumliche Mobilität erleichtert. Gleichzeitig schwächen sich die Wanderungssalden ab, da in hoch entwickelten Staaten der Migrationsdruck durch ein zurückgehendes Gesamt-Bevölkerungswachstum üblicherweise sinkt (Geyer und Kontuly 1993: 164-166).

Das Modell nach Gaebe (1991: 3-9) ergänzt den Ansatz von Geyer und Kontuly, indem es kleinräumige Bevölkerungsbewegungen differenziert. Austauschprozesse zwischen der Kernstadt, verstanden als eigentliches Verwaltungsgebiet einer Großstadt, und ihrem ebenfalls städtisch geprägten Umland werden mit Hilfe von 4 Phasen beschrieben. Danach sorgt zunächst eine bessere Beschäftigungssituation der Kernstadt für ein höheres Bevölkerungswachstum als im Umland (*Urbanisierung*). Vor allem zu Beginn der Industrialisierung erzwingen schwache Einkommen und geringe Mobilität die Nähe des Wohnstandortes zum Arbeitsplatz. Infolge steigender Anforderungen an die Wohnsituation, dem wachsenden Bedarf an großen, günstigen Industrie- und Gewerbeflächen sowie dem Ausbau der Verkehrsinfrastruktur kehrt sich das Verhältnis jedoch um (*Suburbanisierung*). Insbesondere in traditionellen Industrieregionen mit sinkenden Beschäftigungszahlen und geringer Lebensqualität erfasst der Bevölkerungsverlust den gesamten Verdichtungsraum einschließlich Umland (*Deurbanisierung*). In höher entwickelten Ländern handelt es sich dabei nach Gaebe (2004: 153) nicht um eine Abkehr von Großstädten im Sinne der Counterurbanization, sondern um eine räumlich weiter ausgreifende Suburbanisierung, die bis in ländlich geprägte Regionen hinein reicht. Bedeutende tertiäre und quartäre Funktionen (Dienstleistungs- und Informationssektor) verbleiben dabei überwiegend im Stadtzentrum. Sanierungs- und Restaurierungsmaßnahmen können zudem eine erneute Belebung des Verdichtungsraums mit Schwerpunkt Kernstadt bewirken (*Reurbanisierung*; siehe auch unten in Kapitel 2.3.1 die Ausführungen zu Gentrification). Gaebe (1991: 15 und 18-20) beobachtet diese Phasen auch in weniger entwickelten Staaten, sieht hier jedoch einen langsameren und schwächeren Verlauf der Suburbanisierung.

Verschiedene empirischen Ergebnisse lassen darauf schließen, dass die Wanderungen vom Land Richtung Stadt insbesondere mit wirtschaftlichen Aufschwüngen im sekundären und tertiären Sektor zunehmen und somit konjunkturellen Zyklen folgen (Übersicht bei Bähr 2004: 250-251 und 300-305). Berechnungen der Vereinten Nationen (United Nations 2006: 17) stützen zudem die Annahme, dass ein enger positiver Zusammenhang zwischen Entwicklungsniveau und Urbanisierungsgrad eines Staates besteht. Der von den Modellen beschriebene Ablauf kann sich im

internationalen Vergleich jedoch unterscheiden (Gaebe 1991: 15 und 20; Geyer und Kontuly 1993: 162 und 166): Dynamik und Reichweite der zyklischen Veränderungen hängen wie beschrieben vom Entwicklungsniveau ab. Auch innerhalb eines Landes können sich mehrere Zyklen überlagern und zwischen einzelnen Teilräumen variieren oder zeitlich versetzt ablaufen. Entstehen beispielsweise aus mittelgroßen Städten größere Zentren, kann ein neuer Verstädterungszyklus initiiert werden. Überlagerungen ergeben sich häufig dann, wenn sich die Reurbanisierung stark auf die Kernstadt konzentriert und den Bevölkerungsverlust der Deurbanisierung nicht kompensieren kann. Beide Modelle zeigen auch, dass Verstädterung kein unumkehrbarer Prozess ist. Tatsächlich verlangsamt sich das städtische Bevölkerungswachstum seit den 1970er Jahren in westlichen Staaten oder stagniert sogar, während es in den Entwicklungsländern rasant steigt (siehe oben in diesem Kapitel). In einigen westlichen Ländern zeichnet sich allerdings der Beginn einer zweiten Urbanisierungswelle ab (Bähr 2004: 83).

Entwicklung und aktuelle Trends in der Bundesrepublik Deutschland

Für die Bundesrepublik Deutschland lässt sich die Entwicklung wie folgt zusammenfassen: Nach dem Zweiten Weltkrieg setzt der sich schon vorher abzeichnende Verstädterungsprozess erneut ein (Bähr 2004: 305-306). Zunächst geprägt vom Zustrom von Flüchtlingen und Vertriebenen in die Zentren des wirtschaftlichen Aufschwungs, wird er ab den 1960er Jahren vor allem vom Zuzug ausländischer Arbeitskräfte getragen. Als Folge der Prosperität setzt spätestens Anfang der 1970er Jahre die Suburbanisierung ein (Bähr 2004: 321-322). Sinkende Geburtenzahlen und negative Wanderungsbilanzen der Kernstädte führen zu einer Bevölkerungszunahme im städtischen Umland, das zunehmend auch das Ziel von Bewohnern ländlicher Regionen ist. Die Standortvorteile für private Haushalte und Unternehmen liegen hier in vergleichsweise günstigen Miet- und Bodenpreisen wie auch in attraktiven Angeboten der Stadt, die aufgrund der steigenden Mobilität noch gut erreichbar sind. Vor allem Familien und Personen aus höheren Sozialschichten lassen sich in Ein- und Zweifamilienhäusern im Umland nieder. Im Rahmen geförderter Wohnbauprojekte ziehen später auch schwächere Einkommensgruppen nach. In den Kernstädten konzentrieren sich ärmere Bevölkerungsschichten, Ausländer und Alleinerziehende. In Ostdeutschland dominieren Stadt-Land-Wanderungen länger als im Westen; die Suburbanisierung wird nach der Wende beschleunigt nachgeholt (Bähr 2004: 307). Seit den 1990er Jahren entfallen im gesamten Bundesgebiet etwa 3 Viertel des Wachstums in Verdichtungsräumen auf das engere Umland im Umkreis von 30 km um die Kernstädte. Anfang des 21. Jahrhunderts leben innerhalb der meisten Verdichtungsräume Deutschlands mehr Menschen in den suburbanen Räumen (etwa 60 %) als in den

Kernstädten (entsprechend ca. 40 %; Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung 2005a: 193-195).

Die gegenwärtige Situation in der Bundesrepublik Deutschland stellt sich heterogen dar. Im alten Bundesgebiet nimmt die Gesamt-Bevölkerungsdichte nach wie vor zu, während sie in den neuen Ländern seit der Wende sinkt, insbesondere in den ländlichen Abwanderungsregionen (Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung 2005a: 29-30). Gleichzeitig hält der Verstädterungsprozess an, ohne dass sämtliche städtische Regionen von diesem Wachstum profitierten. Strukturschwache Gebiete und industrielle Problemzonen bleiben gegenüber attraktiven Verdichtungsräumen zurück, die über bessere Arbeits- und Freizeitmöglichkeiten verfügen (Bähr 2004: 306-307). Hohe Anziehungskraft besitzen besonders die großen westlichen Verdichtungsräume um Hamburg, Düsseldorf, Köln, Bonn, Frankfurt, Stuttgart und München (Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung 2005a: 87-90). Das vereinzelte Wachstum in den neuen Ländern konzentriert sich auf die Stadtregionen Berlin, Dresden, Leipzig, Magdeburg und Rostock.

Innerhalb der Verdichtungsräume verzeichnet nach wie vor das städtische Umland den stärksten Zulauf, insbesondere im Osten. In den nördlichen und südlichen Ländern des alten Bundesgebiets setzt die Verstädterung teilweise bis weit in den dünn besiedelten Raum hinein fort. Entsprechend bilden sich in suburbanen Zentren im Westen eher autonome Beschäftigungsmärkte als im Osten, wo stärkere Pendelbeziehungen zur Kernstadt bestehen (Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung 2005a: 197). Auch die Bevölkerungsstruktur in suburbanen Zonen hat sich geändert: Ließen sich dort bisher vor allem ältere Menschen und kinderreiche Familien nieder, dominieren mittlerweile Kleinfamilien und kinderlose 2-Personen-Haushalte und steigt der Anteil der Alleinlebenden (Herfert 2001: 117).

Gleichzeitig hat sich die Suburbanisierung deutlich abgeschwächt; teilweise kann sogar eine Reurbanisierung beobachtet werden (Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung 2005a: 197-198). Dies gilt vor allem für die Kernstädte der bereits genannten großen, von wenig Altindustrie geprägten Verdichtungsräume. Eine Studie zu 40 repräsentativ ausgewählten bundesdeutschen Städten belegt diese Trendumkehr für Freiburg, Münster, Mainz, Hannover und Karlsruhe (Böltken und Gatzweiler 2004: 208-209). Die Gründe liegen vor allem in der Restaurierung und Modernisierung der Stadtzentren und in einer dort geringeren Wohnknappheit und günstigeren Bodenpreisen als früher. Die Stadt-Land-Wanderungen haben sich daher abgeschwächt. Gleichzeitig können eine Rückwanderung in die Kernstädte und Neuansiedlungen beobachtet werden. Dieser Prozess wird vor allem von höheren Sozialschichten und jüngeren Menschen getragen, die von qualifizierten Bildungs- und Arbeitsmöglichkeiten sowie Kultur- und Freizeiteinrichtungen angezogen werden (Bähr 2004: 323-326). Für einen Aufschwung

zentral gelegener Beschäftigungsverhältnisse sorgen vor allem Dienstleistungen in den Bereichen Finanzen, Beratung, Medien und Tourismus.

Insgesamt ist der Trend zur Verstädterung in der Bundesrepublik Deutschland ungebrochen. Innerhalb der Verdichtungsräume laufen eine sich abschwächende Suburbanisierung und die beginnende Reurbanisierung zurzeit parallel. Nach Schätzungen des Bundesamtes für Bauwesen und Raumordnung (2005a: 32-34) wird sich – bei leichter Abnahme der Gesamt-Bevölkerungszahl – das beschriebene Muster gleichzeitig wachsender und schrumpfender Regionen in naher Zukunft verschärfen (Abbildung 10). Wie sich vermutlich anhaltend geringe Geburtenraten und ein massiv steigender Anteil an Personen im Rentenalter auf Verstädterung und Urbanisierung langfristig auswirken werden, lässt sich nur schwer vorhersagen.

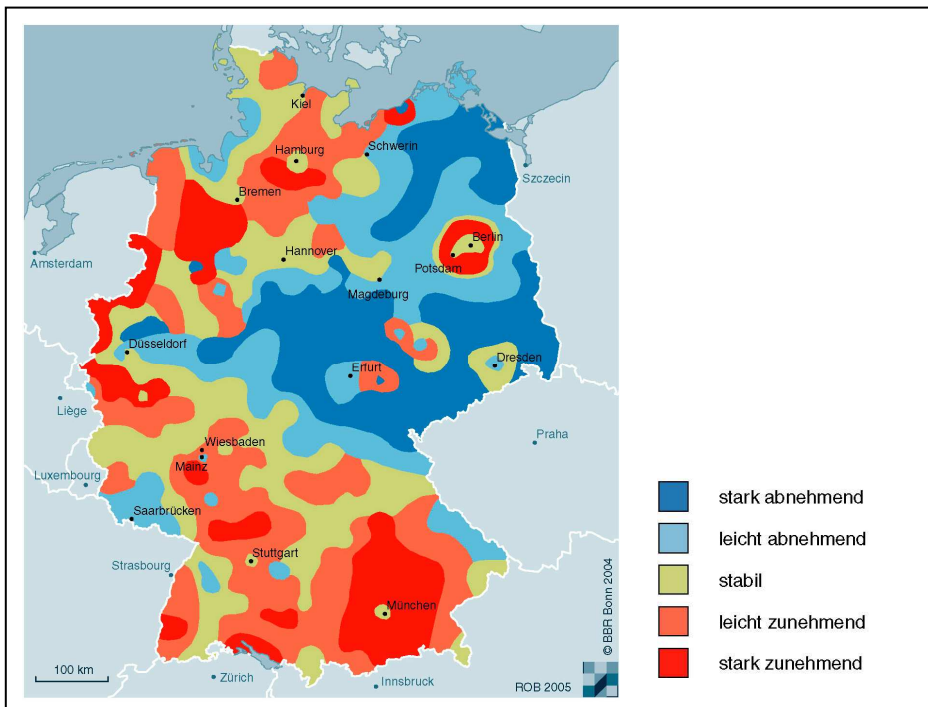


Abb. 10: Prognostizierter Trend der räumlichen Bevölkerungsentwicklung in der Bundesrepublik Deutschland bis 2020

Quelle: Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (2005a: 32).

2.2.2 Innerstädtische Differenzierung in Sozialräume

Stadtstrukturmodelle

Verstädterung und Urbanisierung wirken sich nicht nur auf das Stadt-Land-Verhältnis und die Beziehung einer Kernstadt zu ihrem Umland aus. Auch innerhalb der Städte kommt es zu Veränderungen. Bereits in den 1920er Jahren unternahm die Chicagoer Schule der Sozialökologie den Versuch, typische sozial-räumliche Muster zu identifizieren (siehe die Sammelbände von Park u.a. 1926 und Burgess 1926a). Aus

diesen Forschungen hervorgegangen ist das idealtypische *Ringmodell von Burgess* (1926b: 50-58), das auch heute noch als eines der wichtigsten Stadtstrukturmodelle gilt. Nach Burgess verteilen sich Bevölkerungsgruppen und Nutzungen ausgehend von der Stadtmitte in Form konzentrischer Zonen über die Stadt (Abbildung 11). Als Ursache dieses Musters sieht er eine nach außen gerichtete Expansion von Städten, welche einen sozio-ökonomischen Verteilungskampf um Wohnstandorte in Gang setzt.

Räumlicher Ausgangspunkt ist das Stadtzentrum, in welchem sich der politische, wirtschaftliche und kulturelle Mittelpunkt einer Stadt befindet und wo aufgrund hoher Bodenpreise Geschäfts- gegenüber Wohnvierteln dominieren. Dehnt es sich aus, wird die Wohnbevölkerung aus den angrenzenden Arealen verdrängt. Um das Zentrum finden sich meist dichte Bebauungen mit niedrigem Wohnstandard sowie Industrie- und Gewerbebetriebe. Wohlhabende Bevölkerungsteile wandern daher in Richtung Umland und Vororte ab, wo die Standortqualität am höchsten ist. Die verlassenen Wohnungen im ersten Ring verfallen mangels Investitionen und werden vorwiegend von jungen, alleinstehenden Personen und ausländischen Immigranten bezogen. Der nach außen steigenden Standortqualität folgend siedeln vorwiegend Arbeiter in der nächsten Zone, deren Baustruktur von Mehrfamilienhäusern dominiert wird. Die Mittelschicht weicht in den äußeren Ring der Kernstadt aus, in dem sich bevorzugt Einfamilienhäuser und kleinere Geschäftszentren finden. Das Ergebnis ist eine horizontal-konzentrische Ausdehnung, die als relativ gleichmäßig angenommen wird. Das Stadtwachstum äußert sich in diesem Modell also an der Tendenz von Bevölkerungsgruppen und Nutzungen innerer Zonen, in die jeweils angrenzenden äußeren Zonen einzudringen (Invasion). Die dort ansässigen Bewohner und Nutzungen werden dabei jeweils verdrängt (Sukzession; Burgess 1926b: 50).

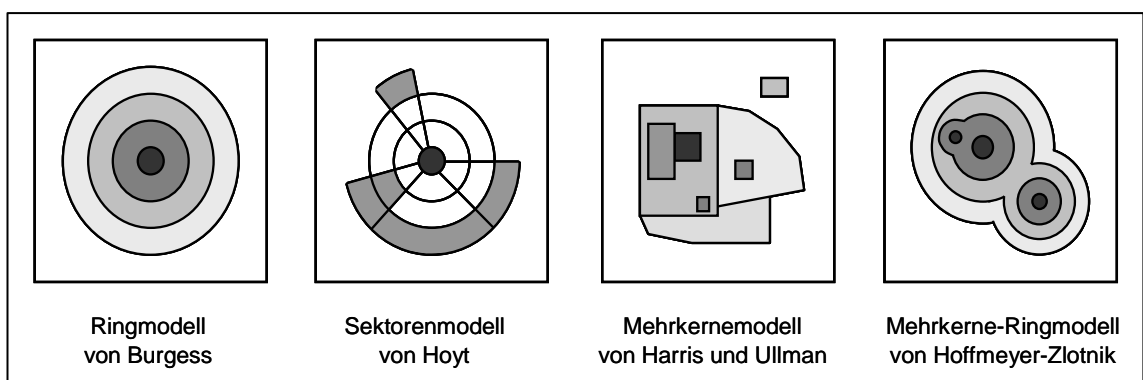


Abb. 11: Klassische Stadtstrukturmodelle

Quellen: Schematisierte Darstellung nach Burgess (1926b: 51 und 55); Hoyt (1939: 77 und 115); Harris und Ullman (1945: 13); Hoffmeyer-Zlotnik (1977: 18).

Das *Sektorenmodell von Hoyt* (1939: 75-78 und 112-122) legt ebenfalls eine monozentrische Stadtstruktur zugrunde, sieht Bevölkerungsgruppen und Nutzungsarten aber sektoral gegliedert (Abbildung 11). Entlang etablierter Verkehrswege, die das

Stadtzentrum mit dem Umland verbinden, siedeln bevorzugt höhere Schichten in am Stadtrand erschlossene, qualitativ hochwertige Wohngebiete. Flankiert werden diese Achsen von mittleren Bevölkerungsschichten, welche die Nähe der Wohlhabenden suchen. Ärmere Bevölkerungsteile konzentrieren sich in den Zwischenräumen nahe den Industrie- und Gewerbegebieten, da sie auf günstigen Wohnraum angewiesen sind. Da diese Anordnung ein seitliches Ausweichen erschwert, verlängern sich die Sektoren mit dem Wachstum einer Stadt nach außen. Ähnlich wie im Modell von Burgess wandern dabei insbesondere Bevölkerungsgruppen mit hohem Status in die Peripherie, während niedrigere Statusgruppen in die verlassenen Wohngebiete nachrücken. Daher konzentrieren sich höhere Schichten besonders in den äußeren Sektorsegmenten, teilweise aber auch in innenstadtnahen Luxusappartements. Erzeugt bei Burgess die Ausweitung der Stadt, und hier insbesondere des Stadtzentrums, einen Wachstumsdruck nach außen, zieht bei Hoyt allerdings die Pionierrolle der statushöheren Bevölkerung bei der Wohnstandortwahl weitere Umstrukturierungen nach sich (Hoyt 1939: 114).

Das *Mehrkernmodell von Harris und Ullman* (1945: 12-16) berücksichtigt, dass neben dem Hauptzentrum auch in mittlerer oder peripherer Lage Nebenzentren entstehen können oder durch Ausdehnung einer Stadt eingemeindet werden (Abbildung 11). Um diese Kerne, etwa Einkaufszentren oder Industrieparks, entstehen Gebiete mit unterschiedlicher Bevölkerungsstruktur und Nutzung. Nach Heineberg (2001: 106-107) bildet dieser Ansatz tatsächliche Stadtstrukturen besser ab als das Ring- oder Sektorenmodell. Friedrichs (1983: 109-110) kritisiert jedoch die unklare Unterscheidung von Kernen und umgebenden Arealen. Anders als bei dem Ring- und dem Sektorenmodell würden zudem keine Aussagen über die Art der Ausdehnung getroffen. Tatsächlich wird beim Stadtwachstum lediglich eine Zunahme und funktionale Spezialisierung der Kerne postuliert. Als eine Integration der Modelle von Burgess sowie Harris und Ullman kann das *Stadtstrukturmodell von Hoffmeyer-Zlotnik* (1977: 17-18) verstanden werden. Neben der Stadtmitte wird hier die Existenz von Nebengeschäftszentren angenommen, die ebenfalls ringförmige Zonen um sich ausbilden (Abbildung 11). Als Folge von Suburbanisierungsprozessen entstehen sie vorwiegend an Orten des städtischen Umlands, die durch gute Erreichbarkeit und einen großen Einzugsbereich gekennzeichnet sind.

Kritik der Stadtstrukturmodelle

Die vorgestellten Modelle treffen zwar Annahmen über die Stadtentwicklung und daraus resultierende Strukturen, liefern jedoch keine ausgearbeiteten Theorien. Sie basieren weitestgehend auf empirischen Beobachtungen zu US-amerikanischen Großstädten mit starkem Wachstum und ohne staatliche oder kommunale Intervention auf dem Wohnungsmarkt. Ohne nähere Begründung beschränkt man sich auf die Verortung einiger prominenter Bevölkerungsgruppen und Nutzungsarten und forciert so

die Mustererkennung. Auch die räumliche Abgrenzung homogener Areale ist nicht eindeutig spezifiziert (so auch Friedrichs 1983: 110-111). Es bleibt dem Forscher überlassen, Zonen gegeneinander abzustufen und Teilflächen zusammenzufassen. Hierbei wird er auf vorhandene Zählbezirke zurückgreifen müssen, welche die üblichen Probleme aggregierter Daten aufweisen (siehe unten Kapitel 2.4.2) und die sich nicht mit der Raumwahrnehmung der Bewohner decken müssen. Bereits innerhalb kleiner Stadtareale können Nutzungsart und Bevölkerungsstruktur variieren. Belegt sind deutliche Mischungen entlang kurzer Straßenzüge und sogar innerhalb von Gebäuden (von Frieling 1980: 206-207). Gerade in Zentrumsnähe lässt sich beobachten, dass besonders obere Geschosse nachgefragt sind und sich die von Burgess beobachteten Verdrängungsprozesse auch vertikal wiederholen (Carter 1972: 170-172). Daher gilt gerade für größere Zählbezirke, dass sie keineswegs als homogen angenommen werden dürfen und Aussagen zu ihrer Sozialstruktur lediglich den Charakter von Tendenzen gegenüber dem durchschnittlichen Profil der Gesamtstadt besitzen können (von Frieling 1980: 206). Abhängig von topographischen Besonderheiten, historischen Ereignissen (etwa kriegerischen Zerstörungen) und stadtplanerischen Eingriffen wird eine konkrete Stadtstruktur zudem von den idealtypischen Modellen abweichen. Auch dürften Form und Intensität der Muster je nach Region und Entwicklungsstand einer Stadt variieren.

Trotz dieser Schwächen haben sich die klassischen Stadtstrukturmodelle als flexibel genug gezeigt, um an heutige Verhältnisse in anderen Staaten angepasst zu werden. Dabei erweisen sich Kombinationen der Modelle als fruchtbar. So kommen mehrere Studien zu dem übereinstimmenden Ergebnis, dass sich in Städten verschiedener Weltregionen die vorgestellten Muster in bestimmter Weise überlagern (Friedrichs 1983: 114-115 und Bähr 2004: 126-128; beide mit verschiedenen Beispielen). Konzentrische Zonen bilden danach eher sozio-kulturelle Differenzen und die Stellung im Lebenszyklus ab (wobei Alter und Haushaltsgröße mit der Entfernung zum Stadtzentrum steigen), sektorale Muster hingegen sozio-ökonomische Unterschiede. Gelegentlich zeigen sich Klumpungen ethnischer Gruppen in einzelnen Teilarealen. Friedrichs (1983: 115) nimmt eine ähnliche Struktur für Städte der Bundesrepublik Deutschland an und kann sie für den Raum Hamburg der 1970er Jahre nachweisen.

Sozialraumanalyse und Faktorialökologie

Eng verwandt mit Stadtstrukturmodellen ist die *Sozialraumanalyse*. Wie das Ringmodell von Burgess ist sie aus der Chicagoe Schule hervorgegangen. Das Fundament zur Sozialraumanalyse legten Ende der 1940er Jahre Shevky und Bell (2005) mit der Annahme, die sozial-räumliche Strukturierung von Städten sei Folge eines umfassenden Wandels in Industriegesellschaften. Ausgehend von einer zunehmenden Komplexität, Funktionsdifferenzierung und Veränderung sozialer Beziehungen identifizierten sie verschiedene Trends, etwa die abnehmende Bedeutung

körperlicher Arbeit. Anhand von Volkszählungsdaten wollten die Autoren den räumlichen Niederschlag der veränderten gesamtgesellschaftlichen Situation in Städten dokumentieren. Shevky und Bell (2005: 80-89) bildeten über wenige Einzelmerkmale 3 sozial-räumliche Hauptdimensionen: ökonomischer Status (mit den Indikatoren Beruf, Bildung und Miethöhe), Familien- und Haushaltsstruktur (sogenannte Fruchtbarkeitsquote, Frauen-Erwerbsquote, Anteil der Einfamilienheime) und ethnische Differenzierung (Ausländeranteil).

Aus den genannten Einzelmerkmalen lässt sich zu jeder Dimension und jedem Zählbezirk einer Stadt ein standardisierter Indexwert berechnen der die Sozialstruktur dieses Areals zusammenfassend charakterisiert. Erzielen Gebiete in allen 3 Dimensionen einen vergleichbaren Indexwert, werden sie als ein und demselben Sozialraum zugehörig verstanden. Die Zuordnung läuft über eine einfache Klassenbildung entlang der genannten Dimensionen, wobei aus der Kombination der Klassen 32 mögliche Sozialräume abgeleitet werden (für Berechnungsdetails siehe Shevky und Bell 2005: 89-90). In dieses Raster lassen sich nicht nur städtische Teilräume einordnen; auch verschiedene Städte oder größere Regionen eines Landes können verglichen oder zeitliche Veränderungen analysiert werden (Shevky und Bell 2005: 90-93).

Die Liste der zu untersuchenden Merkmale wurde verschiedentlich an veränderte gesellschaftliche Situationen angepasst und erweitert. So hält Friedrichs (1997: 16-17) die Themen Globalisierung, Armut und sozialer Ausschluss, Gentrification (siehe unten Kapitel 2.3.1), Umweltprobleme und Segregation für relevant und leitet daraus 23 erforderliche Merkmale ab, welche für eine angemessene Analyse zu erfassen wären. Nicht immer wird die Indikatorenwahl theoretisch begründet. Häufig werden Merkmale lediglich induktiv-explorativ auf ihre räumliche Trennkraft geprüft. Ein wichtiger Zweig der Sozialraumanalyse stellt dabei die *Faktorialökologie* dar. Zahlreiche Einzelmerkmale werden hier über Verfahren der multivariaten Statistik zu wenigen voneinander unabhängigen Faktoren verdichtet und anschließend die Ausprägungen der Faktorindizes über den Stadtraum analysiert (Heineberg 2001: 148-157). Die Faktorialökologie bietet somit auch bei komplexen Sozialstrukturen übersichtliche Ergebnisse. Zugleich ist sie ein wichtiges Überprüfungsinstrument für die Dimensionen der Sozialraumanalyse. Umgekehrt unterstützt die klassische Sozialraumanalyse die Faktorialökologie bei der Auswahl der Indikatoren (Urban und Weiser 2006: 46). Trotz einiger Modifikationen und Erweiterungen haben neuere Studien die Bedeutung der von Shevky und Bell eingeführten Indizes grundsätzlich bestätigt (Übersicht bei Bähr 2004: 126-128). Als fruchtbar erwiesen hat sich allerdings das Einführen eines Lebenszyklusindex', in welchem Variablen zu Alter, Haushalts- und Familienstruktur aufgehen.

Sozialraumanalyse wie Faktorialökologie bieten das methodisch-empirische Rüstzeug, um ein Stadtgebiet auf Strukturen zu untersuchen, wie sie von den Stadtstrukturmodellen postuliert werden. Da sie nicht auf bestimmte Formen wie Ringe oder Sektoren festgelegt sind und eine Vielzahl an Einzelmerkmalen berücksichtigen können, lassen sich mit ihnen darüber hinaus neue Muster entdecken: Index- und Faktorwerte dienen zunächst dazu, Areale mit ähnlicher Sozialstruktur zu identifizieren. In einer Karte können diese Teilgebiete mit einer eigenen Farbe oder einem Muster belegt werden. Dabei zeigt sich häufig, dass benachbarte Areale eine vergleichbare Sozialstruktur aufweisen. Zwecks besserer Übersicht wird meist eine klare Abstufung vorgenommen. Dazu werden die berechneten Index- oder Faktorwerte in eine Rangfolge gebracht und in gleich große Klassen eingeteilt (Heineberg: 2001: 151); bei 100 Stadtteilen beispielsweise in 5 Stufen mit jeweils 20 Stadtteilen. Soll nicht für jede Dimension eine separate Karte ausgegeben werden, können über Clusteranalysen sozialstrukturell homogene Areale identifiziert werden, die sich in allen betrachteten Dimensionen ähneln (Urban und Weiser 2006: 95).

Sozialraumanalyse wie Faktorialökologie dienen somit der „Identifikation, Beschreibung und Abbildung in sich homogener Teilgebiete, die anhand bestimmter, im Vorfeld zu definierender Kriterien als ein Sozialraum bezeichnet werden können“ (Urban und Weiser 2006: 34). Diese Teilgebiete können insofern als homogen verstanden werden, als dass in ihnen – gemessen am Durchschnitt des gesamten Untersuchungsraums – bestimmte Bevölkerungsgruppen über- oder unterrepräsentiert sind (Urban und Weiser 2006: 13 und 22). Bereits Shevky und Bell (2005: 90) „stellen die Hypothese auf, dass der soziale Raum ganz allgemein Personen mit gleichem Lebensstandard, der gleichen Lebensweise und dem gleichen ethnischen Hintergrund zusammenfasst“.

Beispiele aktueller Sozialraumanalysen: Zürich und Hamburg

Neuere Sozialraumanalysen bestätigen die bereits im Zusammenhang mit den Stadtstrukturmodellen diskutierte Überlagerung ringförmiger und sektoraler Muster für 2 europäische Verdichtungsräume. So kann für Zürich gezeigt werden, dass in den Stadtquartieren der Kernstadt moderne individualistische Wohnformen und Familienmodelle (hoher Anteil an 1-Personen-Haushalten, Wohngemeinschaften und erwerbstätigen Müttern) dominieren, während in den Umlandgemeinden eher traditionell bürgerliche Lebensformen vorherrschen (Heye und Leuthold 2004: 70-72). Gleichzeitig lassen sich Zonen sozialer Schichten sektoral gegeneinander abgrenzen. Bei nach außen abnehmendem Individualisierungsgrad finden sich statusniedrige und statushohe Wohngebiete in der Innenstadt wie auch in der Peripherie. Ethnische Unterschiede bilden kein eigenes Raummuster, sondern werden allein auf eine

besondere Statusstratifizierung der ausländischen Bevölkerung zurückgeführt (Heye und Leuthold 2004: 70).

Ein Vergleich der Daten für 1990 und 2000 zeigt, dass sich Umlandgemeinden und Stadtquartiere Zürichs hinsichtlich der Lebensformen nach wie vor deutlich unterscheiden, in den Außenbezirken jedoch eine leichte Individualisierung stattgefunden hat (Heye und Leuthold 2004: 46-49). Die Urbanisierungsthese (siehe oben Kapitel 2.2.1) wird mit diesem Befund gestützt. Im selben Zeitraum haben die städtischen Teilräume eine deutliche Statusaufwertung erfahren und diesbezüglich zu den Umlandgemeinden aufgeschlossen. Der Grund liegt weniger in sozialer Mobilität sondern in Wanderungsströmen bestimmter Statusgruppen. Gleichzeitig zeigt sich ein klarer Zusammenhang des Migrationsverhaltens mit dem Lebenszyklus: Junge Einzelpersonen ziehen mit Beginn ihrer Ausbildung in die Kernstadt, verlassen diese aber nach Abschluss und Familiengründung wieder (Heye und Leuthold 2004: 72).

Für Hamburg legt Pohl (2006) eine neuere faktorialökologische Sozialraumanalyse einer bundesdeutschen Stadt vor. Auf Basis der amtlichen Statistik zu den Hamburger Stadtteilen für 2004 identifiziert Pohl (2006: 213-214) 3 sozial-strukturelle Dimensionen: Zum einen die klassischen Dimensionen sozialer Status (unter anderem gemessen über Wohnraum, PKW-Dichte und Anteil an Sozialhilfeempfängern und Arbeitslosen) und Familien- und Haushaltsstruktur (insbesondere Haushaltsgröße, Anteil jüngerer Personen und Verhältnis Wohnungen zu Ein- und Zweifamilienhäusern). Pohl ergänzt diese beiden um eine weitere, eher wertorientierte Dimension, die er Diversity nennt. Sie soll für Toleranz und Offenheit für Vielfalt stehen und wird insbesondere am Wahlverhalten (hoher Anteil der GAL, geringer der CDU), einer starken Wohnmobilität und einem hohen Ausländeranteil festgemacht. Alle 3 Dimensionen sind faktorenanalytisch generiert, wobei der Autor offen lässt, ob die Wahl der Ausgangsmerkmale theoretisch begründet oder dem verfügbaren Datenmaterial geschuldet ist.

Anhand der genannten Dimensionen identifiziert Pohl (2006: 215-217) über eine Clusteranalyse 9 Stadtteiltypen mit in sich homogener Sozialstruktur (Abbildung 12). Das Ergebnis zeigt ein charakteristisches Muster (Pohl 2006: 215-217): Westlich an das Stadtzentrum (Central Business District) grenzen *urbane Quartiere mit hoher Diversity* (Vielfalt). Sie zeichnen sich durch einen großen Bestand sanierter Altbauwohnungen aus und weisen eine hohe funktionale Durchmischung auf, welche wesentliche Daseinsgrundfunktionen (Wohnen, Arbeit, Bildung, Sich-Versorgen, Sich-Erholen) umschließt. Die Bevölkerung ist verglichen mit der Gesamtstadt durch einen etwas geringeren sozialen Status, wenig Familien und große Vielfalt gekennzeichnet. Richtung Norden lagern um den Binnensee Außenalster *urbane Mischgebiete mit gehobenem Wohnen* in gründerzeitlichen Bauten. Familienhaushalte sind hier ebenfalls

unterrepräsentiert, der soziale Status hingegen überdurchschnittlich hoch. Die darum gruppierten *zentrumsnahen, einfachen Wohngebiete mit wenig Familien* liegen abgesehen von der Haushaltsstruktur eher im Durchschnitt der Gesamtstadt.

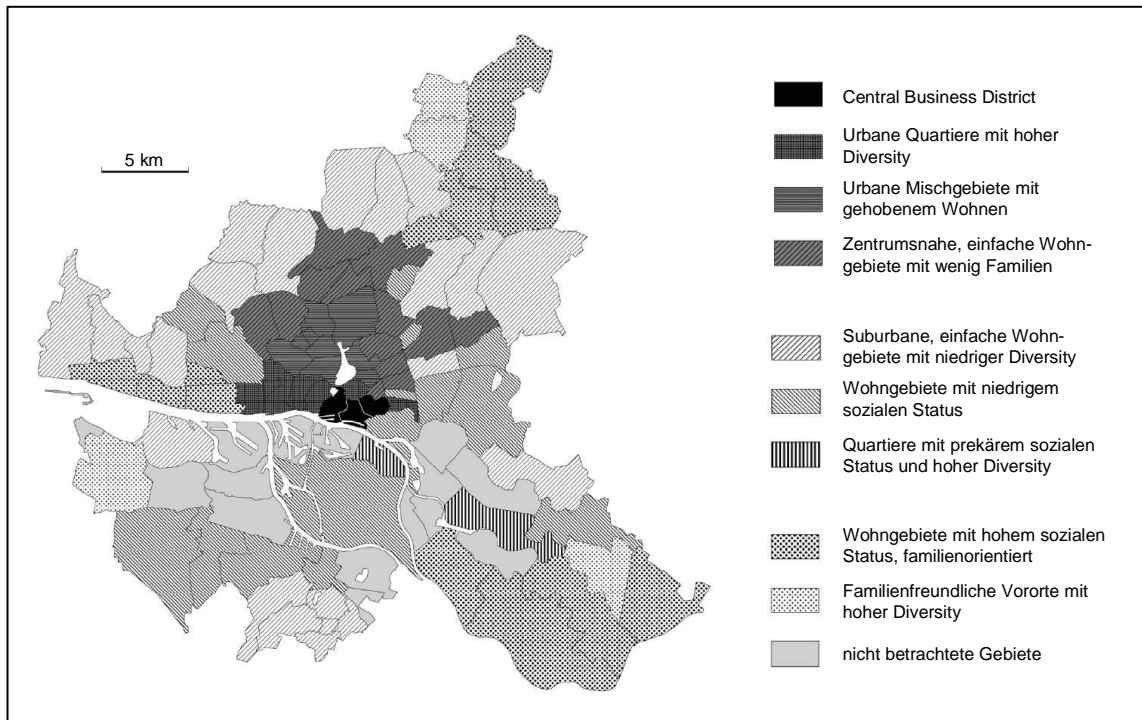


Abb. 12: Sozialräume Hamburgs 2004

Quelle: Pohl (2006: 216). Nur Stadtteile mit mehr als 2.000 Einwohnern wurden berücksichtigt.

Vom Zentrum aus gruppieren sich in verschiedene Richtungen in mittlerer Lage Stadtteile mit niedrigem sozialen Status. Eher an der Peripherie im ländlich geprägten Nord- und Südosten und in den Elbvororten liegen familienfreundliche Gebiete mit höherem Status. Insgesamt zeigt sich eine Überlagerung verschiedener Muster wie sie bereits im Zusammenhang mit den Stadtstrukturmodellen diskutiert wurde: Auch in Hamburg ordnet sich der soziale Status vom Stadtkern nach außen sektoral an, während der Anteil an Familien und zugehöriger Haushaltsformen vom Zentrum aus in Richtung Peripherie zunimmt (Pohl 2006: 213).

Im Falle Hamburgs sind sogar detaillierte Zahlen unterhalb der Stadtteilebene darstellbar. Es existiert ein kleinräumiges Gliederungssystem aus sogenannten *Statistischen Gebieten*, welches vom Statistischen Amt für Hamburg und Schleswig Holstein auf Grundlage der Volkszählungsdaten von 1987 sowie von Gebäude- und Wohnungszählungen entwickelt wurde (Loll und Müller 1991: 92-99). Anders als die recht großen und in sich teils heterogenen Stadt- oder Ortsteile sind die Statistischen Gebiete weniger nach administrativen, sondern weitgehend nach sozial-räumlichen Gesichtspunkten gebildet. Zielvorgaben waren eine durchschnittliche Einwohnerzahl von 2.000 sowie eine hohe sozialstrukturelle und städtebauliche Homogenität innerhalb

der Raumeinheiten, um sozial-räumliche Fragestellungen detailliert und dennoch übersichtlich abbilden zu können.

Hierfür wurden zunächst über etwa 8.000 Baublöcke faktorenanalytisch 2 Dimensionen identifiziert: sozialer Status (gebildet über Anteil von Personen mit Fachhochschul- und Hochschulreife sowie mit Realschulabschluss, Arbeiteranteil und durchschnittliche Miete und Wohnfläche pro Person) und urbane Verdichtung (durchschnittliche Haushaltsgröße, Bevölkerungsdichte, Anteil der Wohngebäude mit bestimmten Anzahlen an Wohnungen, Anteil der Eigentümerhaushalte). Für jeden Baublock wurden 2 Indexwerte berechnet und angrenzende Baublöcke mit ähnlichen Werten zu Statistischen Gebieten zusammengefasst. Unterstützt wurde die Aggregation über Informationen zur Flächennutzung und Luftbilder zu städtebaulichen Strukturen wie etwa Hauptverkehrsstraßen. Die Statistischen Gebiete verlaufen dabei ausschließlich innerhalb von Stadtteilgrenzen.

Dieses Gliederungssystem wird stetig aktualisiert. Inzwischen existieren 928 Statistische Gebiete mit durchschnittlich 1.850 Einwohnern (Hußing und Mausfeld 2002: 15-19). Bisher wurden zu den Statistischen Gebieten 8 thematische Karten mit folgenden Angaben veröffentlicht (Statistisches Landesamt für Hamburg der Freien und Hansestadt Hamburg 2002: 6-8, sowie anschließende Karten ohne Seitennummerierung): zur Bevölkerungsdichte, zu Einkünften je Steuerpflichtigen, sowie zu Anteilen der Ausländer, 1-Personen-Haushalte, Haushalte mit Kindern, sozialversicherungspflichtigen Beschäftigten, Arbeitslosen und Empfängern sozialer Leistungen. Die Prozentwerte wurden zu 6 Stufen zusammengefasst und die Areale entsprechend eingefärbt, so dass sich je nach Fragestellung aus den Statistischen Gebieten wiederum größere, zusammenhängende Sozialräume ergeben. Meines Wissens steht eine clusteranalytische Zusammenfassung anhand mehrerer Merkmale für die Statistischen Gebiete zwecks Darstellung in einer einzigen Karte bisher aus.

Kritik der Sozialraumanalyse

Hauptproblem der Sozialraumanalyse ist, dass sie kaum über angemessene Daten verfügt (Heineberg 2001: 143-144). In vielen Kommunen und statistischen Landesämtern existieren keine verwertbare Daten unterhalb der Stadtteilebene, oder die Gebietseinheiten fallen mit vielen tausend Einwohnern sehr groß aus. Da Zählbezirke nach administrativen Kriterien gegliedert sind, besteht die Gefahr, dass Muster nicht richtig abgebildet werden können. Das Problem ist das gleiche wie bei den oben dargestellten Stadtstrukturmodellen. Aufgrund der Heterogenität von Verwaltungsgrenzen ist es wahrscheinlich, dass sozial-räumlich homogene Gebiete durchtrennt werden. Zugleich sind die Gebietseinheiten häufig zu groß, um kleinräumige Strukturen überhaupt erfassen zu können. Gleichzeitig muss aufgrund erhöhter Mobilität,

verbesserter Kommunikationsmöglichkeiten, aber auch durch die Pluralisierung von Lebensstilen von einer zunehmenden sozial-räumlichen Fragmentierung ausgegangen werden (Gaebe 2003: 123). Vorhandene Daten und gesellschaftliche Realität passen daher immer weniger zusammen.

Um diesem Problem zu begegnen, schlagen Urban und Weiser (2006: 167) vor, Gebietseinheiten mit durchschnittlich höchstens 2.000 Einwohnern zu verwenden. Allerdings liefern die Autoren keine nähere Begründung für diesen vorgeschlagenen Grenzwert. Friedrichs (1983: 344-345) regt an, die Raumeinheiten so klein wie möglich zu wählen, z.B. Baublöcke, und diese dann zu homogenen Teilgebieten zu aggregieren. Allerdings räumt Friedrichs an selber Stelle ein, es sei methodisch nach wie vor ungeklärt, wie man die Homogenität kleinster Raumeinheiten feststellen und Schwellenwerte für ihre Zusammenfassung festlegen soll. Urban und Weiser (2006: 92-96) empfehlen, zunächst über eine Clusteranalyse alle Einheiten unabhängig von ihrer geografischen Lage zu Kategorien zusammenzufassen, d.h. allein merkmalsbezogen zu aggregieren. In einer Karte verschmelzen angrenzende Areale gleichen Merkmaltyps dann zu einem homogenen Teilgebiet. Dieses Vorgehen entspricht dem oben dargestellten Verfahren Pohls für Hamburg, der es allerdings auf relativ große Stadtteile anwendet. Bei diesem Prozedere bleibt jedoch neben der richtigen Ausgangsgröße der zu fusionierenden Raumeinheiten unklar, wie granular die Aggregation ausfallen muss, damit weder kleinräumige Strukturen verborgen bleiben, noch wichtige Grundmuster sich in einem Mosaik auflösen.

Daten in dem benötigten Umfang werden für Städte nahezu ausschließlich im Rahmen amtlicher und kommunaler Statistiken (Volkszählung, Mikrozensus und Verwaltungsregister) erhoben. Diese Zählungen finden jedoch selten oder unvollständig statt. Bei größeren Untersuchungsgebieten kann es vorkommen, dass Daten aus verschiedenen Quellen bezogen werden müssen und sich aufgrund von inhaltlichen, räumlichen und zeitlichen Inkonsistenzen kaum zusammenfassen lassen (Friedrichs 1997: 18). Zudem sind die amtlichen Statistiken an öffentliche Aufgaben gebunden. Im Mittelpunkt stehen die Themen Haushaltsstruktur, sowie die Bildungs-, Erwerbs- und Einkommenssituation. Viele Forschungsfragen sind damit nur unzureichend oder gar nicht abgedeckt. Das gilt verschärft für neuere Ansätze wie Lebensstilkonzepte, die in ihrer Operationalisierung aufwendig sind. Bei dem inzwischen jährlich durchgeführten Mikrozensus besteht sogar eine weitgehende Auskunftspflicht und es werden auch aktuelle Themen behandelt. Die Stichprobe umfasst jedoch meist nur 1 % der bundesdeutschen Privathaushalte (Statistisches Bundesamt 2007a: 5-6). Selbst für Metropolen wie Berlin oder Hamburg ist eine ausreichende räumliche Differenzierung daher nicht gegeben. Daneben sorgen die aktuellen Datenschutzbestimmungen dafür, dass Kommunen keine Zahlen kleiner als 3 herausgeben können (BStatG § 16, Absatz 8). Wohnen in einem Block mit 20 Einwohnern beispielsweise 2 Ausländer, darf

dieser Wert nicht veröffentlicht werden. Gerade bei den angestrebten kleinen Einheiten dürfte der Verzerrungseffekt nicht unerheblich sein. Davon abgesehen sind amtliche Daten unterhalb der Stadtteilebene auch für wissenschaftliche Zwecke kostenpflichtig, sofern kein Auftrag der Kommunen besteht.

Zwar existieren in der Bundesrepublik Deutschland mit der Allgemeinen Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften (ALLBUS) und dem Sozial-ökonomischen Panel (SOEP) 2 nicht-amtliche, regelmäßig durchgeführte und zudem umfangreiche Wiederholungserhebungen zu Verhaltensweisen und Sozialstruktur (Koch und Wasmer 2004: 13-37; Krupp 2007: 2-15). Diese greifen gelegentlich auch aktuelle Themen wie Werteeinstellungen oder Mediennutzung auf. Die ALLBUS- und SOEP-Daten werden jedoch maximal bis auf Postleitzahlen-Bereiche aufgeschlüsselt und genügen folglich kaum einer städtischen Sozialraumanalyse. Kommerzielle Datenpools erreichen teilweise eine bessere räumliche Auflösung, decken jedoch wiederum wissenschaftliche Fragestellungen kaum ab und müssen käuflich erworben werden. Besonders weit gediehen ist ein Gemeinschaftsprojekt der Unternehmen Sinus Sociovision und Microm, in welchem die Sinus-Milieus mit einer mikro-geografischen Marktsegmentierung (sogenanntes Mosaic-Datensystem) verknüpft wurden (Sinus Sociovision 2007: 6). Auf dieser Basis wurden Modelle entwickelt, mit welchen für jedes Haus in Deutschland, Österreich und der Schweiz Wahrscheinlichkeiten ausgegeben werden können, mit denen einzelne Sinus-Milieus dort vorkommen. Allerdings stehen hinter diesen Angaben keine Vollerhebungen, sondern statistische Schätzmodelle, die quasi das Betriebsgeheimnis dieses Projekts darstellen. Bähr (2004: 128) spricht aufgrund des Mangels an aktuellen, gesellschaftlich relevanten und wissenschaftlich verwertbaren Daten in dem benötigten räumlichen Detaillierungsgrad von einem „Stillstand“ der Sozialraumanalyse.

2.2.3 Urbane Vorstellungs- und Aktionsräume

Subjektive Raumwelten

Die klassische Sozialraumforschung mit ihrer Beschränkung auf feste Standorte spiegelt nur einen Teil des sozialen Lebens einer Stadt wider. Erst wie Menschen den urbanen Raum erfahren und sich ihn handelnd erschließen, vervollständigt das Bild. Hierin liegt gewissermaßen eine Analogie zur Erweiterung der klassischen Sozialstrukturanalyse um die Lebensstilanalyse, welche objektive Kriterien um tatsächliche Lebensweisen ergänzt.

Der Lebensraum des Menschen lässt sich zunächst allgemein wie folgt abgrenzen und untergliedern (Abbildung 13; siehe auch Höllhuber 1982: 35; Friedrichs 1983: 306-307; Heineberg 2001: 152-155):

- Zur *Umwelt* wird gerechnet, was außerhalb eines Individuums liegt. Dazu zählen physische Objekte wie Gebäude, aber auch andere Menschen.
- Der *Vorstellungsraum* ist jener Ausschnitt der Umwelt, der vom Individuum subjektiv wahrgenommen, kognitiv verarbeitet und erinnert wird. Er muss nicht allein dem direkten persönlich Erleben entstammen, sondern kann unter anderem durch Interaktionspartner oder Medien (z.B. eine Stadtkarte) vermittelt sein.
- Mit *Aktionsraum* hingegen ist immer direkt erfahrener Raum gemeint. Er konstituiert sich aus der Menge aller von einer Person regelmäßig aufgesuchten Orte (Friedrichs 1990: 168).
- Der *tägliche Kontaktraum* ist jener Teil des Aktionsraums, in dem Orte mit einer besonders hohen Frequenz aufgesucht werden (Heineberg 2001: 152). Er besteht in erster Linie aus dem unmittelbaren Wohnumfeld und gegebenenfalls aus Arbeitsstätte und Orts- oder Stadtteilzentrum.

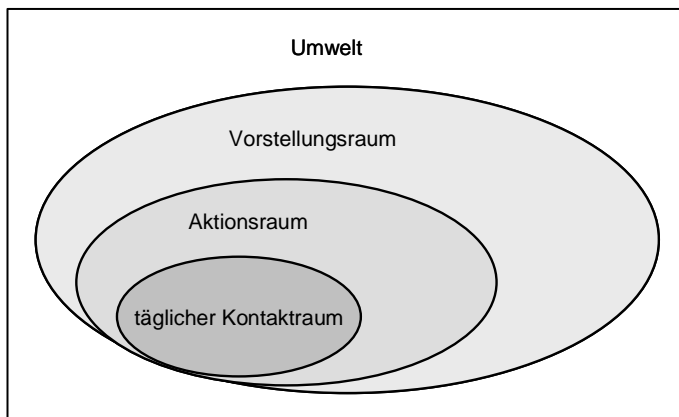


Abb. 13: Schema Raumreduktion des Individuums

Quelle: Zusammenführung aus Höllhuber (1982: 35), Friedrichs (1983: 307) und Heineberg (2001: 153).

Im Folgenden werden Vorstellungs- und Aktionsräume eingehender diskutiert. Dem Thema der Arbeit entsprechend liegt der Schwerpunkt auf Städten. Dabei interessiert vor allem, wie genau Menschen den Raum wahrnehmen und wie sehr Vorstellungs- und Aktionsräume von sozialen Faktoren und dem Wohnstandort abhängen.

Grundlegende Funktionsweise der räumlichen Vorstellung

Die Frage, wie Menschen ihre räumliche Umwelt wahrnehmen und auf diese reagieren, beschäftigt gleich mehrere Disziplinen. Vor allem die Kognitionspsychologie und die Stadtgeografie haben sich eingehend mit dem Thema befasst. Zentrale Begriffe dieser Forschung sind *kognitives Kartieren* und *kognitive Karte*. Ersteres ist nach Downs und Stea (1982: 23) der geistige Prozess, „Informationen über die räumliche Umwelt zu sammeln, zu ordnen, zu speichern, abzurufen und zu verarbeiten“. Die kognitive Karte (cognitive map) ist als Ergebnis dieses Vorgangs eine „strukturierte Abbildung eines

Teils der räumlichen Welt“ (Downs und Stea 1982: 24). Mit ihrer etymologischen Anleihe bei Stadtplan und Landkarte suggerieren diese Begriffe eine Objektivität bei der Erfassung der physischen Welt, die nach Erkenntnissen zahlreicher Studien nicht existiert. Neuere Arbeiten heben stärker den konstruktivistischen Aspekt hervor und sprechen von *mentaler Repräsentation* räumlichen Wissens (mental image oder mental representation; Hartl 1990: 34-35; Barkowsky 2002: 1-2). In der Literatur finden sich mehrere verwandte Termini, die je nach Disziplin und Forschungsschwerpunkt leicht variieren (eine Übersicht geben Kitchin und Blades 2002: 1-2 sowie Barkowsky 2002: 21-22). In der vorliegenden Arbeit wird die umfassende Bezeichnung *mentale Repräsentation* (des Raums) verwendet, und synonym *räumliche Vorstellung*.

Mittlerweile existiert eine Vielzahl empirischer Studien, aus denen sich einige Grundmuster der mentalen Repräsentation insbesondere des städtischen Raums destillieren lassen. Im wahrsten Sinne des Wortes wegberaubend ist eine Arbeit Lynchs (1965). In einer breit angelegten Studie in 3 städtebaulich sehr verschiedenen US-amerikanischen Städten identifiziert Lynch (1965: 46-49) 5 Schlüsselemente der mentalen Repräsentation (siehe auch Abbildung 14):

- *Pfade* (z.B. Straßen, Fußwege, Kanäle, Gleise), entlang derer Menschen sich in einer Stadt bewegen. Andere Elemente werden entlang der Pfade erschlossen und zu diesen in Beziehung gesetzt.
- *Ränder* (z.B. Mauern, Küsten), d.h. Grenzverläufe, die mehr oder weniger gut überwindbare Barrieren darstellen. Indem sie Areale umfassen, begrenzen oder gegeneinander abgrenzen, haben sie eine strukturierende Funktion.
- *Distrikte* (z.B. Viertel, Parkanlagen), womit mittelgroße bis großflächige Teilgebiete gemeint sind, die als homogen wahrgenommen werden.
- *Knoten* (z.B. Plätze, Zentren, Kreuzungen, Verkehrsknotenpunkte) als Orte, die man betreten kann und die bevorzugt Ausgangspunkt, Umsteigemöglichkeit oder Ziel von Mobilität sind.
- *Landmarken* (z.B. Gebäude, Wahrzeichen, Geschäfte, Hügel) schließlich stellen leicht identifizierbare Objekte der städtischen Landschaft dar und dienen als Orientierungspunkte. Häufig sind sie von verschiedenen Punkten einer Stadt aus sichtbar, können aber auch lediglich von lokaler Bedeutung sein.

Nach Lynch (1965: 6-9) verleihen diese 5 Hauptelemente einer Stadt Identität, indem sie Objekte unterscheiden helfen, sowie Struktur, indem sie Elemente in Relation zueinander und zum Betrachter stellen. Sie sorgen für die „Lesbarkeit“ (imageability oder legibility; Lynch 1965: 9) einer Stadt, geben Orientierung im urbanen Alltag und sind damit Voraussetzung für das Zuschreiben individueller wie kollektiver Bedeutungen.

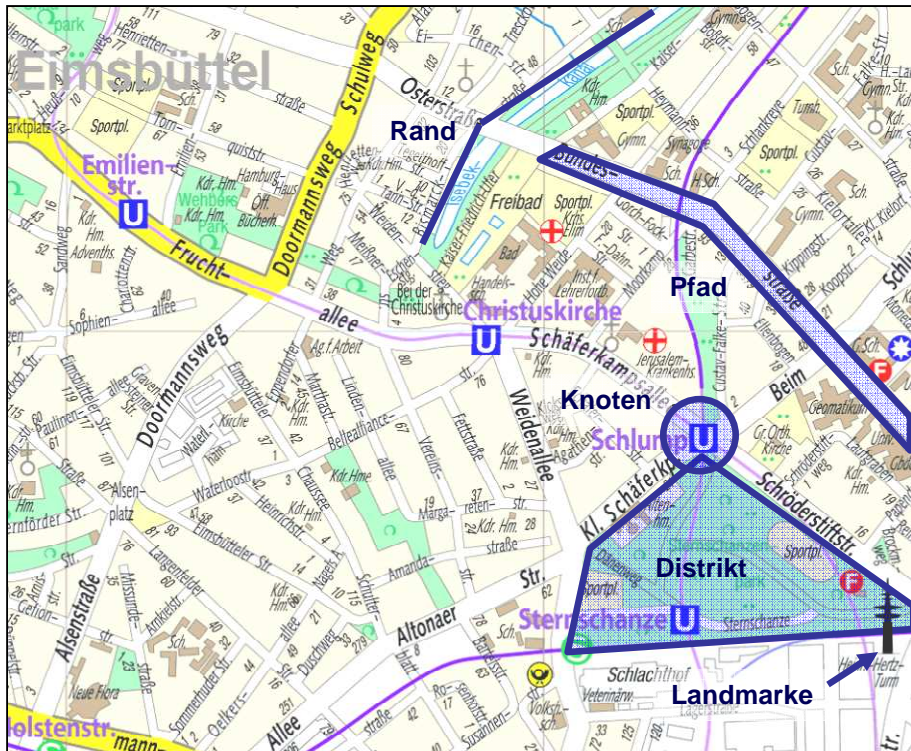


Abb. 14: Grundelemente der Vorstellung des städtischen Raums nach Lynch

Quelle: Eigene Darstellung.

Spätere Studien haben Lynchs Elemente aufgegriffen und weiter untersucht. Dabei zeigte sich, dass Landmarken und Pfade die wichtigsten Elemente der räumlichen Repräsentation sind und als erstes erlernt werden (Hartl 1990: 39-42 und 46; Barkowsky 2002: 24). Neben Stadt- und Landkarten und verbalen Beschreibungen durch andere Menschen dient dabei die unmittelbare Umwelterfahrung als wichtigste Quelle räumlicher Information. Landmarken werden über Pfade aufgesucht und so weitere Elemente der Umwelt erschlossen. Die funktionale Bedeutung für persönliche Aktivitäten, aber auch die ästhetische Attraktivität, fördern das Verinnerlichen eines Elements. Stark vernetzte Landmarken dienen später als Ankerpunkte der räumlichen Repräsentation. Zusammen mit den sie verbindenden Hauptpfaden bilden sie ein Gerüst, das effizientes Speichern, Verwalten und Abrufen räumlicher Informationen erlaubt. Räumliche Details oder die Lage unbekannter Orte werden über dieses Bezugssystem erschlossen, fehlende Informationen dabei teilweise aus der Kenntnis anderer städtischer Umgebungen abgeleitet. Die mentale Repräsentation hat damit die höchste Stufe des Übersichtswissens erreicht, auf der die unterschiedlichen räumlichen Elementarten integriert und in Relation zueinander gesetzt sind.

Es gibt zahlreiche Hinweise darauf, dass nicht allein das Erlernen räumlicher Information stufenweise erfolgt. Auch das einmal aufgebaute Übersichtswissen scheint hierarchisch organisiert. Demnach wird über Ankerpunkte und Hauptpfade zunächst die Lage von Distrikten abgeleitet. Auf der nächsten Hierarchieebene, d.h. innerhalb dieser

Areale, werden weitere Elemente kognitiv verwaltet. So zeigt beispielsweise eine Studie von Chase (1983: 397 und 404), dass selbst Taxifahrer mit langjähriger Berufserfahrung bei einer Routenplanung keine detaillierte Karte der gesamten Strecke repräsentieren können und nur selten den kürzesten Weg wählen. Vielmehr besteht die Tendenz, zunächst einmal von einem Distrikt zum nächsten zu gelangen und erst danach konkrete Orte anzusteuern. Für den Alltagsgebrauch führt das Verwalten räumlicher Information über ein hierarchisches Bezugssystem üblicherweise zu befriedigenden Ergebnissen. Insbesondere die topologische Anordnung von Elementen erweist sich im Wesentlichen als korrekt. Ob ein Element andere Objekte enthält, Elemente sich überlagern, aneinander liegen oder losgelöste Einheiten bilden, wird also überwiegend richtig dargestellt (Barkowsky 2002: 24). Kim und Penn (2004: 502) zeigen, dass vor allem die Struktur eines städtischen Wegenetzes von Probanden gut wiedergegeben wird, d.h. das Vorkommen von Straßen und ihre Lage zueinander. Dies gilt insbesondere für die unmittelbare Wohnumgebung. Die Autoren vermuten, dass die relationale Struktur eines räumlichen Musters für das Zurechtfinden in einer Stadt wichtiger sein könnte als präzise lokale Informationen.

Systematische Verzerrungen der räumlichen Vorstellung

Von der Genauigkeit amtlichen Kartenmaterials ist der Mensch in jedem Fall weit entfernt: „Alle Versuche, ein Bild der kognitiven Karte eines Individuums zu gewinnen, haben zu dem Resultat geführt, dass unser räumliches Wissen unvollständig, partiell und unzusammenhängend ist.“ (Hartl 1990: 42) Lässt man einen Menschen ein Stadtgebiet beschreiben, eine Karte zeichnen oder Distanzen und Richtungen schätzen und vergleicht das Resultat mit dem objektiven physischen Raum, zeigen sich vielfältige Abweichungen. Bereits Lynch (1965: 87) resümiert, die mentale Repräsentation des physischen Raums sei „not a precise, miniaturized model of reality, reduced in scale and consistently abstracted“. Lynch vergleicht die Grundlage räumlicher Darstellungen mit einer elastischen Gummioberfläche. Auch wenn die grundsätzliche Anordnung der Elemente meist erhalten bleibt, werden Richtungen verdreht, Distanzen gedehnt oder gestaucht und Formen in ihrem Maßstab verzerrt.

Für die Forschung sind hierbei allgemeingültige Muster und Auffälligkeiten bei der räumlichen Vorstellung von Interesse. Lloyd und Heivly (1987: 192) schlagen daher vor, zwischen Fehlern und systematischen Verzerrungen der mentalen Repräsentation zu unterscheiden: Fehler lassen sich auf der individuellen Ebene verorten, etwa wenn Objekte in einer Karte vergessen oder vertauscht werden. Verzerrungen hingegen sind reproduzierbare Abweichungen von der objektiven Außenwelt, die auch bei einem ungestörten Kognitionsprozess und vollständiger Information auftreten. Solche für den Menschen allgemein oder bestimmte Personengruppen charakteristische Abweichungen

lassen sich beispielsweise erkennen, wenn mehrere gezeichnete Karten aggregiert, d.h. aufeinander projiziert werden.

Betrachtet man die Vielzahl an interdisziplinären Veröffentlichungen zu diesem Thema, lassen sich 2 Hauptquellen systematischer Verzerrungen ausmachen: Zum einen das Bezugssystem, über das räumliches Wissen verwaltet wird. Trotz seiner an sich effizienten Funktionsweise ist es verantwortlich dafür, dass der Mensch einigen typischen Fehleinschätzungen unterliegt. Zum anderen hängt die räumliche Vorstellung von inhaltlichen Zuschreibungen und sozialen Einflüssen ab. Beide Phänomene und ihre Auswirkungen seien im Folgenden beschrieben.

Verzerrungen der räumlichen Vorstellung durch das Bezugssystem

Mit Hilfe des Bezugssystems werden wie beschrieben einzelne Raumelemente über ein Gerüst aus Ankerpunkten und Hauptpfaden erschlossen. Dies entbindet unter anderem von der Aufgabe, größere Gebiete auf einmal zu repräsentieren. Entsprechend zeigt sich, dass mentale Repräsentationen meist kein konsistentes Ganzes ergeben, sondern aus einzelnen, eher lose verbundenen Inseln der räumlichen Vorstellung bestehen. Diese Raumfragmente können in ihrem Maßstab oder Detaillierungsgrad differieren (Lynch 1965: 85-86, Kuipers 1982: 206) und sich sogar widersprechen: „cognitive maps may be impossible figures“ (Tversky 1992: 137). Inkonsistenzen werden beispielsweise durch die Neigung erzeugt, Elemente in das bestehende System einzupassen, indem man sie einfachen geometrischen Formen angleicht. So werden in der räumlichen Vorstellung Pfade und Ränder begradigt, zueinander parallel oder rechtwinklig angeordnet und an den Nord-Süd- oder Ost-West-Achsen der Himmelsrichtungen ausgerichtet (Tversky 1992: 135-136). Dem Erhalt topografischer Relationen wird damit Vorrang vor räumlichem Detailwissen gegeben. Dies verringert den Lernaufwand, ohne die Orientierung im Alltag wesentlich zu beeinträchtigen.

Die hierarchische Funktionsweise des Bezugssystems zeigt sich auch in der bereits beschriebenen Tendenz, die Beziehung von Orten aus dem Verhältnis der sie umfassenden Areale abzuleiten. Diese Vorgehensweise erweist sich in den meisten Situationen als geeignet, führt jedoch gelegentlich zu Verzerrungen, etwa wenn die Lage von Orten zueinander geschätzt werden soll (Stevens und Coupe 1978: 434, McNamara 1986: 107). Beispiele hierfür sind verbreitete Irrtümer, wie der, London befände sich nördlich von Hamburg, obwohl tatsächlich das Gegenteil der Fall ist und England lediglich als Ganzes nördlicher als Deutschland liegt. Das hierarchische Prinzip, über das Bezugssystem zunächst Areale zu lokalisieren und erst in einem zweiten Schritt dort enthaltene Elemente, wird auch beim Schätzen von Distanzen offenbar. So werden Entfernungen zwischen Orten verschiedener Distrikte stark überschätzt, insbesondere wenn sie durch Ränder getrennt sind. Strecken zwischen

Orten innerhalb eines Distrikts werden hingegen kaum überschätzt (Chase 1983: 398-399). Anscheinend vergrößert das Überwinden einer gedanklichen Schranke zwischen als homogen empfundenen Arealen in unserer Vorstellung die Entfernung.

Die Dominanz eines einmal aufgebauten Bezugssystems bewirkt zudem, dass in der mentalen Repräsentation die Position von Orten in Richtung Ankerpunkte verschoben ist (Chase 1983: 397). Damit verbunden ist das Phänomen, dass Distanzen abhängig von der vorgestellten Richtung unterschiedlich empfunden werden. So wird die Entfernung ausgehend von Ankerpunkten hin zu weniger dominanten Elementen als geringer geschätzt als in umgekehrter Richtung (Sadalla u.a. 1980: 526). Lassen sich Detailinformationen unmittelbar vom Bezugssystem aus erschließen, verbinden wir damit offensichtlich die Annahme, es müsse sich um einen relativ einfachen, kurzen Weg handeln.

Einflüsse inhaltlicher Bedeutungen auf die räumliche Vorstellung

Es lassen sich aber auch Verzerrungen nachweisen, die nicht direkt auf die Funktionsweise des Bezugssystems zurückzuführen sind. So kann man beobachten, dass als ähnlich wahrgenommene Elemente verglichen mit den tatsächlichen Verhältnissen in der mentalen Repräsentation grundsätzlich zu nah beieinander angeordnet werden (Tversky 1992: 137). Beispielweise werden Gebiete mit vergleichbarem städtebaulichen Charakter häufig gruppiert (Appleyard 1970: 114-115). Als ähnlich wahrgenommene Areale werden zuweilen sogar als ein Stadtteil interpretiert, obwohl es sich tatsächlich um eigenständige administrative Gebiete handelt. In einer Studie Weichharts (1992: 388-390) hielten viele Bewohner des Salzburger Stadtteils Lehen Areale eines Nachbarviertels ihrem Stadtteil zugehörig, obwohl beide durch einen Rand (Kanal) klar voneinander getrennt sind. Auffällig ist, dass die derart „eingemeindeten“ Gebiete zum Befragungszeitpunkt eine Sozial- und Baustruktur aufwiesen, die dem ursprünglichen, problembehafteten Image von Lehen entsprach. Weichhart (1992: 390) bezeichnet eine solche Anpassung räumlicher Vorstellung an inhaltliche Attribute als „Dissonanzbewältigung für kollektive Raumwahrnehmungen oder Imageprojektionen“.

Die emotionale Bindung zur urbanen Umgebung und Identifikation mit einem Ort spielen ebenfalls eine Rolle. Distanzen zu wenig bekannten Orten werden gegenüber solchen zu vertrauten Gegenden systematisch überschätzt (Golledge und Zannaras 1973: 80), ebenso Entfernungen zu negativ besetzten Gebieten gegenüber solchen zu als attraktiv empfundenen (Lee 1970: 49-50, Werlen 2004: 289). Auch neigen Menschen dazu, die geografische Distanz zu einer in ihrem Status niedrigeren Gruppe überzubewerten, unterschätzen aber die tatsächliche Entfernung, wenn sie sich mit dem Sozialstatus eines Gebiets identifizieren (Appleyard 1970: 115). Eine Studie von Portugali und Haken (1992: 112-114) belegt die Bedeutung der sozio-kultureller und

geo-politischer Konflikte: Im Westjordanland lebende Juden und Araber nannten, nach der nächstliegenden Stadt oder Siedlung gefragt, systematisch eher Gebiete der eigenen Ethnie, selbst wenn diese weiter entfernt lagen. Tversky (2003: 4) sieht in solchen Fehleinschätzungen eine Analogie zur Bewertung sozialer Distanzen innerhalb und zwischen Bevölkerungsgruppen, die in vergleichbarer Weise verzerrt sei.

Räumliche Vorstellung verschiedener Bevölkerungsgruppen

Einige empirische Arbeiten vergleichen gezielt die räumliche Vorstellung verschiedener Bevölkerungsgruppen. So zeigt eine Studie Appleyards (1970: 109-116), dass Inhalte und Genauigkeit räumlicher Repräsentationen vom sozio-ökonomischen Status, aber auch von Wohndauer, Aktivitätsmuster, Mobilität und Geschlecht abhängen: Mit steigendem Berufsstatus und Bildungsgrad werden lückenhafte, verzerrte Darstellungen und fehlerhafte oder vertauschte Lokalisierungen von Elementen seltener. Bei Personen mit geringer Bildung dominiert eine stark subjektive Vorstellung unmittelbar erlebter Stadtausschnitte. Bei Zugezogenen überwiegt die Präsenz von Pfaden und Knoten; Landmarken, Distrikte und Ränder gewinnen mit der Wohndauer an Bedeutung. Elemente mit Nähe zum eigenen Wohnstandort und in der Stadtmitte werden allgemein sehr gut wiedergegeben. In vielen Skizzen ergibt sich ein klarer Bezug zu individuellen Aktivitäten. Personen mit eigenem PKW heben sich von Nutzern öffentlicher Verkehrsmittel durch ein recht lückenloses, zusammenhängendes Bild der Stadt ab. Skizzen von Frauen basieren gegenüber denen von Männern stärker auf Pfaden und Knoten und weisen insgesamt mehr Fehler auf. Nach Appleyard könnte der Grund hierfür vor allem in einer geringeren Mobilität von Frauen liegen, wobei die Entstehungszeit der Studie zu bedenken ist. Signifikante altersbedingte Unterschiede kann Appleyard in seiner Arbeit nicht nachweisen.

Obwohl Wohndauer und die Intensität von Aktivitäten tendenziell einen positiven Einfluss auf die Genauigkeit der mentalen Repräsentation haben, können sie bei der Distanzwahrnehmung zu einem gegenläufigen Effekt führen: Eine in der Forschung mehrfach bestätigte Hypothese ist, dass mit wachsender Komplexität des Routenwissens der Aufwand der kognitiven Bewältigung einer Strecke zunimmt und diese daher als länger empfunden wird (Sadalla und Staplin 1980a: 190-192). Tatsächlich weisen die Ergebnisse gleich mehrerer Studien darauf hin, dass ein Pfad bei gleicher Wegdauer umso länger geschätzt wird, je mehr Richtungswechsel (Sadalla und Magel 1980: 69-70), Unterbrechungen (Sadalla und Staplin 1980b: 176, 178-180) oder schwierig zu erinnernde Merkmale (Sadalla und Staplin 1980a: 189) er enthält. Durch diesen Mechanismus kann die oben beschriebene Grundneigung, Entfernungen zu bekannten, präferierten Zielen zu unterschätzen, ins Gegenteil verkehrt werden (Crompton 2006: 181).

Anders als Appleyard können Golledge und Spector (1978: 418) den Einfluss sozio-ökonomischer Faktoren auf die Güte der Darstellung urbaner Elementen nicht bestätigen. Die Autoren stellen jedoch je nach Bevölkerungsgruppe unterschiedliche Inhalte und Ausmaße der mentalen Repräsentation fest, die sie durch individuelle Bedürfnisse und das sozio-kulturelle Umfeld geprägt sehen. Für entscheidend halten die Autoren den Aktionsraum eines Stadtbewohners, der das Erlernen von Ankerpunkten und Pfaden und damit die mentale Repräsentation des Raums bestimmt. Darüber hinaus hängt die Wahrnehmung von der funktionalen Bedeutung eines Elements ab. Manche Orte weisen hierbei einen hohen allgemeinen Bekanntheitsgrad auf (etwa Krankenhäuser oder Fußballstadien), andere nur bei bestimmten Bevölkerungsgruppen (z.B. ein Tanzlokal) und einige nur in der unmittelbaren Nachbarschaft. Auch nach dieser Studie wird höchste Repräsentationsdichte durchweg im unmittelbaren Wohnumfeld erzielt.

Lloyd und Heivly (1987: 205-206) zeigen, dass der Wohnstandort auch dann die mentale Repräsentation einer Stadt prägt, wenn die Faktoren sozio-ökonomischer Status, Mobilität und Wohndauer konstant gehalten werden. Offenbar orientieren sich Bewohner an einer für sie bedeutsamen Achse, die Lloyd und Heivly als Pfad vom Wohnstandort zum Stadtzentrum identifizieren. Über eine kognitive Rotation – ähnlich der von Tversky beobachteten – passen die Bewohner die jeweilige Achse an die Himmelsrichtungen (Nord-Süd oder Ost-West) an. Die gesamte räumliche Repräsentation wird mitrotiert, wobei das Stadtzentrum als Drehpunkt dient. Daraus resultieren 3 Effekte: Je nach Wohnstandort und Lage der Achse ergibt sich eine andere Rotationsrichtung; die Position von Landmarken wird umso genauer geschätzt, je näher diese am Stadtzentrum liegen; und zentral wohnende Personen geben die genauesten Schätzungen ab. Die Autoren geben zu bedenken, dass das Ergebnis bei einer polyzentrischen Stadtstruktur anders ausfallen kann. Dem ist hinzuzufügen, dass die Konstitution bedeutsamer Achsen nicht allein von der Stadtstruktur abhängen dürfte, sondern auch vom Aktionsraum, und damit von Faktoren wie Alter, Arbeitsplatz, Einkommen oder Lebensstil.

Insgesamt zeigt sich, dass das kognitiv-räumliche Bezugssystem durch individuelle und soziale Faktoren verformt ist. Nicht nur topologische und städtebauliche Elemente wie Distrikte und Ränder wirken sich auf die Distanzwahrnehmung aus, sondern auch soziale Grenzen und Räume sowie der eigene Wohnstandort und Aktionsraum.

Fähigkeiten des Kartenlesens

Die Fähigkeit des Kartenlesens kann heutzutage zumindest in mobilen, höher entwickelten Gesellschaften als sehr weit verbreitet angenommen werden. Bereits Kinder im Einschulungsalter nutzen und interpretieren Kartenmaterial in angemessener

Weise (Blaut u.a. 1970: 345-348). Auch Untersuchungen, die sich der Ergänzungsmethode bedienen, bei der Befragte Elemente in vorgelegte Karten einzutragen haben, sprechen für ein allgemein gutes Kartenverständnis. So wiesen in einer Studie Weichharts (1987: 312-313) die von Probanden in Straßenkarten vermerkten Routen zwischen Wohnstandort und Arbeitsplatz oder Stadtzentrum überwiegend eine hohe Plausibilität auf. Lediglich bei 4 % der Befragten musste die Fähigkeit der korrekten Interpretation von Straßenkarten bezweifelt werden. Auch eine neuere deutschen Studie mit 1.167 Testpersonen untersucht die Fähigkeit, Karten zu lesen (Wastl 2000: 44-48). Die Probanden wurden unter anderem angeleitet, vorgegebene Orte in verschiedene Kartentypen einzutragen (Wastl 2000: 44-48). Die Auswertungen zeigen, dass Personen sich anhand von farbigen Stadtplanausschnitten recht gut orientieren können. Der Umgang mit Luftbildkarten oder Schwarzweiß- und Farbschnittkarten fällt weit schwerer. Bessere Ergebnisse werden nur erzielt, wenn Karten um 3D-Effekte ergänzt sind, etwa um Schattierungen zu größeren Landmarken. Zwischen verschiedenen soziodemografischen Gruppen sowie zwischen erfahrenen und unerfahrenen Kartenlesern zeigen sich in der Orientierungsleistung kaum Unterschiede (Wastl 2000: 117-119).

Räumliche Vorstellung und Wohnstandortpräferenzen

Die mentalen Repräsentationen und mit ihnen verknüpfte Bewertungen bestimmen wie beschrieben das Verhalten im Raum. Dass sie auch die Grundlage von Wohnstandortwahlen bilden, belegt eine Untersuchung von Hard und Scherr (1976). So zeigten 30 jugendliche Bewohner des Dorfes Welling bei Koblenz adäquate, weitgehend ähnliche und über viele Jahre konstante räumliche Vorstellungen und Bewertungen von Ortsteilen. Aus ihren Äußerungen ließ sich in der Gesamtschau eine einheitliche Rangfolge der Beliebtheit der Ortsteile ableiten. Gleichzeitig zeigte sich die individuelle Tendenz, das eigene Wohnviertel positiver und differenzierter als andere Gegenden zu beurteilen. Dieses Bewertungsmuster kann inzwischen als verschiedentlich bestätigt gelten (siehe aktuell Weichhart 2008: 221). In der Untersuchung von Hard und Scherr (1976: 197-204) spiegeln zudem die Standortwahlen zwischen 1950 und 1973 die kognitiv-evaluative Grundstruktur vom Untersuchungsraum wider: Nicht nur hinsichtlich der geäußerten Präferenzen (Wunschstandort bei freier Wahl) wiederholte sich die bereits ermittelte Beliebtheits-Reihenfolge und wurde jeweils der eigene Ortsteil bevorzugt, sondern auch beim *tatsächlichen* Wohnbau. Dabei basieren die von den Jugendlichen geäußerten Image-Einstufungen kaum auf aktuellen, sondern Jahrzehnte zurückliegenden Unterschieden im sozialen Status der Ortsteile. Offenbar sind die Bewertungen durch Sozialisation übermittelt und über einen langen Zeitraum stabil (Hard und Scherr 1976: 204-218). Insgesamt scheint die kognitiv-evaluative Repräsentation des Raums einen festen Rahmen für die Entscheidungsfindung bei der Wohnstandortwahl zu liefern.

Aktionsräume verschiedener Bevölkerungsgruppen

Der Aktionsraum ist wie oben beschrieben jener Teil der räumlichen Vorstellungswelt, der von einem Individuum im direkten regelmäßigen Kontakt erfahren wird. In einer Stadt ist dies der Ausschnitt, in dem sich das urbane Alltagsleben eines Individuums abspielt. Entsprechend fragt die Aktionsraumforschung danach, „wer wann und wie oft [und wie lange; T.E.] welche Aktivitäten wo ausübt“ (Friedrichs 1990: 161). Mit Aktivitäten sind Tätigkeiten in einem typischen Tagesablauf (24-Stunden-Zyklus) gemeint wie Arbeiten, Einkaufen, Fernsehen, Sport treiben oder Schlafen. Zum Ausüben von Aktivitäten existieren verschiedene Gelegenheiten, d.h. ortsgebundene Möglichkeiten: das Zuhause, die Arbeitsstätte, ein Fitnesscenter, Museum, usw. Für einen konkreten Aktionsraum entscheidend sind auf der Angebotsseite Anzahl und Lage solcher Gelegenheiten, die Art der Aktivitäten, die dort ausgeübt werden können, und ihre Zugänglichkeit (z.B. Öffnungszeiten oder Mitgliedschaften). Ähnlich wie bereits bei der räumlichen Vorstellung bestimmen auf der anderen Seite auch individuelle Bedürfnisse und soziale Faktoren das Tätigkeitsfeld eines Menschen.

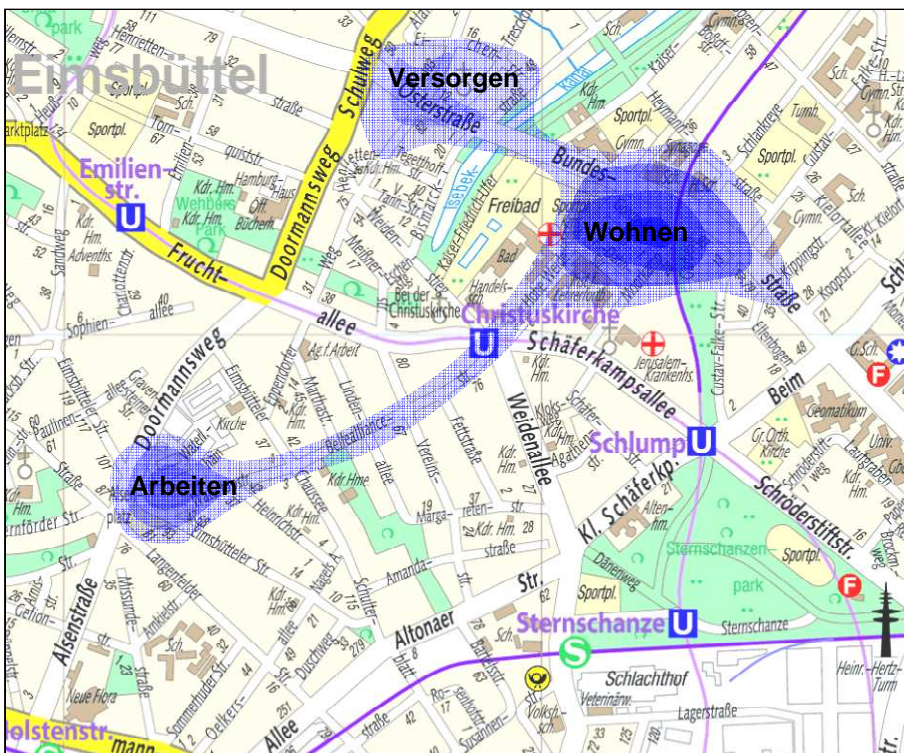


Abb. 15: Exemplarische Darstellung eines Aktionsraums

Quelle: Eigene Darstellung.

In der empirischen Auswertung von Aktionsräumen dominieren 2 Visualisierungsvarianten: Man vergleicht den Tagesablauf von Personen (z.B. verschiedener Familienangehöriger) oder Gruppen, indem man ihre Aktivitäten und zugehörige Gelegenheiten entlang einer 24-Stunden-Zeitachse einträgt (siehe beispielsweise Heuwinkel 1981: 27). Oder Ausdehnung und Beschaffenheit von Aktionsräumen

werden in einer Karte markiert (etwa bei Weichhart 1987: 449 und 458-459). Abbildung 15 zeigt exemplarisch einen einzelnen Aktionsraum, der die Daseinsgrundfunktionen des Wohnens, Arbeitens und Sich-Versorgens umschließt. Der Grad der Einfärbung kennzeichnet unterschiedlich stark frequentierte Orte. Die dunkleren Areale geben den täglichen Kontaktraum wieder.

Betrachtet man Aktionsräume aggregiert für einen Untersuchungsraum, zeigen sich heterogene Aktivitätsintensitäten und -muster. Bereits die Gelegenheiten zum Ausüben von Tätigkeiten sind nicht gleichmäßig über ein Stadtgebiet verteilt. Für Hamburg kann Pohl (2006: 217-218) zeigen, dass die Tätigkeit des Arbeitens im Stadtzentrum dominiert. Auch Versorgungs- und Bildungsfunktionen sind hier absolut gesehen stärker vertreten als anderswo. Die übrigen Stadtgebiete weisen eher uneinheitliche Angebote auf, mit einer Tendenz zur Freizeitorientierung. Auf der anderen Seite bestimmen die Wohnstandorte als wichtigste Ausgangspunkte für Aktivitäten maßgeblich die Erreichbarkeit. Liegen zahlreiche Gelegenheiten weit entfernt vom eigenen Wohnstandort, kann das auf Zahl, Häufigkeit und Dauer der gewünschten Aktivitäten 3 Auswirkungen haben (Friedrichs 1983: 304; Friedrichs 1990: 167): Die Person verzichtet auf einzelne Aktivitäten, weicht auf weiter entfernte Gelegenheiten aus oder sucht sich eine möglichst ähnliche Aktivität, die sie mit geringerem Aufwand erreichen kann. Die Innenstadt ist allgemein der Ort höchster Erreichbarkeit und der größten Dichte und Vielfalt an Gelegenheiten. Der Aufwand für das Aufsuchen vieler Gelegenheiten ist daher bei zentraler Wohnlage sehr gering, zumal hier viele Aktivitäten und Wege gut miteinander verknüpft werden können (Friedrichs 1990: 171). Bei einer polyzentrischen Stadtstruktur bietet die Nähe zu einem Stadtteilzentrum ähnliche Vorteile. Personen mit peripheren Wohnstandorten üben entsprechend weniger außerhäusliche Tätigkeiten aus (Friedrichs 1990: 171).

Aktivitätsintensitäten und -muster in einem Untersuchungsgebiet variieren zudem im Tagesablauf. Pohl (2006: 217-224) demonstriert dies für unterschiedliche Sozialräume der Stadt Hamburg (vgl. oben Kapitel 2.2.2): Morgens verzeichnet der suburbane Raum die meisten Tätigkeiten, mittags das Stadtzentrum (Central Business District und angrenzende Stadtteile). Am Spätnachmittag fällt das Aktivitätsniveau hier wieder ab und liegt in den Abendstunden in vielen innenstadtnahen Gebieten (*urbane Quartiere mit hoher Diversity* und *urbane Mischgebiete mit gehobenem Wohnen*) etwa gleich hoch wie im Zentrum. Teilweise ist eine Überlagerung und Diversifizierung tageszeitlicher Rhythmen zu beobachten. Grund sind weitere Anziehungspunkte wie Gewerbegebiete oder innerstädtische Subzentren, aber auch die Ausdehnung und Flexibilisierung von Arbeitszeiten oder eine erhöhte Erwerbslosigkeit in einigen Quartieren. Einige Stadtgebiete weisen daher uneinheitliche Aktivitäts- und Zeitverwendungsmuster auf. Insgesamt jedoch sind Arbeits- und Versorgungsfunktion tagsüber in der Stadtmitte

konzentriert und eine verstärkte Freizeitnutzung in den Abendstunden außerhalb des Zentrums (Pohl 2006: 222).

Neben der Erreichbarkeit von Gelegenheiten wird das räumliche Tätigkeitsfeld eines Menschen durch weitere Merkmale beeinflusst. Inhalte und räumlicher Schwerpunkt des Aktionsraums werden maßgeblich durch den Wohnstandort bestimmt (Golledge und Spector 1978: 424-425). Dennoch sorgen Faktoren wie Erwerbstätigkeit, Stellung im Lebenszyklus und sozio-ökonomischer Status nicht nur für eine unterschiedliche Wahrnehmung der Umwelt, sondern auch für eine spezifische Ausgestaltung des Aktionsraums (Friedrichs 1983: 325-326). Bei guter ökonomischer Ausstattung und hoher Mobilität (eigener PKW) kann leichter auf weiter entfernte Alternativen ausgewichen werden, so dass seltener auf präferierte Aktivitäten verzichtet werden muss. Ausdehnung und Dichte des Aktionsraums nehmen darüber hinaus mit der Wohndauer und der Dauer eines Arbeitsverhältnisses in der Stadt zu (Golledge und Spector 1978: 418-420). Roppelt (2002: 143-158) dokumentiert, wie die Verbundenheit mit einem Stadtviertel (gemessen über die Wohnzufriedenheit und -situation sowie über die sozialen Netzwerke vor Ort) zu einer verstärkten Konzentration von täglichen Aktivitäten auf das eigene Quartier sorgt. Bei geringer Bindung sind Aktivitätsräume hingegen als viele kleine Inseln über ein Stadtgebiet verteilt.

Besonders gut untersucht ist, wie sich das sozial-räumliche Verhalten über verschiedene Lebensphasen und mit der Erwerbssituation ändert (siehe den Sammelband von Bertels und Herlyn 1990). Friedrichs (1990: 173-175) beschreibt in diesem Zusammenhang Aktionsräume 4 typischer Personengruppen:

- *Jüngere Personen* wie Auszubildende, Schüler und Studenten sind besonders mobil. Sie weisen die meisten und längsten außerhäuslichen Aktivitäten auf, mit starker Tendenz zur Innenstadt, z.B. für Kinobesuche oder Einkaufstouren.
- Bei *Erwerbstätigen* handelt es sich vorwiegend um Personen in der Mitte ihres Lebenszyklus' mit knapper Freizeit. Die Zahl ihrer Aktivitäten ist geringer als bei jüngeren Menschen und liegt Großteils entlang der Achse Wohnstandort – Arbeitsstätte. Aufgrund der häufigen Ausstattung mit PKW werden auch weiter entfernte Gelegenheiten aufgesucht.
- *Hausfrauen* als typische Vertreter nicht erwerbstätiger Personen mittleren Alters weisen im Vergleich zu den anderen Gruppen die geringste Mobilität auf. Sie üben viele Aktivitäten seltener aus und legen dabei nur geringe Distanzen zurück. Meist beschränken sie sich auf ihre unmittelbare Wohnumgebung oder das nächstliegende Stadtteilzentrum. Hausfrauen mit Kindern zeichnen sich durch einen besonders eingeschränkten Aktionsraum aus.

- *Rentner und Pensionäre* weisen im Durchschnitt einen kleineren Aktionsraum auf als Erwerbstätige. Allerdings steigt bei dieser Gruppe die Zahl der Aktivitäten und Entfernungen aufgesuchter Gelegenheiten erheblich mit Einkommen, Bildung, Verfügbarkeit eines PKW und guter körperlicher Verfassung.

Die Größe des Aktionsraums folgt mit dem Alter somit einem umgekehrt U-förmigen Verlauf: „Der Aktionsraum eines Kindes ist sehr klein [...], er erreicht mit der Jugend seine größte Ausdehnung, schrumpft dann – abhängig von der Erwerbstätigkeit und Kinderzahl – mehr oder weniger stark, um dann mit zunehmendem Alter sehr klein zu werden.“ (Friedrichs 1990: 172) Auch die Art der Aktivitäten ändert sich (Friedrichs 1990: 173): Jüngere Menschen gehen eher in Cafés und Kneipen, ältere besuchen häufiger Theater und Museen. Der Erwerbsarbeit kommt vor allem bei Personen mittleren Alters große Bedeutung zu, sportliche Aktivitäten oder der Besuch von Freunden und Verwandten sind hingegen seltener als bei jüngeren und älteren Menschen.

Kritik der Forschung zu Vorstellungs- und Aktionsräumen

Trotz vieler interessanter Einzelergebnisse, weist die Forschung zu Vorstellungs- und Aktionsräumen einige Schwachstellen auf. So bleibt bei der mentalen Repräsentation des Raums weitgehend unklar, ob die Ursache der Verzerrungen in der Wahrnehmung liegt, Folge einer fehlerhaften Speicherung und Verarbeitung der räumlichen Informationen ist oder bei deren Abruf auftritt. Nach Downs und Stea (1982: 139-142) stellt sich zudem die Frage, wie man überhaupt die Qualität mentaler Repräsentationen überprüfen kann. Zum einen bestimmen das eingesetzte Medium (z.B. Erzählung oder Skizze) und die individuelle Kommunikationsfähigkeit (wie Artikulationsvermögen oder zeichnerisches Talent) die Möglichkeiten eines Probanden, vorhandenes Wissen zu vermitteln. Folgerichtig plädieren die Autoren dafür, den Schwerpunkt weniger auf Genauigkeit und Vollständigkeit räumlicher Darstellungen zu legen. Vielmehr sei der Gebrauchswert mentaler Repräsentationen bei alltäglichen Aufgabenstellungen zu prüfen. Zum anderen benötigt man Referenzmaterial, welches die Realität adäquat abbildet. Die Autoren schlagen als pragmatische Lösung jenseits von „philosophischen Grundsatzdebatten“ vor, eine „normale topographische Karte“ zu verwenden (Downs und Stea 1982: 139-140).

Da ein Großteil der Studien geografischen und kognitionswissenschaftlichen Disziplinen entstammt, wird überwiegend die Vorstellung vom physischen Raum erforscht. Es wird also nach geografischen Maßstäben untersucht, wie genau Raumelemente repräsentiert werden (eine Zusammenstellung der eingesetzten Methoden bieten Kitchin und Blades 2002: 127-176). Damit beschränkt man sich nahezu ausschließlich auf ein visuelles Raumverständnis. Mit einem Ort sind aber auch

Geräusche, Gerüche, haptische Reize und soziale Erfahrungen verbunden. Bereits aus diesem Grund sind die Bezeichnungen *mentale Repräsentation* oder *räumliche Vorstellung* dem *kognitiven Kartieren* vorzuziehen. Dass sich die bisherige Forschung überwiegend auf gezeichnete Karten oder einfache Distanzschätzungen als beobachtbare Derivate mentaler Repräsentationen stützt, kann vor diesem Hintergrund kaum überraschen. Die emotionale Einstellung zu einem Ort und seine lebensweltliche Bedeutung lassen sich mit diesen Mitteln kaum darstellen. Hierfür müssten z.B. offene Interviews durchgeführt, konkretes Verhalten im Raum untersucht oder Probanden die Möglichkeit gegeben werden, Werturteile in objektives Kartenmaterial einzutragen. In diese Richtung gehen allerdings einige Arbeiten zur symbolischen Bedeutung von Orten, etwa zur Rolle von Ortsteilimages bei der Wohnortwahl (Hard und Scherr 1976: 175; Werlen 2004: 295-297).

Zu der inhaltlichen Fixierung des Forschungsgegenstandes kommt eine geografische: Viele der Studien wurden in größeren Städten der USA durchgeführt. Aufgrund ihrer relativ jungen Geschichte sind diese meist von einer bewussten Stadtplanung geprägt. Sie verfügen selten über einen ausgeprägten historischen Stadtkern und sind in ihrer Struktur geometrischer angelegt als Metropolen anderer Länder. Die auf dieser Grundlage gewonnenen Erkenntnisse sind daher nicht ohne weiteres generalisierbar. Das gilt insbesondere unter der Annahme, dass die räumliche Vorstellung kulturell überformt ist. Die bisherigen Studien in anderen Ländern stützen allerdings im Wesentlichen die genannten Ergebnisse. Die theoretische Grundlage ist jedoch dünn. Es existieren zwar einige Modelle, doch sind diese sehr allgemein gehalten und bieten kaum empirische Ansatzpunkte (einen Überblick geben Kitchin und Blades 2002: 11-32). Ein einheitliches, die einzelnen Disziplinen verbindendes Theoriegebäude sucht man vergeblich (auch wenn es hierzu erste Ansätze gibt, ebenfalls bei Kitchin und Blades 2002: 177-193).

Die Aktionsraumforschung steht vor vergleichbaren Problemen. Dies beginnt mit der Frage, welche Aktivitäten und Gelegenheiten überhaupt erfasst werden sollen, wie fein sie zu klassifizieren sind und wie häufig sie in welchem Zeitraum ausgeübt oder in Anspruch genommen werden müssen, um einen Aktionsraum konstituieren zu können (Friedrichs 1990: 164-165). Das Protokollieren der Tätigkeiten über Tagebücher und Beobachtung ist zudem recht aufwendig. Und das Eintragen von Aktivitätspunkten oder -bereichen in eine Karte stellt hohe Anforderungen an die Probanden, da nicht allein räumliche Vorstellungen kommuniziert, sondern mit komplexen Handlungsmustern verknüpft werden müssen. Auch die Auswertung einmal ermittelter und aggregierter Aktionsräume erfolgt meines Wissens bisher nur mit Hilfe von Zählrastern (siehe etwa Weichhart 1987: 316) oder allein visuell (Roppelt 2002: 143-158; Franzen 2005: 309-311). Weder die Bedeutung der Tätigkeiten für das Alltagsleben der Menschen, noch sozial relevante Unterschiede werden damit ausreichend analysiert.

Gleichzeitig sieht sich die heutige Aktionsraumforschung neuen Herausforderungen gegenüber: Aufgrund der Entwicklung bei den modernen Kommunikationstechniken wie Mobiltelefon und Internet verändert sich die Bedeutung des direkt erlebten physischen Raums. Zum einen findet eine Verlagerung und Konzentration statt, da viele Tätigkeiten von zuhause aus erledigt aber auch flexibler miteinander verknüpft werden können. Zum anderen verschiebt sich das Verhältnis vom physisch direkt erlebten Aktionsraum in Richtung indirekt erfahrener Vorstellungswelten. Mit Blick auf die alltagsweltlicher Relevanz ist daher zu überlegen, wie „virtuelle“ Aktionsräume berücksichtigt werden können. Schließlich ist zu fragen, ob durch die Lebensstilisierung nicht eine erhebliche Pluralisierung und damit Fragmentierung von Aktionsräumen stattgefunden hat: „Die Erklärung unterschiedlicher Aktionsräume durch sozialstrukturelle Merkmale ist hauptsächlich eine Erklärung unterschiedlicher Aktivität /Aktivitätsarten einzelner Bevölkerungsgruppen. Die künftige Forschung wird demnach in stärkerem Maße die Hypothesen und Ergebnisse der Forschungen über (Frei-) Zeitbudgets, Nutzung von Hörfunk und Fernsehen heranziehen müssen.“ (Friedrichs 1983: 326)

Bedeutung für die vorliegende Untersuchung

Trotz der genannten Einschränkungen, sind die Ergebnisse zu Vorstellungs- und Aktionsräumen für die vorliegende Arbeit relevant. Das gilt insbesondere für die Erkenntnis, dass der urbane Raum trotz der vorgestellten allgemeinen kognitiven Verzerrungen im Großen und Ganzen korrekt repräsentiert wird. Nur so können bei der Wohnstandortwahl auch kleinräumige Standortkriterien angemessen beurteilt werden, z.B. die geografische Position eines präferierten Lebensstiltyps in einem dicht besiedelten Viertel. Bereits Downs und Stea (1982: 36) betonen den Einfluss der räumlichen Vorstellung auf die Wahl des Lebensmittelpunkts: „Die Frage »wo würdest du gerne leben?« ist viel bedeutungsvoller geworden, und kognitives Kartieren hilft uns, sie zu beantworten. Wir treffen unsere Wahl zwischen Teilen des Landes, Städten innerhalb einer Region, Stadtteilen einer Stadt und Häusern in einem Stadtteil. Innerhalb eines jeden räumlichen Maßstabs trennen wir im Kopf das Gute vom Bösen, Attraktives von Unattraktivem, Wünschenswertes von Unbeliebtem.“ Die Ergebnisse zeigen, dass die mentale Repräsentation der Umwelt hierbei von sozio-ökonomischen und kulturellen Faktoren, von persönlichen Erfahrungen, Bedürfnissen und Wünschen geprägt ist. Die räumliche Vorstellung wird dabei inhaltlichen Zuschreibungen angenähert: „We shape and reshape the environment according to our internal representation of it, and what we imagine it should be.“ (Portugali und Haken 1992: 114)

Dazu gehört, dass der urbane Raum in als homogen empfundene Distrikte unterteilt wird, die von administrativen Gebieten abweichen können. Dazu zählt auch, dass

Distanzen zu Orten unterschätzt werden, wenn diese innerhalb eines Distriktes liegen, als vertraut, der eigenen Ethnie und dem eigenen Sozialstatus ähnlich oder attraktiv empfunden werden; und dass umgekehrt Entfernungen zu in unterschiedlichen Distrikten liegenden, unbekanntem und als unattraktiv empfundenen Orten mit einer anderen ethnischen Prägung und niedrigerem Sozialstatus überschätzt werden. Möglicherweise handelt es sich hierbei wie bei der kognitiven Verlegung von Stadtteilgrenzen um einen „Trick“ der menschlichen Psyche, einen Akt der Selbsttäuschung zur Vermeidung kognitiver Dissonanz: Da die tatsächliche geografische Distanz nicht ohne weiteres verändert werden kann, wird die räumliche Distanz in der Wahrnehmung der (ebenfalls subjektiv eingeschätzten) sozialen Distanz angenähert. Ein Wohnortwechsel kann so gegebenenfalls vermieden oder solange hinausgezögert werden, bis die notwendigen Ressourcen zur Verfügung stehen. Die tatsächlichen Unterschiede bei der Wohnstandortwahl verschiedener Bevölkerungsgruppen könnten daher weniger stark als vermutet ausfallen, insbesondere wenn unterschiedliche Stadtteile oder Viertel betrachtet werden. Letzterer Punkt dürfte bei einer kleinräumigen Untersuchung jedoch weniger schwer wiegen.

Insgesamt deuten die Forschungsarbeiten nur auf geringe Unterschiede zwischen sozialen Gruppen bei der Genauigkeit der räumlichen Vorstellung hin. Allerdings fallen die Ergebnisse hier nicht ganz einheitlich aus. In jedem Fall lässt sich sagen, dass der Aktionsraum und insbesondere das Wohnumfeld allgemein gut repräsentiert werden. Zudem ist die Orientierung bei Stadtplanausschnitten allgemein gut. Somit ist kein sozialer Bias zu erwarten, wenn beispielsweise Wohnstandorte in einem Fragebogen anzugeben sind. Zudem sind bei kleineren Untersuchungsgebieten keine systematischen Unterschiede bei der räumlichen Vorstellung der Befragten zu erwarten, die auf die Lage Ihres Wohnstandorts und Aktionsraums in der Gesamtstadt und deren Ausrichtung zum Stadtzentrum zurückzuführen wären. D.h. die befragten Personen sollten hier etwa gleich gut mit einem präsentierten Kartenausschnitt ihres Wohngebiets umgehen können.

Schwierigkeiten bei der adäquaten Wiedergabe mentaler Repräsentationen sind grundsätzlich als eher gering einzuschätzen, wenn den Befragten keine komplexeren Aufgaben wie das Schätzen von Entfernungen gestellt werden. Dies dürfte auch dann gelten, wenn die Teilnehmer wie in der vorliegenden Arbeit lediglich den Ausschnitt einer amtlichen Karte und die eigene räumliche Vorstellung so weit in Übereinstimmung bringen sollen, dass sie den eigenen (gewünschten) Wohnstandort lokalisieren und markieren können. Mehrere Forschungsergebnisse zeigen, dass solche einfachen ergänzenden Tätigkeiten Fehlerquellen minimieren, wie sie sich vor allem aus unterschiedlichen zeichnerischen Fähigkeiten oder dem Verweigerungsverhalten bestimmter Alters- oder Bildungsgruppen ergeben (Weichhart 1987: 305-307 mit Verweis auf verschiedene Quellen). Auch Verzerrungen durch Randeffekte kann

Weichart bei der Ergänzungsmethode kaum nachweisen. Allerdings geben die oben skizzierten Ergebnisse der räumlichen Forschung Anlass zu der Vermutung, dass sich beim Einzeichnen der Wohnstandorte allgemein eine leichte Verkürzung der Abstände zu Ankerpunkten (z.B. wichtigen U- und S-Bahn-Stationen) ergeben könnte. Weichart (1987: 313) beobachtet noch, dass von Probanden gekennzeichnete präferierte oder abgelehnte Orte mit der Lage allgemein besonders positiv oder negativ besetzter Viertels- oder Stadtteilnamen zusammenfällt. Diese Beobachtung deckt sich mit den oben vorgestellten Ergebnissen und sind bezogen auf das Eintragen der gewünschten (nicht der tatsächlichen) Wohnstandorte durchaus gewollt.

Die Aktionsraumforschung ist für die vorliegende Arbeit insofern interessant, als dass sie die Fixierung auf Wohnstandorte zugunsten einer ganzheitlicheren Betrachtung löst. Empirische Ergebnisse weisen jedoch darauf hin, dass der Wohnstandort Ausgangspunkt der meisten Unternehmungen ist (Friedrichs 1983: 315; Friedrichs 1990: 169). Er prägt somit nicht nur die räumliche Vorstellungswelt entscheidend, sondern ist das strukturierende Element des gesamten urbanen Alltagslebens eines Menschen. Bei Erwerbstätigen wird der Aktionsraum allerdings maßgeblich durch die Achse zwischen Wohnstandort und Arbeitsstätte ausgerichtet (Schwesig 1985: 216), was besonders mit Blick auf das durch die Suburbanisierung erhöhte Pendleraufkommen zu beachten ist. Da jedoch das für die Lebensstilisierung bedeutsame Freizeitverhalten eher im Wohnumfeld verortet werden kann, ist dieser Aspekt für die vorliegende Untersuchung zu vernachlässigen. Somit scheint es zulässig, sich im empirische Teil auf Wohnstandorte zu beschränken. Auch aus Gründen der Einheitlichkeit und Vergleichbarkeit zwischen Erwerbstätigen und Personen ohne berufliche Beschäftigung liegt es nahe, ausschließlich Wohnstandorte zu untersuchen. Da Freizeitaktivitäten vorwiegend außerhalb des Stadtzentrums liegen, empfiehlt es sich mit Blick auf die Analyse von Lebensstilverhalten zudem, als Untersuchungsraum nicht die engere Innenstadt zu wählen.

2.3 Segregationsforschung

2.3.1 Formen, Ursachen und Folgen von Segregation

Definition der Segregation

Der Begriff *Segregation* wird unterschiedlich weit gefasst. Relativ eng fällt die Definition von Hermann u.a. (2005: 17) aus: „Als Segregation wird der Vorgang der räumlichen Entmischung der Wohnbevölkerung nach einem bestimmten Merkmal (z.B. soziale Struktur, Alter, Sprache, usw.) innerhalb eines Gebietes bezeichnet.“ Gemeint ist meist der städtische Raum. So ist nach Massey und Denton (1988: 282) Segregation „the degree to which two or more groups live separately from one another, in different

parts of urban environment“. Indem Dangschat (1994a: 427) von „Attraktions- und Abstoßungsprozessen zwischen Mitgliedern unterschiedlicher sozialer Aggregate bei der Aneignung von Wohnraum oder städtischem öffentlichen Raum“ spricht, hebt er das Herstellen von Nähe respektive Distanz hervor. Friedrichs (1983: 217) betont hingegen den Aspekt der Ungleichverteilung und versteht Segregation allgemein als „disproportionale Verteilung von Elementarten über die Teileinheiten einer Einheit“. Diese Definition bleibt zwar abstrakt, führt aber vor Augen, dass das Phänomen Segregation verschiedenste Disziplinen beschäftigt, etwa die Pflanzenökologie beim Vergleich der Ausbreitung verschiedener Baumarten.

Friedrichs (1983: 217-218) weist zudem darauf hin, dass Segregation nicht auf räumliche Fragestellungen begrenzt ist. Er unterscheidet räumliche und zeitliche Segregation. So kann ein und derselbe Ort zu verschiedenen Zeiten von jeweils anderen Bevölkerungsgruppen genutzt werden; beispielsweise ein Vergnügungsviertel tagsüber von Bewohnern aus der Nachbarschaft und abends von Touristen oder jungen Menschen. Segregation kann auch ausschließlich merkmalsbezogen betrachtet werden. Kalter und Garanto (2004: 72-79) untersuchen mit Hilfe segregationsanalytischer Methoden etwa die ungleiche Verteilung von Deutschen und Migranten über kombinierte Alter-Geschlechts-Kategorien, sowie über Bildungs- und Erwerbsklassen. Wie die obigen Definitionen zeigen, kann Segregation darüber hinaus als Prozess verstanden werden, der zu einer Ungleichverteilung führt, aber auch die Struktur der Ungleichverteilung selbst bezeichnen. Beides kann sich wie beschrieben auf eine räumliche, zeitliche oder Merkmalsdimension beziehen.

Bereits Duncan und Duncan (1955a: 215-217) thematisieren, dass eine räumliche Ungleichverteilung mit anderen Phänomenen wie räumlichen Mustern, den relativen Größen der segregierten Gruppen oder der Homogenität der Teilgebiete vermenget ist. Auch Friedrichs (1983: 217) erkennt die Vielschichtigkeit der Segregation und sieht hier 3 Facetten, denen er jeweils eine eigene Analyseebene zuordnet:

- *Segregation* im engeren Sinne als Ausmaß der ungleichen Verteilung von Elementen über städtische Teilgebiete eines Gebiets (Ebene *Untersuchungsgebiet*; vgl. obige Definition Friedrichs).
- *Konzentration* als Anteil einer Bevölkerungsgruppe in einem Teilgebiet an der dortigen Gesamtpopulation (Ebene *Teilgebiet*).
- *Räumliche Distanz* als räumliche Abstände zwischen Personen oder Wohnstandorten in einem Teilgebiet (Ebene *Individuum*).

Friedrichs bezieht sich mit dieser Aufgliederung auf den städtischen Raum. Die Dreiteilung von Segregation in Ungleichverteilung, Konzentration und Distanz lässt sich jedoch auf alle 3 Dimensionen Raum, Zeit und Merkmal anwenden. Das von

Duncan und Duncan angesprochene Phänomen bestimmter Muster kommt jedoch erst im Raum zur vollen Entfaltung. Denn durch die Positionierung nach Länge, Breite und gegebenenfalls Höhe ergeben sich vielfältigere Verteilungsmöglichkeiten als entlang einer linearen oder zyklischen Zeitperiode oder bei einer Einteilung nach Merkmalsausprägungen, – man denke nur an die ringförmigen oder sektoralen Anordnungen der Stadtstrukturmodelle (siehe oben Kapitel 2.2.2).

Trotz der Mehrdeutigkeit des Begriffs wird in der sozialwissenschaftlichen Literatur mit Segregation überwiegend die ungleiche Verteilung (Struktur) oder Entmischung (Prozess) von *Wohnstandorten* verschiedener Bevölkerungsgruppen über städtische Teilgebiete thematisiert. Entsprechend wird hier auch von *residenzieller* oder *sozialer Segregation* gesprochen (Häußermann und Siebel 2004: 139). Letzteres meint gelegentlich auch die Ungleichverteilung sozialer Verkehrskreise und Aktionsräume (siehe etwa Dangschat 1996: 108). Bezeichnungen wie Alters- oder ethnische Segregation meinen üblicherweise residenzielle Strukturen, welche sich aus der jeweils gewählten Bevölkerungsgliederung ergeben. Gelegentlich wird auch die räumliche Verteilung von Nutzungen und Funktionen thematisiert, die *funktionale Segregation*. Gegenstand ist dann die Lage von Wohn-, Freizeit- und Gewerbegebieten und ihrer Unterformen wie Dienstleistungen und Industrie (Häußermann und Siebel 2004: 139).

Segregationsforschung und verwandte Disziplinen

Gegenstand der sozialwissenschaftlichen Segregationsforschung sind somit räumliche Verteilungen von Bevölkerungsgruppen, Nutzungen und Funktionen, vorzugsweise im städtischen Raum. Es besteht eine enge Verwandtschaft zu Stadtstrukturmodellen und Sozialraumanalyse. Der Zusammenhang wird besonders deutlich, wenn man *Homogenität innerhalb* von Teilgebieten als Ausdruck von *Ungleichverteilung zwischen* Teilgebieten begreift. Gegenüber den bisher behandelten Disziplinen betont die Segregationsforschung dann stärker Unterschiede als Gemeinsamkeiten. Insbesondere thematisiert sie den *Grad* der Ungleichverteilung, für dessen Bestimmung sie diverse Indizes bereithält (siehe unten Kapitel 2.4.1). Umgekehrt liegen bei Stadtstrukturmodellen und Sozialraumanalysen die Grenzverläufe und Anordnung von Teilarealen im Fokus.

Abbildung 16 veranschaulicht diese unterschiedlichen Schwerpunkte der Disziplinen für 2 Teilgebiete einer Stadt. Die eingetragenen Elemente stellen dabei Wohnstandorte von Individuen unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen dar. In der linken Grafik ist die durch Kästchen gekennzeichnete Bevölkerungsgruppe gemessen an ihrer Größe in Zentrumsnähe (Zone A) unterrepräsentiert und dafür in den Randregionen (Zone B) stark vertreten. Bei der mit Kreisen markierten Gruppe ist das Verhältnis umgekehrt. Die beiden Teilgebiete lassen sich jeweils einer Gruppe zuordnen, stellen sich somit als

relativ homogen dar und können gegeneinander abgegrenzt werden. In der rechten Grafik bleibt dieses Grundmuster erhalten. Allerdings ist die gruppenspezifische Konzentration in den beiden Zonen und damit das Gefälle der Häufigkeitsunterschiede weniger ausgeprägt als in der linken Grafik. Trotz unveränderter Gliederung in 2 Teilräume fällt die Segregation daher geringer aus.

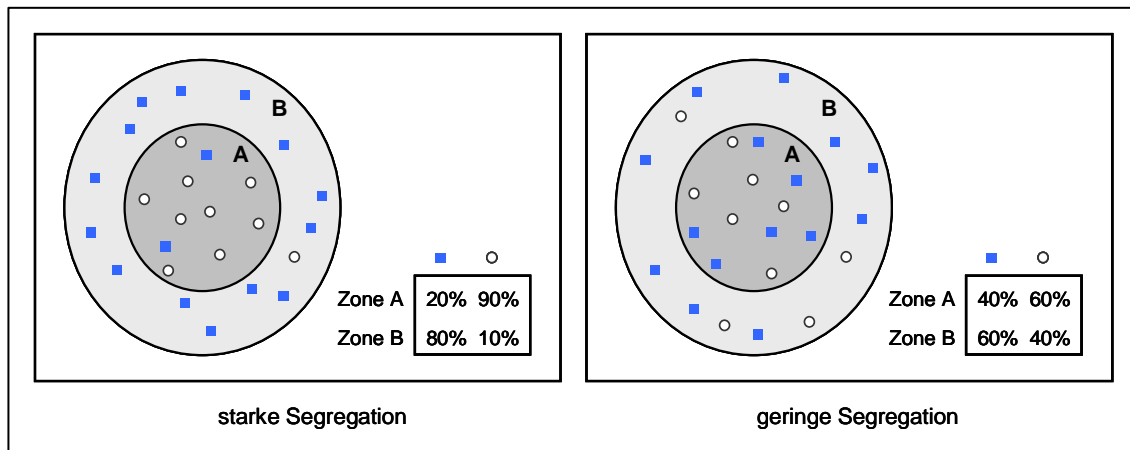


Abb. 16: Unterschiedliche Segregationsgrade bei gleicher Aufteilung in Sozialräume

Quelle: Eigene Darstellung.

Mit dieser stark schematisierten Darstellung soll ein weiterer Unterschied nicht verdeckt werden: Die Segregationsforschung greift meist auf bestehende Raumeinheiten wie Stadtteile oder größeren Bezirke zurück und berechnet für diese den Grad der Ungleichverteilung. Stadtstrukturmodelle und Sozialraumanalyse hingegen verändern sozusagen das Ausgangsmaterial selbst, indem sie die ursprünglichen Raumeinheiten zu in ihrer Sozialstruktur ähnlichen und geografisch zusammenhängenden Gebietseinheiten zusammenfassen. Um in der Abbildung 16 zu bleiben: Eine Segregationsanalyse würde die beiden Zonen A und B als gegeben ansehen, eine Sozialraumanalyse hätte hingegen das Ziel, solche Teilräume überhaupt zu identifizieren. Segregationsforschung und Sozialraumanalyse ergänzen somit einander. Hier wird die Stärke der Ungleichheit zu allen Raumeinheiten in einer statistischen Maßzahl quantifiziert, dort die Lage größerer, homogener Gebiete und typische Muster visualisiert.

Auch bei der Wahl der zu untersuchenden Merkmale orientiert man sich in der Segregationsforschung an der Sozialraumanalyse, d.h. es wird primär die räumliche Verteilung bestimmter sozio-ökonomischer, demografischer und ethnischer Gruppen untersucht (Häußermann und Siebel 2004: 143-144). Das Anliegen der sozialwissenschaftlichen Segregationsforschung ist allerdings häufiger normativ begründet. Räumliche Ungleichheit wird dann mit sozialer Ungleichheit und Fragen der sozialen Gerechtigkeit in Verbindung gebracht. Dies liegt insofern nahe, als dass sich solche Zusammenhänge über den Grad der sozialen wie räumlichen Ungleichheit besser thematisieren lassen als über das bloße Zusammenfassen, Abgrenzen und Lokalisieren

von Teilräumen. Erst das Verknüpfen der Informationen zum Ausmaß der Segregation mit der Art der Verteilung verschiedener Bevölkerungsgruppen und Ausstattungen gibt jedoch Auskunft darüber, ob Segregation auch Benachteiligung bedeutet.

Tatsächlich kann gezeigt werden, dass ein hoher sozio-ökonomischer Status häufig mit einer guten Ausstattungsqualität zusammenfällt. Umgekehrt sind der Zugang zu hochwertigem Wohnraum und die Erreichbarkeit von Versorgungs- und Freizeitmöglichkeiten für Personen mit niedrigem Status erschwert. Friedrichs (1983: 234) resümiert auf Basis verschiedener empirischer Studien, dass hierbei die Wohnkosten in einem Teilgebiet als ökonomisches Bindeglied zwischen sozialer und räumlicher Ungleichheit fungieren. So gesehen können Sozialräume soziale Differenzierung nicht nur abbilden, sondern auch Chancenungleichheiten zementieren und für bereits benachteiligte Bevölkerungsgruppen den Zugang zu Ressourcen weiter erschweren: „Soziale Differenzierung wird zum Problem, wenn benachteiligte Quartiere mit einer Konzentration verschiedener Problemlagen entstehen, die sich gegenseitig verstärken. Damit werden benachteiligte Viertel selbst zur Quelle von Benachteiligung für ihre Bewohner.“ (Böltken und Gatzweiler 2004: 205)

Mit Blick auf die Gerechtigkeitsfrage sind auch *erzwungene* und *freiwillige Segregation* zu unterscheiden (vgl. auch Häußermann und Siebel 2004: 159). Die erzwungene Segregation ergibt sich aus einem Mangel an Ressourcen und sozialer Diskriminierung, die bei der Wohnraumsuche benachteiligen. Im Extremfall ist sie Folge von Zwangsumsiedlungen und führt zur Bildung von Gettos, d.h. zu Wohngebieten mit einem besonders hohen Anteil bestimmter sozio-ökonomischer, ethnischer oder religiöser Bevölkerungsgruppen, welche dort überwiegend nicht freiwillig leben (Gaebe 2004: 88). Bei der freiwilligen Segregation dominieren hingegen persönliche Präferenzen die Wohnstandortentscheidung, wobei hier sowohl aktiv die Nähe zu bestimmten Gegenden und Bevölkerungsgruppen gesucht, als auch freiwillig Distanz gewahrt oder hergestellt werden kann.

Verdrängung und Gentrification als Sonderfälle der Segregation

Im Kontext der erzwungenen Segregation wird häufig die Verdrängung von Bevölkerungsgruppen diskutiert. Hoffmeyer-Zlotnik (1977: 18-28) führt in diesem Zusammenhang Prozesse der innerstädtischen Entwicklung systematisiert zusammen, die bereits in der Sozialökologie beschrieben wurden (siehe oben Kapitel 2.2.2). Demnach lässt sich der Vorgang der Verdrängung einer ansässigen Wohnbevölkerung durch eine andere Gruppe als *Invasions-Sukzessions-Zyklus* darstellen: Angehörige einer sozio-ökonomischen, kulturellen oder ethnischen Minderheit beginnen sich in einem Gebiet niederzulassen, in dem sie vorher nicht sesshaft waren. Mit ihrer Zahl wächst der Widerstand der ansässigen Bevölkerung. Reißt die Zuwanderung der Invasoren dennoch

nicht ab und überschreitet sie einen Schwellenwert (sogenannter *tipping point*), geben die eingewohnten Bewohner ihren Widerstand auf und ziehen verstärkt aus dem betreffenden Gebiet fort. Zuzüge anderer Bevölkerungsgruppen als jener der Invasoren stagnieren bereits vorher. Die anfängliche Minderheit wird damit zur dominierenden Mehrheit und gestaltet die angeeigneten Räume nach ihren Bedürfnissen. Am Ende ist die ursprüngliche Bevölkerung nahezu vollständig verdrängt und sind ihre Spuren weitgehend verschwunden. Solch ein massiver Bevölkerungsaustausch kann selbst innerhalb weniger Jahre erfolgen (Hamm 1982: 77). Damit beschreibt der Invasions-Sukzessions-Zyklus, wie sich bereits homogene Gebiete in einer segregierten Stadt wandeln können. Räumliche Trennungen zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen müssen sich dabei keineswegs aufheben, sondern strukturieren sich lediglich um.

Gentrification (auch: *Gentrifizierung*) als „Sonderfall der Segregation“ (Dangschat 1996: 117) beschreibt einen doppelten Invasions-Sukzessions-Zyklus, wie er sich seit den 1970er auch in bundesdeutschen Großstädten abspielt und besonders im Zuge der Reurbanisierung und Revitalisierung von Innenstädten (siehe oben Kapitel 2.2.1) zu beobachten ist (Dangschat 1990: 84-85): Viele zentrumsnahe Gebiete waren und sind von Personen der unteren Mittelschicht und Unterschicht bewohnt, insbesondere von Erwerbslosen, Sozialhilfeempfängern, Rentnern, Arbeitern und Ausländern (als Ergebnis der in Kapitel 2.2.1 beschriebenen städtischen Differenzierungen wie der Suburbanisierung). In manchen Quartieren treten zunächst vor allem jüngere, besser gebildete Personen als Invasoren auf, die auch als Pioniere bezeichnet werden. Zu ihnen gehören etwa Studierende oder Künstler. Sie verfügen ähnlich wie die Alteingesessenen über ein geringes Einkommen, jedoch über mehr soziales und kulturelles Kapital. Für einen nahen Arbeitsplatz und kulturelle Vielfalt akzeptieren sie auch schlechte Bausubstanz. Die durch die Pioniere in Gang gebrachte Belebung solcher Viertel zieht sogenannte Gentrifier an, die auf der Suche nach einer risikoarmen Investition in Wohnraum mit gutem Image sind. Die Gentrifier sind wie die Pioniere höher gebildet, jedoch etwas älter als diese und stehen in gut bezahlten Berufen. Sie leben allein oder mit Partner (häufig Doppelverdiener) und haben meist keine Kinder. Um der veränderten Nachfrage zu begegnen, wandeln Investoren verstärkt Miet- in Eigentumswohnungen um und renovieren Gebäude, was die Preise für viele Bevölkerungsgruppen unbezahlbar werden lässt. In diesem Prozess werden die Alteingesessenen von den Pionieren und später auch von den Gentrifiern verdrängt, bis schließlich die Pioniere ihrerseits verdrängt werden und das Viertel überwiegend von Gentrifiern dominiert wird. Am Ende dieses Prozesses stehen sozio-ökonomisch aufgewertete und kulturell umgewertete Innenstadtviertel mit weitgehend veränderter Bevölkerungsstruktur (Dangschat 1996: 107). Dangschat und Friedrichs (1988: 54-56) können selbst innerhalb einzelner Stadtquartiere systematische

Verteilungen von Pionieren und Gentrifiern aufzeigen, deren Wohnstandorte sie in einer Karte entlang von Blockseiten visualisieren.

Dass bei den beschriebenen Prozessen Lebensstile eine Rolle spielen, legt eine Studie von Blasius (1990) nahe. Auf Basis von Daten einer Ende der 1980er Jahre im Kölner Stadtteil Nippes durchgeführten Befragung mit 332 Personen untersucht der Autor an Gentrification beteiligte Bevölkerungsgruppen auf Lebensstilmuster. Anhand demografischer und sozio-ökonomischer Merkmale unterscheidet er zwischen Pionieren, Gentrifiern, Alten und Sonstigen. Über eine Korrespondenzanalyse kann Blasius (1990: 368-370) dabei in der Tradition Bourdieus zeigen, dass diese Gruppen anhand der Art ihrer Wohnungseinrichtung, des Servierens von Speisen für Gäste, der Quelle des Möbelerwerbs und des Gebäudealters ihres Wohnhauses unterschieden werden können.

Ursachen der Segregation

Für das Auftreten von Segregation sind unmittelbar 3 Faktoren verantwortlich: Der offensichtlichste ist eine *selektive Migration*, die zu systematischen Mustern bei der Wohnstandortwahl führt: „Die Wanderungsvorgänge zwischen den einzelnen Teilräumen der Stadt sowie zwischen Stadt und Umland führen in den Herkunfts- und Zielgebieten zu *Entmischungs- und Verdichtungsprozessen* bestimmter Bevölkerungsgruppen.“ (Bähr 2004: 327; Hervorhebung im Original) Der Grad der Freiwilligkeit bei Fort- und Zuzug reicht wie beschrieben von der selbstbestimmten Wohnstandortwahl bis zu einer Zuweisung von Sozialwohnungen, Unterbringung in Asylunterkünften oder gar Deportation. Ein zweiter Faktor sind *natürliche Bevölkerungsbewegungen* durch Geburten und Sterbefälle, die je nach Bevölkerungsgruppe und Teilgebiet anders verlaufen können. Beispielsweise können sich Geburtenraten in Stadtvierteln mit hohem Ausländeranteil überdurchschnittlich, in Gebieten mit überwiegend älteren Alleinlebenden unterdurchschnittlich entwickeln. Entmischungs- und Verdichtungsprozesse werden dann forciert. Drittens kann sich die soziale Position der in einem Gebiet ansässigen Bevölkerung in einem kollektiven Maßstab ändern (*soziale Mobilität*). Sind beispielsweise bestimmte Stadtviertel mit einem hohen Arbeiteranteil von der Deindustrialisierung stärker betroffen als andere, verschlechtert sich der soziale Status dieses Gebiets insgesamt. Häußermann und Siebel (2004: 160) sprechen in diesem Zusammenhang von einem „Fahrstuhleffekt nach unten“. Neben solchen Veränderungen entlang der vertikalen Statusskala ergeben sich auch horizontale Verschiebungen der sozialen Lage ohne Statusänderung, beispielsweise wenn sich durch eine neue Phase im Lebenszyklus Familiensituation und Haushaltsform vieler Bewohner eines Viertels ändern.

Die genannten Faktoren bestimmen unmittelbar und gleichsam physisch die Bevölkerungszahl und -struktur in einem Gebiet. Sie liefern jedoch keine wirkliche Erklärung der Segregation. Hierfür existieren eigens mehrere Theorieansätze, jede mit einer Vielzahl an Varianten, welche sich teilweise überschneiden. Für eine ausführliche Darstellung siehe Bähr (2004: 259-272; zu Migration allgemein), Farwick (2001: 28-53; zu Segregation) oder Fotheringham u.a. (2005: 213-235; mit Schwerpunkt auf mathematisch-räumliche Modelle). Die Ansätze lassen sich grob in 2 Hauptströmungen klassifizieren: Auf der einen Seite stehen *mikro-analytisch orientierte Konzepte* zur Wohnstandortwahl, welche individuelle Präferenzen betonen. Teilweise werden hier auch Kontexteffekte und Restriktionen oder Besonderheiten der räumlichen Informationsverarbeitung berücksichtigt. Auf der anderen Seite stehen *makro-analytische Ansätze*, welche gesamtgesellschaftliche Entwicklungen als Ausgangspunkt der Segregation sehen. In ihrer kritischen Ausrichtung betonen sie meist normative Fragen der sozialen Gerechtigkeit. Diese beiden Hauptströmungen lassen sich weiter untergliedern. Alternativ lassen sich die verschiedenen Ansätze danach klassifizieren, ob sie stärker die Nachfrage- oder die Angebotsseite betonen (Farwick 2001: 53-54), wobei ersteres bei Mikro- und zweiteres bei Makromodellen dominiert.

Mikro-analytische Erklärungsansätze zur Segregation

Zur mikro-analytischen Herangehensweise gehören die *Verhaltens- oder Entscheidungsmodelle* (Wolpert 1965; Speare u.a. 1975; McFadden 1978; Kalter 1997). Die Wohnstandortwahl wird hier verstanden als Ergebnis subjektiver Nutzenkalkulationen auf der Basis individuellen Such-, Wahrnehmungs- und Bewertungsverhaltens. Interne Faktoren wie veränderte Bedürfnisse eines Haushalts und externe Größen wie ein sich wandelndes Wohnumfeld wirken sich dabei auf den Standortnutzen aus. Ein Individuum kann daraufhin entweder seine Ansprüche und Bedürfnisse an die örtlichen Gegebenheiten anpassen, die äußeren Umstände verändern (etwa durch Renovierung des Eigenheims) oder nach Alternativen suchen und sich innerhalb seiner Möglichkeiten für einen neuen Standort entscheiden (Gans 1983: 10). Je nach Modellvariante fließen unterschiedliche Kriterien in die Entscheidung ein, die sich regressions- oder pfadanalytisch über mathematische Nutzenfunktionen modellieren lassen. Nach Paschedag (1998: 2-3) kristallisieren sich dabei 3 Einflusskomplexe heraus: Erstens die Erreichbarkeit von Arbeitsplatz, Einkaufs- und Freizeitmöglichkeiten, Freunden und Verwandten; zweitens Immobilienmerkmale wie Preis, Fläche, Ausstattung und Baualter und drittens Qualitätsmerkmale im unmittelbaren Wohnumfeld wie z.B. Kindergartenplätze.

Das klassische Verhaltensmodell geht davon aus, dass ein Individuum sämtliche Alternativen hinsichtlich der genannten Kriterien bewertet und sich für den Standort entscheidet, welcher den erwarteten Nutzen maximiert. Dabei wird für jedes Kriterium

ein abnehmender Grenznutzen unterstellt. Bestehen beispielsweise an einem Ort bereits gute Einkaufsmöglichkeiten, bringt ein noch besseres Angebot kaum noch Zusatznutzen. Im Vordergrund stehen also individuelle Präferenzen auf der Nachfrageseite des Wohnungsmarkts wie sie auch von der Wohnpräferenz- und Imageforschung untersucht werden. Migration wird primär als freie Wohnstandortwahl verstanden. Segregation muss folglich als ein Ergebnis unterschiedlicher Präferenzen gesehen werden. Zwänge bleiben zunächst unberücksichtigt. Kritiker bemängeln folglich, die Angebotsseite und der gesellschaftliche Kontext würden vernachlässigt (siehe etwa Gans 1983: 202; Werlen 2004: 300-301).

Ökonomische Nachfragemodelle (Alonso 1964; Muth 1970) konzentrieren sich auf wirtschaftliche Entscheidungsgründe bei der Wohnstandortwahl. Das klassische Nachfragemodell arbeitet mit stark vereinfachenden Annahmen. Dazu gehört insbesondere die Unterstellung, am Wohnungsmarkt handelten rationale, perfekt informierte Akteure unter Bedingungen des freien Wettbewerbs mit dem Ziel, ihre Boden- und Transportkosten zu minimieren. Als strategische Plattform dient das Bild einer monozentrischen Stadt, in der sich sämtliche Arbeitsplätze in der Stadtmitte befinden. In dieser Situation wird ein Haushalt mit gegebenem Einkommen und Bedürfnissen bei der Wohnstandortwahl „versuchen, die Kosten und Unannehmlichkeiten des Pendelverkehrs gegen die Vorteile des mit zunehmender Entfernung vom Stadtzentrum fallenden Bodenpreises und die steigende Befriedigung, die er durch eine größere Flächennutzung erhält, miteinander abzuwägen“ (Alonso 1975: 61).

Das ökonomische Nachfragemodell ist nach und nach erweitert worden. Paschedag (1998: 59-106) etwa berücksichtigt zusätzlich außerhalb des Stadtzentrums liegende Arbeitsplätze, Haushalte mit 2 Erwerbstätigen und den Schwerpunkt des Aktionsraums. Hinzu kommen Qualitätsmerkmale zu Teilräumen, die Paschedag (1998: 106-109) nach dem Modell von Burgess und Hoyt gebildeten Zonen zuordnet, deren Distanz und Richtung zum Stadtzentrum er bestimmt: die Ausstattung an lokalen öffentlichen Gütern wie Kindergärten oder Parks, das Sozialprestige (gemessen über das Durchschnittseinkommen eines Viertels) und Umgebungsfaktoren, welche die Nutzung fördern oder beeinträchtigen, z.B. die Umweltverschmutzung durch ein angrenzendes Industriegebiet. Ob diese Komplexitätszunahme zu einer signifikanten Verbesserung des Modells führt, darf bezweifelt werden. Zumindest die 3 genannten Qualitätsmerkmale sollten sich bereits in Mietspiegel und Immobilienpreisen niederschlagen, welche als Indikatoren zusammen mit den Transportkosten wesentlich einfacher zu handhaben sind. Grundsätzlich zu kritisieren ist, dass mit den ökonomischen Nachfragemodellen allen Individuen im Wesentlichen dieselben Präferenzen und Kostenminimierungsstrategien unterstellt werden. Segregation ist hier daher in erster Linie das Ergebnis ungleicher Realisierungsmöglichkeiten durch unterschiedliche Einkommens- und

Vermögensausstattung. Dass verschiedene Bevölkerungsgruppen eigenen Wünschen und Bedürfnissen folgen, wird dabei unterschlagen.

Constraints-Modelle erweitern die Sichtweise von Verhaltens- und nachfrageorientierten Modellen, indem sie Zwänge berücksichtigen, welche den Handlungsspielraum eines Individuums einschränken können (Gatzweiler 1975; Landale und Guest 1985). Migration ist auch hier das Ergebnis subjektiver Entscheidungen. Ob es zu einem Umzug kommt, und wie dieser umgesetzt wird, hängt aber von objektiven Rahmenbedingungen ab. Dazu zählen Kündigungsfristen in Miet- und Arbeitsverhältnissen, das Angebot am Immobilienmarkt oder die Verfügbarkeit von Schulen und Kindergartenplätzen. Auch die Kapitalsorten Bourdieus können als Determinanten des objektiven Spielraums für subjektive Entscheidungen verstanden werden (siehe oben Kapitel 2.1.2). Hinzu kommen mögliche Diskriminierungen durch Eigentümer, Makler und Wohnungsbaugesellschaften, welche die Suche erschweren können. Die objektive Situation beschränkt dabei nicht nur unmittelbar die Handlungsoptionen, sondern wirkt sich auch auf die Wahrnehmung und Bewertung der Individuen aus (Bähr 2004: 270). Constraints-Modelle berücksichtigen damit in zweifacher Hinsicht die Wirkung von Makro- (gesamtgesellschaftlicher oder -städtischer Kontext) und Mesoeffekten (Situation in einem Stadtquartier) auf die Mikroebene der individuellen Entscheidungen. Auch Segregation als Folge von Migration erklärt sich dann aus unterschiedlichen Wahrnehmungen, Präferenzen und auch Ausstattungen sozialer Gruppen.

Zu den Beschränkungen gehören auch Restriktionen beim räumlichen Such- und Wahrnehmungsverhalten, also auf der Mikroebene selbst. Außerhalb der vertrauten Umgebung fällt die Informationsqualität stark ab, was die Chancen auf Bedürfnisbefriedigung durch einen Umzug beeinträchtigt. Verschiedene Autoren sehen die Wahl eines neuen Wohnstandorts daher weitgehend auf den Aktionsraum beschränkt (Brown und Moore 1970: 7-9; Gans 1983: 200-201). Höllhuber (1982: 151-154) argumentiert zudem auf Basis eigener empirischer Ergebnisse, dass hier Vorteile wie die Vertrautheit und Bekanntheit weitgehend beibehalten werden können. Besonders Standorte mit Nähe zum bisherigen Wohnraum werden bei der innerstädtischen Suche bevorzugt (Weichhart 1987: 359; Weichhart 2008: 236-237). Mit der Unzufriedenheit in den Bereichen Arbeit, Ausbildung und Freizeit steigt allerdings die Bereitschaft zu einer vollständigen Ortsveränderung. Mittlere Statusgruppen legen die größten Umzugsdistanzen zurück, vermutlich da sie aufgrund ihres Strebens nach sozialem Aufstieg die größten Umstellungen in Kauf nehmen (Höllhuber 1982: 152-153). Hohe und niedrige Statusgruppen sowie ältere Menschen zeigen hingegen ein vergleichsweise konservatives Umzugsverhalten.

Seit den 1990er Jahren wurden spezielle *räumliche Entscheidungsmodelle* entwickelt, die darauf abzielen, dass sich räumliches Wahlverhalten in wenigstens 2 Punkten erheblich von nicht-räumlichen Entscheidungen unterscheidet. Zum einen ist die Zahl der Wahlalternativen im Raum üblicherweise sehr hoch. Gerade in einer Großstadt dürften die Möglichkeiten nahezu unüberschaubar sein, einen Wohnstandort zumindest in Erwägung zu ziehen. In der Kognitionspsychologie ist aber seit langem bekannt, dass der Mensch nur 5 bis 9 Informationseinheiten auf einmal verarbeiten kann (Miller 1956: 91-96). Zum anderen unterliegt gerade die räumliche Vorstellung des Menschen neben ihrer Begrenzung grundsätzlich systematischen Verzerrungen, die eine rationale, auf fundiertem Wissen basierte Wahl kaum zulässt (siehe oben Kapitel 2.2.3).

Räumliche Modelle liefern eine Erklärung dafür, wie Individuen trotz kognitiver Beschränkungen zu einer Wohnstandortentscheidung gelangen. Kernelement ist die Annahme einer hierarchischen Informationsverarbeitung, die es einem Individuum erlaubt, eine Vielzahl räumlicher Wahlmöglichkeiten zu bewältigen. Demnach werden zunächst als Einheit wahrgenommene Standortverdichtungen (beispielsweise ganze Stadtviertel) bewertet, und erst in einem zweiten Schritt Alternativen innerhalb dieser Gebiete. Mit ihrem Competing-Destinations-Modell zeigen Fotheringham u.a. (2005: 226-234), dass zentrale Standorte dabei tendenziell schlechter wahrgenommen werden. Sie liegen eher in großen, unübersichtlichen Standortverdichtungen, deren Ausmaß systematisch unterschätzt wird. Folglich haben sie geringere Chancen, überhaupt in den Entscheidungsprozess einzugehen.

Bei der Modellbildung bietet es sich daher an, über einen räumlichen Korrekturfaktor Standorte umso geringer zu gewichten, je zentraler sie liegen. Man erzielt hierbei nachweislich bessere Ergebnisse als bei klassischen Entscheidungsmodellen (Fotheringham u.a. 2005: 233). Diese Lösung zeichnet sich durch besondere Eleganz aus, da die kognitiven Auswirkungen großer Informationsmengen wie auch die raumspezifische Anordnung der Wahlmöglichkeiten mit nur einem einfachen Korrekturfaktor berücksichtigt werden können. Meines Wissens wurde dieses Modell bisher allerdings nur auf Wanderungsverhalten allgemein angewandt. Eine Erweiterung mit Blick auf Segregation scheint jedoch möglich, etwa indem für verschiedene Bevölkerungsgruppen eigene Korrekturfaktoren eingeführt werden, welche die Erkenntnisse gruppenspezifischer Vorstellungswelten des städtischen Raums wiedergeben (siehe oben Kapitel 2.2.3).

Dynamische Modelle und Simulationen fokussieren Wanderungsprozesse. Hier existieren auch Arbeiten speziell zu Segregierungsszenarien. Sie zeichnen nicht nur nach, wie es in Abhängigkeit von Akteurspräferenzen und Restriktionen zu bestimmten Segregationsformen kommt, sondern ermöglichen auch auf Basis bestehender Konstellationen Prognosen zu zukünftigen Entwicklungen. Prominentestes Beispiel ist

ein Modell Schellings (1971; 1978). Schelling (1971: 149-166; 1978: 137-166) geht von einem einfachen Modell mit 2 Akteursgruppen aus, z.B. 70 % Weiße und 30 % Schwarze. Als simulierter Untersuchungsraum dient eine schachbrettähnliche Fläche, deren Felder mögliche Wohnstandorte der Individuen repräsentieren, einschließlich unbewohnter Standorte. Beide Gruppen weisen konstante Toleranzgrenzen auf, was die ethnische Zusammensetzung ihrer Nachbarschaft (angrenzende Felder) angeht. Beispielsweise könnte man davon ausgehen, dass Weiße nur einen Anteil von 20 % Schwarzen in ihrer Nachbarschaft akzeptieren und Schwarze einen Anteil von 40 % Weißen. Lässt man die Personen solange umziehen, bis alle Individuen ihren Präferenzen entsprechend wohnen, entsteht eine nach Ethnie segregierte Verteilung der Wohnstandorte. Interessanterweise fällt die Segregation dabei stärker aus, als aufgrund der individuellen Präferenzen zu vermuten wäre, von den einzelnen Akteuren also gewollt war (sogenannte Emergenz): „in some cases, small incentives, almost imperceptible differentials, can lead to strikingly polarized results“ (Schelling 1971: 146). Die Segregation kann das gewünschte Ausmaß sogar so sehr übertreffen, dass ihre anfänglich positive Bewertung ins Negative umschlägt (Spiegel 1998: 53-54).

Schelling (1971: 167-186) erweitert dieses einfache Modell zu einem dynamischen, das neben Wohnortwechseln innerhalb des betrachteten Gebiets Zu- und Fortzüge erlaubt und bei dem die Präferenzen der Individuen gegenüber der anderen Gruppe variieren. Auf diese Weise lassen sich Prozesse wie der Invasions-Sukzessions-Zyklus modellieren, bei dem der Zuzug einer Gruppe letztlich mit der Verdrängung der anderen Gruppe endet (siehe oben in diesem Kapitel). Sind Bevölkerungsanteile der Gruppen und die Verteilungen der Toleranzen bekannt, kann mit diesem Modell vorhergesagt werden, ab welchem Schwellwert Personen der Minderheit sich entschließen nachzuziehen und wann eine Verdrängung der ursprünglichen Mehrheit einsetzt. Bei ausgeglichenen Gruppengrößen ist auch ein Gleichgewicht möglich, bei dem die tolerantesten Personen beider Gruppen in etwa zu gleichen Teilen in einem Gebiet wohnen. Nahezu zeitgleich mit Schelling entwickelte Sakoda (1971) ein verwandtes Modell, das auf ähnlichen Prinzipien beruht.

Mittlerweile kursieren diverse Variationen, welche mehrere Akteursgruppen zulassen sowie weitere Annahmen wie komplexere Präferenzmuster oder Standortfaktoren wie Wohnraumpreise einführen (siehe etwa Benenson und Torrens 2004; Zhang 2004; Butts 2007; König 2007). Die aus Interaktionsprozessen resultierenden räumlichen Muster werden hier zum Teil über hoch auflösende Gitternetze simuliert. Solche aufwendige Berechnungen mit vielen Parametern mögen zwar hohe prognostische Kraft haben, die grundlegenden Zusammenhänge bleiben jedoch im Dunkeln. Auch muss diese noch neue Forschungsrichtung den Realitätsanspruch ihrer quasi unter Laborbedingungen erbrachten Modellierungen noch untermauern, indem sie diese mehr als bisher empirisch auf konkrete Szenarien anwendet. Interessant ist dennoch, dass in fast allen

Variationen der Modelle von Schelling und Sakoda die tatsächliche Segregation die von den Individuen präferierte übersteigt (ein Überblick dieser zahlreichen Studien findet sich bei Benenson und Torrens 2004: 190-205; sowie bei Aydinonat 2007: 440-444). Diese paradoxe Situation kann selbst dann auftreten, wenn die Mehrheit gemischten Nachbarschaften sehr tolerant gegenübersteht. Allerdings zeigen die Simulationen auch, dass keine starren Muster entstehen, sondern dass sich die Strukturen in ständiger Bewegung befinden und nie alle Teilbereiche des Untersuchungsraums segregiert sind (Benenson und Torrens 2004: 199-205).

Makro-analytische Erklärungsansätze zur Segregation

Auf der Seite der makro-analytischen Theorieentwürfe angesiedelt ist das *sozialökologische Modell* der Chicagoer Schule, das bereits im Zusammenhang mit den Stadtstrukturmodellen und der Sozialraumanalyse behandelt wurde (siehe oben Kapitel 2.2.2). Segregation wird hier verstanden als das Ergebnis eines Wettbewerbs um die besten Wohnstandorte, der durch die fortschreitende Verstädterung intensiviert wird. Demnach bewirkt der dominante Nutzungsanspruch des zentralen Geschäftszentrums eine sukzessive Verdrängung von Bevölkerungsgruppen in angrenzende Stadtgebiete mit geringeren Bodenpreisen (Burgess 1926b: 50-61). In diesem Prozess bilden sich räumlich separierte Gebiete mit homogener Nutzungs- und Bevölkerungsstruktur, wie sie etwa mit dem Ringmodell von Burgess beschrieben werden (siehe oben Kapitel 2.2.2). Park (1926: 8-11) spricht ganz allgemein von einer Segregation in „natural social groups“ und zugleich „natural social areas“, etwa nach Sprache, Kultur, Rasse, aber auch Geschlecht und Alter. Das sozialökologische Modell stellt in erster Linie einen Ansatz zur Beschreibung sozial-räumlicher Strukturen in der Stadt dar und verfolgt keine Theorie im engeren Sinne. Die Motive von Individuen und ihr Handeln werden allenfalls indirekt und verkürzt über den Bodenpreis thematisiert. Gleichzeitig wird nur unzureichend spezifiziert, wie sich der Bodenpreis auf Art und Ausmaß der Segregation auswirkt (Farwick 2001: 32). Hinzu kommen die bereits erwähnte Fixierung auf ethnische und sozio-ökonomische Merkmale und das Problem der Abgrenzung homogener Teilgebiete (siehe oben Kapitel 2.2.2).

Auch die *institutionellen Ansätze* sehen Segregation als Folge eines Wettbewerbs um Wohnstandorte, differenzieren jedoch stärker die Rolle der Interessengruppen auf dem Wohnungsmarkt, insbesondere auf der Angebotsseite (Rex und Moore 1974; Pahl 1975). In verschiedenen Segmenten des Wohnungsmarkts greifen je eigene Mechanismen; bei Mietwohnungen beispielsweise andere als bei Eigentum, oder im privaten Sektor andere als im öffentlich geförderten. In welchem Segment ein Individuum überhaupt nachfragen kann, ob etwa ein Eigenheim am Stadtrand in Frage kommt oder Anspruch auf eine Sozialwohnung besteht, hängt maßgeblich von der Höhe und Sicherheit seines Einkommens ab. Rex und Moore (1974: 8-9) unterstellen daher

eine Schichtstruktur des Wohnungsmarktes, deren räumliches Abbild die Autoren im Ringmodell Burgess' zu erkennen meinen. Je nach Segment werden zudem unterschiedliche Akteursgruppen und Institutionen aktiv, beispielsweise private Hausbesitzer, Wohngesellschaften, Makler oder die Kommunalpolitik. Sie besitzen erheblichen Einfluss, unterliegen allerdings selbst wiederum Beschränkungen wie Marktgesetzen oder staatlichen Vorgaben (Farwick 2001: 45-46). Insgesamt wird mit den institutionellen Ansätzen das Postulat eines freien Wettbewerbs zugunsten der Annahme differenzierter Zugangsbarrieren zum Wohnungsmarkt aufgegeben.

Polit-ökonomische oder kritische Modelle erweitern den Fokus von der Stadt und dem Wohnungsmarkt auf den gesamtgesellschaftlichen Kontext (Castells 1977; Harvey 1993; Dangschat 1994a). Sozial-räumliche Strukturen werden im Bezug auf ökonomische und politische Restrukturierungsprozesse erklärt. Dazu gehören Entwicklungen wie die Deindustrialisierung, Tertärisierung, Deregulierung und Flexibilisierung der Wirtschaft, oder der Um- und Rückbau des Wohlfahrtsstaates. Diese Trends treffen ressourcenschwache Haushalte mit geringer Interessenvertretung und Verhandlungsmacht besonders stark und engen ihren Spielraum bei der Wohnstandortwahl weiter ein. Gegenüber wirtschaftlichen, politischen, institutionellen und bessergestellten privaten Akteuren ist ihre Rolle bei der Segregation eher passiver Art, wenn nicht gar aufgezwungen (Keller 1999: 82-83). Freie Wohnstandortwahl auf der einen und erzwungenes Verweilen oder Verdrängung auf der anderen Seite führen zu einer Konzentration ärmerer und prekärer Bevölkerungsschichten in schlecht ausgestatteten Stadtgebieten. Hierin wird eine „doppelte Benachteiligung“ (Alisch 1999: 23) dieser Menschen gesehen.

Einige Ansätze berühren nicht nur die Frage der gerechten Verteilung von Ressourcen, sondern sind mit einer marxistisch orientierten Kapitalismuskritik verbunden. So schreibt Castells (1977: 159-160): „Die Verteilung der Wohnorte folgt den allgemeinen Regeln der Produktverteilung und nimmt infolgedessen die Umverteilung der sozialen Kapazität der Subjekte entsprechend vor. [...] Folglich muß man von einer städtischen Schichtung sprechen, die dem System der sozialen Schichtung entspricht.“ Ausgangspunkt der Argumentation polit-ökonomischer und kritischer Modelle ist die Makroebene. Zuweilen wird auch das Umfeld benachteiligter Quartiere als verstärkender Effekt auf Mesoebene angesehen, der die Segregation verfestigt (Häußermann und Siebel 2004: 160-171; siehe auch unten den Abschnitt zu Folgen der Segregation). Da diese Ansätze in der Klassen- oder Schichtidee verhaftet sind, gehen sie kaum über Modelle einer zwei- oder dreigeteilten Stadt hinaus. Räumliche Niederschläge horizontaler Unterschiede bleiben zugunsten vertikaler Ungleichheiten unberücksichtigt.

Bisher kaum Aufmerksamkeit in der Segregationsforschung erfahren haben Konzepte zu Wanderungsströmen, wie sie vor allem in der Bevölkerungsgeografie diskutiert werden (siehe etwa Bähr 2004: 48-51 und 261-267). Zu nennen sind hier die *Gravitationsmodelle*, denen zufolge Wanderungsströme in erheblichem Maße durch bestehende Bevölkerungskonzentrationen gelenkt werden. Der Migrationsaustausch zwischen Regionen nimmt danach mit ihrer Bevölkerungszahl (Masse) zu, und mit ihrer Entfernung zueinander ab (Stewart 1948: 34-36; vgl. auch unten Kapitel 2.4.1). Mit ihrer bloßen Analogiebildung zu physikalischen Phänomenen bieten diese Modelle allerdings keinen wirklichen Ansatz zur Erklärung von Migration oder Segregation. Soziale Einflüsse und subjektive Motive bleiben ausgeblendet. Allerdings wurde schon früh versucht, die Anziehungskraft der reinen Bevölkerungszahl um die weiteren Faktoren wie Arbeitsplatz- und Wohnraumangebot zu erweitern und die ablenkende Kraft anderer Orte zu berücksichtigen (Stouffer 1940: 854-865). *Push-Pull-Modelle* lösen sich stärker von dem Kriterium Bevölkerungszahl und fokussieren das Ausstattungsgefälle zwischen verschiedenen Standorten und damit die Richtung der Migration (Lee 1972). Sogenannte Push-Faktoren wie ein schlechtes Arbeitsplatzangebot begünstigen eine Abwanderung, während Pull-Faktoren wie ein hohes Lohnniveau eine Sogwirkung ausüben. Ergeben die einzelnen Faktoren in der Summe ein Nettodifferenz zwischen Regionen, wird zwischen diesen ein Wanderungsstrom in Gang gesetzt, wobei intervenierende Größen wie Transportkosten diesen hemmen können. Der Schwerpunkt dieser Modelle liegt auf der wirtschaftlichen Infrastruktur. Einige Ansätze berücksichtigen auch Faktoren wie Klima oder das kulturelle Angebot (siehe etwa Kaplan 1995).

Gravitations- und Push-Pull-Ansatz lassen sich regressions- oder pfadanalytisch formulieren. Werden viele Faktoren und auch Rückkopplungseffekte berücksichtigt, werden die Modelle schnell komplex. Verschiedene Untersuchungen in westlichen Staaten zeigen, dass trotz Komplexität die Erklärungskraft solcher Modelle in Zeiten steigenden Wohlstands abgenommen hat und Wandermotive individualistischer geworden sind (Bähr 2004: 265). Die genannten Modelle basieren eher auf großräumigen Betrachtungen zur Veränderung von Bevölkerungszahlen. Phänomene wie die Verstädterung (siehe oben Kapitel 2.2.1) können damit analysiert werden. Zur Erklärung innerstädtischer Differenzierung wie der Segregation werden sie meines Wissens jedoch bisher nicht eingesetzt. Eine entsprechende Erweiterung wäre jedoch denkbar, würde man Push- und Pull-Faktoren nach Bevölkerungsgruppen und städtischen Teilgebieten differenzieren und nicht-ökonomische Beweggründe stärker mit einbeziehen.

Integration der Segregationsmodelle

Trotz der Modellvielfalt lassen sich aus den einschlägigen Segregationsstudien folgende Kernthesen herausarbeiten (siehe auch Friedrichs 1988: 57-59 und 1995: 92-93):

- Soziale Distanzen führen dazu, dass sich Menschen auch räumlich distanzieren (so bereits Park 1926: 8-18).
- Je größer die soziale Ungleichheit ist (gemessen über Schulbildung, Beruf und Einkommen), desto stärker ist die Differenzierung nach Lebensstilen.
- Mit zunehmender Differenzierung der Lebensstile steigt der Wunsch nach räumlicher Nähe zu Personen ähnlichen Lebensstils.
- Je größer der Anteil der Minorität an der Bevölkerung ausfällt, desto intensiver ist der Wettbewerb am Arbeits- und Wohnmarkt.
- Mit steigendem Wettbewerb nehmen Furcht und Diskriminierung der Majorität gegenüber der Minorität zu und erschweren letzteren den Zugang zu Wohngebieten der Bevölkerungsmehrheit.
- Mit dem sozialen Status (insbesondere der Einkommenshöhe) steigen die Möglichkeiten der Wohnstandortwahl.

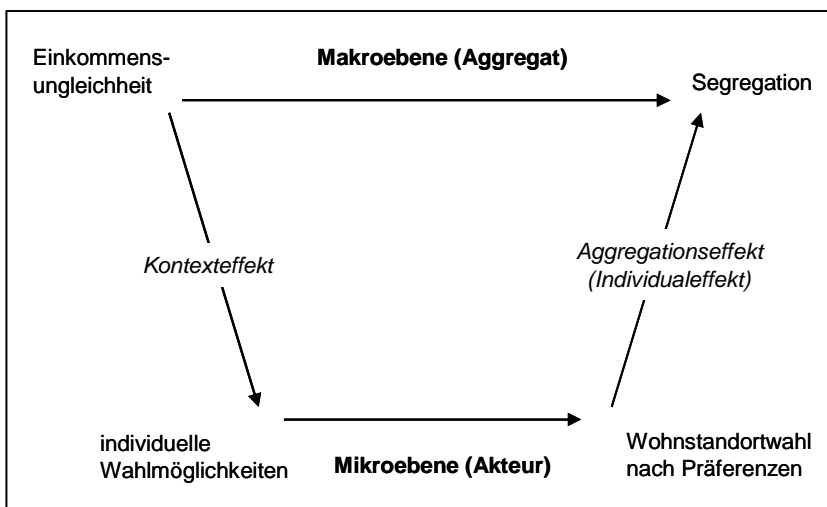


Abb. 17: Mikro-Makro-Modell der Segregation nach Friedrichs

Quelle: Friedrichs (1988: 65; 1995: 91).

Friedrichs (1988: 64-73; 1995: 90-93) hat einen Vorschlag ausgearbeitet, die Hypothesen der verschiedenen Arbeiten in einem *Mehr-Ebenen-Modell* zusammenzuführen (Abbildung 17). Segregation ist hier letztlich das Ergebnis individueller, präferenzgeleiteter Entscheidungen zum Wohnstandort, wie sie von den Mikromodellen fokussiert werden. Diese Entscheidungen sind jedoch durch strukturelle Vorgaben beeinflusst, die den Handlungsspielraum beschränken und Gegenstand der Makromodelle sind (Kontexteffekt). Auf dem höheren Maßstabniveau eines

Wohnviertels, Stadtteils oder der Gesamtstadt können die einzelnen Wohnstandortwahlen zu Segregation führen (Aggregationseffekt).

Der *Kontexteffekt* kann in Anlehnung an Friedrichs (1988: 71) wie folgt zusammengefasst werden: Mit der sozialen Differenzierung (bei Friedrichs insbesondere Einkommensungleichheit) nimmt auch die Heterogenität an Wohngelegenheiten (in Größe, Preis, Ausstattung des Wohnraums, aber auch hinsichtlich des infrastrukturellen und kulturellen Umfelds) und deren ungleiche Verteilung über den Stadtraum zu. Diese dreifache Ungleichheit definiert den Entscheidungsspielraum der Individuen. Und die *Aggregationsregel* kann nach Lage der vorliegenden Literatur nur lauten: „Der Wohnstandort wird [im Rahmen der gegebenen Möglichkeiten; TE] so gewählt, dass die Ähnlichkeit des eigenen Lebensstils mit dem der Nachbarn maximiert wird.“ (Friedrichs 1988: 71) Als Grund für dieses Verhaltensmuster wird das Vermeiden von Handlungskonflikten und Erwartungsunsicherheiten im Kontakt mit anderen angenommen.

Genau genommen handelt es sich um ein Modell der Wohnstandortwahl zur Erklärung räumlicher Verteilungen der Wohnbevölkerung, das sich auf verschiedene Phänomene wie Verdrängung, Gentrification, Suburbanisierung oder eben Segregation anwenden lässt (Friedrichs 1995: 93). Friedrichs (1995: 97-98) selbst demonstriert exemplarisch, wie sich Schellings Modell (siehe oben in diesem Kapitel) anhand des vorgeschlagenen Mehr-Ebenen-Schemas dynamisieren lässt: Zu einem Zeitpunkt t_1 wirkt das Verhältnis von Gruppengrößen auf die Entscheidungen der Individuen zu- oder fortzuziehen. Dadurch entsteht zu t_2 im Aggregat (Wohnviertel) eine neue Bevölkerungszusammensetzung, welche zu t_3 auf wieder auf die Mobilitätsentscheidungen der Individuen rückwirkt, was zu t_4 wiederum zu einer neuen Bevölkerungsverteilung führt, usw.

Keller (1999 80-85) spezifiziert mit Blick auf das Ende des 20. Jahrhunderts in entwickelten Gesellschaften Ursachen und Trends der Segregation auf der Makro-, Mikro- und einer dazwischen liegenden Mesoebene. Zu den wichtigsten *makro-sozialen Entwicklungen* zählt demnach eine Zunahme relativer Armut und Arbeitslosigkeit durch Deindustrialisierung bei gleichzeitiger Verknappung preiswerten Wohnungsangebots und Abnahme privater und öffentlicher Investitionen in den Wohnungsbestand. Keller (1999: 81-83) sieht diese Trends als Ausdruck einer tiefgreifenden Veränderung gegenwärtiger Gesellschaften. Danach sind sie auf der Ebene der Gesamtgesellschaft und in Großstädten allesamt wirksam, in konkreten Quartieren treten sie in unterschiedlicher Ausformung und Stärke auf. Auf einer *Mesoebene* (Quartiere, Stadtviertel) existieren zudem Eigendynamiken (Keller 1999: 83-85). Ausgelöst durch die genannten makro-sozialen Trends setzt sich hier eine Abwärtsspirale in Gang, in der sich negative Effekte eines Stadtgebiets gegenseitig verstärken. Auf der *Mikroebene*

sieht auch Keller (1999: 82-83) die Wohnstandortwahl letztlich als Ergebnis individueller Entscheidungen. Diese sind jedoch nicht allein von persönlichen Präferenzen geleitet, sondern hängen auch von Restriktionen ab. Vor allem bei Akteuren mit geringer Ressourcenausstattung (im Sinne Bourdieus), Interessenvertretung und Verhandlungsmacht ist die freie Standortwahl auf dem heutigen Wohnungsmarkt stark eingeschränkt. Effekte im Zuge einer Pluralisierung von Lebensstilen thematisiert der Autor an dieser Stelle allerdings nicht.

Folgen der Segregation

Bei der Bewertung von Segregationsfolgen lassen sich 2 Hauptthesen identifizieren: Zum einen die Annahme, räumliche Nähe führe zu Kontakten unter den Bewohnern, wodurch wiederum das Wissen über andere und die gegenseitige Toleranz zunehme und sich schließlich eine Übernahme oder Anpassung von Verhaltensweisen vollziehe (sogenannte *Kontakthypothese*; siehe auch Friedrichs 1983: 263). Soziale Mischung wird somit als Voraussetzung einer toleranten, offenen Gesellschaft als Gegenmodell zu einer negativ bewerteten Segregation postuliert. Die Segregation selbst ist entsprechend „Ausdruck von Desintegration der Gesellschaft, unfreiwillige Segregation Ausdruck eingeschränkter Chancen auf den Wohnungs- und Arbeitsmärkten, eingeschränkter Nutzung von Orten und Zugangsmöglichkeiten zu Orten und eingeschränkter Möglichkeiten der politischen und gesellschaftlichen Partizipation“ (Gaebe 2004: 88). Die andere Argumentationslinie geht davon aus, dass Segregation auch positive Effekte hat, insbesondere bei der räumlichen Konzentration ethnischer Gruppen (*Konflikt-hypothese*). Bestehende soziale Netze und Infrastrukturen (etwa spezialisierte Lebensmittelläden oder Kultureinrichtungen) können einfacher genutzt, Forderungen (wie der Bau einer Moschee) politisch besser durchgesetzt werden. Segregation ist hier Ausdruck der Übersetzung sozialer und kultureller Distanzen in eine gewünschte räumliche Distanz, die einen Schutzraum bietet (Häußermann und Siebel 2004: 181-183). Fehlt diese Möglichkeit, können überforderte Nachbarschaften mit unvereinbaren Interessenlagen und hohem Konfliktpotenzial entstehen.

In der Diskussion dominiert das Thematisieren negativer Folgen. Häußermann und Siebel (2004: 165-170; siehe auch Häußermann 1999: 15-17) nennen hier in Anlehnung an die 3 Kapitalsorten Bourdieus (siehe oben Kapitel 2.1.2) 3 Bereiche der möglichen Benachteiligung segregierter Bevölkerungsgruppen, die hier um einige empirische Ergebnisse ergänzt seien: Als ersten Bereich nennen die Autoren unterdurchschnittliche *materielle Lebensbedingungen* (Häußermann und Siebel 2004: 168-169). Dazu zählen eine im Vergleich zur Gesamtstadt hohe Umweltbelastung (mit entsprechenden Gesundheitsrisiken), schlechte Bausubstanz, mangelhafte Verkehrsanbindung oder unzureichende Versorgungs- und Erwerbsmöglichkeiten. Allerdings weisen Untersuchungen zu Arbeiter- und Armutsquartieren in der Bundesrepublik Deutschland

darauf hin, dass deren infrastrukturelle Ausstattung vergleichsweise gut ausfällt (Jessen 1998: 110-112) und auch von seinen Bewohnern weitgehend positiv beurteilt wird (Herlyn u.a. 1991: 167).

Zweitens nennen Häußermann und Siebel (2004: 166-168) schwierige *soziale Lebensbedingungen*. Verantwortlich hierfür sind wenig leistungsfähige soziale Netzwerke (informelle, aber auch quartiersbezogene Vereine und Initiativen), Konflikte unverträglicher Lebensweisen und negative Sozialisierungseffekte statt positiver Vorbilder (etwa wenn die Abhängigkeit von Transferleistungen als selbstverständlich angesehen wird). Der letztgenannte Aspekt ist beispielsweise im Zusammenhang mit dem Wegzug der schwarzen Mittelschicht aus US-amerikanischen Gettos thematisiert worden (Wilson 1987: 57). Bei einem hohen Ausländeranteil ist zudem der Anteil der Wahlberechtigten gewöhnlich gering, so dass Interessen politisch schlechter durchgesetzt werden können. Auch lassen sich Vereinsamungstendenzen beobachten. Menschen in Armutsgebieten scheuen stärker Aufwände, die für die Pflege sozialer Kontakte aufgebracht werden müssen, und leben eher zurückgezogen, um ihre finanziell schwierige Situation vor anderen zu verbergen (Walper 1991: 374).

Als dritten Bereich führen Häußermann und Siebel (2004: 169-170) *symbolische Beeinträchtigungen* an. Die bauliche Struktur und Lage eines Wohngebiets (etwa in der Nähe einer Mülldeponie), die vorherrschende Sozialstruktur, sowie gegebenenfalls Vernachlässigung und Verwahrlosung vermitteln den Bewohnern ein negatives Selbstbild und führen zu einem negativen Image des Quartiers. Die physische Präsenz von Objekten wirkt dabei oft nachhaltiger als die Symbolik von Personen und Handlungen (Vaskovics 1976: 63). Ab einer gewissen Stufe setzt ein Stigmatisierungsprozess durch andere ein, der die Chancen auf dem Ausbildungs- und Arbeitsmarkt mindert. Sogar die Aussicht auf einen Kredit kann durch die „falsche“ Wohngegend verloren gehen. Eine anhaltende Stigmatisierung wirkt auf das Selbstbild der Bewohner zurück und verfestigt eine negative Eigenwahrnehmung (Farwick 2001: 169).

In Gebieten mit einem hohen Anteil sozio-ökonomisch schwacher Haushalte können konjunkturelle Schwächephasen eine Abwärtsspirale in Gang setzen, bei der sich die genannten negativen Effekte gegenseitig verstärken (Keller 1999: 83-85; siehe auch oben). Diese Gebiete sind von steigenden Arbeitslosenzahlen und stagnierenden Sozialleistungen am stärksten betroffen. In der Folge wandern besser gestellte Personen ab und Bevölkerungsgruppen mit geringen Ressourcen ziehen nach (Häußermann und Siebel 2004: 160-162 und 170-171). Es entsteht ein Milieu der Armut und Ausgrenzung, das für seine Bewohner zusätzliche Benachteiligungen zur Folge hat und den Wegzug erschwert.

2.3.2 Segregation in deutschen Städten

Aktuelle empirische Befunde

Im internationalen Vergleich fällt die residenzielle Segregation in bundesdeutschen Städten eher gering aus (Musterd u.a. 1998: 30-31, 59, 110-111 und 154; Häußermann und Kapphan 2000: 10-12; Friedrichs 2008: 390-391). Sozialer Wohnungsbau, Stadterneuerungs-Programme und Quartiersinitiativen lokaler Akteursgruppen haben hier die räumliche Durchschlagskraft ökonomischer und ethnischer Diskriminierung abschwächt und eine stärkere Durchmischung der Stadtbevölkerung gebracht als in weniger entwickelten Ländern, aber auch als in Nordamerika und vielen europäischen Staaten (Friedrichs 1995: 81; Gaebe 2004: 203).

Ein gemeinsames Projekt des Bundesamtes für Bauwesen und Raumordnung und dem Verband Deutscher Städtestatistiker (Böltken und Gatzweiler 2004: 204-208) gibt den derzeit wohl umfassendsten Aufschluss über die räumliche Segregation in bundesdeutschen Städten. Für eine repräsentative Auswahl an 40 Gemeinden wird die räumliche Verteilung von Ausländeranteilen (ethnische Segregation) über deren administrative Teilgebiete untersucht; ebenso die Wohnstandortverteilung von Personen, die für ihren Lebensunterhalt Sozialleistungen empfangen (sozio-ökonomische Segregation). Die Daten zeigen ein deutliches Maß an Segregation, welches für den Zeitraum 1991 bis 2002 recht konstant ist. Zwischen und innerhalb der untersuchten Städte nimmt die räumliche Ungleichverteilung jedoch unterschiedliche Formen an.

Die ethnische Segregation ist in den ostdeutschen Städten bei steigender Tendenz im Durchschnitt höher als im Westen, wo sie zudem leicht abnimmt (Böltken und Gatzweiler 2004: 205; Dissimilaritäts-Index nach Duncan und Duncan von 30 im Osten versus 24 im Westen; zur Interpretation dieses von 0, d.h. keine Segregation, bis 100, d.h. vollständige Segregation, reichenden Maßes siehe Kapitel 2.4.1). Von den untersuchten Städten weisen Berlin, Dortmund, Nürnberg und Erfurt die stärkste ethnische Trennung auf, Heidelberg und Frankfurt am Main eine eher geringe. Gebiete am Stadtrand sind tendenziell stärker ethnisch segregiert als Stadtteile zentraler Lage. Die sozio-ökonomische Ungleichverteilung in der Bundesrepublik Deutschland ist insgesamt ähnlich hoch wie die ethnische Segregation. Zwischen und innerhalb der Städte sind beide Muster jedoch kaum deckungsgleich (Böltken und Gatzweiler 2004: 206-207): In den Universitätsstädten Heidelberg, Münster und Bonn übersteigt die sozio-ökonomische die ethnische Segregation. Umgekehrt ist das Verhältnis in ostdeutschen Gemeinden (einschließlich Berlin) und industriell geprägten Städten mit langer Gastarbeitertradition wie Offenbach, Ludwigshafen, Nürnberg und den Ruhr-Städten. Besonders ausgeglichen ist das Verhältnis in Hamburg, das sich zudem hinsichtlich der Segregationsgrade im bundesdeutschen Städtevergleich im Mittelfeld

befindet. Innerhalb der Städte zeigt sich im Westen eine mittel bis stark positive Korrelation zwischen ethnischer und sozio-ökonomischer Segregation, d.h. arme Stadtgebiete weisen hier tendenziell höhere Ausländeranteile auf. In den ostdeutschen Städten (ohne Berlin) kann dieser Zusammenhang nicht bestätigt werden, was unter anderem auf den dort geringen Ausländeranteil zurückzuführen sein dürfte.

Ergänzt werden diese Ergebnisse durch eine aktuelle Untersuchung Friedrichs' und Triemers (2008) zu den 15 größten bundesdeutschen Städten, welche ebenfalls die sozio-ökonomische und ethnische Segregation über die gegebenen administrativen Teilgebiete untersucht. Es zeigt sich, dass in den Jahren 1990 bis 2005 die sozio-ökonomische Segregation in den größten Städten etwas zugenommen hat (Friedrichs und Triemer 2008: 37-41; der Segregations-Index nach Duncan und Duncan stieg hier von 21 auf 24; zur Interpretation dieses ebenfalls von 0 bis 100 reichenden Ungleichheitsmaßes siehe Kapitel 2.4.1). Die deutlichste Abnahme verzeichneten die in dieser Zeit wirtschaftlich prosperierenden Städte Frankfurt am Main und Stuttgart, einen leichten Rückgang Hannover und Berlin. In den anderen 11 untersuchten Städten nahm die sozio-ökonomische Segregation hingegen zu, wobei hierzu mit Bremen, Dortmund und Essen Regionen mit angespannter Wirtschaftslage gehören, mit Düsseldorf, Hamburg und München aber auch Städte mit positiver ökonomischer Entwicklung. Auch innerhalb der Städte zeigen sich teils gegenläufige Trends.

Anders als die sozio-ökonomische hat die ethnische Ungleichverteilung von 1990 bis 2005 in den größten bundesdeutschen Städten abgenommen (Friedrichs und Triemer 2008: 109-112; der Segregations-Index sank hier von 30 auf 25). Trotz dieser gegenläufigen Entwicklung besteht eine Korrelation zwischen der räumlichen Verteilung von Sozialhilfeempfängern und Migranten zwischen 0,41 (Dresden) und 0,88 (Berlin); wobei Hamburg sich mit einem Korrelationskoeffizienten von 0,46 im Mittelfeld bewegt (Pearsons r , jeweils auf 1 %-Niveau signifikant; bezogen auf die alte Sozialhilfe vor Einführung des Arbeitslosengelds II im Jahr 2005). Am Beispiel Kölns lässt sich zeigen, dass die Ungleichverteilung zwischen Deutschen und Migranten vorwiegend aufgrund innerstädtischer Wanderungen der einheimischen Bevölkerung abgenommen hat (Friedrichs und Triemer 2008: 112-117). Zwischen den verschiedenen Einwanderergruppen hat die Segregation hingegen zugenommen. An anderer Stelle dokumentiert Friedrichs (2008: 386-390) in einer Metaanalyse diverser Studien, dass Türken, Marokkaner und Griechen die am stärksten segregierten Ausländergruppen in der Bundesrepublik Deutschland sind.

Ebenfalls dokumentiert ist eine altersbedingte Segregation für die Bundesrepublik Deutschland (Vaskovics 1990). Ältere und jüngere Menschen bevorzugen die Nähe zu unterschiedlichen Gelegenheiten; jüngere beispielsweise zu Bildungs- und Arbeitsmöglichkeiten und ältere zu gut erreichbaren Versorgungs- und Erholungs-

stätten. Entsprechend sind Personen höheren Alters relativ selten in der Innenstadt vertreten und konzentrieren sich eher in einer mittleren Zone und in Randgebieten. Insgesamt sind sie sowohl in Großstädten als auch in kleineren Städten stärker segregiert als andere Altersgruppen (Vaskovics 1990: 62-65). Das Ausmaß der Segregation älterer Menschen liegt dabei unter dem von Gastarbeitern und Personen der unteren Unterschicht. Innerhalb der Gruppe der Alten finden sich allerdings in Abhängigkeit vom sozio-ökonomischen Status starke Unterschiede. Als wichtiger Grund für die Alterssegregation wird daher auch der Wettbewerb am Wohnungsmarkt gesehen, in dem viele ältere Menschen mit geringen ökonomischen Ressourcen verdrängt werden. Hinzu kommt die Abwanderung jüngerer Altersgruppen aus bestimmten Gebieten, in deren Folge weniger mobile ältere Personen zurückbleiben (Vaskovics 1990: 66).

In einer Langzeitstudie für die Jahre 1980 bis 2000 zu den 5 westdeutschen Städten Düsseldorf, Essen, Frankfurt, Hannover und Stuttgart greift Klagge (2005) den Gerechtigkeitsaspekt auf, indem sie die Häufung bestimmter Bevölkerungsgruppen in benachteiligten Stadtteilen untersucht. Benachteiligte Gebiete sind hier definiert über eine schlechte Wohnausstattung, geringe städtebauliche Attraktivität, hohe Umwelt- und Lärmbelastung, Mangel an Grün- und Freiflächen, schlecht ausgebaute Infrastruktur sowie Probleme im sozialen Zusammenleben (Klagge 2005: 48). Die Ergebnisse zeigen, dass die Segregation armer Bevölkerungsteile in Städten mit hoher Sozialhilfedichte nicht überdurchschnittlich hoch ausfällt (Klagge 2005: 243-245; bezogen auf die alte Sozialhilfe vor Einführung des Arbeitslosengelds II im Jahr 2005). Auch hat in allen untersuchten Städten mit Ausnahme Frankfurts die räumliche Isolierung der von Transferleistungen abhängigen Bevölkerung nicht signifikant zugenommen, obwohl sich die sozialen Ungleichheiten in den 1980er und 1990er Jahren verschärft hatten. Der Anteil der Armen in den benachteiligten Stadtteilen hat sich im Untersuchungszeitraum ebenfalls nicht generell vergrößert, ist jedoch insgesamt recht hoch geblieben. Vor allem ausländische Sozialhilfeempfänger konzentrieren sich hier. Für mehrere Städte kann dieser Befund auch bei kleinräumiger Betrachtung unterhalb der Stadtteilebene bestätigt werden. Allerdings zeigen einzelne Quartiere eine deutlich höhere Konzentration von Armut, insbesondere in den benachteiligten Gebieten.

Die Segregation ausländischer Sozialhilfeempfänger erweist sich höher als die der deutschen (Klagge 2005: 244). Gegenüber ihren Landsleuten leben ausländische Sozialhilfeempfänger allerdings weniger stark segregiert als deutsche Bezieher von Transferleistungen gegenüber anderen Einheimischen. Tendenziell haben sich die Verteilungen der Wohnstandorte deutscher und ausländischer Sozialhilfeempfänger seit den 1980er Jahren angeglichen, konzentrieren sich aber nach wie vor auf benachteiligte Stadtteile. Die arme Bevölkerung, insbesondere ausländische Sozialhilfeempfänger,

konzentriert sich in Quartieren des sozialen Wohnungsbaus (Klagge 2005: 240-243). Mit Ausnahme von Essen weisen alle untersuchten Städte relative Rückgänge der armen Bevölkerung in den zentrumsnahen Stadtgebieten auf, die teilweise einer Gentrifizierung unterliegen.

Die Gründe der Verfestigung sozial-räumlicher Ungleichheiten werden durch die kommunalen Statistiken Bremens und Bielefelds der 1980er und 1990er Jahre aufschlussreich dokumentiert (Farwick 2001). Danach ist der Anstieg des Anteils von Sozialhilfeempfängern in bestehenden und sich neu bildenden Armutsgebieten nur in Ausnahmefällen auf den Fortzug wohlhabender Bevölkerungsschichten zurückzuführen (Farwick 2001: 92 und 114-115). Entscheidende Faktoren sind vielmehr die Verarmung der ansässigen Bevölkerung und eine verstärkte kommunale Zuweisung von Aussiedlern und Asylbewerbern. Eine hohe räumliche Konzentration von Armut wirkt sich dabei unvorteilhaft auf die Dauer der Armutssituation aus (Farwick 2001: 141-142). Das gilt auch bei Kontrolle von Individualmerkmalen. Dieser negative Quartiereffekt kann insbesondere auf der kleinräumigen Ebene von Straßenzügen nachgewiesen werden. Den Grund sieht Farwick (2001: 171) vor allem in der symbolischen Beeinträchtigung durch das Armutsviertel und die Übernahme destruktiver Handlungsmuster. Die defizitäre Ressourcenausstattung spielt demnach eine untergeordnete Rolle.

Eine wichtige Ergänzung der Gerechtigkeitsdiskussion stellt eine Studie von Harth u.a. (1998) dar, welche die objektive Segregation mit der subjektiven Wahrnehmung von Bewohnern vergleicht. Untersucht wurden 8 verschiedene Gebietstypen Magdeburgs (Innenstadt, randstädtische Siedlungen, dörfliche Vororte, Großsiedlungen, etc.), zu denen 817 Personen nach ihren sozial-strukturellen Merkmalen und Einschätzungen befragt wurden. Die statistisch nachweisbare Segregation fällt eher schwach aus (Harth u.a. 1998: 87-106). Am stärksten sind die räumlichen Ungleichheiten bei der ethnischen Zusammensetzung und der Sozialhilfebedürftigkeit der Bevölkerung. Auch Lebens- und Haushaltsformen verteilen sich systematisch über die Stadt. Alters- und Schichtmerkmale wie auch die Beurteilung der eigenen sozialen Lage zeigen hingegen keine signifikanten räumlichen Ungleichheiten. Im Kontrast zu diesen geringen Ungleichheiten steht die subjektive Einschätzung der Bewohner zur Segregation in ihrer Stadt: Die sozial-strukturellen Unterschiede zwischen den Gebietstypen werden nicht nur verzerrt sondern auch wesentlich schärfer wahrgenommen als sie es tatsächlich sind (Harth u.a. 1998: 107-110).

In der Gesamtschau lassen die genannten Studien in bundesdeutschen Städten ein moderates, recht konstantes Segregationsniveau erkennen, das von der Bevölkerung jedoch sehr sensibel wahrgenommen wird. Armut konzentriert sich auf benachteiligte großstädtische Quartiere, welche immer seltener in der Stadtmitte mit ihren vielfältigen

Arbeits- und Versorgungsmöglichkeiten liegen. Die oben diskutierten möglichen Folgen sozial-räumlicher Ungleichheit können zumindest für die sozio-ökonomische Segregation in bundesdeutschen Städten als teilweise bestätigt gelten. Eine hohe räumliche Konzentration ressourcenschwacher Bewohner bedeutet neben der mit der Armut direkt verbundenen Benachteiligung eine zusätzliche Belastung durch das Wohnumfeld mit der erhöhten Gefahr einer dauerhaften Armutslage. Farwick (2001: 178-179) resümiert, es handele sich um eine „mehrfache Deprivation“ sozial schwacher Bevölkerungsgruppen.

Empirische Studien zur Lebensstil-Segregation

Bisher existieren kaum Studien, welche die Lebensstil- und Segregationsforschung fruchtbar miteinander verknüpfen (siehe Kritik in Kapitel 2.3.3). Einen der ersten Beiträge zu diesem Thema liefert Klocke (1994) auf Basis einer Lebensstilanalyse im West-Berlin Ende der 1980er Jahre mit 503 Personen. Klocke identifiziert zunächst 6 Lebensstiltypen. In einem weiteren Schritt unterteilt er das Stadtgebiet in 5 Wohnlagen: Innenstadtbezirke, privilegierte Lage, gute Lage, schlechte Lage und Randlage. Klocke (1994: 284-285) kann trotz dieser nur groben Einteilung des Untersuchungsgebiets eine charakteristische Streuung seiner Lebensstiltypen belegen. So finden sich als *fortschrittlich* und *ablehnend* etikettierte Lebensstile überwiegend in innenstadtnaher Lage, während *bürgerlich-konservative*, *kleinbürgerliche* und *einfach-häusliche* Typen eher in der Peripherie verortet werden können. Die Gruppe der *Trend- und Aufstiegsorientierten* lässt hingegen kein besonderes räumliches Muster erkennen. Die Art der Verteilung spricht nach Klocke für eine lebensstilspezifische Sukzession, d.h. für eine Verdrängung einer Bevölkerungsgruppe durch eine andere, in ihrer Stilisierung dominanter. Eine Kontrolle des Zusammenhangs nach Schichtmerkmalen ergibt keine Hinweise auf einen statistisch vorgetäuschten Zusammenhang zwischen dem Lebensstil und Wohnlage der Befragten (Klocke 1994: 285).

Klocke selbst beschränkt sich darauf, auffällige Häufigkeiten in der Verteilung der Lebensstilgruppen über die Raumeinheiten zu beschreiben, auf ihre Signifikanz zu testen und die Assoziationsstärke (Cramérs V) anzugeben. Sekundäranalysen von Friedrichs (1995) und Otte (2004) vertiefen diese Auswertungen jedoch. Basierend auf Klokes Daten misst Friedrichs (1995: 85-88) zwischen je 2 Lebensstilgruppen die Segregation über die Wohnlagen. Auf diese Weise ergibt sich eine Matrix mit 15 paarweise Indizes (Dissimilaritäts-Indizes; für Details zu diesem Ungleichheitsmaß siehe unten Kapitel 2.4.1). Otte (2004: 276-277) ergänzt diese Auswertung, indem er das Ausmaß der Segregation eines jeden Lebensstiltyps jeweils gegenüber allen anderen Personen der Stichprobe angibt (Segregations-Indizes; für Details siehe ebenfalls Kapitel 2.4.1). Interessanterweise zeigt sich die Gruppe der hochkulturell interessierten, auf Gleichheit und Gerechtigkeit bedachten Personen (die *Fortschrittlichen*) als am

stärksten von anderen Bevölkerungsgruppen separiert (Segregations-Index von 26). In ihrer räumlichen Verteilung unterscheiden sie sich besonders von den *Bürgerlich-Konservativen* (Dissimilaritäts-Index von 35). Lebensstile mit Nähe zur Trivial- oder Spannungskultur, materialistischen und konservativen Werteinstellungen sind hingegen am schwächsten segregiert (die *Einfach-Häuslichen* und *Trend-/Aufstiegsorientierten*).

Schneider und Spellerberg (1999; siehe auch: Spellerberg 2007) machen im Rahmen der in Kapitel 2.1.2 vorgestellten Untersuchung für die Bundesrepublik Deutschland Mitte der 1990er Jahre ebenfalls eine residenzielle Segregation nach Lebensstilen aus. Sie differenzieren dabei nach Gebieten mit unterschiedlicher Siedlungsdichte und untergliedern den großstädtischen Raum nochmals in die Bereiche City, innere Stadt, Stadtrand und Umland. Die Untersuchung befasst sich somit nicht mit räumlichen Mustern innerhalb einer einzigen Stadt, sondern betrachtet verschiedene Gebietstypen aggregiert für den gesamtdeutschen Raum. Die Ergebnisse zeigen, dass es hochkulturelle, junge, außerhäuslich aktive Lebensstiltypen eher in die Städte zieht, während kleinere Orte eher von traditionellen Lebensstilgruppen bevorzugt werden (Schneider und Spellerberg 1999: 192-203). Auffällig ist der Befund, dass mehr als die Hälfte des von den Autorinnen ermittelten westdeutschen Lebensstiltyps *Arbeits- und Erlebnisorientierte, vielseitig Aktive* in mit Gewerbe durchmischten Wohngebieten oder in Neubauwohngebieten von Großstädten anzutreffen ist, – vor allem in Citylage.

Eine nach Bundesländern getrennte Analyse ergibt zudem eine räumliche Ballung dieses Stiltyps in den beiden größten deutschen Städten Berlin und Hamburg. Die Gruppe *Hedonistische Freizeitorientierte* ist ebenfalls in Großstädten überrepräsentiert, hat sich aber stärker in inneren Stadtlagen und am Stadtrand angesiedelt, vorzugsweise in Altbaugebieten und Mischgebieten mit Geschäften. In einer Wiederholungsstudie auf demselben Datenbestand kann Spellerberg (2007) diese Ergebnisse bestätigen. Sie resümiert, „dass einige Lebensstiltypen Affinitäten zu bestimmten Standorten aufweisen, andere jedoch breit verteilt sind“ (Spellerberg 2007: 202). Mehrere logistische Regressionen belegen, dass die Lebensform (Haushalts- und Familienstruktur) sowie der Lebensstil eine größere Bedeutung für die Wohnstandortwahl haben als Einkommen und Berufsprestige (Spellerberg 2007: 194-197).

Anders als Klocke, Friedrich und Otte schreiben Schneider und Spellerberg (1999: 203-221) sowie Spellerberg (2007: 197-200) den Gebieten nicht objektive Standortqualitäten zu, sondern vergleichen Wohnortwünsche und tatsächlichen Wohnort der Befragten über die Bevölkerungsanteile in den untersuchten Gebieten. Dabei zeigt sich, dass am häufigsten bei Sicherheitsorientierten, Traditionellen und sozial Eingebundenen die Wunschlage mit dem Wohnort zusammenfällt, und zwar bei etwas über der Hälfte dieser Bevölkerungsgruppe. Der Selbstverwirklichungstyp bildet hingegen das Schlusslicht mit weniger als einem Drittel Übereinstimmung.

In einer eigenen Lebensstilstudie habe ich unter anderem die Segregation 6 verschiedener Lebensstiltypen in Hamburg untersucht (Eichenberg 2001: 76-81; siehe auch oben Kapitel 2.1.2) untersucht. Leider stehen in dieser Studie der aufwendigen Operationalisierung und Konstruktion der Lebensstiltypen (über Haupt- und Clusteranalysen) eine wenig repräsentative Stichprobe und nur grobe Einteilung des gesamten Stadtgebiets (Kernstadt) in 7 Verwaltungsbezirke entgegen. Die Dissimilaritäts-Indizes bewegen sich zwischen 11 und 38. Am stärksten segregiert sind die *Zurückgezogen Lebenden (beruflich Eingesperrten)* und die *Politisch-wissenschaftlich Interessierten*, am wenigsten die *Intellektuellen*.

In der bereits in Kapitel 2.1.2 ausführlicher vorgestellten Studie Ottes (2004) untersucht der Autor die residenzielle Segregation der von ihm gebildeten 9 Lebensführungstypen. Da es sich hierbei um die wohl aktuellste und umfassendste Untersuchung zu lebensstilspezifischer Segregation handelt, sei hier auf diese Untersuchung ausführlicher eingegangen: Als Datenbasis dienen 3 kumulierte Erhebungen der Jahre 1999-2001 aus dem Raum Mannheim. Aufgrund der gemessen am Untersuchungsgebiet dennoch geringen Fallzahlen muss auch Otte (2004: 265-269) die nach seiner eigenen Einschätzung recht heterogenen Stadtteile zu größeren Gebietseinheiten zusammenfassen, damit genügend Daten für eine Segregationsanalyse zur Verfügung stehen. Über Merkmale wie Verstädterung, Ortsteilimage und Sozialstruktur gelingt dem Autor eine Verdichtung auf 6 Wohngebietstypen: Innenstadt, gehobene innenstadtnahe Lagen, benachteiligte innenstadtnahe Wohngebiete, Arbeiter- und Großwohnsiedlungen, dörflich strukturierte Vororte, sowie neuere Wohngebiete. Anschließend untersucht Otte (2004: 268-277) die räumliche Verteilung seiner Lebensführungs- und klassischer Soziale-Lage-Typen über die Gebietskategorien.

Die Lebensführungstypen zeigen dabei deutliche Segregationstendenzen (Segregations-Indizes zwischen 9 und 25). Die größte räumliche Trennung besteht zwischen Typen, die sich hinsichtlich ihrer Lebensführung stark unterscheiden. Die soziale Distanz lässt sich nach Otte (2004: 276) somit als eine in residenzielle übersetzte verstehen. Der Autor identifiziert hier verschiedene Präferenzen bei der Wohnstandortwahl. So nimmt mit dem Gewicht des ökonomischen und kulturellen Kapitals die Nachfrage nach gehobenem Wohnen in Innenstadtnähe und in neueren Wohngebieten zu. Mit der Bedeutung von Familienleben und beruflicher Karriere steigt das Interesse an randstädtischen Lagen von Neubaugebieten und Großwohnsiedlungen. Beim Vergleich der tatsächlichen mit den präferierten Standorten zeigt sich über alle Lebensführungstypen die Neigung, lieber in gehobenen innenstadtnahen Lagen oder den neueren Wohngebieten leben zu wollen (Otte 2004: 274). Als Hinderungsgrund für einen Umzug in ihren Wunschstadtteil geben dennoch nur 29 % der Befragten ihre finanzielle Situation an, 9 % der Mieter fühlten sich bei der Wohnungssuche durch Diskriminierung benachteiligt (Otte 2004: 277-279; ohne Nennung weiterer Hinderungsgründe).

Verglichen mit den Lebensführungstypen fällt die Segregation einiger klassischer Ungleichheitsgruppen etwas stärker aus (Otte 2004: 268-273). Zu den Bereichen Ethnie, Bildung, Berufsstatus und Lebensformen gilt dies für Personen türkischer Nationalität, Studenten, einfache Arbeiter und Wohngemeinschaften (mit Segregationsindizes zwischen 25 und 36). Die Segregation nach Einkommen fällt vergleichsweise gering aus. Kritisch anzumerken ist bei dieser Gegenüberstellung, dass die klassischen Ungleichheitsmerkmale mit 36 Items gegenüber 9 Lebensführungstypen sehr differenziert erfasst wurden, wodurch Kontraste einseitig hervorgehoben werden. Otte (2004: 275-277) bemerkt zudem, dass sich das Segregationsmaß deutlich annähert, wenn man die Lebensführungstypen aufwendiger operationalisiert. Die Ergebnisse decken sich dann weitgehend mit denen Klokes, wobei der traditionelle *Konservativ-Gehobene* (bei Klocke: *Bürgerlich-Konservative*) und der modern-gehobene *Reflexionist* (bei Klocke: *Fortschrittliche*) die stärkste Segregationsneigung aufweisen.

32 % der Befragten stimmen der Aussage zu, dass in ihrem Stadtteil vorwiegend Menschen wohnen sollten, die ihnen ähnlich sind (Otte 2004: 279-280). Die *Traditionellen Arbeiter* und *Konventionalisten* vertreten die Homogenitätsaussage am vehementesten, weisen tatsächlich aber die geringsten Segregationswerte auf. Umgekehrt ist die räumliche Separierung der *Reflexiven* am stärksten, obwohl gerade diese Gruppe am seltensten den Wunsch nach sozialer Homogenität äußert. Otte (2004: 280) schließt daraus, dass sich Segregationsmuster vorwiegend aus wohnungs- und infrastrukturellen Gründen ergeben und somit überwiegend unintendiert sind. Allerdings könnte man auch annehmen, dass bei den erstgenannten Gruppen die Ressourcen fehlen, um räumliche Trennung durchzusetzen, während bei den modernen Lebensführungstypen mit hoher Ressourcenausstattung Toleranz und Offenheit eher zum positiven Selbstbild als zur gelebten Alltagspraxis gehören.

Anhand multinomialer logistischer Regressionsmodelle untersucht Otte (2004: 280-282) schließlich die Erklärungskraft verschiedener klassischer Sozialstruktur-Merkmale und seiner Lebensführungstypologie hinsichtlich der Zugehörigkeit zu einer der 6 Gebietstypen. Der Aussagegehalt der Modelle bleibt trotz Signifikanz auf 1 %igem Niveau gering. Selbst ein komplexes Modell aus verschiedenen Merkmalen der sozialen Lage und der Lebensführungstypologie kommt nicht über eine Erklärungskraft von 7,7 % (P^2) hinaus. Die Erklärungsanteile verteilen sich dabei recht gleichmäßig auf die Einzeleffekte. Bei den bivariaten Einzelmodellen hervorzuheben ist die Erklärungskraft kombinierter Alters- und Bildungsgruppen, der Lebensform und der Bildung, welche aber alle unter 3,5 % bleiben. Der Beitrag der Lebensführungstypologie bleibt mit 1,7 % eher gering, wobei dieser geringe Wert Folge Ottes unkonventioneller Konstruktion der Typen sein könnte, bei welcher eigentlich unabhängige Lebensstilkomponenten auf 2 Faktoren verkürzt werden (siehe oben Kapitel 2.1.2).

Neben diesen quantitativen Studien existieren einige vorwiegend qualitative Arbeiten, welche die Entstehung und Folgen lebensstilspezifischer Segregation thematisieren. So untersuchen Berking und Neckel (1990: 482-483) in einer nach eigenem Bekunden zwischen teilnehmender Beobachtung und beobachtender Teilnahme anzusiedelnden Feldstudie im Berliner Stadtteil Schöneberg Ende der 1980er Jahre Lebensstile im Lichte sozialer Konflikte. Ausgangspunkt der Studie ist die Annahme, dass Lebensstile in der Dichte des urbanen Raums immer Teil von Konflikten sind. Sie müssen daher über die kulturelle Sphäre hinaustreten und in Interessenskonflikten zwangsläufig politisch Stellung beziehen. Als Ergebnis ihrer Untersuchung ermitteln Berking und Neckel zwar eine segregierende Wirkung von Lebensstilen, schreiben diesen aber gleichzeitig eine hohe Integrationskraft zu. Lebensstile erleichtern demnach in kommunikativen Aushandlungsprozessen den Umgang mit Differenz unter der Bedingung komplexer werdenden großstädtischen Lebens. Hierin sehen Berking und Neckel (1990: 498) einen „demokratischen Gehalt einer Politik der Lebensstile“, der allerdings in einen „lokalen Sozialdarwinismus“ umschlagen könne, sobald sich die sozio-ökonomischen Bedingungen verschlechterten. Ähnlich kommt Katschnig-Fasch (1998: 393) auf Basis qualitativer Untersuchungen in der Stadt Graz zu dem Schluss, dass die Kopplung von Lebensstilen an traditionelle Wohnstrukturen nachlasse und individuelle Freiräume entstünden, in denen kulturelle Orientierungen erstritten und ausgehandelt werden können.

Zu einem kritischeren Fazit kommen mehrere qualitative und quantitative Studien der Autoren zum Felde, Alich und Dangschat zu Lebensbedingungen von innenstadtnahen Nachbarschaften in Hamburg, die ebenfalls Ende der 1980er Jahre durchgeführt wurden (zusammenfassend: zum Felde und Alich 1992: 179-191): Lebensstile werden hier gesehen als Teil eines Gentrifizierungs-Prozesses, d.h. der Verdrängung von ökonomisch schwachen Bewohnern innenstadtnaher Großstadtviertel mit dem Effekt der ökonomischen Aufwertung und kulturellen Umwertung dieser Gebiete (siehe oben Kapitel 2.3.1). Der Lebensstil in ihren Ressourcen gut gestellter Gruppierungen kann demnach negative, zum Teil unintendierte Auswirkungen auf die einkommens- und artikulationsschwache alteingesessene Bevölkerung haben. Ziehen Vertreter der erstgenannten Bevölkerungsgruppen vermehrt in ein Wohngebiet, werden die dort Ansässigen nicht nur ökonomisch verdrängt, sondern sehen auch die Homogenität ihres Viertels und damit ihre eigene kulturelle Identität bedroht. Im Lichte dieser Ergebnisse wollen zum Felde und Alich (1992: 190) Lebensstile „nicht länger als harmlose Ausprägung moderner Lebensart verstanden“ wissen.

Gentrification als Sonderform der Segregation zielt immer auch auf Aspekte der Lebensstilisierung: „Für die Konkurrenz auf dem (innerstädtischen) Wohnungsmarkt ist zwar *das ökonomische Kapital das primäre Merkmal, kulturelles und soziales Kapital wirken sich jedoch sekundär aus.*“ (Dangschat 1990: 84; Hervorhebung im Original).

Insbesondere die Pioniere bringen vorwiegend kulturelles und soziales Kapital ein; erst die Gentrifier verfügen über die finanziellen Möglichkeiten, sich auf dem Immobilien- und Wohnungsmarkt entscheidende Vorteile zu verschaffen. Blasius (1994b: 424-425) kann hierbei zeigen, dass finanziell Bessergestellte genauso von Verdrängung betroffen sind wie alle anderen Bewohner eines gentrifizierten Stadtviertels, sofern sie keine eigene, finanziell abgesicherte Wohnung besitzen. Dies zeigen seine Auswertungen auf Basis von Daten einer 1990 durchgeführten Befragung von 415 ehemaligen Bewohnern des Kölner Stadtteils Nippes. Der Autor kann zudem anders als von ihm erwartet keine signifikanten Unterschiede herausarbeiten zwischen freiwillig umgezogenen Personen und solchen, die sich verdrängt fühlen (etwa durch Kündigung oder verschlechterte Wohnsituation). Beide Parteien ähneln sich hinsichtlich ihres neuen Wohnstandorts (differenziert nach *Nippes*, *innenstadtnah* und *anderer Stadtteil*), ihrer wahrgenommenen Veränderung der Wohnsituation, in ihrem sozio-ökonomischen und demografischen Zusammensetzung sowie in ihrer Verteilung an Lebensstiltypen (Blasius 1994b: 412-424).

Darüber hinaus spielt die Symbolkomponente des Raums bei seiner Aneignung eine zentrale Rolle: So verfolgen die Pioniere alternative Lebenskonzepte und scheuen keine Vielfalt. Die Gentrifier wiederum fühlen sich offensichtlich vom Lebensstil der Pioniere angezogen, ohne dass bereits eine ökonomische Aufwertung stattgefunden haben muss. Umgekehrt empfindet sich die einheimische Bevölkerung nicht nur aufgrund ökonomischer Benachteiligung ausgegrenzt, sondern wird ihrem Viertel durch das Eindringen neuer Lebensstilelemente entfremdet (zum Felde und Alisch 1992: 189-190; Dangschat 1996: 127). Selbst innerhalb der Gruppe der Gentrifier lassen sich Lebensstilkonflikte beobachten (zum Felde und Alisch 1992: 184).

Folgerichtig werden in der Gentrification-Forschung Lebensstile bereits seit längerem als Instrument des Wettbewerbs um Wohnraum einbezogen. So vertritt Dangschat (1996: 120) die Position, dass „in Konkurrenz um Orte resp. die Hegemonie im Raum Aspekte des Lebensstils und eine aufwendige Ästhetisierung gezielt eingesetzt werden, um Verfügungsmacht über den Raum zu erhalten“. Die Verfügungsgewalt über den Raum ist nach Dangschat dabei nur vordergründiges Ziel; letztlich gehe es darum, die eigene soziale Position abzusichern oder auszubauen und eigene Lebensziele und Wertvorstellungen gegenüber anderen sozialen Gruppen durchzusetzen. Dangschat (1996: 121) möchte diese „Politik der Lebensstilisierung“ daher weniger als Aushandlungsprozess verstanden wissen, sondern im Sinne einer Instrumentalisierung von Lebensstilen zur Aneignung von Raum. Sie geht damit weit über die Vorstellung einer ungezwungenen, spielerisch in Szene gesetzten Stilisierung an der Oberfläche einer Wohlstandsgesellschaft hinaus.

2.3.3 Diskussion der Segregationsforschung

Kritik der theoretischen Grundlagen

Die Theoriediskussion zur Erklärung von Segregation ist nur schwer überschaubar. Die vielfältigen Erklärungsmodelle folgen verschiedenen Forschungstraditionen und bewegen sich wahlweise auf der Makro-, Meso- oder Mikroebene. Folglich lassen sie sich kaum in ein einheitliches Konzept integrieren. Klagge (2005: 44) gibt sogar zu bedenken, ein solcher Versuch könne „über eine sozialwissenschaftlich fundierte und von der gesellschaftstheoretischen Grundposition des Autors inspirierte Postulierung vielfältiger und damit tendenziell unübersichtlicher Wirkungszusammenhänge kaum hinausgehen“. Eine empirische Untersuchung mit einer konkreten Fragestellung erfordere jedoch Schwerpunktsetzungen und die Auswahl geeigneter Methoden und Daten. Klagge (2005: 44) empfiehlt daher, aus der Vielzahl der Erklärungsversuche konkrete Hypothesen abzuleiten und die Ergebnisse dann im Nachhinein im Gesamtkontext zu beurteilen. Mit Friedrichs (1988: 64-73; 1995: 90-93) Mehr-Ebenen-Schema (siehe oben Kapitel 2.3.1) liegt immerhin ein Entwurf vor, der sich als allgemeines Modell der Wohnstandortwahl dazu eignet, auf unterschiedliche Segregationsszenarien zugeschnitten zu werden und neben klassischen sozialen Ungleichheiten auch Lebensstileffekte zu untersuchen. In Kapitel 3.2.1 wird dieser Ansatz zu einem Modell weiterentwickelt, welches zudem die besondere Bedeutung des Raums stärker berücksichtigt.

Zuweilen bleibt in der Diskussion unklar, worin der Unterschied zu allgemeinen Migrationsmodellen besteht. Man konzentriert sich sehr auf die konkrete Wohnstandortwahl, die in Abhängigkeit einer Vielzahl an Effekten auf Mikro-, Meso- und Makroebene erfolgen kann. Damit kann jedoch allenfalls die Frage nach der Selektivität des Wanderungsverhaltens beantwortet werden. Die beiden anderen Entstehungskomponenten – die natürliche Bevölkerungsbewegung und die soziale Mobilität (siehe oben Kapitel 2.3.1) – bleiben in der theoretischen Diskussion weitgehend unberücksichtigt. Dies erstaunt um so mehr, als dass die empirischen Befunde gerade die Bedeutung kollektiver Verarmung und negativer Quartiereffekte unterstreichen (siehe ebenfalls Kapitel 2.3.1). Mikromodelle blenden mit ihrer Fixierung auf individuelle Wohnstandortentscheidungen zudem den relationalen Charakter der Segregation aus. Die Erklärung des *Ausmaßes* der räumlichen Ungleichheit und Distanz von Wohnstandorten gerät dabei in den Hintergrund.

Auch bei der Diskussion über die – meist als unerwünscht dargestellten – Folgen von Segregation lassen sich einige Unschärfen ausmachen: Zum einen wird häufig nicht ausreichend kommuniziert, dass nicht das sozial-räumliche Phänomen der Segregation selbst das Problem ist. Entscheidend ist vielmehr, ob räumliche Distanz freiwillig oder erzwungen ist, und für welche Bevölkerungsgruppen sie positive oder negative Folgen

hat. Häußermann und Siebel (2004: 184) stellen hierzu fest: „Die Tatsache, dass man ausgeprägte Segregation gerade bei den Gruppen findet, die über besonders große Wahlfreiheit auf dem Wohnungsmarkt verfügen, weist darauf hin, dass es ein Bedürfnis nach Wahl der Nachbarschaft gibt.“ Die Autoren fragen an gleicher Stelle: „Weshalb wird dieses Interesse gerade bei den Angehörigen der Unterschicht oder den Zuwanderern für illegitim und störend befunden, obwohl diese doch besonders auf informelle soziale Netze angewiesen sind?“ Eine starke Segregation ist noch kein Beweis für das Vorliegen sozialer Probleme. Erst wenn Segregation erzwungen und mit einem eingeschränkten Zugang zu Ausstattungen verbunden ist, resultiert sie häufig in negative Erfahrungen der Ausgrenzung und Benachteiligung.

Zu kritisieren ist auch die Annahme, räumliche Nähe führe automatisch zu einer Angleichung von Verhaltensweisen und Lebensverhältnissen und zu gegenseitiger Toleranz. Entscheidend sind vielmehr die Voraussetzungen für Kontakte und deren Qualität. So haben Personen mit guter Ressourcenausstattung auch bei räumlicher Nähe mehr Möglichkeiten, Distanz herzustellen, und aufgrund ihres größeren Aktionsraums bessere Ausweichmöglichkeiten auf überlokale Kontakte (Friedrichs 1983: 264). Leben Bevölkerungsgruppen in sozio-ökonomisch schwieriger Situation unfreiwillig zusammen und stehen in Konkurrenz um Wohnraum und Arbeitsplätze, sind Konflikte hingegen vorprogrammiert (Dangschat 1999: 45-48). Als wichtigster Faktor für eine soziale Assimilation bei Ausländern erweist sich zudem nicht die räumliche Nähe allein, sondern die Sprachkompetenz (Alpheis 1990: 163).

Die konträre Aussage, Segregation schaffe Schutzräume, ist ebenso als zu einseitig zurückzuweisen. Die Frage, ob eine Segregation an sich gewollt (Schutzraum) oder erzwungen (Ausgrenzung) ist, muss differenziert werden zur Frage, wie sie von den betroffenen Bevölkerungsgruppen beurteilt wird, ob sie ihr positiv, negativ oder indifferent gegenüberstehen. Wie die empirischen Ergebnisse zeigen, kann bereits die subjektive Wahrnehmung des Ausmaßes der räumlichen Ungleichverteilung von den tatsächlichen Verhältnissen abweichen (Harth u.a. 1998: 87-116; siehe oben Kapitel 2.3.2). Auch können segregierte Räume für ein und dieselbe Bevölkerungsgruppe zugleich beschützende und benachteiligende Wirkungen haben (Häußermann und Siebel 2004: 164). Die Beurteilung von außen ist hier nur ein unsicherer Maßstab. So bewerten die Bewohner sogenannter sozialer Brennpunkte oder Problemviertel ihre Wohngegend häufig positiver als Stadtplaner, Politik, Medien oder Bewohner anderer Stadtteile (Boettner 2002: 103-106).

Kritik der empirischen Segregationsforschung

Die empirische Segregationsforschung sieht sich mit denselben Problemen konfrontiert, welche bereits im Zusammenhang mit den Stadtstrukturmodellen und der

Sozialraumanalyse erörtert wurden (siehe oben Kapitel 2.2.2). Das gilt zum einen für die Verfügbarkeit relevanter Daten: Die amtlichen Statistiken sind durch ihre Aufgabenstellung und Kapazität beschränkt. Dennoch beziehen sich fast alle Segregationsstudien auf dieses Datenmaterial. Die Debatte um sozio-ökonomische, demografische und ethnische Ungleichheiten wird damit forciert. Kulturelle Merkmale oder gar Lebensstile werden allenfalls indirekt über den Haushaltstyp und Familienstand erhoben oder gar als ethnische Unterschiede deklariert. Weniger klassische Differenzierungsmerkmale wie für den Lebensalltag relevante Verhaltensmuster der Bewohner sind nur unzureichend erfasst und bleiben daher weitgehend unberücksichtigt. Dadurch wird das Gesamtbild zugunsten erzwungener Segregation und sozialer Probleme verzerrt. Deren Bedeutung soll hier keineswegs in Frage gestellt werden; sie machen jedoch nur einen Teil der Heterogenität urbanen Lebens aus. Auch eine gewollte kulturelle und ethnische Vielfalt kann sich nur über verschiedene Orte verteilt entwickeln und benötigt Kristallisationspunkte und Schutzräume.

Wie die Stadtstrukturmodelle und die Sozialraumanalyse arbeitet die klassische Segregationsforschung mit einer Untergliederung des Untersuchungsraums in Teilareale, wodurch die bereits diskutierten Probleme von Aggregatdaten auftreten. Dies hat vor allem zur Folge, dass die gängigen Indizes die tatsächliche Segregation unterschätzen, wenn die Gebietsaufteilung das Muster der räumlichen Ungleichverteilung nicht einzufangen vermag (Blasius 1988: 413-415). Die Situation wird dadurch verschärft, dass die üblicherweise verwendeten Ungleichheitsindizes gegenüber dem Aggregationsniveau stark sensitiv sind. Mit abnehmender Bewohnerzahl in den Teilgebieten werden diese homogener, so dass die Indexwerte steigen (wie bereits Duncan und Duncan 1955b: 494-495 erkennen). Aufgrund der uneinheitlichen administrativen Aufteilung zwischen – wie auch innerhalb von – Städten und unterschiedlichem Detaillierungsgrad der Datenhaltung sind Aussagekraft und Vergleichbarkeit damit geschmälert. In der Methodendiskussion ist dies ein bekanntes Phänomen (für Details siehe unten Kapitel 2.4), welches in empirischen Untersuchungen jedoch so gut wie nie thematisiert wird, für das in der vorliegenden Arbeit jedoch nach einer Lösung gesucht wird.

Friedrichs (1995: 90-93) kritisiert, dass zahlreiche Autoren bei der Erklärung empirischer Ergebnisse die Ebene der Stadt oder Stadtteile verlassen, obwohl lediglich auf Aggregatdatenebene Informationen vorliegen. Die Argumentationen würden zumindest implizit mikro-soziologische Hypothesen über das Verhalten von Individuen enthalten. Dies gilt beispielsweise für Praktiken der Diskriminierung oder den individuellen Wunsch nach räumlicher Nähe zu Personen mit ähnlichem Lebensstil, die in eine Segregation resultieren können. Auf Aggregatdatenebene entziehen sich diese Annahmen jedoch einer Überprüfung. Die Folge können widersprüchliche Forschungsergebnisse sein.

Unabhängig vom Aggregationsproblem stellen die gängigen Segregationsmaße nur Durchschnittswerte für komplette Untersuchungsgebiete dar. Ohne zusätzliche Visualisierung oder tabellarische Darstellung zu einzelnen Stadtgebieten bleibt offen, wie viele Areale wie stark betroffen sind, und wo diese liegen. Dieser Aspekt wird bei der methodischen Diskussion der Ungleichheits-Indizes in Kapitel 2.4.1 vertieft. Auch eine mögliche Polarisierung innerhalb segregierter Gruppen bleibt bei einem kompakten Indexwert verborgen (Häußermann und Siebel 2004: 176). Ein stabiler oder gar abnehmender Indexwert zur ethnischen Segregation gibt etwa keine Auskunft darüber, wie sich die Situation innerhalb der Gruppe der Ausländer verhält. So kann sich beispielsweise die Integration der meisten Migranten verbessert, bei einer Minderheit die räumliche Trennung und Benachteiligung aber verschärft haben.

Wie weit Teileinheiten mit disproportionalen Bevölkerungsanteilen voneinander entfernt liegen, wird kaum untersucht, – ganz zu schweigen von Anziehungs- und Abstoßungseffekten auf Mikro- und Mesoebene. Friedrichs (1983: 218 und 222-223) betont sogar ausdrücklich, dass mit Segregation ausschließlich die ungleiche Verteilung von Gruppen gemeint sei, nicht aber ihre räumliche Distanz zueinander. Diese Festlegung verwundert, da Friedrichs (1983: 217) bei der Definition räumlicher Segregation neben der Ungleichverteilung noch ausdrücklich die Konzentration von Gruppenanteilen und die Distanz zwischen Individuen nennt (siehe oben Kapitel 2.3.1). So scheint die selbst auferlegte Einengung auch weniger theoriegeleitet, sondern der beschränkten Methodik geschuldet; denn nach Friedrichs' (1983: 222) Ansicht existiert kein Segregationsindex, der in angemessener Weise Entfernungen zwischen Gruppen messen würde. Allerdings basiert diese Aussage auf der Annahme, dass Daten lediglich über Teilflächen aggregiert vorliegen und nicht mit Positionsangaben zu jedem Wohnstandort.

Genau betrachtet vermengt Friedrichs Datenniveau und Aussageebene. Die Daten selbst können prinzipiell als Häufigkeitsangaben zu (Teil-)Gebieten vorliegen, oder als Positionsangaben zu jedem Wohnstandort. Und je nach Ausgangssituation, d.h. Aggregatniveau der Daten, variieren auch die Auswertungsmöglichkeiten: Aus Positionsangaben lassen sich Distanzen zwischen Individuen und Gruppen ermitteln (Näheres unten in Kapitel 2.4). Zudem können aus Positionsangaben Konzentrationen in Teilräumen oder Verteilungen über eine gesamte Stadt abgeleitet und somit Aussagen auf höheren Aggregationsebenen getroffen werden. Voraussetzung ist, dass die entsprechenden Daten für einen größeren städtischen Raum vorliegen. Der umgekehrte Weg gilt nicht: Aus Häufigkeitsangaben lassen sich Distanzen nicht mehr zuverlässig ermitteln. Hier kommen allenfalls Hilfskonstrukte in Betracht, die beispielsweise berücksichtigen, ob Teilgebiete mit disproportionalen Bevölkerungsanteilen direkt aneinander angrenzen. Positionsangaben sind sozusagen aufwärtskompatibel, Häufigkeitsdaten jedoch nicht abwärtskompatibel.

Die schwierige Situation der Datenbeschaffung und die damit geringe methodische Antizipation auf räumlichen Punkteverteilungen basierender Verteilungsmaße sind sicherlich verantwortlich für die Fixierung der empirischen Segregationsforschung auf Häufigkeitsverteilungen in Teilgebieten. Liegen Daten in dem genannten Detaillierungsgrad vor, gibt es jedoch keinen Grund, auf vorhandene Informationen zu Distanzen zu verzichten. Für entsprechende Raumanalysen existieren mittlerweile spezielle mathematisch-statistische Methoden (siehe unten Kapitel 2.4.1), die bisher jedoch kaum in die Sozialwissenschaften Eingang gefunden haben. Auch in der Visualisierung von Segregation in Stadtkarten ist der Informationsgehalt von Punkteverteilungen der Einfärbung von Teilarealen überlegen. Muster können hier direkt identifiziert werden und hängen nicht vom gewählten Maßstabniveau ab. Zudem können in Punkteverteilungen Polarisierungen innerhalb von als homogen vermuteten Bevölkerungsgruppen leichter aufgedeckt werden. Aus den genannten Gründen ist es nicht sinnvoll, den Segregationsbegriff im Voraus auf eine Ungleichverteilung über Teilflächen einzuengen. In Kapitel 3.2 wird daher ein eigener Segregationsansatz konzeptionell und methodisch entwickelt, der die Aspekte Ungleichheit, Konzentration und Distanz umfasst.

Mit Blick auf die lebenspraktische Relevanz wäre zudem ein segregationsanalytischer Vergleich der Aktionsräume verschiedener Bevölkerungsgruppen angebracht, welcher neben der residenziellen auch die soziale Segregation untersucht. Aus empirischer Sicht zeichnen sich hier allerdings einige Hindernisse ab: So ist das Erfassen von Aktionsräumen recht aufwendig, insbesondere bei großen Untersuchungsräumen und vielen Personen. Auch stellt die Dokumentation an die Probanden hohe Ansprüche und ist daher problematisch (für eine ausführliche Diskussion siehe Weichhart 1987: 305-317). Auch müssten bei der Auswertung neue Wege gegangen werden. Denkbar wäre, nicht allein Häufigkeiten von Wohnorten je Teilgebiet zu ermitteln, sondern als Zählung zu werten, wenn ein Aktionsraum ein Teilareal umfasst oder schneidet. Die Zählungen für eine Person könnten entsprechend der Ausdehnung eines Aktionsraums über die Zellen gewichtet werden, um Personengruppen mit großen Aktionsräumen nicht überzubewerten. Die Auswertung kann dann wie bei den klassischen Ungleichheitsindizes erfolgen, – allerdings mit den bekannten Problemen aggregierter Daten (siehe unten Kapitel 2.4). Alternativ ließen sich relative Überschneidungen und Entfernungen von Aktionsräumen berechnen. Hier wäre allerdings zu klären, ob die Distanzmessungen auf Ränder oder Zentren von Aktionsräumen zu beziehen sind, und wie im letzteren Fall am sinnvollsten ein Schwerpunkt bestimmt werden kann. Eine solche erweiterte Segregationsanalyse existiert soweit ich weiß jedoch nicht. In der Vergangenheit erfolgte der Vergleich von Aktionsräumen über eine einfache Aggregation mit Hilfe von Zählrastern ohne Gewichtung (Weichhart 1987: 316) oder

allein visuell (Roppelt 2002: 143-158; Franzen 2005: 309-311; siehe oben Kapitel 2.2.3).

Kritik der empirischen Segregationsforschung zu Lebensstilen

Eine adäquate empirische Segregationsstudie zu Lebensstilen liegt meines Wissens bisher nicht vor. Entweder handelt es sich um klassische Segregationsanalysen, welche Lebensstile statt über alltagsrelevante Verhaltensmuster verkürzt über die Haushalts- und Familienstruktur operationalisieren, – sei es aus konzeptionellen Gründen oder aus Mangel an geeigneten Daten (Hermann u.a. 2005: 30-36; Eder Sandtner und Schneider-Sliwa 2007). Oder es handelt sich um Lebensstilstudien, die zwar über eine geeignete Merkmalsauswahl verfügen, in denen aber die methodische Auswertung der Segregation unzulänglich ausfällt (Klocke 1994: 284-285; Hilpert und Steinhübl 1998: 72-75 und 130; Schneider und Spellerberg 1999: 192-207; Klee 2001: 137-141; Pohl 2003: 96-98; Spellerberg 2007: 191-194; siehe auch oben Kapitel 2.3.2). Bevölkerungsanteile werden lediglich in Tabellen oder Karten eingetragen und per Augenschein ausgewertet. Gelegentlich wird über einen einfachen Chi-Quadrat-Test auf systematische Verteilungen geprüft. Allenfalls wird noch ein standardisiertes Assoziationsmaß wie Cramérs V mit angegeben, aus dem die Stärke dieser Systematik pauschal über alle Gruppen und Teilgebiete abgelesen werden kann (so bei Klocke 1994: 284). Inhaltlich interpretierbare Ungleichheitsindizes zur Segregation bestimmter Gruppen hingegen finden in diesen Studien keine Anwendung, so dass differenzierte Aussagen über das Ausmaß der Lebensstil-Segregation nicht getroffen werden können.

Ausnahmen sind die oben vorgestellten Sekundäranalysen von Friedrichs (1995: 85-88) und Otte (2004: 276-277). Da sich Klokes Primärerhebung aus Lesern eines Kleinanzeigenblattes rekrutiert, kann die Datengrundlage jedoch nicht als repräsentativ gelten. Zudem basieren Friedrichs und Ottes Berechnungen auf Klokes grober Einteilung in nur 5 Wohnlagen (Innenstadtbezirke, privilegierte Lage, gute Lage, schlechte Lage und Randlage). Da diese Kategorisierung nicht allein auf der geografischen Lage von Teilräumen basiert, sondern mit der Wohnqualität bereits Ausstattungsmerkmale berücksichtigt, werden bei der Auswertung merkmalsbezogene und räumliche Segregation vermengt. Aufgrund der Größe und geringen Zahl der Teilareale dürfte das Ausmaß der Segregation zudem stark unterschätzt werden (zur methodischen Diskussion siehe unten Kapitel 2.4.1). Kritisch anzumerken ist auch, dass Friedrichs und Otte die Ungleichheitsmaße rein deskriptiv verwenden und keine Angaben zur Signifikanz machen.

Die erste ernsthafte Untersuchung zur Segregation von Lebensstilen liegt mit der ebenfalls oben beschriebenen Primäranalyse Ottes (2004: 265-284) vor. Zu kritisieren ist allerdings die enge Kopplung der Lebensführungstypen an soziale Lagen. Die

eigenständige Bedeutung von Verhaltensmerkmalen kann so nur schwer beurteilt werden. Durch diese Operationalisierung ist auch die Vergleichbarkeit mit bisherigen Lebensstilstudien eingeschränkt. Problematisch ist zudem, dass Otte ähnlich wie Klocke wegen der schlechten Datenbasis Stadtteile zu 6 Gebietskategorien zusammenfassen muss. Diese massive Aggregation sorgt nicht nur für eine Unterschätzung räumlicher Ungleichheit, sondern macht eine Analyse kleinräumiger Effekte und Aussagen zu Distanzen unmöglich. Sie ist wahrscheinlich auch verantwortlich für die geringe Aussagekraft sämtlicher Faktoren in seinen Modellen zur Erklärung der Gebietszugehörigkeit. Wie Klocke nimmt auch Otte die Aggregation anhand inhaltlicher Kriterien vor. Die so gebildeten Gebietstypen weisen bereits für sich betrachtet ein deutliches sozial-räumliches Muster auf. Die Ergebnisse darauf aufbauender Segregationsanalysen dürften daher verzerrt sein. Die Beurteilung der Lebensstil-Segregation und ihr Vergleich zum Effekt klassischer Ungleichheiten wird dadurch weiter erschwert. Und auch Otte setzt Ungleichheitsmaße rein beschreibend ein, gibt aber wenigstens für sein Erklärungsmodell Signifikanzen an.

Über solche spezifischen methodischen Schwächen hinaus stuft Gebhardt (2008) die meisten empirischen Arbeiten allgemein als zu statisch und unkritisch ein. Durch ein einfaches „Mapping statistisch erzeugter Lebensstilaggregate in den administrativen Teilräumen der Stadt“ blieben die eigentlichen Raumbezüge oder gar das Entstehen von Lebensstilen in Auseinandersetzung mit ihrer Umwelt unscharf (Gebhardt 2008: 95). Suggestiert werde „ein unrealistisches, bunt-entstrukturiertes Bild deutscher Großstädte, wo jeder in seinem Viertel nach seiner Facon glücklich wird“ (Gebhardt 2008: 95). Im Wesentlichen wiederholt der Autor damit die gängigen Kritikpunkte an der Lebensstilforschung, die einen mangelnden Realitätsgehalt der Typologien und einen fehlenden gesellschaftskritischen Anspruch unterstellen (siehe oben Kapitel 2.1.3). Neu ist nur der ausdrückliche Raumbezug der Kritik.

Klee (2001: 66) sieht zudem als Unzulänglichkeit bisheriger empirischer Lebensstilstudien mit Raumbezug, dass lediglich wenige Lebensstiltypen untersucht werden. Man konzentriere sich allzu bereit auf besonders auffällige, stilisierungsfreudige Gruppen wie Gentrifier oder Alternative, die bereits bei kommunalen Entscheidungsträgern und in den Medien hohe Aufmerksamkeit erfahren. Zudem würden verschiedene Raumaspekte – wie Wahrnehmung und Bewertung von Stadtvierteln oder die Wohnstandortwahl – losgelöst voneinander betrachtet. Daneben sieht Klee (2001: 66) ähnlich wie Gebhardt konzeptionelle Defizite: „Bisher werden räumliche Fragestellungen zu den empirisch ermittelten Lebensstilgruppen in Beziehung gesetzt, ohne zuvor über die Rolle des Raums für die Stilisierung des Lebens oder als konstitutives Element der Lebenspraxis nachzudenken.“ Gerade der ganzheitliche Ansatz der Lebensstile verpflichte jedoch dazu, Raum und Lebensstile stärker als bisher aufeinander zu beziehen. Um diesen Bezug herzustellen empfiehlt Gebhardt (2008:

103), den Fokus darauf zu legen, welche Wohnpräferenzen bei welchen Gruppen bestehen, wie diese anhand vorhandener Ressourcen umgesetzt werden können und inwiefern die tatsächlichen Wohnstandortverteilungen freiwillig oder erzwungen sind.

2.4 Analyse räumlicher Bevölkerungsverteilungen

2.4.1 Methodenüberblick

Zur Natur räumlicher Daten

Raumbezogene Daten treten in den unterschiedlichsten natur- und sozialwissenschaftlichen Kontexten auf. Dennoch kann man mit Fotheringham u.a. (2005: 6) zusammenfassen: „Spatial data are those which combine attribute information with locational information.“ D.h. Raumdaten verknüpfen Merkmalsinformationen mit einer räumlichen Zuordnung. Die Attribute können dabei auf einer metrischen Skala gemessen werden, – beispielsweise als Regenmenge oder Einkommenshöhe. Oder Merkmale werden als kategoriale (diskrete) Größe gezählt, – etwa der Bestand einer Pflanzensorte oder das Vorkommen einer Ethnie. Die räumliche Information kann als Zuordnung zu einer Fläche vorliegen – beispielsweise zu Ländern, Bezirken oder Planquadraten – oder anhand von Koordinaten über Längen-, Breiten- und gegebenenfalls Höhenangabe punktgenau präzisiert werden. Die folgenden Ausführungen beschränken sich auf einen orthogonalen 2-dimensionalen Raum, da Höhenunterschiede für die meisten sozialwissenschaftlichen Fragestellungen und insbesondere für die hier angestrebten kleinräumigen Betrachtungen vernachlässigbar sind.

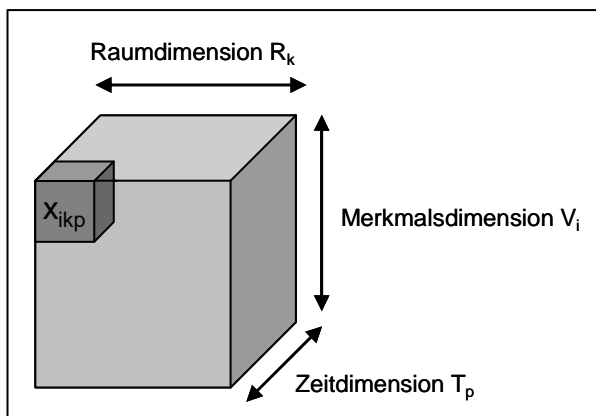


Abb. 18: Struktur raum-zeitlicher Daten

Quelle: Bahrenberg u.a. (1999: 22).

Bei Raumanalysen häufig unbedacht bleibt die zeitliche Dimension. Merkmale verändern ihre Ausprägungen jedoch über die Zeit. So schwanken Niederschläge zwischen den Sommer- und Wintermonaten, oder Bevölkerungsteile ändern ihren Standort durch Fort- und Zuzug. Genau genommen ändern sich sogar die Relationen im

räumlichen Bezugssystem; man denke an tektonische Plattenverschiebungen. Für kleinräumige Betrachtungen über einen kurzen Zeitraum ist letzterer Aspekt allerdings nicht von Belang. Bahrenberg u.a. (1999: 22) berücksichtigen die zeitliche Dimension und präzisieren die Datenstruktur für die räumliche (geografische) Analyse wie in Abbildung 18 dargestellt. Ein Datenpunkt x_{ipk} ist hier definiert als Ausprägung der i -ten Variable bezogen auf eine k -te Raumeinheit und die p -te Zeiteinheit.

Die 3 Dimensionen *Merkmal*, *Raum* und *Zeit* können unterschiedlich genau oder auch gar nicht erfasst sein. Ein und dasselbe Merkmal wie das Brutto-Haushaltseinkommen kann beispielsweise in Klassen (0 bis unter 1.000 Euro, 1.000 bis unter 2.000 Euro, etc.) gefasst oder als exakter Betrag ermittelt werden. Die zugehörige Erhebung kann an einem Stichtag oder über einen längeren Zeitraum vorgenommen werden. Und die räumliche Zuordnung kann punktgenau erfolgen (genauer Wohnort mit Straßennamen und Hausnummer), aber auch flächenbezogen in Form von Gitternetzen, natürlich gewachsenen oder administrativen Teilarealen (wie Stadtteilen oder Postleitzahlenbereichen). Die Datenqualität entlang der 3 Dimensionen bestimmt die Möglichkeiten der Auswertung. Metrische Daten – also intervallskalierte Merkmale, punktgenaue Rauminformationen mit Koordinatenangaben und äquidistante Zeitintervalle – erlauben eine größere Auswahl an Verfahren und genauere Aussagen.

Je nach Forschungsinteresse kann eine der 3 Dimensionen hervorgehoben werden. Fragt man beispielsweise nach dem Bevölkerungsanteil der Erwerbspersonen mit einem Netto-Einkommen unter 1.000 Euro, steht mit der Einkommensverteilung das Merkmal selbst im Vordergrund. Trägt man die Entwicklung des durchschnittlichen Real-Einkommens der letzten 10 Jahre auf, fokussiert man die Zeitachse. Werden Einkommensunterschiede zwischen den Bundesländern herausgearbeitet, legt man den Schwerpunkt auf die räumliche Verteilung. Die jeweils anderen Dimensionen treten dabei lediglich in den Hintergrund, werden aber wenigstens implizit konstant gehalten, d.h. die Ergebnisse gelten immer für ein Merkmal (z.B. das Einkommen), für ein konkretes Gebiet (wie die Bundesrepublik Deutschland) und für eine bestimmte Zeit (z.B. für ein Kalenderjahr). Natürlich lassen sich die Dimensionen auch bewusst kombinieren; etwa mit der Frage, ob sich der Anteil der Personen mit einem Netto-Einkommen unter 1.000 Euro in den letzten 10 Jahren in den Neuen und Alten Bundesländern unterschiedlich entwickelt hat.

Ein wichtiger Aspekt der räumlichen Bevölkerungsanalyse ist bereits die Verortung der Bevölkerung an sich, d.h. einzelner Personen oder Haushalte als Elemente der Bevölkerung. Das untersuchte Merkmal findet seinen Ausdruck dann allein in der Zugehörigkeit zur Bevölkerung, die üblicherweise über den Wohnort im Untersuchungsgebiet definiert wird. Darüber hinaus können mit Individuen Attribute wie Ethnie oder Einkommen verknüpft werden, deren räumliche Verteilung Gegenstand weiterer

Analysen sein kann. Die vorgestellte Struktur erlaubt hierzu univariate Betrachtungen der räumlichen Verteilung eines Merkmals, wie die Suche nach einem möglichen räumlichen Gefälle beim Einkommen. Darüber hinaus sind bivariate und multivariate Raumanalysen zu mehreren Variablen möglich; etwa wenn es um die Frage geht, ob sich Merkmale wie Einkommen und Bildung ähnlich im Untersuchungsgebiet verteilen.

Bevölkerungsdichte und -verteilung

Betrachtet sei zunächst *Bevölkerung* ohne Verknüpfung mit weiteren Merkmalen. Die dann fokussierten reinen Bevölkerungszahlen erlauben bereits Aufschluss über 2 wesentliche Raumeigenschaften: die Dichte und Verteilung. Die *Bevölkerungsdichte*, beschreibt das Verhältnis der Bevölkerungszahl zu der von ihr bewohnten Fläche. Gerade mit Blick auf Verstärkerprozesse oder die Bevölkerungszunahme in Entwicklungsländern kommt diesem Aspekt eine wachsende Bedeutung zu (siehe oben Kapitel 2.2.1). Aber auch bei gegenläufigen Prozessen wie Geburtenrückgang und Abwanderung in einzelnen Regionen spielt die Bevölkerungsdichte eine Rolle. Bekannte Maßzahlen sind hier die arithmetische Dichte (Einwohnerzahl pro Fläche), die Arealitätsziffer (Fläche geteilt durch Einwohnerzahl) und die Abstandsziffer (durchschnittliche Distanz zwischen den Wohnorten; berechnet als Wurzel aus Quotient zwischen Fläche und Bevölkerungszahl, multipliziert mit 1,0746; Bähr 2004: 27-28).

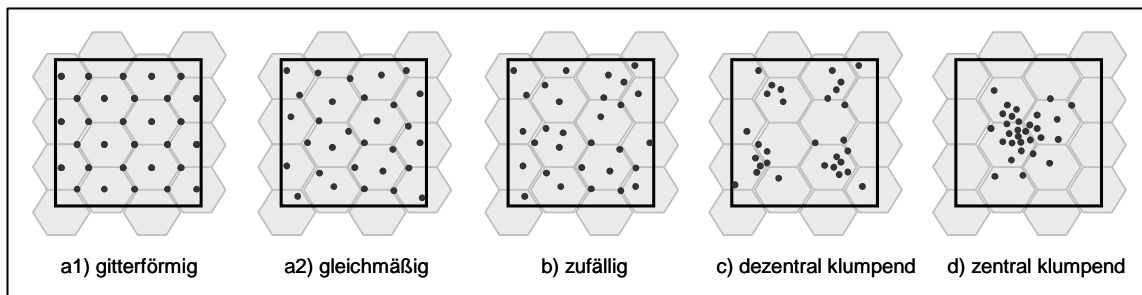


Abb. 19: Idealtypen der räumlichen Verteilung einer Population

Quelle: Eigene Darstellung als Zusammenführung aus Davis (1986: 295-297) und Bähr (2004: 28).

Die Dichte kann für unterschiedlich große Gebiete berechnet werden; in Karten wird sie meist für Teilareale über unterschiedliche Einfärbungen ausgegeben, z.B. für Länder oder Kreise. Wie fein man die Unterteilung auch wählt, für die dargestellte Bezugsfläche suggeriert die Dichte immer eine gleichmäßige Verteilung. Da eine solche in der Realität kaum vorkommt, interessiert neben der Dichte eine zweite Komponente: die *Bevölkerungsverteilung*, womit die Art der Streuung der Bevölkerung in einem Gebiet gemeint ist. In den Raumwissenschaften spricht man in diesem Zusammenhang von einer Punkteverteilung, wobei mit *Punkte* im vorliegenden Fall die Wohnorte einzelner Personen oder Haushalte gemeint sind. Abbildung 19 zeigt die Idealtypen der

Bevölkerungsverteilung; es handelt sich um eine systematisierte Zusammenführung zweier Übersichten von Davis (1986: 295-297) und Bähr (2004: 28).

Bei einer absoluten *Gleichverteilung* müssen die Abstände aller Punkte zu ihren Nachbarpunkten exakt gleich sein. Geometrisch lässt sich dieser Zustand durch ein Gitternetz aus Sechsecken mit gleichgroßen Kantenlängen an allen Seiten veranschaulichen, in deren Mitte und an deren Ecken jeweils ein Punkt liegt (Bild 19.a1; um alle weiteren Verteilungen dagegen zu kontrastieren, wurde auch zu den anderen Typen eine hexagonale Struktur in den Hintergrund gestellt). Bei naturwissenschaftlichen Forschungen mag man diesen Zustand antreffen, in der Bevölkerungsanalyse tritt diese Verteilung in der Praxis nicht auf. Spricht man hier von Gleichverteilung ist ein Streuungstyp wie in Bild 19.a2 gemeint, bei dem alle Teilbereiche des Untersuchungsgebiets etwa gleich stark besetzt sind. Davis (1986: 295) unterscheidet diese beiden Zustände anhand der Begriffe *regular* und *uniform*, was hier als *gitterförmig* und *gleichmäßig* wiedergegeben wird. Nach Pielou (1960: 575) lässt sich eine gleichmäßige Raumverteilung beobachten, wenn zwischen Individuen ein hoher Wettbewerb um Territorien herrscht.

Eine gitterförmige Gleichverteilung wird häufig als Referenzverteilung verwendet, wenn bestimmte Verteilungsmuster statistisch belegt werden sollen. Begreift man solche Muster als das, was sie sind, nämlich als systematische Verteilungen, ist der Bezug auf eine *zufällige Verteilung* (wie in Bild 19.b) jedoch sinnvoller. Nach Reich und Davis (2000: 7) bezeichnet man eine Population als im Raum zufällig verteilt, „if the relative location of an individual object is independent of the location of any other object within an infinitely large area“. Dabei können gelegentlich örtliche Verdichtungen aber auch etwas dünner besetzte Regionen auftreten. Größere Ausschnitte des Untersuchungsgebiets mit gleicher Fläche werden bei einer Zufallsverteilung dennoch annähernd gleich viele Punkte enthalten. Systematische Abweichungen können dann in 2 Richtungen auftreten: In Form der bereits erörterten Gleichverteilung oder als stärkere *Klumpung*. Letztere kann sich in mehreren Kristallisationskernen äußern (Bild 19.c) oder als Konzentration um einen einzigen Standort auftreten (Bild 19.d). Klumpungen entstehen, wenn die Anwesenheit von Objekten die Wahrscheinlichkeit des Vorkommens weiterer Elemente in ihrer Nähe erhöht (Reich und Davis 2000: 11). Sie können aber auch durch lokale Eigenschaften des Untersuchungsgebiets erzwungen sein, die eine Besiedlung erschweren oder nicht zulassen, so dass sich die Verteilung auf andere Regionen des Untersuchungsgebiets konzentrieren muss. Bezogen auf Bevölkerung zeigt eine gleichmäßige Verteilung insgesamt hohe Distanzen zwischen den Wohnstandorten an, während eine Konzentration auf eine erhöhte Nachbarschaftsnähe schließen lässt. Bei großräumigeren Betrachtungen lassen sich so beispielsweise Ballungszentren identifizieren.

Analyse der räumlichen Verteilung einer einzelnen Population

Bereits die Visualisierung von Punktemustern kann wichtige Anhaltspunkte über die Art der Streuung geben. Darüber hinaus existieren spezielle Methoden zur Analyse räumlicher Verteilungen. Ähnlich, wie es Maße zur Beschreibung der (nicht-räumlichen) Verteilung von Merkmalsausprägungen gibt, existieren *Lage- und Streuungsparameter* zur Beschreibung der Streuung von Merkmalsobjekten im Raum. Zudem kann mit speziellen räumlichen *Verteilungsindizes und -tests* gezielt geprüft werden, ob bestimmte Verteilungstypen vorliegen. Sollen mehrere Teilpopulationen in ihrer räumlichen Verteilung verglichen werden, stehen diverse *Ungleichheitsmaße* zur Verfügung. Die verschiedenen Analysemöglichkeiten werden im Folgenden vorgestellt.

Zum einen gibt es *Lageparameter* zur Kennzeichnung des räumlichen Schwerpunkts einer Verteilung. Am weitesten verbreitet ist das arithmetische Mittelzentrum (oder Mittelpunkt). Seine Position wird bestimmt, indem für X- und Y-Koordinatenwerte aller Punkte eines Untersuchungsraums einfache arithmetische Mittelwerte getrennt ermittelt werden. Diese Berechnung hat zur Folge, dass der Einfluss von Punkten auf das arithmetische Mittelzentrum mit zunehmender Entfernung steigt. Ähnlich wie beim einfachen arithmetischen Mittel besteht also eine Anfälligkeit gegenüber Ausreißern, was vor allem bei großräumigen Betrachtungen ein Problem darstellt.

Einen Ausweg bietet das Konzept der Social oder Demographic Gravitation (Stewart 1948: 34-36). In Anlehnung an das physikalische Gravitationsgesetz nimmt die Anziehungskraft einzelner Regionen danach mit ihrer Bevölkerungszahl (Masse) zu, und mit ihrer Entfernung zueinander ab. Diese Gravitationswirkung wird auch als Bevölkerungspotenzial bezeichnet und kann als Maß für die soziale Gesamtbedeutung einer Region verstanden werden. Das Bevölkerungspotenzial ist damit unempfindlich gegenüber Ausreißern; die Berechnung erfordert allerdings eine Gliederung des Untersuchungsraums in möglichst gleichgroße Teilflächen, für welche jeweils die Bevölkerungszahl und Lage zueinander angegeben werden muss. Das Konzept eignet sich somit vor allem für großräumige Betrachtungen.

Alternativ kann der Medianpunkt verwendet werden, der über die Mediane zu den X- und Y-Koordinaten ermittelt wird. Damit ist der Medianpunkt relativ unempfindlich gegenüber Ausreißern. Allerdings fällt der Medianpunkt nicht wie beim einfachen Median automatisch mit dem Distanzminimumspunkt zusammen, also dem Ort, für den die Abstände zu allen Punkten insgesamt am geringsten sind. Der Distanzminimumspunkt (auch Medianzentrum genannt) kann meist nur iterativ genähert werden (Algorithmus bei Bahrenberg u.a. 1999: 78; detaillierte Informationen finden sich bei Güßefeldt 1996: 380-412). Solche Berechnungen sind beispielsweise für die Bestimmung optimal erreichbarer Standorte in der Wirtschaft von Bedeutung.

Neben den Lageparametern gibt es *Streuungsparameter* zur Charakterisierung der Ausdehnung der räumlichen Punkteverteilungen. Als Pendant der eindimensionalen Standardabweichung dient hier die Standarddistanz, die als Wurzel der mittleren quadratischen Euklidischen Distanzen der Einzelpunkte vom arithmetischen Mittelzentrum definiert ist (Bähr 2004: 47; zur Euklidischen Distanz siehe auch Kapitel 2.4.2). Die Standarddistanz gibt zudem an, wie weit die Punkte im Mittel voneinander entfernt sind. Für einen Vergleich der Streuung von Teilpopulationen, bietet sich die Berechnung der relativen Standarddistanz an. Sie ist mit Bezug auf die Streuung der Gesamtpopulation normiert (Bahrenberg u.a. 1999: 79).

Um auf einen bestimmten Verteilungstyp zu testen oder die Streuung von Teilpopulationen zu vergleichen, steht eine Fülle von *Verteilungsmaßen und -tests* zur Verfügung. Als Basis dienen entweder Punkthäufigkeiten in Teilarealen oder Distanzen zwischen den Punkten. Im Folgenden werden nur Methoden vorgestellt, die etabliert sind oder sich für die vorliegende Arbeit als besonders fruchtbar erweisen. Reich und Davis (2000: 21-97) geben einen guten Überblick weiterer Verteilungsindizes.

Methoden, die auf Punkthäufigkeiten beruhen, erfordern die Verwendung natürlicher oder administrativer Teilflächen oder eines Gitternetzes, das den Untersuchungsraum untergliedert. Die Vorgehensweise ist dann im Grunde immer die gleiche: Für die Teilareale werden anhand eines Chi-Quadrat- oder Kolmogorov-Smirnov-Tests die beobachteten Häufigkeiten mit einer Referenzverteilung verglichen (Güßefeldt 1996: 422-429). Dabei kann beispielsweise auf die in Abbildung 19 dargestellten Verteilungstypen geprüft werden. Bei einer gleichmäßigen Verteilung nähern sich die Häufigkeiten über die Teilflächen einer Binomial-Verteilung an, bei der zufälligen einer Poisson-Verteilung und bei der klumpenden einer Negativen Binomial-Verteilung. Auch Überlagerungsprozesse und Kombinationen der Verteilungsformen können so modelliert werden. Darüber hinaus gibt es spezielle Verteilungsmaße zu Punkthäufigkeiten. Am gebräuchlichsten ist der Dispersionsindex, welcher die Abweichungen der beobachteten zu den erwarteten Zellohäufigkeiten derart normiert, dass ein Wert von 1 eine Zufallsverteilung anzeigt (Fotheringham u.a. 2005: 144-146). Ist der Dispersionsindex größer als 1, kann von einer Klumpung ausgegangen werden, bei Werten unter 1 von einer Tendenz zur Gleichverteilung.

Als wichtiges distanzbasiertes Maß zur Beurteilung der Klumpung oder Gleichverteilung von Punkten im Raum dient die mittlere Nächster-Nachbar-Distanz. Berechnet wird sie als arithmetisches Mittel der Entfernungen aller Punkte zu ihrem jeweils am dichtesten liegenden Nachbarpunkt. Alternativ kann sie über eine festzulegende Zahl nächster Nachbarpunkte berechnet werden. Üblicherweise wird sie über einfache Euklidische Distanzen bestimmt (Güßefeldt 1996: 416-417; siehe auch Kapitel 2.4.2).

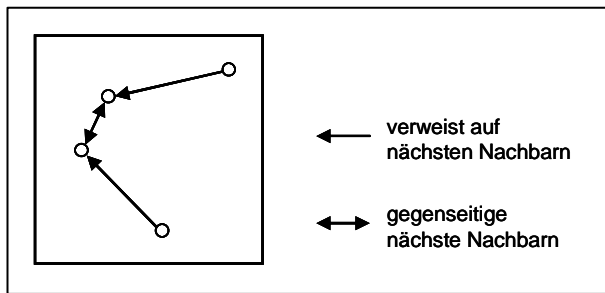


Abb. 20: Nächster-Nachbar-Distanzen

Quelle: Eigene Darstellung.

Setzt man die beobachtete mittlere Nächster-Nachbar-Distanz zu der bei einer Zufallsverteilung erwarteten Distanz ins Verhältnis, erhält man ein standardisiertes Maß, den Nächster-Nachbar-Index (Clark und Evans 1954: 445-453). Bei einer reinen Zufallsverteilung liegt der Nächster-Nachbar-Index bei 1. Ist die beobachtete Distanz kleiner als die erwartete, liegt eine Klumpung vor und der Index tendiert gegen 0; ist die beobachtete Distanz größer, bewegt sich der Indexwert in die andere Richtung und kann bis auf 2,15 steigen, was eine Gleichverteilung anzeigt (Davis 1986: 311). Damit liefert der Nächster-Nachbar-Index eine wichtige Zusatzinformation, was die Art der Verteilung angeht. In Abbildung 19 können beispielsweise bei allen Verteilungstypen Dichte, Schwerpunkt und Standarddistanz gleich sein, während der Nächster-Nachbar-Index unterschiedlich ausfällt. Clark und Evans (1954: 447) entwickelten für den Nächster-Nachbar-Index einen statistischen Test, mit dem sich sagen lässt, ob ein beobachtetes Punktemuster gegenüber einer Zufallsverteilung signifikant klumpt oder gleichverteilt ist.

Ein distanzbasiertes Konzept wird auch mit der sogenannten K-Funktion verfolgt (Ripley 1976: 255-266). Hierbei wird um jeden Punkt ein Kreis gezogen. Die durchschnittlich in den Kreisen enthaltene Punktzahl (außer den Zentren selbst) wird durch die mittlere Dichte im Untersuchungsgebiet geteilt. Der so errechnete Wert der K-Funktion kann mit diversen Referenzwerten verglichen werden. Üblicherweise legt man eine Poisson-(Zufalls-)Verteilung zugrunde, so dass sich Aussagen zum Ausmaß einer Gleichverteilung oder Klumpung treffen lassen. Nachteil dieses Verfahrens ist allerdings, dass keine klaren Richtlinien hinsichtlich der Definition des Kreisdurchmessers existieren und dass mit der Länge des Durchmessers Verzerrungen durch Überschreitungen des Untersuchungsraums zunehmen. Zudem existieren für die K-Funktion keine regulären Signifikanztests mit Prüfverteilung, sondern es muss auf aufwendige Validierungstechniken zurückgegriffen werden (Fotheringham u.a. 2005: 153-154). Somit eignet sich dieses Verfahren eher zur Analyse vollständig erfasster Populationen.

Die von Openshaw u.a. (1987: 335-358) entwickelte Geographical Analysis Machine (GAM) bietet sich besonders für die Suche nach Mustern in umfangreichen

Punkteverteilungen an. In einem iterativen Verfahren werden hier Kreise in eine Karte des Untersuchungsraums projiziert. Der Radius der Kreise wird dabei variiert. Enthält ein Kreis überdurchschnittlich viele Punkte, wird er in einer Karte eingezeichnet. Dieser Vorgang wird wiederholt, bis sich Kreismengen ergeben, die relevante Punkthäufungen anzeigen. Es handelt sich somit in erster Linie um eine explorative Visualisierungstechnik, mit der sich innerhalb großer Untersuchungsgebiete auch gut variierende Populationsdichten identifizieren lassen. Die Streuung der Gesamtpopulation kann zudem bei der Beurteilung der Verteilung einzelner Bevölkerungsgruppen rechnerisch berücksichtigt werden. Nachteile dieses Verfahrens sind der hohe Rechenaufwand, und dass Signifikanzaussagen nur über aufwendige Monte-Carlo-Techniken getroffen werden können. Mittlerweile existieren diverse Weiterentwicklungen dieses Verfahrens (ein Vergleich findet sich bei Conley u.a. 2005: 286-314), die aber die genannten Grundprobleme nicht lösen.

Vergleich der räumlichen Verteilung von Bevölkerungsgruppen

Bisher wurden allein Methoden erörtert, welche die Verteilung einer einzelnen Population analysieren. Ein Vergleich von Teilpopulationen ist damit allenfalls nur indirekt möglich, da bei diesen Berechnungen jeweils nur eine Population berücksichtigt wird. Es existieren jedoch Indizes, mit denen die räumlichen Streuungen verschiedener Teilpopulationen direkt aufeinander bezogen werden können. Mit diesen *Ungleichheitsmaßen* lässt sich untersuchen, ob sich Bevölkerungsgruppen unterschiedlich über den Raum verteilen. Mittlerweile ist ihre Zahl schwer überschaubar, zumal viele von ihnen auf Spezialaspekte der räumlichen Verteilung abzielen. Grannis (2002: 70-76) führt allein 22 Ungleichheitsmaße auf, von denen die meisten 2 Gruppen über Häufigkeitsanteile in Teilflächen vergleichen.

Der Dissimilaritäts-Index nach Duncan und Duncan (1955b: 493-495) ist das bekannteste Ungleichheitsmaß. Mit ihm lassen sich Wohnstandorte zweier Gruppen vergleichen. Wird eine Gruppe gegen die restliche Bevölkerung verglichen, spricht man auch vom Segregations-Index (Duncan und Duncan 1955b: 494). Die Berechnung ist in beiden Fällen die gleiche: Über alle Teilgebiete werden die Abweichungsbeträge zwischen den Gruppenanteilen aufaddiert und durch 2 geteilt (siehe Berechnungsbeispiel in Tabelle 5 mit einem Indexwert von 20). Mit Werten zwischen 0 und 100 (alternativ: 0 bis 1) gibt der Index den Mindest-Personenanteil an, der aus einer der beiden Gruppen seinen Wohnort wechseln müsste, damit eine Gleichverteilung entstünde. Bei einem Indexwert von 0 verteilen sich die beiden Gruppen vollkommen gleichartig über die Teilgebiete (Beispiel: 20 % von Gruppe A und 20 % von Gruppe B befinden sich im ersten Areal, 15 % von Gruppe A und 15 % von Gruppe B im zweiten, usw.). Eine vollständige Segregation wird durch einen Wert von 100 angezeigt, d.h. die Gruppen treten in keinem der Teilgebiete gemeinsam auf.

	Bevölkerungsgruppe		volle Differenz	halbe Differenz
	A	B		
	in Prozent			
Teilgebiet 1	10,0	15,0	5,0	2,5
Teilgebiet 2	20,0	15,0	5,0	2,5
Teilgebiet 3	40,0	25,0	15,0	7,5
Teilgebiet 4	30,0	45,0	15,0	7,5
Gesamt	100,0	100,0	40,0	20,0

Tab. 5: Berechnungsbeispiel zum Dissimilaritäts-Index nach Duncan und Duncan

Quelle: Duncan und Duncan (1955b: 494).

Cortese u.a. (1976: 633) weisen darauf hin, dass dieses Konzept Wohnortwechsel ohne „Ersatz“ bedeutet, die für eine Gleichverteilung sorgenden Wanderungsströme also nur in bestimmte Richtungen erfolgen. Jedoch ist weder zu erwarten, dass in einem Teilareal beliebig neuer Wohnraum geschaffen werden kann, noch, dass ganze Stadtviertel durch Fortzug (ohne Nachzug) verwaisen. Die Autoren schlagen daher ein realistischeres Konzept vor, das den Austausch von Wohnorten vorsieht. Auf Basis des Dissimilaritäts-Index' kann so zu jeder Gruppe und für die Gesamtpopulation jener Personenanteil ermittelt werden, der für einen ausgleichenden Austausch mindestens umziehen müsste (für Berechnungsdetails siehe Cortese u.a. 1976: 635).

Cortese u.a. (1976: 630-634) zeigen weitere Schwächen des Dissimilaritäts-Index' auf, die teilweise bereits von Duncan und Duncan erkannt wurden (1955a: 215-217). So kritisieren sie die Idee, das Fehlen jeglicher Segregation als Gleichverteilung der Gruppen über Teilgebiete zu verstehen, und präferieren die Annahme einer zufälligen Verteilung beider Gruppen. Weiterhin zeigen sie, dass der Dissimilaritäts-Index tendenziell kleiner wird, je mehr sich die Teilpopulationen in ihrer Größe gleichen und je stärker die Daten durch Teilareale aggregiert sind (siehe auch oben Kapitel 2.3.3). Als Konsequenz entwickeln Cortese u.a. (1976: 633-634) ein standardisiertes Maß, das die genannten Probleme korrigiert, indem unter anderem vom beobachteten Dissimilaritäts-Index ein bei Zufallsverteilung erwarteter Indexwert abgezogen wird. Die Autoren stellen neben den entsprechenden Berechnungsformeln eine Tabelle mit anhand von Computersimulationen berechneten zu erwartenden Indizes zur Verfügung, die sich aus verschiedenen Größenverhältnissen der beiden Gruppen und unterschiedlichen Maßstabsniveaus der Teilareale ergeben. Vergleiche zwischen Untersuchungsgebieten – aber auch über die Zeit – sollen damit erleichtert werden.

Wong (2003: 179-194) schlägt ein Verfahren vor, mit dem auch für ein Untersuchungsgebiet zu verschiedenen Aggregationsstufen angepasste Dissimilaritäts-Indizes berechnet werden können. Damit aber Segregationseffekte mit dieser Methode auf verschiedenen Skalenniveaus untersucht werden können, muss der Untersuchungsraum in kleine, sukzessiv fusionierbare Teilflächen untergliedert sein. Von Kalter (2001: 452-464) existiert ein Ansatz zur Verknüpfung von Dissimilaritäts-Index mit einem multinomialen logistischen Regressionsmodell. Der Einfluss von Drittgrößen (bei

Kalter: Alters- und Geschlechtergruppen) kann damit aus dem Index herauspartialisiert werden, was die Vergleichbarkeit erhöht. Alle genannten Erweiterungen haben bisher kaum Eingang in die Forschungspraxis gefunden, sicherlich nicht zuletzt aufgrund des damit verbundenen Mehraufwands.

Unabhängig von solchen methodischen Schwächen stellen Massey und Denton (1988) die Dominanz des Dissimilaritäts-Index' inhaltlich in Frage. Für sie ist räumliche Segregation ein mehrdimensionales Konstrukt (was bereits Duncan und Duncan 1955a: 216-217 durchaus anerkennen). In der Segregationsforschung zum urbanen Raum machen die Autoren 5 konzeptionell unterscheidbare Dimensionen aus (Massey und Denton 1988: 283-307):

- *Evenness* als Übereinstimmung respektive Variation der Anteile von Teilpopulationen über die Teilgebiete einer Stadt.
- *Exposure* als relative Größe einer Bevölkerungsgruppe, welche die Wahrscheinlichkeit von Nachbarschaftskontakten und Interaktionen mit der restlichen Population bestimmt.
- *Concentration* im Sinne des physischen Raumanteils, den eine Bevölkerungsgruppe bewohnt.
- *Centralization* als relatives Vorkommen einer Teilpopulation im Innenstadtbereich, für den die Autoren einen geringeren Wohnstandard unterstellen.
- *Clustering*, d.h. die Frage, in welchem Ausmaß eine Bevölkerungsgruppe zusammenhängende, homogene Viertel besiedelt.

Auf der Suche nach dem besten methodischen Repräsentanten für jede Dimension haben die Autoren eine Vielzahl an Segregationsstudien gesichtet. Die in diesen Studien am häufigsten verwendeten Indizes, immerhin 20 an der Zahl, verdichten sie faktorenanalytisch auf 5 Komponenten, die sie den oben genannten konzeptionellen Dimensionen zuordnen können (Massey und Denton 1988: 307-309). Anschließend wählen sie für jede Dimension aus den Original-Indizes den besten Repräsentanten aus. Selektionskriterien sind ein hoher Wert des Index' in der Faktorladungsmatrix, also eine hohe Korrelation mit der ihm zugeordneten Dimension, eine hohe Robustheit und Vergleichbarkeit, sowie eine häufige Verwendung in bisherigen Studien. Die Dimension *Evenness* erweist sich mit dem höchsten Eigenwert als die bedeutendste Segregationskomponente und wird am besten durch den Dissimilaritäts-Index abgebildet.

Die Arbeit von Massey und Denton hat die Debatte der 1980er und 1990er Jahre entscheidend geprägt. Massey u.a. (1996: 173) resümieren: „The Massey-Denton article brought about a truce [Waffenstillstand; T.E.] in the index wars.“ Demnach ging es nicht mehr um richtig oder falsch, sondern um die Frage, welcher Index für welche

Fragestellung sinnvoll ist. In derselben Studie können die Autoren die Ergebnisse von Massey und Denton (1988) anhand weiterer Daten stützen. Jedoch stellen sie bei einigen Bewohnern US-amerikanischer Metropolen eine starke Vermengung der 5 Dimensionen fest. Bei Schwarzen tritt dieser Effekt stärker auf als bei Migranten spanischer oder asiatischer Abstammung. Die Autoren werten eine starke Vermengung als Indiz für eine besonders ausgeprägte räumliche Trennung, die sie als *Hypersegregation* bezeichnen (Massey u.a. 1996: 199). Allerdings stellt eine starke Korrelation zwischen den Dimensionen die Trennschärfe des Konzepts in Frage. Die Autoren verwenden zudem ausschließlich Indizes, die auf Häufigkeiten in Teilflächen basieren. Distanzen werden nicht berücksichtigt.

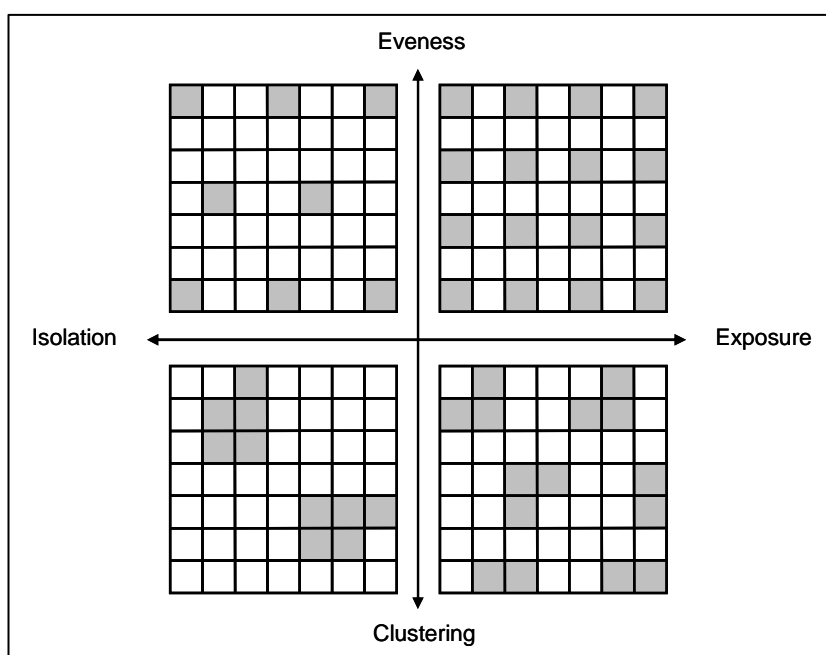


Abb. 21: Dimensionen räumlicher Segregation nach Reardon und O'Sullivan

Quelle: Reardon und O'Sullivan (2004: 126).

Der zuletzt am meisten beachtete Beitrag zur Debatte stammt von Reardon und O'Sullivan (2004). Die Autoren verdichten die 5 von Massey und Denton identifizierten Ausprägungen zu nur 2 analytischen Dimensionen (Reardon und O'Sullivan 2004: 124-127; siehe Abbildung 21): Zunächst schlagen sie eine Verteilungsdimension mit den Polen *Evenness* und *Clustering* vor (vertikale Achse), welche eine gleichartige Verteilung von Bevölkerungsgruppen gegen deren Klumpung im Raum kontrastiert. Desweiteren empfehlen sie eine Dimension zum Interaktionspotenzial von Populationen mit den Polen *Isolation* und *Exposure* (horizontale Achse). Sie beschreibt auf der einen Seite den Zustand geringer Kontaktmöglichkeiten zwischen den Gruppen bei kleinen, räumlich separierten Minderheiten und auf der anderen Seite eine Situation mit größerem Interaktionspotenzial bei ähnlichen Gruppengrößen und stärker durchmischten Verteilungen. Die Autoren entwickeln basierend auf bestehenden

Segregations-Maßen zu jeder Dimension einen eigenen Index (Reardon und O’Sullivan 2004: 136-150).

In der aktuellen Segregationsforschung erfährt das Konzept von Reardon und O’Sullivan eine große Resonanz (siehe etwa die Rezeptionen von Feitosa u.a. 2007: 5-10; Peters 2007: 6-11; Watts 2007: 1-11). Dies erstaunt, da die vorgeschlagenen Dimensionen in sich nicht konsistent und miteinander vermengt sind. Bei der Dimension *Evenness-Clustering* bezieht sich der erstgenannte Pol auf das Verteilungsverhältnis zwischen den Gruppen, der zweitgenannte jedoch primär auf die Verteilungen innerhalb der Gruppen. So ist durchaus denkbar, dass verschiedene Bevölkerungsteile in denselben Teilarealen gehäuft auftreten, also klumpen, ohne die Ungleichheit zu erhöhen. Die Dimension *Isolation-Exposure* bildet über die Kontaktmöglichkeiten ebenfalls die Ungleichverteilung und Klumpung ab. So steigt mit der Klumpung das Interaktionspotenzial innerhalb der Gruppen, und nimmt mit der Ungleichverteilung zwischen diesen ab. Gleichzeitig sollen mit dieser Dimension die Größenverhältnisse der untersuchten Gruppen im gesamten Untersuchungsgebiet berücksichtigt werden. Sicherlich schlagen sich diese in den Kontakthäufigkeiten zwischen den Gruppen wieder. Typischerweise interessiert aber, ob das Interaktionspotenzial systematisch über oder unter jenem liegt, das sich aus den alleinigen Gruppengrößen ergäbe. Genau dies scheint von den Autoren aber nicht gemeint, obwohl es auch mit Blick auf die Vergleichbarkeit von Ergebnissen zu Untersuchungsgebieten mit verschiedenen Bevölkerungsanteilen von Bedeutung ist. Letztere Kritik gilt ebenso für die bereits von Massey und Denton herausgearbeitete Exposure-Komponente.

Aufgrund der beschriebenen analytischen Inkonsistenzen und Vermengungen eigentlich voneinander unabhängiger Dimensionen können die von Massey und Denton sowie von Reardon und O’Sullivan vorgeschlagenen Konzepte und die mit ihnen verbundenen Indizes allenfalls Anregungen für den methodischen Teil der vorliegenden Arbeit geben (siehe unten Kapitel 3.2.2).

Weiter entwickelte Vergleichsmaße für aggregierte Daten

Seit ihren Anfängen wurden die Segregations-Indizes methodisch wesentlich weiterentwickelt. Zum einen hinzugekommen sind *Mehr-Gruppen-Indizes*, welche die Verteilung verschiedener Teilpopulationen simultan berücksichtigen (einen aktuellen Überblick geben Reardon und Firebaugh 2002 33-67). Sie lösen sich von dem binären Schema Mehrheit versus Minderheit, welches der Situation einer stärker differenzierten Sozialstruktur nicht gerecht wird, und insbesondere nicht der hier verfolgten Annahme pluralisierter Lebensstile. Allerdings basieren die meisten dieser Indizes nach wie vor auf aggregierten Daten, mit den bereits angesprochenen Unschärfen. Das bekannteste Mehrfach-Gruppen-Ungleichheitsmaß ist der Index der Differenzierung der Wohnstand-

orte von Morgan (1975: 48-50), welcher auch als Verallgemeinerter Dissimilaritäts-Index bezeichnet wird (Reardon und Firebaugh 2002: 41-42 und 59). Dieser kann interpretiert werden als Personenanteil an der Gesamtbevölkerung, der für eine Gleichverteilung zwischen den Teilgebieten umziehen müsste, zwecks Standardisierung geteilt durch jenen Anteil, der bei vollständiger Segregation umziehen müsste. Damit weist dieser Mehr-Gruppen-Index im Wesentlichen die gleichen Nachteile auf wie der Dissimilaritäts-Index für 2 Gruppen.

Auch dem räumlichen Aspekt wurde größere Beachtung geschenkt. Denn die klassischen Indizes sind für sich betrachtet nicht-räumlich; sie zeigen nur an, ob sich Bevölkerungsgruppen über Teileinheiten proportional verteilen, nicht aber wie diese Areale zueinander liegen. Diese Schwäche ist besonders unter der Bezeichnung *checkerboard problem* bekannt (White 1983: 1010-1011): Ausgangspunkt dieser Überlegung ist eine Verteilung wie auf einem Schachbrett, bei der Teilflächen abwechselnd von Schwarzen und Weißen dominiert werden. Klassische Segregations-Indizes würden selbst dann nicht steigen, wären die Teilareale mit denselben Bevölkerungsanteilen so angeordnet, dass auf der einen Seite des Bretts ausschließlich weiße und auf der anderen Seite nur schwarze Felder liegen.

Mittlerweile existieren jedoch verschiedene Ansätze, um bei aggregierten Daten die Anordnung der zu untersuchenden Teilgebieten in die Berechnung der Indizes einfließen zu lassen (Reardon und Firebaugh 2002: 87-88): So können unmittelbare Nachbarschaften zwischen Teilflächen berücksichtigt, aber auch Felder mit ihrer Entfernung abnehmend gewichtet werden; auch lassen sich Längen gemeinsamer Grenzverläufe oder Fläche und Umfang der Areale einbeziehen. Grannis (2002: 77-83) zeigt, dass solche erweiterten Indizes auch Segregationseffekte erfassen, die auf einem höheren Aggregationsniveau als dem gewählten Raster liegen, – insbesondere bei einer feinen Auflösung. Reardon und Firebaugh (2002: 87-88) betonen jedoch, dass diese Ansätze das Grundproblem aggregierter Daten nicht lösen, dass Ergebnisse skalierungsabhängig sind.

Im Zusammenhang mit ihrem oben vorgestellten Konzept entwickeln Reardon und O'Sullivan (2004: 128-144 und 153-154) Segregations-Indizes, die ohne aggregierte Daten auskommen. Diese erfordern jedoch exakte Kenntnisse über die Bevölkerungsdichte und -anteile an jedem Punkt des Untersuchungsgebiets. Da diese Informationen in der Praxis für eine gesamte Population kaum vorliegen dürften, muss das Untersuchungsgebiet letztlich doch wieder über ein Raster zerlegt und anhand von Glättungs-Algorithmen entsprechende Zellenwerte geschätzt werden. Watts (2007: 8) zeigt, wie die Granularität dieses Gitternetzes und die Wahl des Glättungsverfahrens die Ergebnisse beeinflussen und bemängelt das Fehlen geeigneter Richtlinien.

Distanzbasierte Vergleichsmaße mit Signifikanztest als Alternative

Gegenüber den bisher vorgestellten Ungleichheitsmaßen, wird in der vorliegenden Arbeit ein gerade in den Sozialwissenschaften weniger prominenter Segregations-Index bevorzugt, der diverse Vorteile aufweist: der Segregations-Index nach Pielou (1959: 608-610). Dieses eher in der Pflanzenökologie bekannte Maß berücksichtigt unmittelbar räumliche Distanzen in Punkteverteilungen und kann mehrere Gruppen zugleich erfassen. Wie beim Nächster-Nachbar-Index wird zu jedem Punkt der nächste Nachbar ermittelt (Abbildung 22). Statt Distanzlängen metrisch zu verrechnen, wird hier ausgezählt, zu welcher Gruppe der jeweils nächste Nachbar gehört (in der Abbildung: ob es sich um ein Quadrat oder einen Kreis handelt).

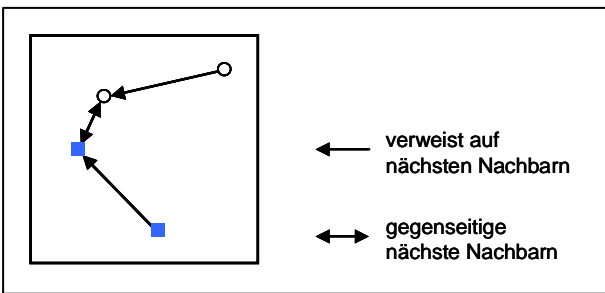


Abb. 22: Nächster-Nachbar-Distanzen bei unterschiedlichen Populationen

Quelle: Eigene Darstellung.

Ausgangspunkt	Nächster-Nachbar-Punkt				
	1	2	...	j	
1	f_{11}	f_{12}	...	f_{1j}	$f_{1.}$
2	f_{21}	f_{22}	...	f_{2j}	$f_{2.}$
...
i	f_{i1}	f_{i2}	...	f_{ij}	$f_{i.}$
	$f_{.1}$	$f_{.2}$...	$f_{.j}$	N

$$\text{Pielou-Kappa-Index} = \frac{f_o - f_e}{N - f_e}$$

f_o : beobachtete Diagonal-Häufigkeiten
 f_e : bei Zufall erwartete Diagonal-Häufigkeiten
 N: Anzahl der Punkte insgesamt

Tab. 6: Nächster-Nachbar-Häufigkeiten zu Pielou-Index

Quellen: Cohen (1960: 37 und 40) in der Adaption durch Reich und Davis (2000: 95-96).

Die Häufigkeiten werden in eine Kontingenztafel eingetragen, deren Zeilen die Gruppenzugehörigkeit der Ausgangspunkte und deren Spalten die Herkunft der Nächster-Nachbar-Punkte anzeigen (Tabelle 6). Die Diagonale der Tabelle gibt somit Fälle wieder, in denen Punkte aus einer Gruppe am dichtesten beieinander liegen. Zellen außerhalb der Diagonale stehen für gruppenübergreifende Nachbarschaftspaare. Wie Abbildung 22 zeigt, muss ein Punkt, der nächster Nachbar eines anderen ist, diesen nicht zugleich zu seinem nächsten Nachbarn haben. Die Tabellenmatrix ist daher typischerweise nicht symmetrisch. Der Pielou-Index vergleicht nun in der Tabellendiagonale die beobachteten Nächster-Nachbar-Häufigkeiten mit den bei Zufall und unter Berücksichtigung der Gruppengrößen erwarteten Übereinstimmungen (vgl. die Formel zu Tabelle 6). Dieses Vorgehen lässt sich auf mehr als 2 Gruppen ausweiten.

Die Anzahl der Zeilen (i) und Spalten (j) in der Tabelle wird dann entsprechend erhöht (mit $i = j$).

Bei einem Pielou-Index von 1 ist ausschließlich die Diagonale der Tabelle besetzt, was eine vollständige Segregation anzeigt: Eine 0 weist auf eine rein zufällige Verteilung hin. Rechnerisch sind negative Werte bis -1 möglich, jedoch eher unwahrscheinlich, da sie eine stärkere Nähe zwischen den Gruppen als innerhalb dieser anzeigen würden.

Anders als bei den bisher in den Sozialwissenschaften verwendeten Indizes geht der Pielou-Index über das reine Beschreiben hinaus und ermöglicht statistisch gesicherte Aussagen. Zwar wurde für den Pielou-Index kein eigener Signifikanztest entwickelt; Reich und Davis (2000: 89) können aber zeigen, dass er identisch ist mit dem zur Überprüfung der Reliabilität (Urteilskonkordanz) von Nominalskalen konzipierten Kappa-Maß, für welches ein Signifikanztest existiert (Cohen 1960: 43-44). Dieser steht somit auch für den Pielou-Index zur Verfügung.

Die Pielou-Kappa-Statistik ist einem einfachen Chi-Quadrat-Test überlegen, der lediglich eine überzufällige Verteilung der Nachbarschafts-Häufigkeiten anzeigen kann, aber keine Auskunft darüber gibt, ob eine systematische Nähe oder Trennung der Teilpopulationen vorliegt. Fleiss (1971: 378-382) hat zudem einen ergänzenden Ansatz entwickelt, mit dem sich aus den Nächster-Nachbar-Häufigkeiten die Konsistenz einzelner Gruppen bestimmen lässt, d.h. die Nähe ihrer Punkte zu Elementen derselben Teilpopulation im Vergleich zu Elementen anderer Gruppen.

Ein weiteres in der Pflanzenökologie bekanntes distanzbasiertes Verfahren stellt der Diggle-Cox-Test dar (Diggle und Cox 1983: 11-23). Mit ihm lässt sich ebenfalls testen, ob zwischen Teilpopulationen eine räumliche Trennung besteht. Für die Durchführung des Tests werden in den Untersuchungsraum gleichmäßig verteilte Referenzpunkte projiziert. Anschließend werden für jeden Referenzpunkt die Distanzen zu seinen Nächster-Nachbar-Punkten beider Gruppen gemessen. Zu diesen paarweisen Distanzen wird schließlich eine Korrelation berechnet, die auch einen Signifikanztest erlaubt. Positive Korrelationen stehen für eine ähnliche Verteilung der Teilpopulationen, negative Werte für eine ungleiche Verteilung. Die Autoren empfehlen Kendalls Tau, ein nicht-parametrisches Zusammenhangsmaß, das sich in Simulationsrechnungen als besonders geeignet erwiesen hat (Diggle und Cox 1983: 21). Vorteilhaft an diesem Verfahren ist, dass Distanzen direkt als metrische Werte in die Berechnung der Ungleichheit eingehen, wodurch wenig Information verloren geht. Nachteilig ist, dass die zusätzlichen Referenzpunkte sich negativ auf die Reproduzier- und Vergleichbarkeit der Ergebnisse auswirken, da es keine eindeutigen Kriterien für die Bestimmung ihrer optimalen Zahl und die Art ihrer Platzierung gibt. Im Gegensatz zur Pielou-Kappa-Statistik erlaubt der Diggle-Cox-Test zudem keinen simultanen Vergleich mehrerer Teilpopulationen.

Kritik der Ungleichheitsmaße

Welches Maß auch Verwendung findet, stets gilt: „In choosing the indices by which they measure segregation, sociologists define segregation itself and induce particular substantive understandings. When we use indices, we are trying to reduce huge data arrays into simpler, more readily understandable, numbers” Grannis (2002: 82-83) Die so gewonnene Übersichtlichkeit wird durch einen Informationsverlust erkaufte: Sämtliche diskutierten Maße geben zunächst nur den Grad der räumlichen Ungleichheit für den gesamten Untersuchungsraum wieder. Sie sagen nichts darüber aus, wie stark einzelne Areale einer Stadt von räumlicher Ungleichheit betroffen sind. Als Durchschnittsmaße können sie zudem Unterschiede innerhalb der segregierten Gruppe verdecken. Mehrgruppen-Indizes verraten zudem nichts darüber, wie stark einzelne Gruppen segregiert sind. Wie oben dargestellt erlauben auf Punkteverteilungen basierende Indizes allerdings Angaben über das Muster der Segregation, insbesondere über die Entfernung zwischen Bevölkerungsgruppen. Bei Bedarf können Wohnstandorte punktgenau und mit separaten Markierungen für jede Bevölkerungsgruppe grafisch abgebildet werden, um Verteilungen unabhängig von Verwaltungsgrenzen zu studieren. Unterschiede innerhalb von Bevölkerungsgruppen können als auffällige Punktefraktionen identifiziert und so zumindest explorativ erforscht werden.

Bei auf Häufigkeiten in Teilflächen basierenden Indizes ist der Informationsgehalt nochmals deutlich geringer: Wie oben ausgeführt sind sie gegenüber der Art der Aggregation sensitiv (siehe auch unten Kapitel 2.4.2 zur grundsätzlichen Problematik aggregierter Daten). Zudem bleibt die Lage betroffener Gebiete zueinander unklar und kann allenfalls über Umwege berücksichtigt werden. Befriedigende Angaben zu räumlichen Distanzen zwischen Bevölkerungsgruppen sind bei diesen Indizes nicht möglich (Friedrichs 1983: 222-223). Aussagen über einzelne Teilgebiete lassen nur über eine zusätzliche Tabellierung oder Visualisierung von Bevölkerungsanteilen treffen, etwa durch entsprechende Einfärbung der Areale in einer Karte, wie es bei der Sozialraumanalyse praktiziert wird (siehe oben Kapitel 2.2.2). Unterschiede innerhalb der Teilflächen bleiben jedoch auch hier verdeckt. Bei großen Untersuchungsgebieten und Datenbeständen mag die Darstellung eingefärbter Teilflächen allerdings übersichtlicher als ein differenziertes Punktemuster sein.

Abbildung 23 fasst zentrale Probleme der üblichen, auf Teilflächen basierten Ungleichheitsmaße am Beispiel des Segregations-Index' idealtypisch zusammen: Bei der dargestellten Aufteilung des Untersuchungsgebiets fällt ein ausschließlich von einer Minorität bewohntes Areal (dunkel eingefärbt) in einen Zählquadranten, während alle anderen Teilgebiete der restlichen Bevölkerung vorbehalten sind (Bild 23.a). Die Segregation ist hier vollkommen, der Indexwert liegt bei 1. In einem anderen Extremfall könnte die Minorität zu gleichen Teilen in den Analyserastern liegen (Bild 23.b). Mit

einem Indexwert von 0 würde hier nicht die geringste Segregation ausgewiesen werden, obwohl das von der Minorität bewohnte Areal die gleiche Form und Ausdehnung wie im ersten Fall aufweist und sich nur durch seine Lage zu den Binnengrenzen des Untersuchungsgebiets unterscheidet. Bei einer Aufteilung in kleinere Einheiten könnten wiederum homogene Teilgebiete entstehen und der Indexwert erneut gegen 1 tendieren. Ob die von der Minorität bewohnten Teilareale alle beieinander liegen (Bild 23.c) oder gleichmäßig über das Gesamtgebiet verteilt sind (Bild 23.d), lässt sich dabei aus dem Indexwert allein nicht ablesen. Verschiedene Ausprägungen wie Clustering oder Isolation (siehe oben in diesem Kapitel) werden somit unterschlagen.

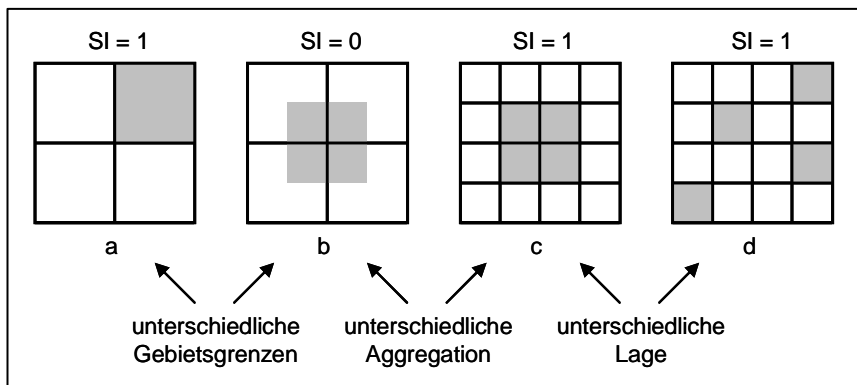


Abb. 23: Verzerrung des Segregations-Index' (SI)

Quelle: Eigene Darstellung. Die linken beiden Teilbilder basieren auf einer Abbildung bei Blasius (1988: 413).

Letztlich lassen sich alle diese Probleme darauf zurückführen, dass die in den Sozialwissenschaften eingesetzten Maße – und dies sind nahezu ausschließlich der Dissimilaritäts- und Segregations-Index nach Duncan und Duncan – auf aggregierten Daten aufsetzen. Reardon und Firebaugh (2002: 100) stellen dazu fest: „Gathering social location data at an individual level would alleviate these problems, and allow more precise measurement of segregation. Particular in residential [...] research, more fine-grained, individual level data would be useful.“

Trotz dieser Vorteile scheinen in den Sozialwissenschaften weiter entwickelte, auf Distanzen in Punkteverteilungen basierende Indizes weitgehend unbekannt zu sein. Zumindest haben sie bisher keinen Eingang in empirische Arbeiten gefunden. Entsprechendes gilt selbst für die nur wenig erweiterten Maße, welche die Anordnung von Teilflächen berücksichtigen. Der Grund dürfte vor allem darin liegen, dass diese Indizes zum Teil aufwendiger zu berechnen sind und mit den gängigen Softwarepaketen wie Geografischen Informations-Systemen (GIS) noch wenig angeboten werden (zu aktuellen Software-Implementierungen von Segregations-Maßen siehe Wong 2007). Als Hemmnis zumindest für die auf Distanzen in Punkteverteilungen basierenden Indizes dürfte sich zudem erweisen, dass Daten bisher kaum im benötigten Detaillierungsgrad vorliegen.

Auch mit Fragen der Stichprobenziehung und inferenzstatistischen Überlegungen befasst man sich kaum. Dies gilt insbesondere für die der sozialwissenschaftlichen Segregationsforschung. Selbst hohe Segregationswerte sind ohne zugehörige Signifikanzaussage jedoch kaum belastbar. Mir ist lediglich eine sozialwissenschaftliche Arbeit bekannt, in der residenzielle Segregation mit einem räumlichen Segregations-Index auf Signifikanz geprüft wird. So analysieren Feitosa u.a. (2007: 16-18 und 27-28) sozio-ökonomische Ungleichheiten in der brasilianischen Stadt São José dos Campos anhand ähnlicher wie der oben beschriebenen Indizes von Reardon und O'Sullivan (2004: 128-144 und 153-154), welche die räumliche Anordnung von Bevölkerungsverteilungen einbeziehen. In Anlehnung an Wong (2003: 179-194) setzen sie zusätzlich lokale Indizes ein, die den Beitrag von Teilregionen zur Segregation anzeigen. Allerdings weist ihr Vorgehen gleich mehrere Nachteile auf: Zum einen sind die eingesetzten Indizes damit auch der Signifikanztest sensitiv gegenüber Maßstabniveau und Glättungsmethode. Außerdem muss die Irrtumswahrscheinlichkeit über aufwendige Simulationsrechnungen geschätzt werden. Und schließlich bezieht sich die Signifikanzaussage nur auf die systematische Anordnung der Teilareale und blendet die Ungleichverteilung der Bevölkerungsgruppen über diese vollständig aus.

In der Gesamtschau bleibt festzuhalten: Trotz aller Kritik und Verbesserungsvorschläge dominiert der klassische, rein beschreibende Dissimilaritäts-Index nach wie vor die empirische Segregationsforschung. Kalter (2001: 456) sieht sogar mittlerweile „eine Art von Selbstverstärkungsmechanismus dadurch, dass es sich schon aus Gründen der Vergleichbarkeit anbietet, den bisher verbreitetsten Index zu verwenden“.

Multivariate Analysen zu räumlichen Mustern

Neben den oben behandelten Methoden, die größtenteils speziell für die Auswertung räumlicher Punkteverteilungen entwickelt wurden, kommen in der Raumanalyse viele *klassische multivariate Verfahren* der Statistik zum Einsatz, um Merkmale auf räumliche Strukturen zu untersuchen. So können bereits mit einer einfachen Regressionsanalyse räumliche Muster herausgearbeitet werden, indem man die Teilflächen einer Karte den Residuen entsprechend eingefärbt, also die Differenzwerte zwischen Erwartungs- und Beobachtungswerten (sogenannte Trendanalyse; Bahrenberg u.a. 1992: 54-55). Will man Teilareale auf Merkmalsunterschiede prüfen, lässt sich auch eine Varianzanalyse einsetzen. Murdie (1969: 1951-1961) untersuchte auf diese Weise, welche sozio-ökonomischen Merkmale einer sektoralen oder zonalen Einteilung der Stadt Toronto folgen (vgl. oben die Beschreibung von Stadtstrukturmodellen in Kapitel 2.2.2). Umgekehrt kann man anhand von Diskriminanzanalysen nach Merkmalen suchen, welche gut zwischen unterschiedlichen Regionen trennen, z.B. solchen mit hoher und niedriger Arbeitslosigkeit (Erb 1990: 9-10).

Clusteranalytische Verfahren werden dazu genutzt, Raumeinheiten mit ähnlichen Merkmalsausprägungen zusammenzufassen, etwa um strukturschwache Regionen zu identifizieren (Bahrenberg u.a. 1992: 278; siehe oben in Kapitel 2.2.2 die Ausführungen zur Sozialraumanalyse). Faktorenanalytische Verfahren werden häufig eingesetzt, um räumliche Effekte besser herausarbeiten zu können. Dazu werden mehrere Merkmale auf wenige Faktoren verdichtet (z.B. auf den ökonomischen oder ethnischen Status; siehe oben in Kapitel 2.2.2 die Erläuterungen zur Faktorialökologie). Verfahren wie die Regressions- oder Clusteranalyse lassen sich dann anschließen. Auch kann man Teilareale mit ähnlichen Ausprägungen eines Faktors zusammenfassen und die Flächen in einer Karte entsprechend einfärben. Solche Anwendungen finden sich insbesondere in der aus der Chicagoer Schule hervorgegangenen Faktorialökologie. Bahrenberg u.a. (1992: 54-356) geben einen Überblick weiterer Einsatzszenarien traditioneller multivariater Verfahren für räumliche Fragestellungen.

Die zuletzt genannten Beispiele zeigen, dass klassische multivariate Verfahren so angewandt werden können, dass sie gezielt auf räumliche Effekte prüfen. Daneben existiert inzwischen eine Reihe *multivariater Raumanalysen*, welche die räumliche Dimension von Daten implizit berücksichtigen. Bei diesen Verfahren muss der Raumaspekt selbst nicht im Vordergrund stehen; vielmehr berücksichtigen sie mögliche Verzerrungen statistischer Aussagen, die durch räumliche Effekte bei den untersuchten Merkmalen entstehen können (vgl. unten Kapitel 2.4.2). Prominentestes Beispiel ist die Geographically Weighted Regression, eine Variante der klassischen Regressionsanalyse, bei der zu jedem Datenpunkt die Werte benachbarter Punkte nach ihrer räumlichen Nähe gewichtet in die Berechnung eingehen. Dieses Verfahren und Weiterentwicklungen räumlicher Regressionsanalysen sind bei Fotheringham u.a. (2005: 106-114 und 162-182) detailliert beschrieben. Griffith (1978: 296-299) wies schon früh darauf hin, dass mit solchen Erweiterungen jedes Modell räumliche Effekte berücksichtigen kann, dass sich in einer regressionsanalytischen Form darstellen lässt. Somit ist auch die Berechnung räumlicher Varianz- und Diskriminanzanalysen möglich. Das bedeutet jedoch nicht, dass diese erweiterten Verfahren gegen sämtliche Probleme raumbezogener Daten robust wären. Im Folgenden werden die Anforderungen an Statistiken zu Raumdaten ausführlicher erörtert.

2.4.2 Besonderheiten raumbezogener Daten

Räumliche Bestimmtheit von Merkmalen

Wie im vorangegangenen Kapitel erläutert, ist jedes Merkmal an eine bestimmte Raumzeit gebunden. Gerade in den Sozialwissenschaften, einschließlich der Lebensstilforschung, findet der Raumbezug jedoch selten Beachtung (siehe auch die konzeptionelle Kritik in Kapitel 3.1). Dabei ist ein Raumbezug in Daten keineswegs ein

trivialer Umstand, sondern stellt eine besondere Herausforderung dar, da er sich erheblich auf Analyseergebnisse auswirken kann. Erfreulicherweise wurde in den letzten beiden Jahrzehnten insbesondere in der anglo-amerikanischen Forschung zu Raummethoden (Spatial Analysis) mathematisch-statistische Grundlagenarbeit geleistet, welche auch neue Möglichkeiten beim Umgang mit sozial-räumlichen Daten eröffnet.

Bei Zeitreihen lassen sich häufig ähnliche Merkmalsausprägungen zwischen bestimmten Intervallen identifizieren. Solche sogenannten Auto-Korrelationen äußern sich z.B. darin, dass Temperaturen oder Arbeitslosenzahlen über einen 12-Monatszyklus ähnlich ausfallen, also Januarwerte sich gleichen, ebenso die Februarwerte, usw. Entsprechend kann es auch räumliche *Auto-Korrelationen* geben. Diese sind allerdings komplexer, da sie sich nicht wie bei der Zeit nur über eine, sondern über 2 oder gar 3 Raumdimensionen erstrecken können. Zudem existiert keine natürliche Wirkungsrichtung wie bei einer Zeitsequenz (vorher – nachher); vielmehr sind komplexe Interaktionen mit verschiedener räumlicher Orientierung möglich (Haining 1999: 38). Bei der Zeit lassen sich die Intervalle, über welche die Korrelationen wirken, zudem gut identifizieren, – man denke an den Rhythmus von Tag und Nacht oder den Wechsel der Jahreszeiten. Im Raum ist die Bedeutung von Schrittweiten für das untersuchte Merkmal hingegen weniger offensichtlich (Bahrenberg u.a. 1992: 383). Bei der Berechnung von räumlichen Auto-Korrelationskoeffizienten steht man daher vor dem Problem, sinnvolle Raumschrittweiten definieren zu müssen (vgl. Formeln zu den Koeffizienten nach Moran und Geary bei Bahrenberg u.a. 1992: 389-394). Ein häufig anzutreffender Effekt ist allerdings die *Erhaltungsneigung*, bei der ein Merkmal bei räumlicher Nähe ähnliche Ausprägungen zeigt. Entlang der Breitengrade etwa herrschen ähnliche klimatische Verhältnisse. Aber auch bei sozialen Themen wird durchaus von einem Nord-Süd- oder Ost-West-Gefälle gesprochen, wobei die Erhaltungsneigung jeweils parallel zu diesen Brüchen verläuft.

Bedeutung räumlicher Abhängigkeiten für die Stichprobenplanung

Basieren Analysen nicht auf einer Vollerhebung sondern auf einer Stichprobe, werden statistische Aussagen durch die genannten Effekte erschwert; denn die Inferenzstatistik erfordert *Zufallsstichproben*, d.h. voneinander unabhängige Untersuchungseinheiten, die gleichwertige Informationen enthalten. Bei positiven Auto-Korrelationen wie der Erhaltungsneigung ist diese Unabhängigkeit nicht gewährleistet. Denn in dieser Situation „an observation carries less information than an independent observation, since it is partly predictable from neighbouring observations“ (Cliff und Ord 1975). Treten in einer Stichprobe räumliche Klumpungen auf – was auch bei Zufallsauswahlen der Fall sein kann –, werden hier redundante Informationen mehrfach erhoben und erhalten ein überproportionales Gewicht. Umgekehrt erhöhen weit auseinander (an den

Rändern eines Untersuchungsgebiets) liegende Stichprobenelemente die Varianz, so dass genaue Aussagen erschwert werden.

Um verlässliche Analyseergebnisse erzielen zu können, muss das Stichprobendesign räumlichen Erfordernissen angepasst werden. Haining (1990: 176) stellt 3 Grundformen der räumlichen Stichprobenziehung vor, die an klassische Auswahlverfahren angelehnt sind. In Abbildung 24 sind die 3 Formen dargestellt; die Punkte repräsentieren die Orte, an denen das interessierende Merkmal erhoben wird:

- a) Mit der *einfachen Zufallsstichprobe* (random sampling) werden im Untersuchungsgebiet n Punkte unabhängig voneinander mit der gleichen Chance realisiert (Bild 24.a; mit $n = 9$).
- b) Bei der *räumlich geschichteten Stichprobe* (unaligned stratified sampling) wird der Untersuchungsraum in k gleichgroße Teilflächen untergliedert, in denen jeweils eine Zufallsauswahl von n/k Punkten umgesetzt wird (Bild 24.b; hier ist $n = k$).
- c) Bei der *räumlich-systematischen Auswahl* wird ein Zentrums- (aligned centric systematic sampling; Bild 24.c1) oder Zufallspunkt (aligned systematic sampling; Bild 24.c2) der ersten Teilfläche in allen anderen Teilflächen an entsprechender Stelle wiederholt.

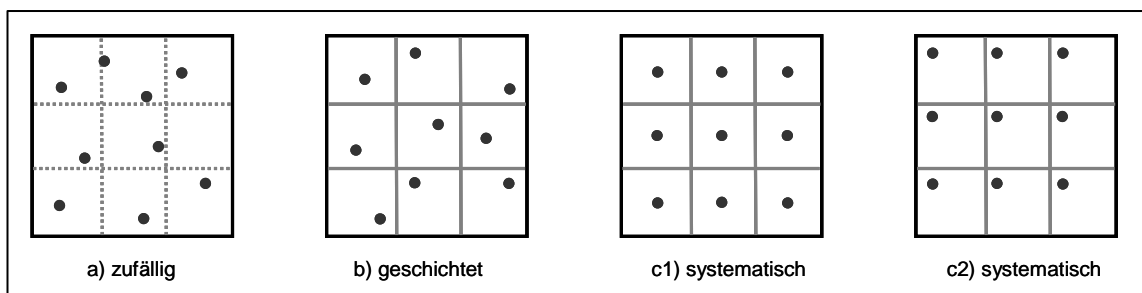


Abb. 24: Grundformen der räumlichen Stichprobe

Quelle: Haining (1990: 176).

Mit Blick auf die Problematik räumlicher Abhängigkeiten folgert Haining (1990: 175): „some form of systematic sampling will probably be needed which will keep sites at some optimal distance apart while providing a full areal coverage“. Ziel sollte eine gleichmäßige Abdeckung des Untersuchungsraums sein, bei der alle oder einige Punkte weder besonders nah noch sehr weit auseinander liegen. Es sei allerdings angemerkt, dass bei einer Unterteilung des Untersuchungsgebiets in Planquadrate der Abstand zwischen den systematisch realisierten Punkten nicht in alle Richtungen gleich ist (Güßefeldt 1996: 414). In der Diagonale ergeben sich größere Distanzen als in der Waage- und Senkrechten (vgl. auch Bild 24.c1 oder 24.c2). Wie in Kapitel 2.4.1

gezeigt, wäre die Verwendung einer hexagonalen Struktur hier günstiger, da hier die Abstände zwischen sämtlichen benachbarten Punkten gleich groß ausfallen.

Bei einem systematischen Stichprobendesign muss meines Erachtens besonders bei großen Untersuchungsgebieten auf einen ausreichenden Stichprobenumfang geachtet werden, da sonst Verzerrungen durch räumliche Effekte verschärft werden können. Abbildung 25 zeigt exemplarisch die Situation, dass die Ausprägungen eines Merkmals konzentrisch angeordnet sind (vgl. Stadtstrukturmodelle in Kapitel 2.2.2). Beispielsweise könnte in einem städtischen Großraum das Mietniveau im Stadtzentrum und den Randlagen (dunkle Flächen) höher ausfallen als in dem dazwischen liegenden Ring (helle Fläche). Aufgrund dieser Struktur können hohe Mieten bei einer systematischen Stichprobe über- oder unterrepräsentiert sein. Die Verzerrung wird bei kleinen Stichproben in der Regel deutlicher ausfallen als bei großen Auswahlen (so liegen in Bild 25.a 8 von 9 Punkten auf der hellen Fläche, in Bild 25.b nur noch 16 von 32).

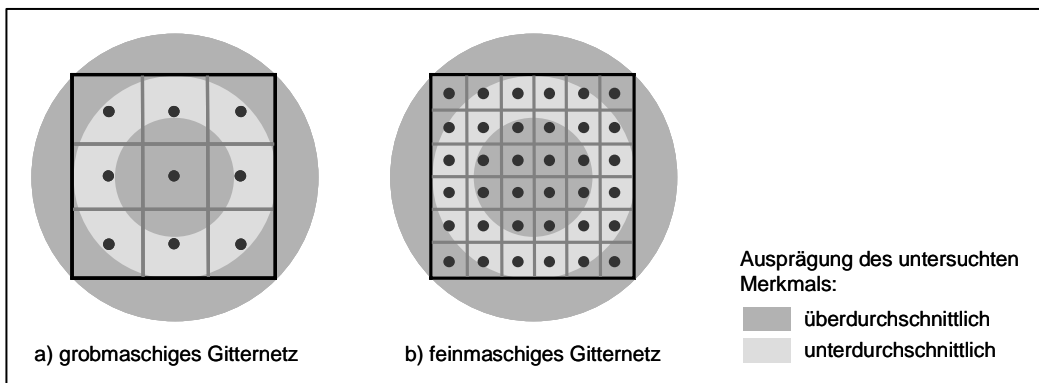


Abb. 25: Verzerrung trotz systematischer Stichprobe

Quelle: Eigene Darstellung.

Insgesamt lässt sich festhalten, dass bei ausreichend großem Umfang sowohl räumlich geschichtete, als auch systematische Stichproben ein Untersuchungsgebiet besser abzudecken vermögen als eine reine Zufallsauswahl. Die genannten Verzerrungseffekte werden so vermindert. Ob eine geschichtete oder eine systematische Stichprobe vorzuziehen ist, hängt vom Forschungsgegenstand ab; denn eine streng schematische Umsetzung kann durch Charakteristika von Untersuchungsraum und -einheiten erschwert werden. So strukturieren beispielsweise in einer Stadt natürliche oder bauliche Besonderheiten wie Seen, Parks oder Industriegebiete den Untersuchungsraum vor (vgl. weiter unten das Problem der inneren Grenzen). Handelt es sich nicht um eine Messung auf einer Fläche, sondern sollen bewegliche Objekte untersucht werden, muss sich das Stichprobengitter zudem nicht mit dem aktuellen Vorkommen der Objekte decken. So nutzt bei einer Befragung das beste räumliche Erhebungsdesign nichts ohne Interviewpartner. Aus diesen und anderen Gründen (z.B. Kosten) sind bei der

Bewertung von Ergebnissen notwendige Abweichungen vom anvisierten Stichprobenplan zu berücksichtigen.

Bedeutung räumlicher Effekte für inferenzstatistische Aussagen

Obige Abbildung 25 veranschaulicht aber auch, dass sich räumliche Auto-Korrelationen selbst durch ein systematisches feinmaschiges Stichprobengitter (Bild 25.b) nicht aushebeln lassen. So ist zwischen Stichprobenelementen (Punkten) mit ähnlicher Ausprägung eine überzufällige räumliche Nähe festzustellen (erkennbar an den unterschiedlichen Flächen zum Mietniveau). Ein ausgewogenes Stichprobendesign mit einer gleichmäßigen Abdeckung des Untersuchungsraums vermindert somit zwar inferenzstatistische Unsicherheit, kann Sie aber nicht vollständig beseitigen. Bei der Auswertung ist dies zu berücksichtigen, gegebenenfalls durch Korrekturfaktoren bei der Berechnung, wenigstens aber bei der Interpretation der Ergebnisse. Fotheringham u.a. (2005: 27) erläutern beispielsweise die Auswirkungen räumlicher Abhängigkeiten auf die *Schätzgenauigkeit* von Mittelwerten: Bei einer positiven Auto-Korrelation der Werte benachbarter Einheiten fällt das über die Standardformel berechnete Konfidenzintervall zu schmal aus, d.h. die Ungenauigkeit der Schätzung ist in Wahrheit größer als angegeben. Bei negativer Auto-Korrelation hingegen wird der Vertrauensbereich zu groß geschätzt. Die Verzerrung lässt sich über einen Korrekturfaktor ausgleichen, wofür allerdings die Stärke der Auto-Korrelation bekannt sein oder geschätzt werden muss (Formel bei Fotheringham u.a. 2005: 27).

Auch beim *statistischen Testen* kann es zu Fehleinschätzungen kommen. Weisen Merkmale einen gemeinsamen räumlichen Trend auf, also eine ähnliche oder gegenläufige Auto-Korrelation, resultiert daraus beispielsweise ein hoher, meist signifikanter Korrelationskoeffizient, ohne dass ein kausaler Zusammenhang bestehen muss. Genau dieses Problem kommt in dem bekannten Storchensbeispiel zum Ausdruck, wonach sich in eine hohe positive Korrelation zwischen Geburtenraten und Storchvorkommen ergibt. Ein ursächlicher Zusammenhang ist nach derzeitigem Kenntnisstand auszuschließen. Der Grund für den statistischen Befund liegt wohl eher in dem Grad der Industrialisierung oder Urbanisierung der untersuchten Gegenden: Junge Familien wie auch Störche lassen sich beide eher in ländlichen, industriell wenig erschlossenen Regionen oder an Stadträndern nieder. Dieses eher amüsante Beispiel soll nicht darüber hinwegtäuschen, dass solche sogenannten Scheinkorrelationen in der Forschungspraxis häufig nur schwer aufzudecken sind. Passender wäre der Begriff *Scheinkausalität*, denn statistisch betrachtet liegt die Korrelation zweifellos vor, was gerade den Kern des Problems ausmacht. Um auch den inhaltlich relevanten Zusammenhang abschätzen zu können, müssen gegebenenfalls gemeinsame Einflussgrößen der korrelierenden Merkmale erkannt und aus dem Korrelationskoeffizienten statistisch herauspartialisiert werden.

Die Interpretation inferenzstatistischer Auswertungen wird zudem dadurch erschwert, dass sich die Granularität der Datenhaltung und -auswertung auf Ergebnisse auswirken kann. So nimmt der Betrag des Korrelationskoeffizienten tendenziell mit dem Maßstabsniveau zu (Bahrenberg u.a. 1999: 203). Ursache ist eine zunehmende Nivellierung von Merkmalsunterschieden durch Mittelbildung. Rechnerisch bedeutet dies, dass sich die Varianzen im Nenner der Korrelationsformel verringern, wodurch sich der Betrag des Koeffizienten insgesamt vergrößert. Erfolgt die Aggregation über den Raumbezug von Daten, heißt das: Je größer die Raumeinheiten, desto stärker werden Individualdaten zusammengefasst und umso stärker ist die Verzerrung. Robinson (1950: 351-357) machte als erster auf das Problem aufmerksam, indem er anhand der US-amerikanischen Volkszählungsdaten von 1930 zeigte, wie der Korrelationskoeffizient zum dem Anteil der Schwarzen und dem Anteil der Analphabeten von $r = 0,95$ (9 große Zensusbereiche) über $r = 0,77$ (48 Staaten) auf $r = 0,20$ (Individualebene) sank.

Das Übertragen anhand aggregierter Daten ermittelter Zusammenhänge auf die Individualebene ist daher unzulässig. Robinson bezeichnete dieses inadäquate Vorgehen als *ökologischen Fehlschluss* (*ecological fallacy*). Das umgekehrte Schließen von Individual- auf Aggregationsebene, der sogenannte *individualistische Fehlschluss* (*atomistic fallacy*), ist ebenfalls problematisch, da hierbei die kontextuale Einbettung individuellen Verhaltens ausgeblendet wird (Alker 1969: 69-84). So zeigt im obigen Beispiel die hohe positive Korrelation auf Aggregationsebene, dass die Schwarzen trotz einer nur leicht unterdurchschnittlichen Alphabetisierung eher in Gebieten mit sehr schwacher Bildung siedelten und anderswo möglicherweise kaum geduldet wurden. Beide Ebenen decken eigene Wirkungsmechanismen auf. Für die Forschungspraxis bedeutet dies, dass Zusammenhangs-Hypothesen stets a priori auf ein bestimmtes Maßstabsniveau zu beziehen sind (Bahrenberg u.a. 1999: 203).

Bedeutung der Konstruktion des Untersuchungsraums

Die mit der Größe von Raumeinheiten verbundene Wahl des Aggregationsniveaus ist nur ein Teil eines größeren Problemkomplexes, der in der Spatial Analysis auch als *modifiable areal unit problem* bezeichnet wird (Openshaw und Taylor 1981: 60-69). Hiermit wird der Umstand bezeichnet, dass sich durch geeignete Konstruktion des Untersuchungsraums nahezu beliebige Ergebnisse produzieren lassen. Bereits im Rahmen der Kritik an bisherigen Sozialraum- und Segregationsanalysen wurde dieser Problemkomplex angesprochen (siehe oben Kapitel 2.2.2 und 2.3.3). Er geht jedoch über die bisher diskutierten Aspekte hinaus und betrifft sämtliche Auswertungsprobleme, die aus Größe, Lage und Ausrichtung des gesamten Untersuchungsgebiets – wie auch seiner Teilflächen – resultieren können, insbesondere wenn letztere in Form und Größe unterschiedlich ausfallen. Das modifiable areal unit problem erschwert die

Reproduzier- und Vergleichbarkeit von Studien und stellt damit ihre Aussagekraft grundsätzlich in Frage. Das kritiklose Übernehmen administrativer Areale ist somit genauso fragwürdig wie der unreflektierte Einsatz konstruierter Gitternetze. Ungleich große Raumeinheiten sind besonders mit Blick auf die genannten Skalierungseffekte ein Problem, da hier unterschiedliche Wirkungsmechanismen innerhalb eines Untersuchungsgebiets vermengt werden (Haining 1990: 47-48). Der Falsifizierbarkeit der Ergebnisse besonders abträglich ist, die Einteilung des Untersuchungsraums den Modellannahmen anzupassen. Dies wäre so, als würde man vorzugsweise nur Daten zu Personen mit den gewünschten Eigenschaften erheben. Güßefeldt (1996: 429-432) schlägt daher vor, die Wahl eines Gitternetzes als Realisation einer Stichprobe aus unendlich vielen möglichen Gitternetzen aufzufassen. Güßefeldt definiert dazu Regeln, die an den Kriterien einer Zufallsstichprobe orientiert sind, sich in der Forschungspraxis jedoch nur schwer umsetzen lassen.

Dass ein Untersuchungsraum im wahrsten Sinne des Wortes nur ein Ausschnitt der Wirklichkeit sein kann, ist ebenfalls zu berücksichtigen. Gemessen an der Datenmenge ist die Begrenzung viel einschneidender als bei Zeitreihen, die einen klar definierten Start- und Endpunkt besitzen. Zudem kann das Untersuchungsgebiet einen komplexen Grenzverlauf aufweisen (Haining 1990: 38). Einige räumliche Analysen arbeiten aber mit benachbarten Beobachtungen, etwa bei Glättungen oder Distanzberechnungen (siehe oben Kapitel 2.4.1). Für randnahe Areale stehen hier weniger Informationen zur Verfügung als für zentralere Bereiche. Es existieren verschiedene Vorschläge, mit dem *Randproblem* umzugehen (Yamada und Rogerson 2003: 99-100): Fälle in einem fest definierten Ergänzungsring um das eigentliche Untersuchungsgebiet können partiell berücksichtigt werden, z.B. indem auf sie hinführende Distanzen gemessen werden, nicht aber von ihnen ausgehende. Auch können auf der Randlänge basierende Korrekturfaktoren verwendet werden. Bei bestimmten Fragestellungen kann der Untersuchungsraum als Oberfläche eines Torus' (Form eines Doughnuts) verstanden werden, wobei sich oberer und unterer wie auch rechter und linker Rand der ursprünglichen 2-dimensionalen Ebene berühren. Alternativ kann man die Robustheit der Ergebnisse gegenüber verschiedenen Grenzziehungen prüfen (Haining 1990: 45).

Wenn es Forschungsfrage und Datenlage erlauben, kann meines Erachtens versucht werden, das Untersuchungsgebiet einer Kreisform anzunähern, da hier das Verhältnis von Fläche zum Umfang besonders günstig ist. In jedem Fall müssen mögliche Grenzeffekte bei einer Stichprobenziehung sowie der Interpretation der Ergebnisse berücksichtigt werden. Dies gilt umso mehr, wenn *innerhalb* des Untersuchungsgebiets Grenzverläufe liegen, welche Areale umfassen, in denen das untersuchte Merkmal nicht auftreten kann. Bei der Analyse von städtischen Wohnstandortverteilungen sind beispielsweise landwirtschaftliche oder bauliche Besonderheiten wie Flüsse, Parks, Gewerbeflächen oder große Infrastruktureinrichtungen zu berücksichtigen.

Besonderheiten bei der Analyse von Distanzen in Punkteverteilungen

Erfreulicherweise wurden gerade in den letzten Jahren einige Methoden entwickelt, die zumindest *für die Auswertung* keine Untergliederung des Untersuchungsgebiets in Teilflächen erfordern, sondern direkt auf den Distanzen zwischen Punkten beruhen. Einige dieser Verfahren wurden im Kapitel 2.4.1 vorgestellt. Für die Hypothesentests der vorliegenden Arbeit werden ausschließlich solche Verfahren eingesetzt (siehe unten Kapitel 5.2). Allerdings ist die Definition einer räumlichen Distanz keineswegs eindeutig (Fotheringham u.a. 2005: 202-203). Am weitesten verbreitet ist die einfache Euklidische Distanz; im 2-dimensionalen Raum ist dies die als Luftlinie gemessene Entfernung. Geht es um physisch zu überwindende Distanzen, werden tatsächliche Entfernungen dabei meist unterschätzt. Realitätsnäher ist hier die sogenannte Manhattan- oder City-Block-Distanz, bei der ein rechtwinkliges Verkehrsnetz unterstellt wird, wie es sich entlang von Häuserblocks abzeichnet. Die Entfernung zweier Standorte ergibt sich hier aus der Summe der Strecken entlang einer horizontalen und einer vertikalen Achse. Die City-Block-Metrik unterstellt allerdings nicht nur ein orthogonales Verkehrsnetz sondern erfordert auch seine Parallelität zu dem kartesischen Koordinatensystem der Standorte (Güßefeldt 1996: 385-386). Es gibt weitere Distanzkonzepte, die jedoch ebenfalls besondere, häufig nicht offensichtliche Voraussetzungen haben.

Besonders bei mikro-geografischen Fragestellungen kann man versuchen, die Wahl eines geeigneten Distanzkonzepts auf die örtlichen Gegebenheiten abzustimmen. Neben der rein geografischen Entfernung können zusätzlich Aspekte wie Reisekosten und zeitlicher Aufwand berücksichtigt werden, die z.B. durch die zur Verfügung stehenden Verkehrsmittel vorgegeben sind (sogenannte ökologische Distanz als Zeit-Kosten-Maß; siehe Hamm 1982: 69). Für die vorliegende Arbeit entfallen diese Probleme jedoch. Distanz in einem geografischen Sinne interessiert hier nur als Indiz für systematische Verteilungen von Wohnstandorten verschiedener Gruppierungen. Für die Frage, ob und in welchem Maße eine solche existiert, genügt die einfache Euklidische Distanz. Fragen der Erreichbarkeit bestimmter Orte sind dabei nachrangig.

Dennoch ist bei der Analyse von Distanzen in Punkteverteilungen Vorsicht geboten. Denn dezentrale Klumpungen oder unterschiedliche Punktemuster innerhalb eines Untersuchungsgebiets mindern die Aussagekraft räumlicher Dichte- und Verteilungsparameter (so auch Fotheringham u.a. 2005: 136). Die Situation ist eine ähnliche wie bei multimodalen Verteilungen einfacher Merkmale, bei denen Mittelwert und Standardabweichung in die Irre führen, weil sie eine symmetrische eingipflige Verteilung voraussetzen: Existiert mehr als eine Verdichtung in der Punkteverteilung, kann ein über alle Punkte berechneter Schwerpunkt auch in dazwischen liegende dünn besiedelte Gebiete fallen. Auch Streuungsmaße greifen zu kurz, wenn die Verteilung im

Untersuchungsraum nicht auf einen homogenen Einfluss zurückzuführen ist. Entsprechendes gilt bei mehreren Teilpopulationen. Hier können in manchen Arealen des Untersuchungsraums zwischen Gruppen Anziehungskräfte, in anderen Bereichen eine trennende Wirkung bestehen (Diggle und Cox 1983: 20). Folglich sind numerische Verteilungsmaße und -tests stets durch ein visuelles Studium der Punkteverteilung zu ergänzen.

Bedeutung für die vorliegende Arbeit

Berücksichtigt man die mit räumlichen Daten verbundenen Schwierigkeiten bereits bei der Planung von Erhebung und Auswertung, dürfte dies die Qualität einer Segregationsanalyse erheblich steigern. In den vorangegangenen Abschnitten wurden die für die vorliegende Arbeit relevanten Maßnahmen diskutiert: Das Anpassen des Stichprobendesigns und des Untersuchungsgebiets an räumliche Belange, der Einsatz distanzbasierter Verteilungsmaße und -tests, die keine Gitternetze erfordern, sowie die ergänzende Visualisierung von Punkteverteilungen. Viele dieser Aspekte haben bisher nur ungenügend Eingang in die empirischen Sozialwissenschaften gefunden. Im empirischen Teil der vorliegenden Arbeit mit ihrem hohen methodischen Anspruch sollen die hier diskutierten Erkenntnisse der mathematisch-statistischen Forschung zu Raummethoden jedoch zum Zuge kommen. Allein korrigierende Maßnahmen zur Bereinigung um räumliche Effekte sind dabei nicht nötig, da ja gerade diese Gegenstand der Analyse sind.

3 Fokussierung des Forschungsgegenstandes

Kapitelübersicht

Dieses Kapitel konzentriert sich auf die gemeinsame Schnittmenge der vorangegangenen Ausführungen und ergänzt und vertieft diese. Zunächst wird die zunehmend prominente Rolle des Raums in den Sozialwissenschaften diskutiert, anschließend Lebensstile im urbanen Raum. Im Zentrum der Überlegungen stehen Prozesse, in denen sich Sozialstrukturen einschließlich Lebensstile räumlich verdichten und in denen sich soziale in räumliche Distanzen übersetzen. Vor diesem Hintergrund werden die bisherigen Argumentationsstränge zu einem theoretischen und methodischen Segregationskonzept zusammengeführt, welches die Grundlage des empirischen Teils bildet. Schließlich werden die empirisch zu prüfenden Annahmen formuliert und als Hypothesen spezifiziert.

3.1 Raum und Lebensstil

3.1.1 Raum in den Sozialwissenschaften

Sozialwissenschaftliches Raumverständnis

Raum – wie auch *Zeit* – gilt in den Sozialwissenschaften zuweilen als „vernachlässigte Dimension“ (Konau 1977: 7). Besonders in der deutschsprachigen Forschung werden immer wieder Selbstvorwürfe der Disziplin laut, die etwa eine „Raumvergessenheit“ und „Sachabstinenz“ (Spiegel 1998: 45) oder gar „Raumblindheit“ (Dangschat 1996: 99) beklagen. Diese Selbsterkenntnis muss zunächst erstaunen, vergegenwärtigt man sich die prominente Bedeutung des Raums bei soziologischen Klassikern wie Georg Simmel oder Emile Durkheim oder den frühen Arbeiten der Sozialökologie. So setzte sich Simmel (1995a: 132-183; 1983: 460-526; Originale von 1903 und 1908) bereits Anfang des 20. Jahrhunderts kritisch mit den Raumbezügen der Gesellschaft auseinander, welche er durch eine zunehmende Dynamisierung und Differenzierung sowie Bedeutungszunahme der Geldwirtschaft und einer damit einhergehenden Rationalisierung, Anonymisierung und Verflachung sozialer Beziehungen geschwächt sah. Für Durkheim (1988: 241-246 und 314-322; Original von 1893) hingegen führte die soziale Differenzierung zu einer räumlichen Differenzierung. Demnach verdichten und strukturieren Verstärkerprozesse, die Entwicklung von Transport- und Kommunikationswesen sowie eine zunehmende Arbeitsteilung und Spezialisierung zugleich soziale Kontakte und physische Distanzen zwischen den Individuen. Und auch in der Vorstellung der Sozialökologie korrelieren soziale mit räumlichen Beziehungen (Park 1926: 8-18; siehe auch oben Kapitel 2.2.2 und 2.3.1).

Verglichen mit diesen Vorarbeiten ist das Raumverständnis der Sozialwissenschaften zwischenzeitlich hinter das bereits Erreichte zurückgefallen. Dangschat (1996: 110) spricht in diesem Zusammenhang von einem verbreiteten „naiv-expliziten Raumbezug“. Aussagen schweben hier gleichsam im raum-zeitlichen Nirgendwo und gaukeln dadurch eine tatsächlich nicht vorhandene Allgemeingültigkeit vor. Oder es werden Untersuchungen ohne nähere Begründung auf bestimmte Orte beschränkt. Typisches Beispiel hierfür sind Sozialstrukturanalysen zu Nationalstaaten oder bestimmten Regionen, bei denen die Gebietswahl nicht weiter thematisiert wird. Daneben existiert ein „bedeutungsvoll-impliziter Raumbezug“ (Dangschat 1996: 114). Hier ist der Raumbezug eigentlich in der Fragestellung selbst angelegt, wird aber ebenfalls kaum in seiner sozialen Bedeutung reflektiert. Dangschat kritisiert, insbesondere in der sozial-ökologisch geprägten Segregationsforschung dominiere der Ort als geografische Einheit gegenüber dem Raum als sozial bedeutsamer Kategorie. Ein „bedeutungsvoll-expliziter Raumbezug“ bleibt demnach die Ausnahme (Dangschat 1996: 116).

Läpple (1991: 37-30) sieht solche Defizite darin begründet, dass sich die Sozialwissenschaften lange Zeit einem naturwissenschaftlichen Raumverständnis unterworfen hätten. Man stellte sich den Raum wie einen Behälter vor, der unabhängig von seinem Inhalt existiert. Ein vollkommen leerer Raum wäre damit genauso denkbar wie ein mit körperlichen Objekten gefüllter. Das Behälterkonzept hat in den Sozialwissenschaften einiges Beharrungsvermögen entfaltet, obwohl es in den Naturwissenschaften selbst inzwischen als veraltet gilt. So favorisiert die neuere Physik die Idee eines Raum-Zeit-Kontinuums oder eines 4-dimensionalen Raums (auch *Raumzeit* genannt), in dem Ereignisse untrennbar mit ihrer Position verknüpft sind, den Raum also quasi selbst konstituieren (Hawking 2002: 252). Ob sich diese und andere Raumtheorien für soziale Fragestellungen eignen, darf bezweifelt werden. Den meisten Sozialwissenschaftlern bleibt ein echtes Verständnis komplizierter naturwissenschaftlicher Theorien verwehrt. Gleichzeitig können sie trotz ihrer Komplexität sozialwissenschaftliche Fragestellungen kaum abbilden, blenden sie doch psychologische und soziale Aspekte aus. Daher ist Lämples (1991: 40) These zuzustimmen, dass die Anleihen bei naturzentrierten Raumkonzepten „notwendigerweise zu einer Verkürzung der Analyse räumlicher Ausprägungen und Bedingungen gesellschaftlicher Realität führen, da die Raumbezüge nur als Eigenschaften der stofflichen Welt erscheinen“.

Bei aller berechtigter Kritik zeichnet sich bereits seit längerem ein Lichtstreif am sozial-räumlichen Horizont ab, der auch auf die Ungleichheits- und Lebensstilforschung abstrahlt: Spätestens seit Giddens (1986) kann der Raum in der neueren Soziologie als reintegriert gelten. Für Giddens (1986: 110) stellen der Raum wie auch die Zeit nicht einfach nur mögliche Forschungsfelder dar, sondern schlagen gewissermaßen als „the very heart of social theory“, was auch in der empirischen Sozialforschung beherzt zu berücksichtigen sei. Zugleich – und sozusagen aus der anderen Richtung – erhebt die

Geografie das Soziale mehr und mehr zur zentralen Kategorie. Für die jüngere Vergangenheit ist hier vor allem Werlen (2004: 336) mit seiner Theorie des „Geographie-Machens“ zu nennen. Werlen (2004: 336-353) sieht den Raum durch verschiedene Handlungsfelder konstituiert: durch Produktion und Konsumtion (etwa Standortentscheidungen und Konsumverhalten), durch normative Aneignung und politische Kontrolle (etwa bei der Unterscheidung von privatem und öffentlichen Raum oder Ländergrenzen) sowie durch Information und symbolische Aneignung (über welche Räume mit Bedeutung aufgeladen werden).

In den deutschsprachigen Sozialwissenschaften wurde die wieder aufgenommene Raumdiskussion entscheidend durch Bernd Hamm (1982) und Dieter Läßle (1991) geprägt. Beide Autoren knüpfen an soziologische Klassiker wie Simmel und Durkheim an und verwerfen mit Nachdruck die Vorstellung vom Raum als Behälter objektiver Natur. Nach Hamm (1982: 26) existiert kein Raum an sich: „Eben darin liegt die soziologische Bedeutung des Raumes begründet, daß er nicht existiert außer in unserer Wahrnehmung und daß diese Wahrnehmung immer und unausweichlich durch soziale Bezüge vorgeformt und vermittelt stattfindet.“ Räume und ihre Bedeutung würden zudem nicht nur in sozialen Kontexten konstruiert, sondern in diesen auch produziert. D.h. Menschen gestalten den Raum selbst, – durch ihre bloße Anwesenheit, ihre Kleidung, Gesten und Mimiken, die Art, wie sie miteinander agieren, aber auch, indem sie Gebäude errichten, Plätze oder Parks anlegen, also dauerhafte Manifestationen schaffen. Um dieses Verhältnis zwischen sozialen und räumlichen Phänomenen angemessen untersuchen zu können, empfiehlt Hamm (1982: 26-28; siehe auch Atteslander und Hamm 1974: 28) eine analytische Trennung raum-zeitlicher Situationen in 3 Komponenten:

- In das materielle Substrat als physische Umwelt, einschließlich der Leiblichkeit der in einer Situation anwesenden Personen (*Morphologie*);
- die Verhaltensmuster und -regeln dieser Personen (*Institutionen*);
- und schließlich den Symbolgehalt der Situation (*Semiotik*).

Mit Hilfe dieses 3-gliedrigen Analysesystems diskutiert Hamm (1982: 28-37) Wechselwirkungen zwischen sozialer und räumlicher Organisation. Er beschreibt, wie Räume einerseits gestaltet und verändert werden, andererseits aber durch ihre Form und Ausstattung auf Menschen und soziale Prozesse zurückwirken. Für eine Stadt ergeben sich beispielsweise in morphologischer Hinsicht Fragen nach der Veränderbarkeit baulicher Strukturen, aber auch nach Auswirkungen dieser auf Aktionsräume und Wanderungsverhalten der Bewohner. Mit Blick auf institutionalisierte Verhaltensregeln interessieren etwa Handlungsspielräume der Stadtplanung und Beteiligungschancen der Bevölkerung. Umgekehrt kann thematisiert werden, welche Verhaltensmuster sich in welchen Teilgebieten zu welchen Tageszeiten verfestigen. In semiotischer Hinsicht

ließe sich schließlich danach fragen, wie bauliche Strukturen und Elemente sowie deren Erreichbarkeit und Zugänglichkeit die Raumwahrnehmung der Bewohner formen.

Läpple (1991: 41-43) verfolgt eine ähnliche Einteilung des Raums wie Hamm, differenziert allerdings stärker den institutionellen Aspekt und kommt so zu 4 Komponenten:

- Einem *materiell-physischen Substrat* gesellschaftlicher Verhältnisse. Es umfasst Menschen in ihrer Leiblichkeit und die von ihnen geschaffenen Gegenstände sowie gesellschaftlich angeeignete und kulturell überformte Natur.
- Der *gesellschaftlichen Praxis* der Produktion, Aneignung und Nutzung des Raumsubstrats durch soziale Akteure. Läpple sieht diese durch Klassen- und Machtverhältnisse strukturiert und lokale Traditionen und Identitäten geprägt.
- Einem *institutionalisierten und normativen Regulationssystem*, welches als Vermittlungsinstanz zwischen dem materiellen Substrat und der gesellschaftlichen Praxis fungiert. Im Wesentlichen regelt es den Umgang mit raumstrukturierenden Artefakten wie Arbeitsstätten, Verkehrswegen oder Kommunikationsmedien.
- Viertens einem mit dem materiellen Substrat verbundenen räumlichen *Zeichen-Symbol- und Repräsentationssystem*. In ihm sorgen die Artefakte durch ihre funktionale und ästhetische Gestaltung für kognitive Erkennbarkeit, bieten aber auch sozio-kulturelle Orientierung und affektive Identifikationsmöglichkeiten. Sie liefern sozusagen „»Gebrauchsanweisungen«, die das räumliche Verhalten der Menschen vorstrukturieren“ (Läpple 1991: 43; Hervorhebung im Original).

Der gesellschaftliche Raum ist für Läpple danach zu erklären, wie sein materiell-physisches Substrat mit Blick auf die anderen Komponenten produziert, angeeignet und verwendet wird. Seine konkrete Bedeutung variiert dabei je nach betrachtetem Aggregationsniveau. In Anlehnung an Konau (1977: 56-64; siehe auch Läpple 1991: 43-44, sowie Dangschat: 1996: 104-109) können dabei 3 Analyseebenen unterschieden werden:

- Ein *Mikroraum*, in dessen Mittelpunkt der Mensch in seiner Leiblichkeit steht. Hier macht er seine direkten Raumerfahrungen, wird mit Sachverhältnissen und anderen Menschen konfrontiert, erlernt symbolische Bedeutungen, erhebt eigene territoriale Ansprüche und entwickelt soziale Distanz.
- Der *Mesoraum* geht über das Individuum hinaus und erfasst beispielsweise regionale oder städtische Arbeits- und Wohnverhältnisse. Aufgrund der selektiven Besitzergreifung durch soziale Gruppen bilden sich hier Orte unterschiedlicher Nutzungen und Segregationsmuster.

- Der *Makroraum* umfasst schließlich ganze Nationalstaaten, Staatenbündnisse, Kontinente oder das gesamte globale System, in welches nationale, regionale oder städtische Räume eingebettet sind.

Auf jeder dieser Ebenen lassen sich die zuvor beschriebenen Raumkomponenten verorten, und jede wirkt auf einen konkreten Ort. Dabei stellt sich für Läßle (1991: 44) das Mesoniveau einer Region oder Stadt als ein „zentraler Schnitt- und Knotenpunkt“ dar, der zwischen den Ebenen vermittelt. Diese Einteilung hat inzwischen auch in der Stadt- und Segregationsforschung Eingang gefunden (siehe oben Kapitel 2.3.1). Der Makroraum wird hier allerdings für gewöhnlich als Gesamtstadt verstanden und das Mesoniveau auf städtische Teilgebiete wie Stadtteile oder Quartiere bezogen.

Soziale Bedeutung des Raums – Orientierung und Identität im Raum

Abseits der beschriebenen wissenschaftlich-analytischen Perspektive konstituiert sich eine konkrete raum-zeitliche Situation nach Hamm (1982: 153-166) für die beteiligten Individuen stets in Kommunikationsprozessen. Der Raum ist dabei einer 2-stufigen Selektion unterworfen: Aus der Gesamtheit des Raums, seinem materiellen Substrat und der ihm anhaftenden Verhaltensnormen und Symbolik, wird immer nur ein relativ kleiner Teil wahrgenommen, aus diesem Ausschnitt ist ein noch kleinerer Teil für das eigene Verhalten relevant. Die *selektive Wahrnehmung und Deutung* erfordert Verknüpfungsregeln, sogenannte Codes, die es erlauben, Zeichen sozio-kulturell adäquat zu interpretieren. Die Codes selbst werden in Sozialisationsprozessen erworben. Mit der Übung im Umgang mit Zeichen steigen die Möglichkeiten, Situationen richtig zu erkennen und sich angemessen zu verhalten. Auf dieser Basis kann beispielsweise entschieden werden, ob und wann Applaus in einer Kirche oder einem Konzertsaal angebracht ist.

Ähnlich wie Bourdieu sieht Hamm (1982: 157-161) gesellschaftlich ungleich verteilte Chancen, Codes zu erlernen oder gar zu gestalten und Deutungshoheit über sie zu erlangen (siehe oben Kapitel 2.1.2). Die Zahl und wechselseitige Exklusivität der in einer Gesellschaft vorfindbaren Subcodes, hängt vom Grad ihrer Differenzierung ab. Nach Hamm (1982: 162) spielen hier dieselben Faktoren eine Rolle wie bei der sozialen Segregation, etwa die Zahl ethnisch-kultureller Gruppen. Folglich sieht er analog zur positiven Korrelation zwischen sozialer und räumlicher Distanz einen engen Zusammenhang zwischen sozialer und Code-Distanz: Je größer die soziale Distanz, desto weniger wahrscheinlich ist demnach ein Vorrat an gemeinsamen Zeichen.

Hengartner (1999: 292-304) verbindet dieses Schema Hamms mit Friedrichs' (1982: 305-307) Darstellung der Reduktion des objektiven städtischen Raums auf eine subjektive räumliche Vorstellung, in der durch weitere Selektion der Aktionsraum realisiert wird (siehe oben Kapitel 2.2.3). Abbildung 26 zeigt diese Zusammenführung:

In einer Stadt nimmt das Individuum nur einen Ausschnitt des materiellen Substrats wahr, wie auch nur einen Teil der dort vorherrschenden Verhaltensmuster und Symboliken. Diese Elemente formen in der räumlichen Vorstellung eine kognitive Karte. Von den wahrgenommenen Elementen sind wiederum nicht alle für das eigene tägliche Leben in der Stadt relevant. Vielmehr werden Gelegenheiten wie beispielsweise Einkaufsmöglichkeiten ebenfalls selektiv in Anspruch genommen.

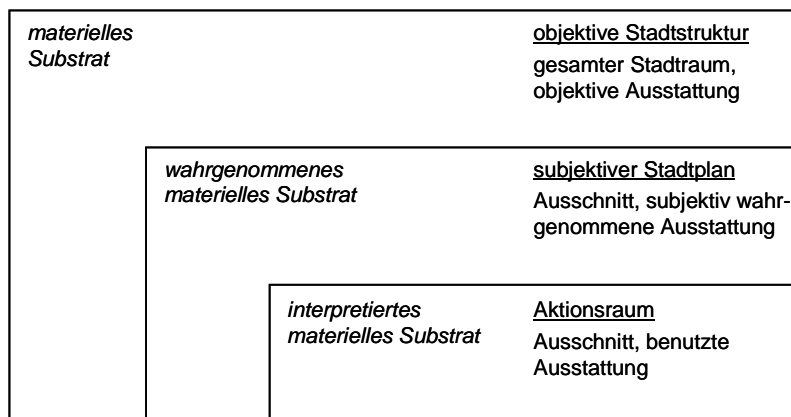


Abb. 26: Selektives Wahrnehmen, Deuten und Agieren im Stadtraum

Quelle: Hengartner (1999: 292); nach Hamm (1982: 155) und Friedrichs (1983: 292).

Der so gefilterte Raum ist für ein Individuum Handlungs- und Orientierungsort zugleich (Herlyn 1990: 10-11). Neben sozio-ökonomischen und kulturellen Ressourcen beeinflusst die Größe und Gestaltung eines Ortes Verhaltensoptionen. Beispielsweise kann bereits die Anordnung von Wohneinheiten Kommunikationschancen mehr oder mindern. Da Räume sozial konstituiert und symbolisch aufgeladen sind, kommt ihnen auch für das soziale Verhalten eine *Orientierungsfunktion* zu. Besonders deutlich wird dies am Beispiel eindeutig definierter Räume wie einer Kirche oder einem Spielplatz. Indem sich bestimmte Verhaltensweisen an solchen und anderen Orten konzentrieren, verstärken sie sich selbst: „Wenn Menschen einander immer wieder an dem gleichen Ort begegnen und sich dort unterhalten, gemeinsam arbeiten oder was auch immer, so wird dieser Ort (ein Lokal, ein Platz in der Stadt [...]) in der Vorstellung derjenigen, die dort zusammenkommen, schließlich so unlöslich mit ihrer eigenen Gruppe verbunden, dass er einfach dazu gehört. [...] Schließlich stehen diese Symbole, ganz für sich genommen, für die sozialen Beziehungen.“ (Lenz-Romeiß 1970: 42)

Soziale Gruppen hinterlassen durch ihre homogenen Verhaltensmuster also Spuren, die sich gleichsam in das materiell-physische Substrat eines Ortes einprägen und in ihm kollektive Bedeutungen und angemessene Verhaltensweisen symbolisch verankern. Daher repräsentiert ein Ort immer auch die ihm verbundenen sozialen Beziehungen und Gruppen. Für Menschen, welche sich häufig an bestimmten Orten aufhalten, ist neben kontinuierlichen Kontakten mit anderen insbesondere die Konstanz der baulichen

Umwelt eine wichtige Voraussetzungen dafür, dass Räume Zugehörigkeit empfinden und Identität stiften können. *Identität* meint in diesem Kontext „das Verstehen der symbolischen Bedeutungen von Gegenständen, die Verlässlichkeit und Vertrautheit hervorrufen und garantieren“ (Herlyn 1990: 27). Folglich kann der Verlust vertrauter Umgebung zu einem Verlust an Identität führen und können andere Gruppen Räume als fremde Territorien empfinden.

Derart kognitiv repräsentierte und emotional aufgeladene Raumausschnitte können also Teil des Selbstkonzepts von Individuen oder des Zusammengehörigkeitsgefühls einer Gruppe werden (Weichhart 1990: 20-24; siehe auch oben, sowie Kapitel 2.2.3). Für ein Individuum steht aufgrund seiner nur ausschnittshaften Wahrnehmung seiner Umwelt das unmittelbare Wohnumfeld im Zentrum der raumbezogenen Identität (siehe auch Weichhart 1990: 40-41 und 77). Auf psychischer Ebene reduziert sie Komplexität und vermittelt Sicherheit und Beständigkeit; sie fungiert als Anker- und Orientierungspunkt des Verhaltens und bietet Möglichkeiten, sich aktiv mit seiner Umwelt auseinanderzusetzen und sich über den angeeigneten Raum auszudrücken (Weichhart 1990: 35-45). Auf sozialer Ebene bietet die raumbezogene Identität kognitive wie assoziative Bezugspunkte für Kommunikation; sie kann sozialen Zusammenhalt stärken wie auch soziale Abgrenzung forcieren (Weichhart 1990: 46-52).

Soziale Bedeutung des Raums – Territorialität und Aneignung von Raum

Die Orientierung und Identität stiftende Funktion von Räumen hängt stark mit einem Bedürfnis nach Territorialität zusammen. *Territorien* können nach Hamm (1982: 139) definiert werden als Orte, an denen sich Individuen oder Gruppen über längere Zeit dauerhaft aufhalten, existenzhaltende Tätigkeiten verrichten und durch symbolische Akte Besitzansprüche anmelden und diese auch gegen andere verteidigen. Für Ittelson (1977: 190) ist Territorialität im Sinne des Beanspruchens vertrauter Räume für das Individuum ein „Mittel, das Empfinden für das Selbst herzustellen und zu erhalten“. Ganz ähnlich könne der Territorialität sozialer Gruppen eine stabilisierende Funktion unterstellt werden. Sie helfe, „mit der Mehrdeutigkeit und dem Übermaß städtischen Lebens fertigzuwerden, in dem die Gewohnheiten, die Bekleidungen, die Körperhaltungen und Kommunikationsweisen der Menschen so fremdartig sind“ (Ittelson 1977: 192). Soziale Konflikte werden innerhalb des von einer Gruppe beanspruchten Territoriums reduziert, können sich allerdings gleichzeitig zwischen angrenzenden Arealen verschärfen. Für Hamm (1982: 139-143) kommt in der kollektiven Territorialität vor allem der institutionelle Raumaspekt zum Tragen: Die an Räume gekoppelten Erwartungen wirken auf das Verhalten des Menschen zurück. Von bestimmten sozialen Gruppen bevorzugte Zeichen werden über konkrete Orte transportiert und festigen Raumasprüche zusätzlich. Die relative Dauerhaftigkeit des materiell-physischen Substrats einmal angeeigneten Raums strahlt auf andere

Raumkomponenten ab. Es entstehen „Gebiete mit relativ homogener Bevölkerung und Bausubstanz, die für ihre Bewohner eine eigene Identität haben und auch in den kognitiven Landkarten der übrigen Stadtbewohner als Einheit auftreten“ (Hamm 1982: 144).

Territorialität im Sinne nicht nur empfundener, sondern tatsächlich durchgesetzter Ansprüche ist erst durch Aneignung von Raum möglich. *Aneignung* bedeutet in diesem Kontext, „sich den physikalischen (aber auch: sozialen, geistigen) Raum handelnd so erschließen, daß *Orientierung*, also Handlungsentwurf und -realisation, in ihm möglich ist“ (Kruse und Graumann 1978: 185; Hervorhebung im Original). Für Herlyn (1990: 11) betont Aneignung gegenüber dem häufig diskutierten Aspekt der Konstruktion von Raum in physischen und sozialen Kontexten den aktiven und selbstbestimmten Umgang mit Raum. Allerdings werden der Aneignung Grenzen gesetzt: durch natürliche oder vom Menschen geschaffene physische Strukturen, durch sozio-ökonomische und kulturelle Rahmenbedingungen oder durch rechtliche Institutionen wie sie in Eigentumsgesetzen festgeschrieben sind.

Je nach Wahrnehmung, Fähigkeiten und Präferenzen, nach Sozialisation und eigener Ressourcenausstattung, nehmen Individuen und soziale Gruppen ihre Aneignungschancen unterschiedlich wahr. Beispielsweise ergeben sich typische Muster im Lebenszyklus (Herlyn 1990: 13-24): Erwachsene mittleren Alters verfügen im Vergleich zu Kindern und älteren Menschen über eine größere Raumsouveränität und dominieren Wohnstandortentscheidungen. Mehrere Studien konnten bereits früh zeigen, dass neben dem Alter und Lebenszyklus auch die Zahl der Haushaltsmitglieder, der Status, die ethnische Herkunft oder der Lebensstil die Raumerfahrung und -verwendung eines Menschen beeinflussen (siehe zusammenfassend Ittelson: 1977: 190-191).

Bourdieu (1991) diskutiert den gesellschaftlichen Umgang mit dem physischen Raum sowie den in ihm vorhandenen öffentlichen und privaten Gütern aus einer kritischen Perspektive. Aneignungschancen und Verfügungsgewalt sieht er durch den Besitz an ökonomischem, sozialem und kulturellem Kapital bestimmt (Bourdieu 1991: 29-33; siehe auch oben Kapitel 2.1.2). Einmal erlangte Souveränität über den physischen Raum verschafft seines Erachtens zusätzliche Vorteile, sogenannte *Raumprofite*: Über Besitzansprüche kann das Eindringen unerwünschter Elemente unterbunden werden. Eine renommierte Adresse bietet Statusvorteile. Zudem eröffnen sie die Möglichkeit, begehrten Personen und Dingen nahe zu sein und zugleich Unerwünschtes auf Distanz zu halten. Zu der symbolischen Deutungshoheit der herrschenden Klasse (siehe oben Kapitel 2.1.2) gesellt sich somit eine handfeste materielle Verfügungsgewalt.

Für Bourdieu (1991: 26-29) schlägt sich die Kapitalstruktur des sozialen Raums damit nahezu exakt im physischen Raum nieder. Dies schließt die Verortung von Gelegenheiten, Nutzungen, Individuen und sozialer Gruppen ein. Die Trägheit des

materiell-physischen Raums verfestigt bestehende soziale Ungleichheiten sogar noch; denn bauliche Strukturen lassen sich nur mit Aufwand ändern und Bewohner schwer umsiedeln. Bourdieu (1991: 33) spricht von einer „zirkulären Verstärkung“, die sich im geschichtlichen Verlauf kontinuierlich vollzogen habe, an deren Folgen wir uns aber so sehr gewöhnt hätten, dass wir sie kaum bemerkten. Angeeigneter Raum ist für ihn daher einer der Orte, an denen sich Macht in ihrer subtilsten Form bestätigt und reproduziert: nämlich als symbolische Gewalt, welche überhaupt nicht als solche wahrgenommen werde. Zu den wichtigsten Durchsetzungsmitteln zählt laut Bourdieu (1991: 28) hierbei die Architektur, „deren stummen Gebote sich unmittelbar an den Körper richten“. Inwieweit Stilisierung tatsächlich nur ein Mittel ist, Raumansprüche durchzusetzen, oder die enge Kopplung zwischen sozialer und räumlicher Ungleichheit aufweicht und ausdifferenziert, ließ sich bisher empirisch allerdings nicht befriedigend klären (siehe oben Kapitel 2.3.2).

Soziale Bedeutung des Raums – Persönliche, soziale und räumliche Distanz

Ein Territorium ist kein per se scharf umrissenes Areal. Seine Grenzen „können sichtbar, aber auch symbolisch sein und werden erst durch alltägliche Handlungen produziert und aufrechterhalten“ (Knox und Marston 2008: 390). Auch lassen sich Zonen mit unterschiedlich starkem Territorialitätsanspruch identifizieren. Bereits durch seine *Leiblichkeit* beansprucht der Mensch Raum. Darüber hinaus existiert um ihn herum ein Bereich, den er zwar nicht selbst ausfüllt, aber doch für sich beansprucht, und der von Sommer (1969: 26) als „personal space“ (persönliche Raumblase) bezeichnet wird. Wird dieser Bereich von anderen verletzt, kann es zu Vermeidungsverhalten, Flucht oder Abwehr kommen. Hall (1966: 113-123) differenziert diesen Nahbereich mit Blick auf soziale Kontakte nochmals in 4 Subzonen: intime Distanz (etwa als Körperkontakt mit Partner), persönliche Distanz (beispielsweise im Freundeskreis), soziale (Annäherung bis auf Armeslänge) und öffentliche Interaktion (ab ca. 3,5 Metern; etwa bei einem Vortrag). Als Ausdehnung der individuellen Raumblase lässt sich der eigene *Wohnraum* verstehen, der einem nahe stehende Menschen und persönlichen materiellen Besitz umfasst (Hamm 1982: 140). Er schützt Intimität und gibt Geborgenheit, ist nach der Kleidung gewissermaßen die „dritte Haut der Menschen“ (Schneider und Spellerberg 1999: 78) und damit auch Ausdruck eines bestimmten Lebensstils.

Die *Nachbarschaft* wiederum stellt eine Erweiterung des Wohnbereichs dar. In einem weiter gefassten Sinn sind hier andere Haushalte im näheren Wohnumfeld gemeint, nach engerem Verständnis eine soziale Gruppe, deren Mitglieder aufgrund einer gemeinsamen Wohngegend regelmäßig interagieren (Hamm 1982: 142). Innerhalb der Nachbarschaft herrscht eine überdurchschnittliche Bereitschaft zu gegenseitiger Hilfe. Allerdings ist hier auch die soziale Kontrolle intensiver als üblich. Die nächst größere

räumliche Einheit ist in urbanen Räumen das *Stadtquartier* im Sinne eines sozial-räumlich homogenen Gebiets wie es Gegenstand der Sozialökologie ist (siehe oben Kapitel 2.2.2). Nachbarschaft und Wohnquartier können auf der Mesoebene angesiedelt werden. Hier spiegeln sich bereits Prozesse der Stadtstrukturierung und Segregation wider. Im *öffentlichen Raum* wie etwa dem Stadtzentrum verliert die Territorialität schließlich weitgehend ihren Anspruch. Kontakte sind dort eher oberflächlicher Natur. Zwar existiert auch hier soziale Kontrolle, insgesamt kann der Verhaltensstil jedoch als zurückhaltend bis gleichgültig beschrieben werden.

Mit der Distanz vom eigenen Lebensmittelpunkt nehmen das Bedürfnis nach Raum und der Anspruch auf diesen also ab. Territorialität ist jedoch wie beschrieben kein rein individuelles Phänomen, sondern wird immer auch durch soziale Bezüge vermittelt und äußert sich auch in diesen. Ittelson (1977: 178-186) belegt anhand diverser empirischer Studien, wie soziale Distanz in physische Distanz übersetzt wird. Zu beobachten ist dies beispielsweise bei der Körperhaltung in freiwilligen oder erzwungenen sozialen Kontakten, bei der Sitzplatzwahl in einem Wartezimmer, bis hin zu relativ dauerhaften Strukturen wie der Wahl des Wohnstandorts. Das Distanzverhalten hängt hier eben nicht allein von persönlichen Bedürfnissen und den materiell-physischen Rahmenbedingungen (wie trennenden Mauern) ab, sondern auch von sozial bedeutsamen Unterschieden bei Alter, Geschlecht, Lebensform, sozio-ökonomischem Status, ethnischer Herkunft und kulturellem Hintergrund (Ittelson 1977: 179; siehe auch Gans 1983: 196-197). Dies gilt gesellschaftsübergreifend, wobei die konkreten Raumnormen je nach Kulturkreis variieren können. Beispielsweise fällt der Bereich, in dem körperliche Nähe Fremder als unangenehm empfunden wird, in nördlichen Ländern weiter aus als in südlichen (Hengartner 1999: 262-264).

Bereits früh wurde versucht, *soziale Distanz* und ihre Beziehung zu *räumlicher Distanz* näher zu quantifizieren. Als gängiges Instrument zur Messung der sozialen Distanz hat sich hierbei die Bogardus-Skala etabliert (Bogardus 1925: 299-302). Sie soll die Akzeptanz, Vertrautheit und Sympathie versus Fremdheit bis Ablehnung wiedergeben, mit welcher die Bevölkerungsmehrheit Minderheiten begegnet. Die Skala umfasst 7 Rangstufen. Diese reichen von „... würde ich durch Heirat in engere Verwandtschaft aufnehmen“, über „... würde ich als Nachbar in meiner eigenen Straße zulassen“ bis „... würde ich aus meinem Land ausschließen“. Unterschiedliche Bevölkerungsgruppen können auf dieser Skala eingeordnet werden, wobei Mehrfachnennungen erlaubt sind. Aus den von befragten Personen der Majorität durchschnittlich vergebenen Rangplätzen lassen sich Abstände ermitteln, die als soziale Distanz zu den jeweiligen Minoritäten interpretiert werden.

Die Bogardus-Skala fand Eingang in mehrere Segregationsstudien. So untersuchen Duncan und Lieberson (1959) anhand von Zensusdaten der Jahre 1930 und 1950 zu

Chicago für 16 europäische Einwanderergruppen den Zusammenhang der sozialen Distanz und der Segregiertheit dieser Ethnien. Die Akzeptanz-Reihenfolge, in der die Migrantengruppen hinsichtlich einer der Bogardus-Skala entnommenen Aussage („... würde ich als Nachbar in meiner eigenen Straße zulassen“) von der einheimischen weißen Bevölkerungsmehrheit geordnet wurden, korreliert mit den über 75 Stadtteile gemessenen Segregations-Indizes zwischen der jeweiligen Einwanderergruppe und den Einheimischen. Bei der ersten Einwanderergeneration ergibt sich eine Rang-Korrelation nach Spearman von 0,73 und bei der zweiten Einwanderergeneration sogar von 0,80 (Duncan und Lieberson 1959: 372-373; beide ohne Signifikanzangabe). Duncan und Duncan (1955b: 497-499) bestätigen für das Chicago Mitte der 1950er Jahre einen Zusammenhang zwischen sozialer Distanz (gemessen zwischen Rangpositionen im Berufsprestige) und räumlicher Distanz (Segregation), ohne diesen allerdings über ein Korrelationsmaß zu quantifizieren.

In einer ähnlich angelegten Studie zu Queensland, Australien, kommt Timms (1971: 98-105) ebenfalls mittels Zensusdaten für die 1960er Jahre zu vergleichbaren Ergebnissen. Auch hier besteht bei 8 Einwanderergruppen unterschiedlicher Nationalität eine hohe Assoziation der sozialen Distanz (unter anderem über die Bogardus-Skala ermittelt) und residenziellen Distanz (ebenfalls über den Segregations-Index gemessen). Ein ähnliches Muster ergibt sich in derselben Studie für Personen mit ungleichem Berufsprestige, wobei hier die soziale Distanz aus den Rangpositionen von Erwerbsgruppen abgeleitet wurde (ohne Ausbildung, Hilfsarbeiter, Facharbeiter, Angestellte, Hochqualifizierte und Führungskräfte). Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang eine Untersuchung Gissers (1974: 124-127) aus den 1960er Jahren mit 706 wohnungssuchenden Haushalten in der österreichischen Stadt Graz. Die Ergebnisse zeigen für Haushalte mit unterschiedlichem Berufsstatus (Hilfsarbeiter, Facharbeiter, Angestellte, Beamte, Selbständige), dass die aus einer freien Wohnstandortwahl resultierende Ungleichverteilung das tatsächliche Segregationsmaß sogar übersteigen würde (gemessen über den Segregations-Index). Dabei steigt mit dem Berufsstatus das Bedürfnis, sich räumlich von anderen abzugrenzen, insbesondere von Personen mit niedrigem Status (Gisser 1974: 125-126).

Die durchaus interessanten Befunde können allerdings nicht verdecken, dass diese Studien die Konzepte Distanz und Ungleichheit methodisch nur unzureichend umsetzen und zudem miteinander vermengen. Die soziale Distanz wird auf einer einfachen Rangskala gemessen, die Segregation hingegen als Ungleichheit im 2-dimensionalen materiell-physischen Raum, ohne dass wirklich Entfernungen berücksichtigt würden. Damit wird eine in der Segregationsforschung weit verbreitete Ungenauigkeit fortgesetzt, wie sie bereits in Kapitel 2.3.3 ausführlich kritisiert wurde. Folgt man Friedrichs (1983: 85, 243-254 und 275-276), lassen sich aus den Ergebnissen in

Verbindung mit der Theoriediskussion der Segregationsforschung (siehe auch oben Kapitel 2.3.1) dennoch folgende Hypothesen ableiten:

- Je größer Status- und Verhaltensunterschiede sind, desto größer ist die soziale Distanz.
- Mit dem sozialen Rang nimmt der Wunsch nach sozialer Distanz zu.
- Je größer die soziale Distanz zweier Bevölkerungsgruppen, desto größer ist ihre tatsächliche räumliche Distanz und – in noch stärkerem Maße – ihre gewünschte räumliche Distanz.
- Räumliche Distanz wirkt über Kontaktchancen auf die soziale Distanz zurück.

Soziale Distanz umfasst demnach nicht nur Statusunterschiede im Sinne sozialer Ungleichheit, sondern ist Ausdruck sozialer Differenzierung allgemein, einschließlich Lebensstilisierung. Räumliche Distanz auf der anderen Seite könnte alle 4 Raumdimensionen nach Läßle umschließen, wobei die physikalische Distanz einer Messung am ehesten zugänglich ist.

3.1.2 Raum in der Lebensstilforschung

Ein lebensstilspezifisches Raumkonzept

Die Erkenntnisse der sozialwissenschaftlichen Raumforschung lassen sich auf Lebensstile übertragen. Auch Lebensstile sind an konkrete Orte gebunden und entfalten sich in sozial-räumlichen Kontexten. Müller (1989: 66) versteht Lebensstile konsequenterweise als „raum-zeitliche Muster der Lebensführung“. Dennoch bleibt diese Tatsache in der Debatte häufig ausgeblendet. Für Klee (2001: 63-64) gilt daher die Kritik an der Raumbblindheit der Sozialwissenschaften zumindest teilweise für die Lebensstilforschung: „Die hierbei diskutierten Phänomene der Individualisierung, der Ausdifferenzierung von Lebensformen und der verstärkten Stilisierung des eigenen Lebens sind in der Regel auf einer abstrakten und gesamtgesellschaftlichen Ebene angesiedelt, die räumliche Dimensionen als Erklärungsbeitrag und als Differenzierungsmoment nicht berücksichtigt.“ Klee räumt zwar ein, dass einige empirische Studien zu Lebensstilen in Städten existieren, kritisiert jedoch, die Stadt würde hierbei lediglich als Rahmen fungieren, innerhalb dessen Lebensstile identifiziert würden. Auf die soziale Bedeutung des Raums werde dabei kaum eingegangen. Dangschat (1996: 110-118) wirft – in seiner bereits vorgestellten Klassifizierung (siehe oben in Kapitel 3.1.1) – der Lebensstilforschung einen vorwiegend naiv-expliziten oder bedeutungsvoll-impliziten Raumbezug vor, hält diesen aber für weniger ausgeprägt als bei Klassen- und Schichtkonzepten. Einen bedeutungsvoll-expliziten Raumbezug sieht er immerhin in Bourdieus kritischer Diskussion der Aneignung von Räumen und mit der Gentrification-Forschung eingeleitet.

Nimmt man das sozialwissenschaftliche Raumkonzept ernst, so muss auch für Lebensstile gelten, dass sie den Raum mit konstituieren und der Raum auf sie zurückwirkt. Folgerichtig ist der Raum hier wie auch sonst weder Behälter noch auf seine verdinglichten Strukturen reduzierbar, „sondern entfaltet sich als Teil der Lebensstilpraxis der Menschen“ (Klee 2001: 76). In dem Versuch, diese offensichtliche Verflechtung analytisch zu entwirren und die bisherige Lebensstilforschung und das neuere sozialwissenschaftliche Raumverständnis fruchtbar aufeinander zu beziehen, lassen sich 2 konzeptionelle Herangehensweisen ausmachen. Die eine wählt den Raum als Ausgangsbasis und sucht in ihm nach lebensstilspezifischen Elementen, während die andere umgekehrt das Lebensstilverhalten zum Ansatzpunkt nimmt und in diesem Raumbezüge identifiziert.

Im Sinne der ersten Variante greift Dangschat (1994a: 442-444; 1994b: 348-351) auf die analytische Einteilung Hamms und Lämples in mehrere Raumkomponenten zurück (siehe oben Kapitel 3.1.1):

- Das *materiell-physische Substrat* besteht aus der Wohnbau- und Infrastruktur, der Ausstattung mit Grün- und Freiflächen sowie den Menschen eines Quartiers, einer Stadt oder Region. Für die Lebensstilpraxis besitzen hier neben den Wohnverhältnissen vor allem Konsum- und Freizeiteinrichtungen einen hohen Stellenwert. Insbesondere das eigene Stadtquartier und der öffentliche Raum dienen dabei als Bühne der Inszenierung.
- Die *gesellschaftliche Praxis* der Produktion, Aneignung und Nutzung des Raums vollzieht sich nicht nur über sozio-ökonomische und demografische Kriterien, sondern auch über das interaktive und expressive Lebensstilverhalten der Akteure. Sie kann sich in einer freien Stilisierung äußern, aber auch instrumentalisiert werden, um Interessen und Ansprüche gegenüber anderen durchzusetzen. Zur gesellschaftlichen Praxis gehören auch Segregationspraktiken wie soziale Schließung und das Ausgrenzen von Fremden durch Lebensstilisierungen (Dangschat 1994a: 443). Als Ergebnis ist daher sowohl ein relativ harmonisches oder tolerantes Miteinander an Stilen möglich, aber auch durch erzwungene Nachbarschaften oder Verdrängungsprozesse verursachte Konflikte wie bei einer Gentrifizierung (siehe oben Kapitel 2.3.1).
- Das *institutionalisierte und normative Regulationssystem* steuert über Gesetze, Normen sowie Machtstrukturen den Umgang mit materiellen Raumelementen und anderen Akteuren. Lebensstile finden hierbei durchaus Berücksichtigung. Beispielsweise verfolgt die sogenannte Milieuschutz- oder Erhaltungssatzung (BauGB § 172) das Ziel, die Bevölkerung und bauliche Eigenart von Stadtquartieren in ihrer Zusammensetzung zu erhalten und vor Verdrängung und Umbau zu schützen. Umgekehrt kann durch Projekte wie Erschließungs- oder

Sanierungsmaßnahmen versucht werden, eine bestimmte Klientel für neue oder bestehende Viertel anzuwerben.

- Über das *Zeichen-, Symbol- und Repräsentationssystem* signalisieren die Architektur von Gebäuden und Plätzen oder die Gestaltung und Einrichtung von Geschäften und Restaurants, an welche Lebensstilgruppe sie sich wenden. Die entsprechenden Codes werden während der Sozialisation schicht-, aber eben auch lebensstilspezifisch erlernt und erzeugen Gefühle des Ausgegrenzt-Seins oder des Sich-Wohlfühlens.

Den umgekehrten Weg der zweiten Variante wählt Klee (2001: 86-90), indem er Lebensstile nach den 4 Dimensionen Müllers (1992: 377-378; siehe oben Kapitel 2.1.3) differenziert und in diesen nach Raumbezügen sucht:

- Die *raumbezogene expressive* Dimension steht für offen sichtbares Verhalten, das auf die Produktion, Aneignung und Nutzung des materiell-physischen Substrats zielt. Dazu zählen insbesondere das Freizeit- und Konsumverhalten an bestimmten Orten, mit den damit verbundenen Nutzungs- und Stilisierungsmöglichkeiten.
- Das *raumbezogene interaktive* Verhalten zielt auf Kontaktmuster und soziale Netzwerke der Individuen und Lebensstilgruppen und deren Verortung im Raum. Hierbei interessiert neben der Lage gemeinsam genutzter Gelegenheiten die Frage, wie groß die Entfernungen sind, über welche soziale Kontakte gepflegt werden.
- Die *raumbezogene evaluative* Dimension befasst sich mit lebensstilspezifischen Einstellungen, Bewertungen und Erwartungen, die an Räume oder einzelne Raumelemente und -strukturen geknüpft werden, etwa an einen unkonventionellen Museumsbau.
- Das *raumbezogene kognitive* Verhalten bestimmt schließlich, ob und wie das materiell-physische Substrat und die Lebensstilpraxis anderer im Raum wahrgenommen werden.

Mittels einer eigenen Erhebung im Winter 1998/99 mit 511 Bewohnern der Stadt Nürnberg kann Klee (2001: 184) für alle 4 Dimensionen bestätigen, dass „Lebensstile unterschiedliche Formen der Raumwahrnehmung, -bewertung und -nutzung implizieren“.

Die genannten Raumkomponenten und Lebensstildimensionen sind in sich und untereinander verwoben. Beispielsweise kanalisieren die kognitive und evaluative Dimension die Wirkung der räumlichen Semiotik. Umgekehrt bestimmt etwa das Angebot öffentlicher Plätze oder von Clubs die Chancen, expressive Stile auch wirklich zur Schau tragen zu können. Fokussiert man diese *Raum-Stil-Schnittstelle*, treten die

Konturen von Lebensstilen auf niedrigeren Maßstabniveaus am deutlichsten hervor (ähnlich Klee 2001: 76): Auf der Mikroebene entfalten sich Prozesse der Raumwahrnehmung und -bewertung, sowie stilisierende Handlungen von Individuen. Auf der Mesoebene werden Interaktionen in Kontexten wie städtisches Wohnen, Arbeiten und Freizeit sichtbar. Auf der Mikro- und Mesoebene wird auch besonders deutlich, dass Lebensstile ohne konkrete Orte nicht denkbar sind (Dangschat 1994b: 336-337); beispielsweise als Gegenstand der Aneignung, als Bühne der Inszenierung oder in ihrer Architektur, die den Geschmack dominanter Gruppen symbolisiert. Auch für die Analyse von Segregation sind städtische Quartiere und damit die Mesoebene besonders relevant, da sich hier räumliche Effekte manifestieren (so auch Dangschat 1994a: 443). Die Makroebene gibt eher den Rahmen, in dem beispielsweise Machtstrukturen oder Gesetze definiert sind.

Die Wahl eines Wohnstandorts gehört als individuelle, offen sichtbare Verhaltensäußerung zur expressiven Lebensstildimension auf der Mikroebene (ähnlich Dangschat 1994a: 429). Der Entscheidungsprozess selbst wird aber auch von den anderen Dimensionen beeinflusst. Eine Rolle spielen beispielsweise die Wahrnehmung und Bewertung der dort vorzufindenden Standortqualitäten. Dazu kann auch das Erkennen bereits dominanter Lebensstile zählen, zu denen man sich dann positionieren kann. Umgekehrt zieht ein Umzug wiederum lebensstilrelevante Verhaltensweisen im Raum nach sich, etwa in Form neuer sozialer Kontakte in der Nachbarschaft. Für Dangschat (1994a: 440) regelt dieses interaktive Verhalten das Verhältnis von Nähe und Distanz in sozialer wie räumlicher Hinsicht und damit die Abgrenzung und Konkurrenz um den Raum, ist also für die soziale und residenzielle Segregation auf höherem Maßstabniveau konstitutiv.

Dangschat (1994a: 440-445; 1996: 118-122) hat einen Modellentwurf zu lebensstil-spezifischer Segregation vorgelegt, welcher die eben skizzierte Raum-Stil-Schnittstelle abbildet. Neben den Raumkomponenten Lämples und Hamms und dem Habituskonzept Bourdieus fließen hier auch die Lebensstildimensionen nach Müller und die Analyseebenen nach Konau ein (siehe oben Kapitel 3.1.1). Nach diesem Modell findet auf der Makroebene die gesellschaftliche Regulation statt. Die regulierenden Institutionen des Steuer- und Eigentumsrechts, der Lokalpolitik oder Stadtplanung sind dabei selber bestehenden Machtstrukturen unterworfen und reproduzieren diese daher im Raum, unterstützen also bereits durchsetzungsstarke Bevölkerungsgruppen. Auf der Mesoebene wirken konkrete Orte mit ihrem physischen Substrat, ihrer Sozialstruktur und der damit verbundenen Symbolik. Je stärker sich die materielle Struktur in homogene Areale mit objektiv unterschiedlichen und gut wahrnehmbaren Wohnqualitäten gliedert, desto eher eignet sie sich als Projektionsfläche für soziale Ungleichheit. Die Gestaltung des Raums schließlich signalisiert über allgemein verständliche Codes, für wen er gedacht ist, und unterstreicht Raumansprüche subtil und

dennoch effektiv. Auf der Mikroebene schließlich entfaltet sich gemäß dem Habituskonzept der Zusammenhang zwischen sozialer Lage und der Lebenspraxis. Lebensstile offenbaren ihre distinktive Wirkung hierbei über expressives und interaktives Verhalten, mit welchem Akteure konkret Hegemonie über ein Wohnviertel erlangen. Lebensstile setzen demnach den Wettbewerb um Wohnraum lediglich mit anderen Mitteln fort.

Dieses theoretische Gerüst stellt für Dangschat (1994a: 444) „den Rahmen zur Integration sozial-räumlicher Unterschiede auf der Ebene von Wohnvierteln in die Theorie sozialer Ungleichheit dar (Theorie residentieller Segregation als raumbezogene Theorie sozialer Ungleichheit)“. In Bourdieus Tradition fokussiert Dangschat dabei aus einer kritischen Perspektive die ungleichen Bedingungen bei der Konkurrenz um knappe und attraktive Standorte. Bevölkerungsgruppen mit guter Ressourcenausstattung und entsprechend dominantem Lebensstil sind demnach im Vorteil. Segregation spiegelt für Dangschat nicht nur soziale Ungleichheit, sondern festigt diese auch.

Die mit diesem Entwurf von Dangschat unterstellte deterministische Kopplung zwischen sozialer Lage und Lebensstil wurde bereits im Zusammenhang mit Bourdieu kritisiert (siehe oben Kapitel 2.1.2 und 2.1.3). Man kann dem Modell aber sozusagen einen Freiheitsgrad hinzufügen, indem man das Habituskonzept herausnimmt. Soziale Lage und Lebensstil entfalten dann gleichermaßen auf der Mikroebene ihre wahlweise distinktive oder integrative Wirkung. Dies schließt mögliche gegenseitige Abhängigkeiten und Wechselwirkungen nicht aus. Die Bedeutung der Stilisierung in einem solchen Modell wird im Folgenden näher beleuchtet und im Anschluss in ein allgemeines Segregationskonzept eingebettet.

3.1.3 Stilisierung im urbanen Raum

Stilisierung als Inklusions- und Exklusionspraxis

Das Orientieren an einem Lebensstil hat immer 2 Seiten: eine innengerichtete, Identität stiftende und eine, welche den Stil nach außen abgrenzt und schützt. Bereits aus logischen Gründen lässt sich sagen: „Also gibt es Inklusion nur, wenn Exklusion möglich ist.“ (Luhmann 1997: 621) Übersetzt auf den Raum heißt dies: „In society we not only live together, but at the same time we live apart, and human relations can always be reckoned, with more or less accuracy, in terms of distance.“ (Park 1926: 4) Aus einer kritischen Perspektive steht der Aspekt der Distinktion im Vordergrund. Bereits Max Weber (1964: 202; Original von 1921) thematisiert das Problem der Ausgrenzung und sieht dabei die – wie er es nennt – „Schließung nach außen“ primär an ökonomische Interessen gekoppelt. Diese Lesart wirkt auch in der Lebensstilforschung nach. Demnach werden Stile nicht allein um ihrer selbst Willen nach außen geschützt, sondern dienen auch als Instrument sozialer Schließung von Statusgruppen (Müller

1989: 55). Prominente Autoren wie Bourdieu (1991: 29-33), zum Felde und Alisch (1992: 179-191) oder Dangschat (1996: 121) übertragen diese These auf die Konkurrenz um städtischen Wohnraum (siehe oben Kapitel 2.3.1 und 3.1.1).

Zwar greift die Annahme zu kurz, hinter einer stilistischen Abgrenzung stünden in Wahrheit allein ökonomische Verteilungskämpfe. Die empirischen Ergebnisse sprechen gegen einen solchen determinierenden Zusammenhang (siehe oben Kapitel 2.1.3). Dennoch gilt: Eine über einen – im Sinne Bourdieus – Notwendigkeitgeschmack hinausgehende Stilisierung ist nur denkbar, wenn sozio-ökonomische Standards ausreichend Gestaltungsräume bieten. Nur dann können etwa Konzerte besucht oder Zeit und Geld in ein Outfit investiert werden. In dem Maße, in welchem klassische Unterscheidungsmerkmale an Gewicht verlieren, können Lebensstile als Identifikations- und Unterscheidungskriterien im sozialen Verkehr an Bedeutung gewinnen (so auch Michailow 1996b: 80). Dabei muss das Markieren sozio-kultureller Grenzen nicht notwendigerweise einem Oben-Unten-Schema folgen. Zwar ist eine gewisse Überhöhung des eigenen Lebensstils gegenüber anderen denkbar, doch kann diese nicht allein an objektiven Kriterien wie der Einkommenshöhe festgemacht werden: „Gewiß gibt es noch den alten Hochkulturdünkel, es gibt aber auch das mitleidige Lächeln nächtlicher Kneipenbummler über die Leute, die gerade in festlicher Garderobe aus der Oper kommen.“ (Schulze 1997: 167)

Ein steigendes Wohlstandsniveau begünstigt durch seinen nivellierenden Effekt den Bedarf, sich von anderen abzuheben. Lebensstile geben hier Raum zur Selbstdarstellung oder gar Selbstinszenierung; sie erwecken den Eindruck von Individualität, fungieren aber gleichzeitig als Orientierungspunkte im sozialen Austausch (Michailow 1994: 39-40). Bildungsexpansion und Wertewandel forcieren die Aufwertung des kulturellen Sektors. Der Zwang zur stilistischen Entscheidung nimmt zu (Schulze 1997: 123; siehe auch oben Kapitel 2.1.2). Die Folge ist eine zunehmende Ästhetisierung sogar alltäglicher Lebensbereiche. Funktionalität spielt eine untergeordnete Rolle. Man fährt mit dem Kick-Board (neudeutsch für Tretroller) zur Arbeit, obwohl das Rad eigentlich praktischer wäre, oder bemüht sich um aufwendige Sound-Kompositionen als Handy-Klingelton. „Immer mehr Elemente in der Wirklichkeit werden ästhetisch überformt, und zunehmend gilt uns Wirklichkeit im ganzen als ästhetisches Produkt.“ (Welsch 1993: 13) Bisher gibt es keine Anzeichen dafür, dass diese Stilisierungsneigung abnehmen würde oder zunehmend durch bestehende oder neue soziale Ungleichheiten determiniert wäre (siehe oben Kapitel 2.1.3).

Stilisierung im urbanen Raum

Dass sich vor allem Städte zur Stilisierung eignen, liegt auf der Hand: Wo viele Menschen auf engem Raum leben, findet sich eine Vielzahl unterschiedlicher Gebäude,

Geräusche, Gerüche; verschiedener Moden und Geschäfte, Mentalitäten und Bräuche. Nirgendwo sonst gibt es so viele Anknüpfungspunkte und Vergleichsmöglichkeiten zur kulturellen Orientierung. Und nirgendwo sonst herrscht soviel Toleranz – gelegentlich auch Ignoranz –, was das Ausprobieren neuer oder das Pflegen ungewöhnlicher Stile angeht. Auch wenn sie voll von Schadstoffen ist: Stadtluft macht frei. Nicht zuletzt deshalb bieten Städte große Anziehungskraft auf Menschen, die in einem ländlichen Umfeld wenig Entfaltungsmöglichkeiten für sich sehen. Gleichzeitig existiert gerade im urbanen Raum mit seinen unterschiedlichsten Erlebnisangeboten und seinen häufig nur flüchtigen und unübersichtlichen Sinneseindrücken ein großer Bedarf an Wiedererkennung und sozialer Identität (so bereits Simmel 1995b: 116-131). Dangschat (1994b: 353) spricht von einer wachsenden „Not des Sich-Selbst-Vergewisserns“. Lebensstile versprechen in dieser ambivalenten Situation Entlastung, indem sie kollektive Orientierung geben, zugleich aber ein Gefühl der subjektiven Entscheidungsfreiheit vermitteln.

Es sind daher die „Adern“ einer Stadt, die Lebensstile zum „Pulsieren“ bringen: „In den großstädtischen Räumen fungieren Lebensstile nicht nur als Leitwährung im sozialen Verkehr. Die Stadt selbst ist es, die als sozialökologische Ressource bestimmte Lebensstile erst möglich macht.“ (Berking und Neckel 1990: 482) Dabei ist davon auszugehen, dass sich eine Stadt mit ihrer Größe zunehmend ausdifferenziert (siehe oben Kapitel 2.2.2), was sich wiederum auf das Verhalten der Stadtbewohner auswirkt, beispielsweise auf ihr Kontaktverhalten. Diese Grundannahme lässt sich nach Friedrichs (1981: 121) bereits bei Klassikern der Soziologie und Stadtforschung wie Simmel, Durkheim, Burgess und Wirth finden. Die äußere Verstädterung, etwa die Zunahme der Bevölkerungsdichte oder die räumliche Trennung von Wohnen und Arbeit, erzwingt eine Auflösung traditioneller Verhaltensmuster und sorgt dafür, dass soziale Beziehungen anonymisiert, versachlicht, aber auch freier werden (siehe auch Simmel 1995b: 116-131). Diese veränderten Lebensbedingungen führen zu einer – wie Korff (1985: 343) es genannt hat – „inneren Urbanisierung“, einem Verinnerlichen elementarer urbaner Lebensweisen durch die Stadtbewohner. Hengartner (1999: 332) sieht in dieser inneren Urbanisierung die Grundlage einer weiteren „Auffächerung städtischer Lebensstile“, die zunehmend offene und dynamische Stile hervorbringt.

Die besondere Bedeutung des städtischen Raums für die Vielfalt der Stilisierung wird durch empirische Befunde untermauert, welche über das bloße Betrachten von Lebensstiltypen innerhalb einzelner Städte hinausgehen und den Vergleich zu ländlichen Regionen suchen. So kann Richter (1994: 361-362) auf Basis der Daten einer österreichischen Studie (Austrian Life Style 1988) zeigen, dass je nach Gemeindegröße unterschiedliche Lebensstiltypen dominieren. Ab 50.000 Einwohnern ist ein qualitativer Sprung zu verzeichnen. Unterhalb dieser Grenze finden sich vor allem angepasste und traditionsverhaftete Bevölkerungsgruppen, die Richter als ländliche Stile versteht. In

größeren Gemeinden dominieren aktive, bildungs- und aufstiegs- und genussorientierte Bevölkerungsgruppen, aber auch ruhige, spannungsfreie Stile, von Richter zusammenfassend als städtische Lebensstile interpretiert. Nicht alle Typen lassen sich eindeutig zuordnen; beispielsweise persönlichkeits- und spannungsorientierte Stile, aber auch ein häuslich-passiver Typ. Insgesamt erweisen sich die Lebensstile in den Städten heterogener und vielfältiger als auf dem Land (Richter 1994: 363-365).

Ganz ähnlich stellen Schneider und Spellerberg (1999; siehe auch Spellerberg 2007) im Rahmen der in den Kapiteln 2.1.2 und 2.3.2 vorgestellten Untersuchung für die Bundesrepublik Deutschland Mitte der 1990er Jahre fest, dass Gebiete mit unterschiedlicher Siedlungsdichte sowie Kernstädte und ihr Umland jeweils von anderen Lebensstiltypen bevorzugt werden. Dies gilt auch dann, wenn man den Einfluss der Lebensphase und der Schichtzugehörigkeit kontrolliert. So zieht es hochkulturelle, junge, außerhäuslich aktive Lebensstiltypen eher in die Städte (Schneider und Spellerberg 1999: 192-203 und 282-283). In Großstädten und besonders in Metropolen anzutreffen sind dabei vor allem die *Arbeits- und Erlebnisorientierten, vielseitig Aktiven* sowie die *Hedonistischen Freizeitorientierten*. Traditionelle und sicherheitsorientierte Lebensstilgruppen bevorzugen hingegen eher kleinere Orte. Allerdings lassen sich auch in dieser Studie nur Tendenzen ausmachen und nicht alle untersuchten Lebensstiltypen gleich gut in ein Stadt-Land-Schema einordnen. In jedem Fall scheint es aber so zu sein, dass mit dem Urbanisierungsgrad die Lebensstilvielfalt steigt.

Sozial-räumliche Verdichtung von Lebensstilen

Zur Frage, wie aus individuellem Stilisierungsbestreben kollektive Lebensstile erwachsen, hat Lütke (1989) einen überzeugenden Entwurf vorgelegt (für einen Überblick zu Lütkes Lebensstilansatz allgemein siehe oben Kapitel 2.1.2). Dieser ist so ausgearbeitet, dass er als lebensstilspezifischer Baustein in dem hier verfolgten allgemeinen Segregationskonzept dienen kann (siehe unten Kapitel 3.2.1). Ausgehend von der Mikroebene zeichnet Lütke (1989: 69-73) mehrere Verdichtungsstufen der Lebensstilgenese nach: Danach helfen Lebensstile, eine Identität auszubilden, die sich im Einklang mit sozialen Bezügen befindet. Sie sind damit Ausdruck des menschlichen Grundbedürfnisses nach Zuwendung und Bestätigung, nach emotionaler Sicherheit und konsistenten Sinnkontexten. Im sozialen Austausch einmal bewährte Handlungen und kulturelle Symbole werden nach Lütke vorwiegend beibehalten. Weitere soziale Kontakte werden an bereits etablierten Stilelementen orientiert, so dass Interaktionen zunehmend selektiv verlaufen. In einem Wechselspiel gegenseitiger Bestätigung und Ablehnung verdichten sich so nach und nach soziale Netze, die sich nach außen abgrenzen. Individuellem distinktiven Verhalten entspricht dabei auf kollektiver Ebene der Mechanismus des sozialen Schließens. Auf der höchsten Verdichtungsstufe lassen sich nach Lütke (1989: 70) Lebensstile als kollektive Verhaltensmuster verorten.

Indem er den eben beschriebenen Verdichtungsprozess in den städtischen Raum projiziert, veranschaulicht Lüdtké (1989: 146), wie Gebiete mit homogenen Lebensstiltypen entstehen: Danach senden Individuen zunächst probeweise Stilsignale in ihr Wohnumfeld. Erfolgreiche Sendungen kommen auf symbolischer und sozialer Ebene zurück und werden in einem wechselseitigen Prozess von Versuch und Irrtum ausgewählt und verdichtet. Die sich nach und nach aufbauende kollektive Bedeutung eines Raums wirkt zudem wiederum auf das Bewusstsein und Handeln seiner Bewohner, sorgt für Orientierung und Identität, aber auch gemeinschaftlich territoriales Verhalten. Im fortgeschrittenen Stadium der sozialen Schließung und Segregation können einzelne Lebensstiltypen ganze Stadtquartiere prägen. Abbildung 27 zeichnet die verschiedenen sozial-räumlichen Verdichtungsstufen nach.

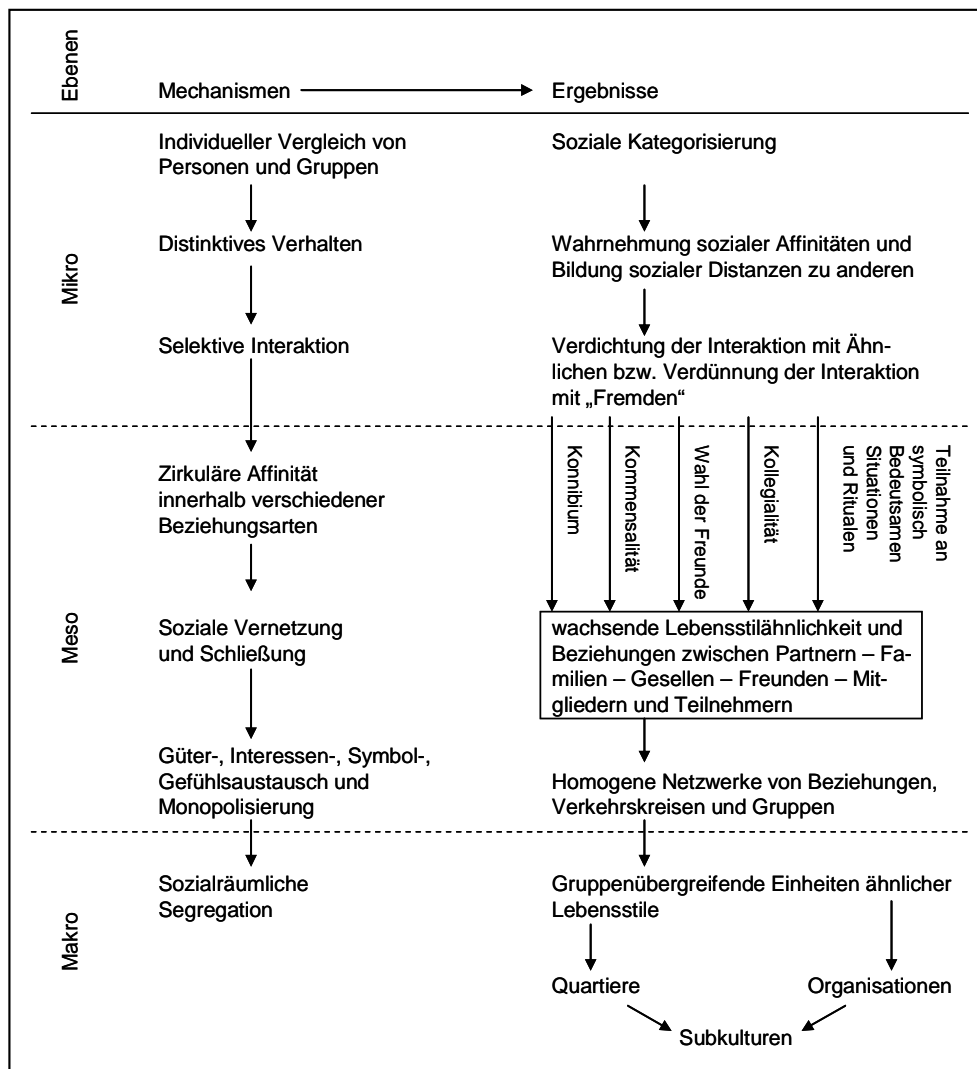


Abb. 27: Sozial-räumliche Verdichtung von Lebensstilen

Quelle: Lüdtké (1981: 71).

Mit dieser These der *selektiven Widerspiegelung und Verdichtung* individueller Stilelemente zu kollektiven Lebensstilmustern verbindet Lüdtké Annahmen, wie sie in

der Sozialpsychologie vor allem von Festinger (1954: Theorie der sozialen Vergleichsprozesse; 1957: Theorie der kognitiven Dissonanz) und in der Soziologie von Merton (1968: Bezugsgruppentheorie) formuliert wurden. Im Mittelpunkt steht die Aussage, dass Menschen konsistente Vorstellungen von sich und ihrer sozialen Umwelt entwickeln, indem sie sich mit anderen vergleichen. Diese Annahme ist mittlerweile in der Sozialpsychologie empirisch vielfach bestätigt worden (Frey u.a. 1993: 111-116; Frey und Gaska 1993: 297-300). Die Befunde weisen tatsächlich auf ein tief sitzendes menschliches Bedürfnis hin, sich mit anderen zu vergleichen. Sofern sich Individuen als Teil einer Gruppe begreifen, stellen sie zudem Merkmale ihrer Gruppe denen anderer gegenüber. Hierbei lassen sich 2 Tendenzen nachweisen, die offensichtlich dem Vermeiden von widersprüchlichen Meinungen, Missverständnissen und Koordinationsproblemen in Handlungsabläufen dienen: Zum einen werden bei der Kontaktaufnahme Personen bevorzugt, die bereits als ähnlich oder aber positiv wahrgenommen werden; zum anderen erfolgt im Laufe der Interaktion zwischen diesen Personen eine weitere Annäherung in Einstellungen und Eigenschaften. Einmal gewonnene Selbst- und Gruppenidentitäten werden gegenüber Fremdeinflüssen geschützt oder gar erhöht (Frey u.a. 1993: 113).

Diese These lässt sich im Übrigen auf den weiter oben diskutierten Raumbegriff Hamms und Lämples ausweiten (siehe oben Kapitel 3.1.1 und 3.1.2): Es sind nicht nur Menschen, welche sich in ihren Stilisierungsversuchen gegenseitig bestätigen oder ablehnen, sondern auch die von ihnen symbolisch aufgeladenen Gebäude, Straßen und Plätze, Cafés, Shopping-Passagen und Freizeit-Center, welche Zugehörigkeit oder Andersartigkeit signalisieren. Sie sichern die Dominanz eines Lebensstils über die Dauer der Anwesenheit seiner Trägergruppen hinaus und verstärken Selektionsprozesse und damit die Konzentration bestimmter Lebensstiltypen und -elemente in unterschiedlichen städtischen Teilgebieten (so auch Dangschat 1990: 89 und 1994b: 353). In solchen Selektionsprozessen entscheidet sich etwa, wo ein Händler einen Naturkostladen eröffnet, ob sich eine alteingesessene Eckkneipe halten kann, oder wer in ein bestimmtes Wohnviertel zieht. Die spezifische Nachfrage der sich ansiedelnden Bevölkerung zieht dabei auch besondere Angebote vor Ort nach sich, etwa Asia-Märkte oder Yoga-Kurse. Der selektive Nachzug bestimmter Bevölkerungsgruppen wird so verstärkt (Urban und Weiser 2006: 23-26). Schließlich definieren Lebensstile daher „*symbolisch gesicherte Territorien* mit festen Zugehörigkeitsmerkmalen und Ausschlußregeln“ (Berking und Neckel 1990: 482; Hervorhebung im Original).

Indem Lüdtker Stilisierung letztlich auf der Mikroebene verortet, greift er zudem auf Grundannahmen des methodologischen Individualismus zurück. Homans (1972: 62-69) folgend geht er davon aus, dass Menschen ihr Verhalten so zu organisieren versuchen, dass sie das erwartete Ausmaß an Belohnungen maximieren und das an Deprivationen minimieren. Entsprechend bilden sie bei der Stilisierung Verhaltensmuster aus, die sich

in sozialen Kontexten bewähren. Diese Argumentation sieht durchaus vor, dass sich kollektive Lebensstile bilden, – diese werden allerdings als Ergebnis individueller Handlungen verstanden. Folgt man hierbei dem Grundgedanken des Rational-Choice-Ansatzes, lassen sich zudem Abhängigkeiten der Stilisierung von Ressourcen und Restriktionen anerkennen. Auch können Rückkopplungseffekte sozial-räumlicher Strukturen berücksichtigt werden, womit Colemans (1995: 13-29) Vorschlag einer Verknüpfung von Mikro- und Makroebene nachgekommen würde. Lüdtkes Ansatz lässt sich damit in das in Kapitel 2.3.1 vorgestellte allgemeine Mehr-Ebenen-Modell Friedrichs zur Segregation integrieren und bereichert dieses um die Lebensstilperspektive.

Vergleicht man dieses Lebensstilkonzept mit den anderen hier vorgestellten Ansätzen (siehe oben Kapitel 2.1.2), zeigen sich einige Parallelen: Zu nennen ist vor allem Schulzes Aussage, dass ähnliche Präferenzen den sozialen Kontakt zu Gleichgesinnten erleichtern, ästhetische Differenzen hingegen Distanz erzeugen. Entscheidend ist für ihn, dass auf diese Weise Erwartungsunsicherheiten und Enttäuschungsrisiken verringert werden können. Stile, die sich in sozialen Kontexten herauskristallisieren, versteht Schulze (1997: 123) daher als „freiwillige Selbstbeschränkung angesichts unendlich vieler Möglichkeiten“. Auch Bourdieu betont die Konsistenz stiftende Funktion von Lebensstilen, bindet diese jedoch über den Habitus an die sozio-ökonomische Ausstattung zurück: Der Geschmack bewirkt, dass „man hat, was man mag, weil man mag, was man hat, nämlich die Eigenschaften und Merkmale, die einem de facto zugeteilt und durch Klassifikation de jure zugewiesen werden“ (Bourdieu 1999: 285-286). Geschmacksdifferenzen werden dabei primär durch Aversion gegenüber anderen Lebensstilen erzeugt, wodurch nach Bourdieu (1999: 105-106) Klassenschranken gefestigt werden.

Dass die Annahme einer starken Kopplung lebensstilspezifischer Ausgrenzungspraxis an sozio-ökonomische Ressourcen und Interessen mit Blick auf heutige deutsche Verhältnisse nicht zu rechtfertigen ist, zeigt sich an den empirischen Befunden (siehe oben Kapitel 2.1.3). Wie erläutert, bedeutet das nicht, Lebensstile seien allein Ausdruck individueller Freiheiten und Präferenzen. Lebensstile entstehen immer erst in sozialen Austauschprozessen. Und sobald sie etabliert sind, tangieren sie wiederum das Verhalten anderer. Sie bieten Anknüpfungspunkte, besitzen Vorbildcharakter; sie können aber auch Unverständnis auslösen, Fremdheit signalisieren oder andere Menschen in ihren Lebenschancen beeinträchtigen. Diese weitergehenden Konsequenzen erschließen sich in ihrer ganzen Tragweite erst, wenn man Lebensstile in einem sozial-räumlichen Kontext betrachtet.

Letztlich gelten bezogen auf den Raum dieselben Argumente wie bei der Sozialstrukturanalyse allgemein: Dass sich der soziale Raum im angeeigneten physischen Raum

niederschlägt, trifft erst recht zu, wenn man den sozialen Raum nicht auf vertikale Ungleichheiten verkürzt, sondern auch horizontale Unterschiede einschließt. Der Lebensstilansatz ergänzt die klassische Ungleichheitsforschung auch hier, indem er stärker als bisher das Sozio-Kulturelle betont, ohne die Bedeutung des Ökonomischen zu negieren. In Anlehnung an Geißler und Weber-Menges (2006: 126-127; siehe oben Kapitel 2.1.3) ist, um heutigen gesellschaftlichen Verhältnissen besser gerecht zu werden, daher auch ein vertikal-pluraler Doppelblick in den Raum zu fordern.

3.2 Synthese: Lebensstil und urbane Segregation

3.2.1 Theoretisches Konzept: Lebensstil-Segregation

Zwischenresümee: Lebensstile im urbanen Raum

Die vorangegangenen Ausführungen lassen sich wie folgt zusammenfassen: Lebensstile entstehen aus individuellen, in biographischen Prozessen erworbenen Präferenzen und Gestaltungsleistungen. Sie verdichten sich in sozial-räumlichen Kontexten sowie im Rahmen gesamtgesellschaftlicher Niveaus zu kollektiven Verhaltensmustern mit typischen kulturellen Orientierungen. Ihre Muster erstrecken sich über verschiedene Verhaltensdimensionen: von Wahrnehmungsmustern, über Einstellungen und Geschmacksrichtungen bis hin zu sichtbaren Handlungen und Interaktionen. Kollektive Stile entstehen dadurch, dass Menschen einerseits Erwartungsunsicherheiten und Enttäuschungsrisiken meiden und andererseits nach Identität und sozialer Zugehörigkeit suchen. Für ein Individuum bieten sie eine Projektionsfläche eigener Stilisierungswünsche und -möglichkeiten, signalisieren sie Zugehörigkeit oder Andersartigkeit und erzeugen entsprechend ein Gefühl der Nähe oder Distanz.

Die Lebensstilgenese ist an konkrete Orte gebunden und Stile manifestieren sich wiederum im Raum. D.h. sie entstehen und verdichten sich nicht nur in sozialen Interaktionen, sondern spiegeln sich auch im physischen Substrat des Raums wider, etwa in der Gestaltung von Gebäuden oder Plätzen. Sie dienen der symbolischen Besetzung von Räumen und wirken so auf das Verhalten der in ihnen agierenden Individuen zurück. Menschen suchen dabei die Nähe von Räumen, die ihnen in ihren Stilelementen vertraut sind, und meiden umgekehrt ihnen fremde Territorien. Folgt man dieser Argumentation, dürften Lebensstile auch die Wohnstandortwahl beeinflussen. Ein Standort würde demnach so gewählt, dass der eigene Stil den im neuen Wohnumfeld dominierenden Stilelementen möglichst nahe kommt. Daher übersetzen sich neben anderen sozialen Unterschieden auch Lebensstildifferenzen dauerhaft in räumliche Distanzen und können auf dem höheren städtischen Maßstabniveau gegeneinander abgrenzbare und in sich homogene Einheiten bilden. Städte mit ihrem hohen Grad an sozial-räumlicher Dichte und ihrem Erlebnisangebot fördern das

Entstehen vielfältiger Stile, die sich auf relativ engem Raum gegeneinander behaupten müssen. Urbane Lebensstilräume stellen hierbei in besonderem Maße einen Kompromiss her zwischen Gestaltungsfreiheit und Stilisierungszwang einerseits und dem Wunsch nach Identität und Erwartungssicherheit andererseits.

Ob die damit angenommene Segregation nach Lebensstilen tatsächlich besteht oder ob klassische Ungleichheitsfaktoren die städtische Wohnstruktur dominieren, oder welche Form und Intensität die unterstellten Segregationsmuster annehmen, lässt sich jedoch allein aus der Theorie heraus nicht beantworten und wird daher im empirischen Teil der vorliegenden Arbeit untersucht.

Segregation nach Lebensstilen als Teil eines integrierten Modells

Die vorliegende Arbeit verfolgt einen allgemeinen Mehr-Ebenen-Ansatz, welcher die vorangegangenen Ausführungen zur urbanen Stilisierung integriert. Der zuvor auf Lebensstile eingestellte Fokus wird daher an dieser Stelle wieder erweitert: Residenzielle Segregation entfaltet sich nach diesem Ansatz durch das Zusammenwirken verschiedener Effekte auf Makro-, Meso- und Mikroebene (siehe oben Kapitel 2.3.1, sowie Dangschat 1994a: 440-445, Friedrichs 1995: 90-98; Keller 1999: 80-85). Wichtige Faktoren auf der Makroebene sind demografische Verschiebungen und Veränderungen der Sozialstruktur einer Gesellschaft mit einer Ausdifferenzierung von Lebensstilen (siehe oben Kapitel 2.1.3). Hinzu kommen wirtschaftliche Entwicklungen und politisch-rechtliche Rahmenbedingungen. Verfestigen sich vertikale Ungleichheiten und horizontale Unterschiede in diesem Kontext, begünstigt dies residenzielle Segregation zwischen größeren Regionen, Stadt und Land, aber auch innerhalb von Städten. Auf der Mesoebene wirken zudem das Verhältnis von Angebot und Nachfrage auf dem Wohnungsmarkt, Maßnahmen der Stadtplanung und -entwicklung sowie die Ausstattung, physische Substanz und symbolische Besetzung konkreter Orte. In einzelnen Quartieren entfalten diese Faktoren eine Eigendynamik, die Segregation mindern oder verstärken kann. Grundsätzlich gilt: Je unterschiedlicher Standortqualitäten in einer Stadt ausfallen und je ungleicher sie sich in dieser verteilen, desto eher wird residenzielle Segregation begünstigt (Friedrichs 1995: 93).

Trotz der strukturierenden Wirkung der genannten Faktoren sind es letztlich Individuen auf der Mikroebene, die sich für einen neuen Wohnstandort oder gegen einen Umzug entscheiden (siehe oben Kapitel 3.1.3). Einerseits sind diese Menschen durch ihre Präferenzen geleitet, die sich aus individuellen Vorlieben, aber auch ihrer Stellung im Lebenszyklus, der Ethnie oder dem Lebensstil ergeben. Entscheidendes Moment ist hierbei das Bedürfnis nach Nähe zu als ähnlich empfundenen Menschen und nach räumlicher Distanz zu als fremd Wahrgenommenen. Dieses Bedürfnis erstreckt sich nicht allein auf den Lebensstil, sondern gilt allgemein, umfasst also etwa auch

Sozialstrukturmerkmale wie Alter oder Bildung. Es sorgt für Orientierung, festigt Identitäten, erleichtert Kommunikation und verringert Handlungskonflikte. Letztlich ist es dafür verantwortlich, dass sich soziale Distanz in räumliche Distanz übersetzt (siehe oben Kapitel 3.1.1). Gleichzeitig ist die Entscheidungsfreiheit der Individuen durch sogenannte Constraints begrenzt, d.h. durch ihre Ressourcenausstattung, aber auch aufgrund einer nur ausschnitthaften, verzerrten räumlichen Vorstellung und einer hierarchisch-kognitiven Verarbeitung zur Bewältigung der Fülle räumlicher Informationen (siehe oben Kapitel 2.3.1).

Die Wahl eines Wohnstandorts und das Leben dort sind mit expressiven und interaktiven Verhaltensweisen der Produktion, Aneignung und Nutzung von Raum verbunden. Diese Prozesse sind in die beschriebenen über-individuellen Kontexte eingebunden und wirken wiederum auf die kollektiven Ebenen zurück. In einem wechselseitigen Prozess der Bestätigung und Ablehnung verdichten sich in ihrer Sozialstruktur und Lebensstilisierung homogene Netzwerke, die sich nach und nach in der räumlichen Struktur der Wohnbevölkerung verfestigen (Lüdtke 1989: 69-73; siehe auch oben Kapitel 3.1.3). Die Manifestationen auf kollektiver Ebene sind dabei kein einfacher Spiegel der Summe individueller Entscheidungen; vielmehr entfaltet sich auch hier eine Eigendynamik, die zu unbeabsichtigten Zuständen führen kann, beispielsweise zu einer besonders ausgeprägten räumlichen Isolierung einzelner Bevölkerungsgruppen (siehe oben Kapitel 2.3.1).

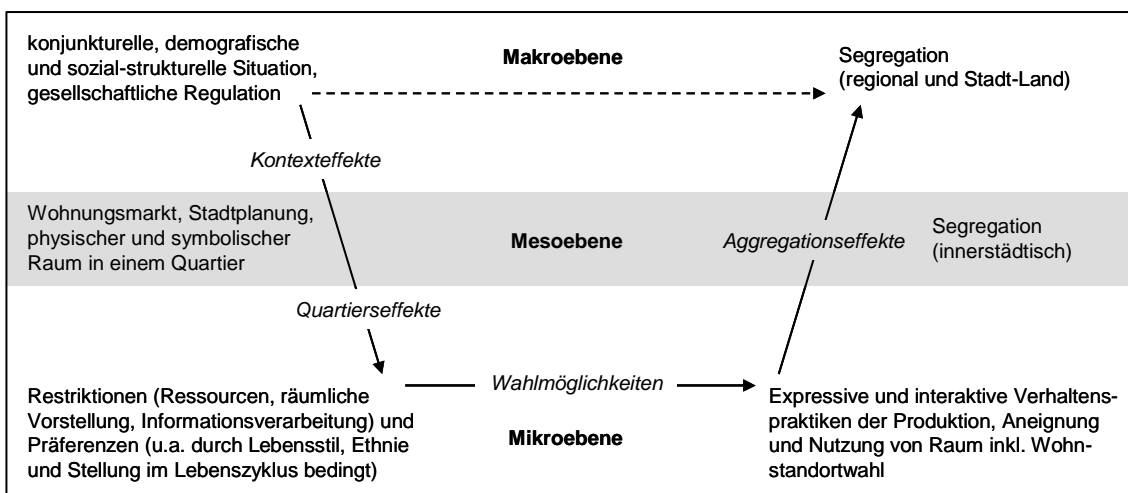


Abb. 28: Integriertes Mehr-Ebenen-Modell residenzieller Segregation

Quelle: Eigene Darstellung. Der schematische Aufbau des Modells folgt einer Abbildung bei Friedrichs (1995: 91) und wurde hier um die Mesoebene und weitere Komponenten ergänzt (zu den Details siehe den Fließtext).

Abbildung 28 fasst die wesentlichen Elemente dieses integrierten Modells zusammen. Das dargestellte Schema ist als *dynamisches Mehr-Ebenen-Modell* zu verstehen, in dem sich der Prozess in fortlaufenden Schleifen fortsetzt, welche die Abbildung quasi nach rechts erweitern würden: Die veränderte Situation auf Makro- und Mesoebene definiert

einen neuen Kontext, in dem Individuen ihre Entscheidungen treffen, die wiederum zu neuen Segregationsmustern führen können, usw.

Vergleich mit bestehenden theoretischen Segregationsansätzen

Das hier vorgeschlagene Modell vereint verschiedene Lebensstil- und Segregationsansätze vor dem Hintergrund des oben skizzierten sozial-wissenschaftlichen Raumverständnisses. Der Raum wird als in sozialen und psychischen Kontexten konstruiert verstanden. Je nach betrachtetem Aggregationsniveau (Konau 1977: 56-64) treten andere Wirkungsmechanismen in den Vordergrund (siehe oben Kapitel 3.1.1). Auf den einzelnen Maßstabniveaus sind dabei Faktoren berücksichtigt, die Keller (1999: 80-85) in seinem integrierten Ansatz zusammengetragen hat, wie beispielsweise die gesamtgesellschaftliche konjunkturelle Situation, die Angebotslage am Wohnungsmarkt einer Stadt, Quartierseffekte oder die Ressourcenausstattung von Individuen (siehe oben Kapitel 2.3.1). In Anlehnung an den Modellentwurf von Dangschat (1994a: 440-445) zu lebensstilspezifischer Segregation finden die Raumkomponenten Lämples und Hamms sowie die Lebensstildimensionen nach Müller (1992: 377-378) und deren Erweiterung um räumliche Aspekte durch Klee (2001: 86-90) Berücksichtigung (siehe oben Kapitel 3.1.2). Der schematische Aufbau des Modells folgt dem Vorschlag Essers (1988: 38-41 und 50-51) und Friedrichs (1988: 64-73; 1995: 21-24 und 90-98), bei Segregationsanalysen weder die Handlungs- noch die Strukturebene auszublenden, sondern explizit aufeinander zu beziehen.

Das in der vorliegenden Arbeit entwickelte Modell stellt damit einen Rahmen, in dem sich je nach Forschungsinteresse unterschiedliche Schwerpunkte setzen lassen. Fragen der Armuts- oder ethnischen Segregation können mit diesem Modell beispielsweise ebenso erörtert werden wie Aspekte einer sozial-räumlichen Verdichtung nach Lebensstilen, wie sie hier im Sinne Lüttkes (1989: 69-73) nachgezeichnet wurden (siehe oben Kapitel 3.1.3). Dies bedeutet auch, dass mit diesem Modell weder negative noch positive Effekte betont werden. Es bleibt unbestritten, dass als Folge der residenziellen Segregation bestimmte Bevölkerungsgruppen in Gegenden mit schlechter Ausstattung leben müssen und negative Quartierseffekte eine Abwärtsspirale für ihre Bewohner in Gang setzen können. Umgekehrt wird durchaus die Möglichkeit positiver Effekte eingeräumt, etwa dass homogene Viertel ihren Bewohnern als selbst gewählter Schutzraum dienen können. D.h. das Modell selbst bildet zunächst nur das Entstehen von Segregation im Sinne einer systematischen Verteilung von Wohnstandorten ab. Die Bedeutung und Folgen für die Bewohner können je nach Stadt und Viertel variieren und sind jeweils für den konkreten Fall zu untersuchen.

Eine einzelne Arbeit kann die in diesem Modell integrierten Elemente in ihrem komplexen Zusammenspiel kaum bis ins letzte Detail untersuchen, sondern muss einen

Schwerpunkt setzen. Die vorliegende Arbeit konzentriert sich daher darauf, lebensstilspezifische Segregationsmuster auf der städtischen Mesoebene zu analysieren (siehe rechte Seite der mittleren Zeile in obiger Abbildung 28). Hierfür wird im Folgenden ein geeignetes methodisches Konzept entwickelt, welches eine differenzierte Momentaufnahme dieser Muster erlaubt.

3.2.2 Methodisches Konzept: Kleinräumige Segregation

Spezifizierung des Begriffs Segregation

Damit das hier vorgestellte theoretische Konzept um ein methodisches ergänzt werden kann, ist der bereits eingeführte Segregationsbegriff zunächst begrifflich zu präzisieren. Die Ausführungen in Kapitel 2.3.1 und 2.4.1 zeigen, dass die Antwort auf die Frage, was genau Segregation ist, uneinheitlich ausfällt und vom Forschungsinteresse abhängt. Mit der vorliegenden Arbeit wird dennoch eine allgemein gültige Definition vorgeschlagen und anschließend für die hier untersuchte Forschungsfrage spezifiziert: *Segregation* soll hier grundsätzlich verstanden werden als Grad der systematisch unterschiedlichen Verteilung von Teilpopulationen über Raum, Zeit oder Merkmale. Mit dieser Definition wird bewusst offen gelassen, ob Segregation an disproportionalen Gruppenhäufigkeiten in Teileinheiten festgemacht wird oder an Punkteverteilungen mit gruppenspezifischen Streuungen und Schwerpunkten (siehe oben Kapitel 2.3.3). Ungleichverteilung und Distanzen werden daher nicht als sich ausschließende Segregationskonzepte verstanden. Sofern Positionen von Populationselementen vorliegen, können Distanzen vielmehr einer besseren Charakterisierung der Ungleichverteilung dienen. Neben räumlichen Entfernungen lassen sich auch zeitliche Abstände oder Merkmalsunterschiede innerhalb von Teilpopulationen und zwischen diesen untersuchen, z.B. als Entfernung zwischen Merkmals-Clusterzentren.

Das Konzept der 3-dimensionalen Datenstruktur (Raum, Zeit, Merkmal) aus Kapitel 2.4.1 wird damit konsequent fortgeführt. Bezogen auf Bevölkerungsdaten sieht die Umsetzung wie folgt aus: Bei der Raumdimension steht die Frage im Vordergrund, ob und wie sehr sich Bevölkerungsgruppen – beispielsweise unterschiedliche Lebensstiltypen – unterschiedlich über ein Untersuchungsgebiet verteilen. Nach sozialwissenschaftlichem Verständnis wird damit der physisch-materielle Raum untersucht, in dem sich Positionsbestimmungen vornehmen und Entfernungen beziffern lassen. Entlang der Zeitachse lässt sich prüfen, ob ein Ort von bestimmten Personen zu verschiedenen Zeiten aufgesucht wird, beispielsweise eine Freizeiteinrichtung zu gewissen Tageszeiten. Über die Merkmalsdimension kann schließlich untersucht werden, ob sich Bevölkerungsgruppen ungleich auf Merkmalsausprägungen verteilen, etwa auf bestimmte Einkommensklassen. Die Analyse von merkmals- oder raumbezogenen Verteilungen ist immer nur eine Momentaufnahme, die Aufschluss über

die verursachenden Prozesse geben kann. Daher kann hier zwischen *Segregation* als Zustand einer systematischen Verteilung und *Segregierung* als Prozess der Entmischung unterschieden werden. Beide Aspekte kommen auch in Kapitel 2.3.1 genannten Definitionen zum Ausdruck.

Die *residenzielle Segregation* als systematische Verteilung von Wohnstandorten und damit Unterform der räumlichen Segregation ist empirischer Gegenstand der vorliegenden Arbeit. Viele sozialwissenschaftlichen Studien sehen diesen Segregationstyp allein als soziales Problem. Ungleichverteilung scheint häufig ein Synonym für Ungerechtigkeit zu sein, Gleichverteilung hingegen der anzustrebende Zustand. Auch die Berechnung der meisten Segregationsindizes basiert auf der normativen Idee von Gleichheit, insbesondere wenn sie gegen die Gleichverteilung statt der Zufallsverteilung kontrastieren (siehe oben Kapitel 2.4.1). Mit der vorliegenden Arbeit wird zwar davon ausgegangen, dass in residenzieller Segregation unterschiedliche Chancen und Ressourcen zum Ausdruck kommen; andererseits wird die Möglichkeit eingeräumt, dass Menschen die Nähe der eigenen Bevölkerungsgruppe suchen oder andere lieber meiden. Daher ist zwischen einer *freiwilligen* und einer *erzwungenen Segregation* zu differenzieren (siehe auch oben Kapitel 2.3.1). Der Unterschied lässt sich nur auf der Individualebene bestimmen, wobei das Meinungsbild durchaus heterogen ausfallen kann. So dürften die Intentionen der Beteiligten zwischen, aber auch innerhalb der segregierten Bevölkerungsteile variieren. Außenstehende aus Politik, Medien – und Wissenschaft – mögen die Situation wiederum anders beurteilen (siehe oben Kapitel 2.3.3).

Modell sich überlagernder Stadtstrukturen

Auf Basis der hier getroffenen Definitionen kann ein Konzept entwickelt werden, welches eine der Fragestellung angemessene Analyse *kleinräumiger residenzieller Segregation* erlaubt. Prinzipiell ist es jedoch auch auf großräumige Wohnmuster für ein gesamtes Stadtgebiet anwendbar. Dieses Segregationskonzept soll es ermöglichen, den vermuteten Zusammenhang zwischen lebensstilspezifischem Verhalten (als gesellschaftliche Praxis im Raum) und räumlicher Distanz (als Entfernung im materiell-physischen Raum) möglichst genau zu untersuchen. Dafür muss es mit intervallskalierten Daten umgehen können. Die Erkenntnisse der bisherigen, auf Häufigkeiten in Teilflächen basierenden Sozialraumanalyse und Segregationsforschung werden damit nicht negiert, sondern aufgegriffen und differenziert. Zunächst wird davon ausgegangen, dass innerhalb einer Stadt verschiedene Merkmale eigene Raummuster aufweisen, die sich zum Teil erst auf einer höheren Maßstabsebene klar gegeneinander abgrenzen lassen.

Abbildung 29 stellt dazu eine schematisierte Zusammenführung einzelner Stadtstrukturmodelle und neuerer empirischer Erkenntnisse zu typischen Mustern unterschiedlicher Sozialstruktur-Merkmale dar, wie sie in Kapitel 2.2.2 vorgestellt sind. Danach können sich innerhalb eines Verdichtungsraums neben der Stadtmitte weitere wichtige Nebengeschäfts- oder Stadtteilzentren ausbilden. Sozio-kulturelle Differenzen und die Stellung im Lebenszyklus zeigen sich tendenziell in konzentrischen Ringen um diese Kerne. Sozio-ökonomische Unterschiede ordnen sich eher in sektoralen Ausläufern um die Zentren. Weitere Merkmale wie die Ethnie können sich in einzelnen Teilarealen konzentrieren. Daraus ergibt sich auf einem höher aggregierten Niveau ein Muster sich überlagernder Strukturen.

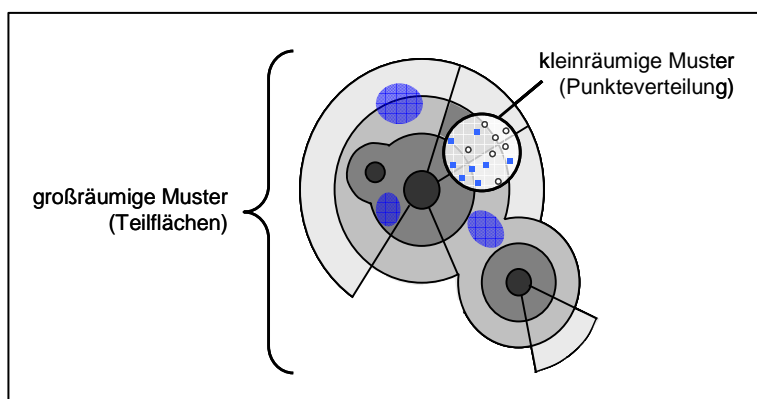


Abb. 29: Modell sich überlagernder Stadtstrukturen auf 2 Maßstabsebenen

Quelle: Eigene Darstellung.

Wie in Kapitel 2.2.2 erörtert, lässt sich aber bereits für klassische Sozialstruktur-Merkmale innerhalb kleiner Stadtareale eine Durchmischung feststellen. Dies dürfte umso mehr für Merkmale wie den Lebensstil gelten, die einer Pluralisierung und damit vermutlich einer entsprechenden räumlichen Fragmentierung unterworfen sind. Das Modell muss daher um eine hoch auflösende Mesoperspektive erweitert werden. Wegen der hier ausführlich diskutierten Probleme der klassischen Teilflächen-basierten Methodik (siehe oben Kapitel 2.3.3 und 2.4.2), sollte diese Zwischenebene nicht darauf beschränkt werden, lediglich die Größe der zu untersuchenden Gebietseinheiten zu reduzieren. Idealerweise ist die Position einzelner Wohnstandorte zueinander zu betrachten, d.h. Distanzen in Punkteverteilungen. Abbildung 29 ist daher so ergänzt, dass für einen Ausschnitt eine kleinräumige Punkteverteilung von Wohnstandorten als Nahaufnahme angedeutet wird. Die als homogen angenommenen Teilflächen stellen eine aggregierte Ansicht solcher Detailstrukturen im ganzen Stadtgebiet dar.

Das mit Abbildung 29 skizzierte Modell zeigt damit eine Überlagerung in zweifacher Hinsicht: Zum einen den empirisch vielfach erhärteten Umstand, dass unterschiedliche Merkmale auch zu unterschiedlichen Mustern tendieren. Zum anderen die bisher kaum untersuchte Annahme, dass manche Merkmale zu großflächigen und andere eher zu

kleinräumigen Strukturen neigen. D.h. je nach gewähltem Aggregationsniveau treten bestimmte Muster hervor oder lösen sich auf. Damit kann dieses Modell als allgemeiner methodischer Rahmen für die städtische Sozialraumanalyse und Segregationsforschung dienen. Auch die vorliegende Untersuchung bewegt sich innerhalb dieses Rahmens, legt aber den Schwerpunkt auf kleinräumige Muster auf der Mesoebene. Indem sie sich auf einen Ausschnitt zu einem städtischen Großraum beschränkt, erlaubt sie eine differenzierte Sicht auf räumliche Verteilungen, was hier insbesondere für Lebensstile demonstriert werden soll. Gleichzeitig bedeutet diese Fokussierung der vorliegenden Arbeit, dass hier Muster auf einer höheren Maßstabsebene nur ausschnitthaft und unscharf erfasst werden können. Insbesondere können keine Strukturen sichtbar gemacht werden, die sich erst aus der Gesamtschau des städtischen Großraums ergeben.

Analyse von Segregation über Punkteverteilungen

In Kapitel 2.4.1 sind die Idealtypen der räumlichen Punkteverteilung einer Bevölkerung vorgestellt: Gleichverteilung, Zufallsverteilung und zentrale sowie dezentrale Klumpung. Betrachtet man nicht die Gesamtbevölkerung eines Gebiets, sondern differenziert nach Teilpopulationen, lässt sich dieses Konzept erweitern.

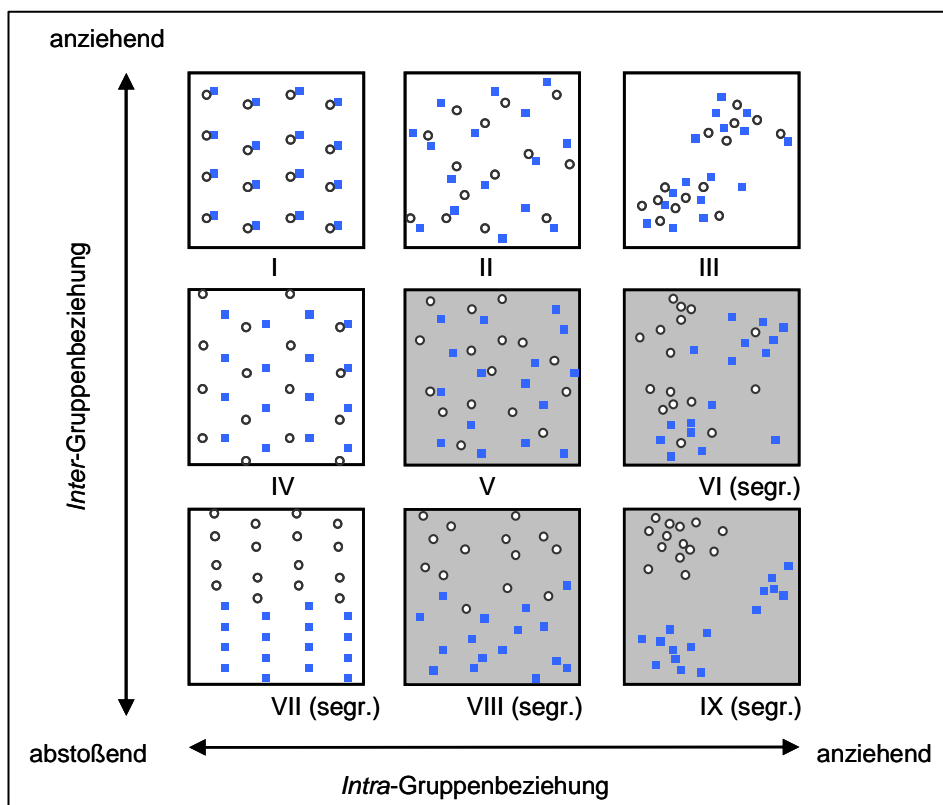


Abb. 30: Idealtypen räumlicher Verteilungen von Teilpopulationen

Quelle: Eigene Darstellung. Idealtypische Segregationsformen sind mit (segr.) gekennzeichnet. Grau hinterlegte Felder stecken den Bereich theoretisch plausibler Szenarien ab, welche sich zwischen einer Zufallsverteilung (Feld V) und einem Intra-Anziehungseffekt (VI und IX) sowie einem Inter-Abstoßungseffekt (VIII und ebenfalls IX) bewegen.

Wie Abbildung 30 zeigt, können die Idealtypen entlang zweier Dimensionen (Achsen) abgebildet werden: In der Waagerechten ist die Verteilung innerhalb der Teilpopulationen (Kästchen und Kreise) dargestellt, die *Intra*-Gruppenbeziehung. Das Schema Gleichverteilung (linker Pol), Zufallsverteilung (mittlerer Abschnitt) und Klumpenverteilung (rechter Pol) wurde hier übernommen. Die Senkrechte gibt zusätzlich die Idealverteilungen der Teilpopulationen zueinander wieder, die *Inter*-Gruppenbeziehung. Das Schema ist dasselbe, d.h. der untere Pol steht für die größtmögliche Strukturierung der Teilgruppen gegeneinander, der mittlere Abschnitt für eine zufällige Verteilung zueinander und der obere Pol für starke gemeinsame Konzentrationen. Insgesamt ergeben sich 9 Idealtypen. Eine auf den ersten Blick ähnliche, jedoch weniger systematische Typologisierung findet sich bei Reich und Davis (2000: 88), welche lediglich zwischen den Szenarien der Zufallsverteilung und Klumpung von Teilpopulationen unterscheiden und so zu nur 4 Typen kommen. Zecks Übersicht ist die Darstellung in Abbildung 30 auf 2 Teilgruppen beschränkt. Zudem sind keine Varianten abgebildet, bei denen verschiedene Intra- und Inter-Gruppenbeziehungen zugleich bestehen. So könnte beispielsweise eine Teilpopulation eher zufällig verteilt, eine andere hingegen geklumpt auftreten. Auch mögen bei mehr als 2 Gruppen manche zueinander eine größere Nähe aufweisen als andere.

Als Referenzverteilung dient in Abbildung 30 der mittlere Idealtyp (Feld V), welcher für eine Zufallsverteilung sowohl in der Intra-, als auch der Inter-Dimension steht. Hypothesen über andere Verteilungen werden durch die umliegenden Felder repräsentiert und können gegen diese Referenz getestet werden. Abweichungen sind entlang beider Dimensionen in Richtung Gleichverteilung oder Klumpung möglich. Wie in Kapitel 2.4.1 beschrieben, zeigt eine gleichmäßige Verteilung überdurchschnittlich hohe Distanzen zwischen benachbarten Einzelobjekten oder Teilpopulationen an, während eine Konzentration auf eine verstärkte Nachbarschaftsnähe schließen lässt. Bezogen auf residenzielle Segregation heißt das: Je mehr Raum Individuen oder Gruppen beanspruchen, desto größer fallen die Distanzen zwischen benachbarten Wohnstandorten aus. Man kann sich dies als Resultat *abstoßender Kräfte* vorstellen. Innerhalb einer Gruppe sorgt diese für eine gleichmäßige weite Streuung der Elemente (linke Spalte in Abbildung 30: Feld I, IV und VII), zwischen den Gruppen für eine starke räumliche Trennung (untere Reihe: VII, VIII und IX). Umgekehrt kann die Klumpung als das Ergebnis einer *anziehenden Kraft* verstanden werden, als Suche nach Nähe zwischen Individuen oder Gruppen. Sie kann sich in einer nach innen gerichteten Konzentration äußern (rechte Spalte: III, VI und IX), oder in einer Nähe zwischen den Elementen unterschiedlicher Teilpopulationen (oberste Reihe: I, II und III). Die Metaphern der Anziehung und Abstoßung sollen dabei keineswegs das Wirken echter physikalischer Mechanismen unterstellen, sondern dienen allein der pointierten Bezeichnung sozialer Prozesse, wie sie in Kapitel 3.1.3 im Zusammenhang mit der

Stilisierung erörtert sind: „Segregation practices are thus the set of strategies adopted by social groups to either increase or decrease inter-group distances, through dominating territorial fields, closing inter-group boundaries, or interactions with intra-group networks.“ (Peters 2007: 10).

Die Vorstellung von Segregation als bloßer Ungleichverteilung wird damit zu einem Konzept differenziert, das Interaktionsmöglichkeiten einer Population über räumliche Distanzen abbildet. Entsprechend kann eine konkrete Verteilung zwischen Bevölkerungsgruppen verschiedene Formen annehmen, je nachdem ob die Innen- oder Außenausrichtung der Teilpopulationen überwiegt: Von einer Segregation soll in der vorliegenden Arbeit ausgegangen werden, wenn zwischen Bevölkerungsteilen eine abstoßende Kraft wirkt (untere Reihe: VII, VIII und IX). Eine starke Anziehung innerhalb der Gruppen fördert die räumliche Trennung (VI und IX), außer, die Klumpungen der Teilpopulationen liegen nahe beieinander (III). Über distanzbasierte Analysen, lässt sich genau bestimmen, welche Form der Segregation vorliegt und in welchem Ausmaß Anziehungs- und Abstoßungskräfte gewirkt haben. Auch der Zusammenhang zwischen sozialer Distanz – wie sie etwa in lebensstiltypischen Verhaltensunterschieden zum Ausdruck kommt – und residenzieller Segregation kann genauer untersucht werden.

Je nach Forschungsgegenstand sind einige Muster wahrscheinlicher als andere. Bezogen auf Lebensstile wird in der vorliegenden Arbeit von folgenden Annahmen ausgegangen: Verteilungen wie in den weißen Felder von Abbildung 30 sind unwahrscheinlich. Entweder bedeuteten sie, dass Personen desselben Lebensstils sich meiden und widersprechen damit der Homophilie-These (linke Spalte: I, IV und VII). Oder sie stünden dafür, dass verschiedene Lebensstiltypen besondere Nähe suchen, was wiederum der Annahme einer gegenseitigen Abgrenzung zuwiderlaufen würde (oberste Reihe: I, II und III). Letzteres mag allerdings für verwandte Lebensstile zutreffen. Realistischer sind Muster, die zwischen den Idealtypen mit grau hervorgehobenen Feldern liegen. D.h. innerhalb der Lebensstiltypen wird eine gewisse Konzentration unterstellt. Dass sich wenigstens einige Lebensstilgruppen gegenseitig meiden, also gezielt unterschiedliche Wohnstandorte suchen, ergibt sich ebenfalls aus den theoretischen Überlegungen. Daher wird eine empirische Verteilung erwartet, die zwischen den Idealtypen in Feld V und IX liegt, also einer rein zufälligen Streuung und einer Verteilung mit gleichzeitig ausgeprägter Inner-Gruppenanziehung und Zwischen-Gruppenabstoßung. Von zusätzlichem Interesse ist, ob in bestimmten Fällen eine Abgrenzung gegenüber anderen Gruppierungen überwiegt (Tendenz zu VIII) oder die Gravitationskraft innerhalb der eigenen Gruppierung dominiert (Tendenz zu VI). Zu prüfen ist auch, ob Cluster in sich eine zentrale (helle Population in IX) oder dezentrale Klumpung (dunkle Population) aufweisen. Die genannten Effekte können je nach

Lebensstiltyp variieren. Differenziert man nicht nach Lebensstilen, sondern nach Kriterien wie Alter oder Bildung, mag sich wiederum ein anderes Bild ergeben.

Auch wenn ein genaues Quantifizieren des freiwilligen Anteils einer Segregation allgemein schwer fallen dürfte, bietet das oben entwickelte Konzept von Anziehung und Abstoßung auch hier eine differenzierte Sicht. Beruht eine Segregation stärker auf einer Innenausrichtung (Intra-Gruppenanziehung), dürfte sie eher freiwilliger Natur sein. In Bezug auf Lebensstile stünden dann kulturelle Anregungen, Orientierungen und Identifikationsleistungen eines Lebensstils im Vordergrund. Wird die Segregation durch eine räumliche Trennung zwischen Bevölkerungsteilen dominiert (Inter-Gruppenabstoßung), ist die Situation weniger eindeutig. Hier dürfte die Funktion des Lebensstils als Schutzraum oder aber die Wahrung eigener Raumprofite im Vordergrund stehen. Ausgrenzung lässt sich dann im Sinne einer möglichst geringen räumlichen Überlappung des eigenen Lebensstils mit anderen kulturellen Mustern auffassen. Die entstehende Distanz kann von beiden Seiten oder nur vom Ausgrenzenden gewollt sein. Je nach Lebensstil können unterschiedliche Wirkungsmechanismen dominieren.

Vergleich mit bestehenden methodischen Segregationskonzepten

Das hier vorgelegte Segregationskonzept zeigt einige Gemeinsamkeiten mit den bereits vorgestellten methodischen Ansätzen anderer Autoren. So wird Massey u.a. (1996: 173) in ihrer Aussage gefolgt, dass Segregation verschiedene Erscheinungsformen haben kann, jedoch nicht alle Facetten für jede Untersuchung von Belang sind (siehe oben Kapitel 2.4.1). In der vorliegenden Arbeit interessieren vorwiegend Anziehungs- und Abstoßungseffekte innerhalb und zwischen Teilpopulationen. Gerechtfertigt wird diese Herangehensweise durch die empirisch mehrfach bestätigte Beobachtung der Sozialpsychologie, dass als ähnlich empfundene Personen bei der Kontaktaufnahme bevorzugt – und entsprechend andere gemieden – werden, wobei in der Folge eine weitere Annäherung stattfindet und gewonnene Identitäten nach außen geschützt werden (Frey u.a. 1993: 111-116; siehe auch oben Kapitel 3.1.3). In der Segregationsforschung werden solche Attraktions- und Abstoßungseffekte auch bei der Aneignung von städtischem Wohnraum durch verschiedene Bevölkerungsgruppen vermutet (Dangschat 1994a: 427; siehe auch oben Kapitel 2.3.1). Wie beschrieben ist es auch in der Lebensstilforschung Konsens, dass Lebensstil-Netzwerke sozial-räumlich durch Homophilie und zugleich Distanz zu anderen gekennzeichnet sind (Lüdtke 1989: 70; Otte 2004: 251; siehe auch oben Kapitel 2.1.2).

Das hier entwickelte Konzept deckt zudem die von Friedrichs (1983: 217) herausgearbeiteten Segregationskomponenten der Ungleichverteilung, Konzentration und Distanz ab (siehe oben Kapitel 2.3.1). Möchte man Parallelen zu den von Massey und Denton (1988: 283-307) aus vielen anderen Studien herausgearbeiteten

Segregationsformen ziehen (siehe oben Kapitel 2.4.1), ergibt sich folgendes Bild: Die Komponenten Concentration und Clustering ähneln dem hier interessierenden Innergruppen-Anziehungseffekt und berühren die Frage, ob zentrale oder dezentrale Klumpungen vorliegen. Der Aspekt einer proportionalen Verteilung (Eveness) wird über die Zwischen-Gruppenbeziehung erfasst, wobei sich mit Blick auf die Innenausrichtung der Gruppen ein differenziertes Bild ergibt. So verschärft sich die Ungleichheit, wenn die Punkteverteilungen der Gruppen nicht nur gegeneinander verschoben sind, sondern zusätzlich in sich klumpen.

Umfasst das Untersuchungsgebiet nur einen Teil eines urbanen Raums, ist der Aspekt der Nähe zur Innenstadt (Centralization) nicht von Interesse, zumal die Vorstellung von dieser als minderwertigem Wohnraum als nicht zeitgemäß angesehen werden kann. Die relative Größe einer Bevölkerungsgruppe zur Restpopulation (Exposure) dürfte vor allem bei der gezielten Analyse bestimmter Minderheiten relevant sein, ist bei einer kleinräumigen Untersuchung eines von unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen wie Lebensstiltypen bewohnten Gebiets jedoch von nachrangigem Interesse. Zudem interessieren allein systematische Abweichungen von zufälligen Verteilungen im Raum, – wofür die Gruppengrößen selbst keine Rolle spielen. Dem Konzept von Reardon und O’Sullivan (2004: 124-127) wird in der vorliegenden Arbeit aufgrund der schwachen analytischen Trennung der vorgeschlagenen Dimensionen Eveness-Clustering und Isolation-Exposure nicht gefolgt (siehe oben Kapitel 2.4.1).

Die meisten sozialwissenschaftlichen Segregationsstudien basieren auf Zensusdaten, die gewöhnlich nur über Teilgebiete Auskunft geben. Daher verwundert es nicht, dass fast alle Segregationsindizes für Häufigkeiten in natürlichen Teilarealen oder Gitternetzen konzipiert sind. Diese Praxis wirkt in die Definition und Konzeption von Segregation zurück, wie man bei Friedrichs und den von Massey und Denton untersuchten Studien gut beobachten kann (siehe oben Kapitel 2.3.3). Das hier vorgeschlagene Konzept vermeidet hingegen bewusst den Rückgriff auf Teileinheiten und die damit verbundenen Auswertungsprobleme, und vermag auch Segregation kleinen Maßstabs zu erfassen. Um die Probleme Teilflächen-basierter Verfahren auszuschalten, werden primär Distanzen in Punkteverteilungen analysiert. Da hierfür Stichprobendaten genügen, lässt sich das Konzept nicht nur auf kleinere Untersuchungsgebiete, sondern auch auf städtischen Gesamträume anwenden, so dass sich prinzipiell auch großräumige Muster analysieren lassen. Das direkte Analysieren von Punkteverteilungen erlaubt es zudem, den zwischen sozialer und räumlicher Distanz unterstellten Zusammenhang metrisch, d.h. auf Intervallskalenniveau zu prüfen. Mittels der Unterscheidung von Anziehungs- und Abstoßungseffekten innerhalb und zwischen Gruppen lässt sich Segregation zudem über die Feststellung von Ungleichverteilung hinaus fruchtbar charakterisieren. Auf den unrealistischen Rückgriff auf eine absolute Gleichverteilung als Kontrast (siehe oben

Kapitel 2.4.1) kann dabei zugunsten der Zufallsverteilung als Referenz verzichtet werden.

Einsatz des Segregationskonzepts in der vorliegenden Arbeit

Mit der vorliegenden Arbeit werden Hypothesen formuliert, die das hier entwickelte Segregationskonzept aufgreifen. Statistische Indizes und Verfahren werden so ausgewählt und eingesetzt, dass eine adäquate methodische Umsetzung gewährleistet ist. Die Erhebung ist darauf ausgerichtet, Daten im benötigten Detailgrad zu erfassen. Wichtige Segregationsaspekte lassen sich so genauer untersuchen als das bisher in den Sozialwissenschaften der Fall war. Mit diesem Ansatz wird eine wichtige Forderung der neueren Segregationsforschung erfüllt: „While no index will be useful for every study of segregation, due to the importance of measuring both neighborhood-level and larger-level segregation patterns, indices that include distance or contiguity as an input should be used more often in future segregation research.” Grannis (2002: 83)

Mit dem hier entwickelten Instrumentarium soll es möglich sein, nicht nur den räumlichen Niederschlag klassischer Ungleichheiten zu untersuchen, sondern auch Differenzierungsmerkmale zu berücksichtigen, die von der empirischen Segregationsforschung bisher nicht ausreichend berücksichtigt wurden. Der Fokus der vorliegenden Arbeit liegt dabei auf einer vermuteten Segregation nach Lebensstilen. Sie erhebt dabei nicht den Anspruch, den gesamten Segregationsprozess vollständig nachzuzeichnen. Das hier vorgeschlagene methodische Konzept genügt jedoch für eine empirische Momentaufnahme. Dabei besteht allerdings durchaus der Anspruch, gewisse Rückschlüsse auf jene Prozesse ziehen zu können, welche die aufgezeigten Strukturen hervorgebracht haben; oder wie Fotheringham u.a. (2005: 131) es formulieren: „As with most forms of spatial analysis, it is hoped that the patterns observed will tell us something about the underlying processes that generated the points.” Entsprechend geht es in der vorliegenden Arbeit darum, ob sich Strukturen erkennen lassen, welche auf die vermuteten Anziehungs- und Abstoßungsprozesse zurückgeführt werden können.

Weiterhin konzentriert sich die empirische Umsetzung auf die Mesoebene, obwohl sich das Konzept wie beschrieben prinzipiell auch auf die städtische Makroebene anwenden lässt. D.h. es werden Effekte kleiner und mittlerer Reichweite innerhalb eines städtischen Teilgebiets fokussiert, welche neben großräumigen Mustern über ein gesamtes Stadtgebiet bestehen können.

3.2.3 Empirische Fragestellung und Hypothesen

5 Kernfragen der empirischen Untersuchung

Mit dem empirischen Teil der vorliegenden Arbeit werden die in Kapitel 3.2.1 zusammengeführten theoretischen Annahmen zur sozial-räumlichen Lebensstilisierung mit dem in Kapitel 3.2.2 entwickelten methodischen Segregationskonzept überprüft. Im Fokus stehen dabei 5 Fragen (in Klammern sind die jeweiligen Auswertungskapitel angeführt):

Erstens (Kapitel 5.1.2 und 5.1.3): Lassen sich Lebensstiltypen über ihr Verhalten sinnvoll gegeneinander abgrenzen? Können also verschiedene Lebensstiltypen methodisch trennscharf gebildet und inhaltlich eigenständig charakterisiert werden? Hierzu kommen in der Befragung standardisierte quantitative Item-Batterien zum Verhalten zum Einsatz, mit deren Hilfe Lebensstiltypen clusteranalytisch identifiziert werden sollen. Dieses Vorgehen hat sich bereits in anderen Lebensstilstudien bewährt und kann inzwischen als etabliert gelten (siehe oben Kapitel 2.1.3). Dass sich überhaupt klare Lebensstilmuster ausmachen lassen, ist Voraussetzung dafür, diese auch im städtischen Raum verorten zu können.

Zweitens (Kapitel 5.2.1): Ist die Wohnstandortverteilung von Lebensstilgruppen im urbanen Raum durch Segregation gekennzeichnet? Diese Frage zielt auf die alltagspraktische Relevanz der Lebensstilisierung. Ihr wird mit verschiedenen Hypothesentests nachgegangen. Hierbei kommt das mit der vorliegenden Arbeit entwickelte methodische Segregationskonzept zur Anwendung. Anders als bisherige Stadtstrukturmodelle, Sozialraumanalysen oder Segregationskonzepte in den Sozialwissenschaften basiert es nicht auf Bevölkerungsanteilen in städtischen Teilräumen, sondern analysiert direkt Distanzen zwischen Wohnstandorten. Dabei kommen unter anderem spezielle räumliche Methoden zum Einsatz, die bisher keinen Eingang in die empirische Sozialforschung gefunden haben (siehe oben Kapitel 2.4.1). Damit werden zum einen die in Kapitel 2.4.2 beschriebenen Schwierigkeiten des modifiable areal unit problem vermieden; zum anderen kann residenzielle Segregation genauer als bisher untersucht werden. Die eingesetzten Methoden sollen zeigen, welcher Verteilungstyp dominiert, und welcher Lebensstiltyp von welcher Segregationsform betroffen ist.

Drittens (Kapitel 5.2.2): Gibt es einen Zusammenhang von lebensstiltypischem Verhalten und dem Ausmaß der Segregation? Existiert also eine Beziehung zwischen dem sozialen Merkmalsraum lebensstilspezifischen Verhaltens (als Teil des Raums der gesellschaftlichen Praxis) und dem materiell-physischen Stadtraum, in dem Personen unterschiedlichen Stils an bestimmten Standorten wohnen? Dahinter steht die mit der vorliegenden Arbeit verfolgte Annahme, dass sich die Entstehung von Lebensstilen und Lebensstilräumen durch Identifikation sowie Ab- oder Ausgrenzung in einer

entsprechenden räumlichen Verteilung niederschlagen müsste. Auch sie wird anhand mehrerer Hypothesen geprüft. Abbildung 31 visualisiert diese Annahme einer Beziehung zwischen sozialen und räumlichen Distanzen. Das in dieser Arbeit entwickelte Segregationskonzept ermöglicht es hierbei zu untersuchen, inwiefern die innere Verhaltenshomogenität der Lebensstiltypen und die Verhaltensunterschiede zwischen ihnen mit räumlicher Kohäsion (Intra-Anziehung) und Abgrenzung (Inter-Abstoßung) korrespondieren. Zudem soll exploriert werden, ob bei einzelnen Lebensstilgruppen unterschiedliche Mechanismen und Muster zum Tragen kommen.

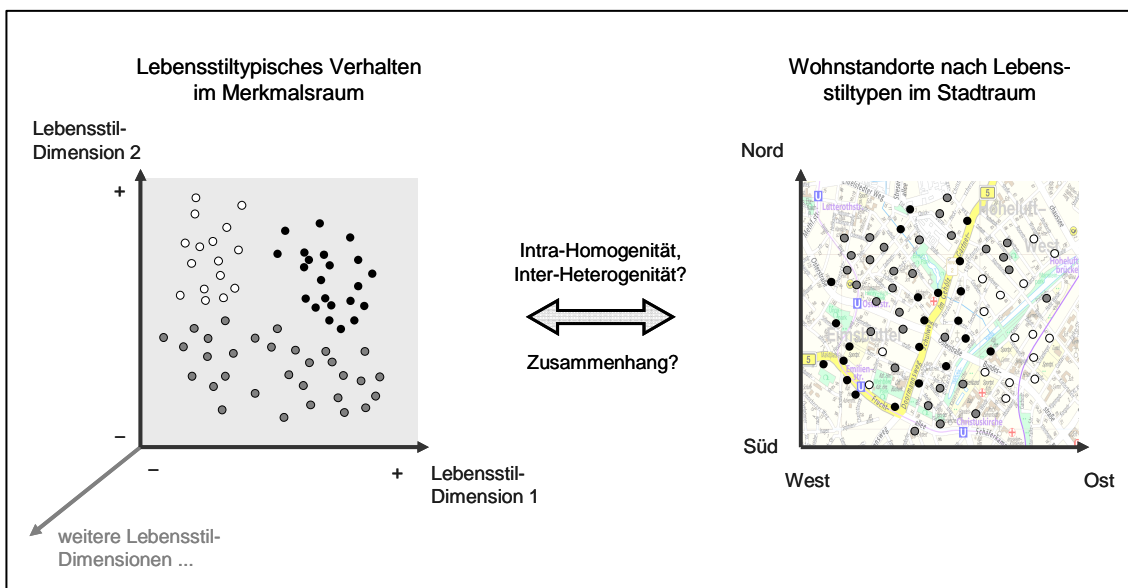


Abb. 31: Raum gesellschaftlicher Praxis und materiell-physischer Raum

Quelle: Eigene Darstellung.

Viertens (Kapitel 5.2.3): Wie ist die Bedeutung der sozialen Lage bei der Segregation im Vergleich zum Lebensstil zu bewerten? Diese Frage greift den Diskurs um die Eigenständigkeit des Lebensstilkonzepts auf. Möglicherweise ergeben sich in der Intensität und Ausprägung andere Segregationsmuster, wenn man die Bevölkerung nach klassischen demografischen und sozio-ökonomischen Sozialstrukturen gruppiert: nach Alter, Geschlecht, Familienstand, Lebensform, Haushaltsgröße, Ethnie, Konfession, Bildung, Erwerbsform, beruflicher Stellung und Einkommen. Diese Merkmale sozialer Differenzierung haben sich bereits in anderen Lebensstil- und Segregationsstudien als relevant erwiesen (siehe oben Kapitel 2.1.3 und 2.3.2) und sind es daher wert, berücksichtigt zu werden. Sie werden im Folgenden unter dem Begriff *soziale Lage* subsumiert. Für jedes Soziale-Lage-Merkmal sind eigene Hypothesentests zur Segregation durchzuführen.

Fünftens (Kapitel 5.2.4): Für welche Lebensstil- und Soziale-Lage-Gruppen erweist sich Segregation als besonders erzwungen? Diese Frage zielt schließlich auf die Bedeutung von Segregation für die betroffenen Bewohner und den damit verbundenen

Gerechtigkeitsaspekt. Hierzu ist zu prüfen, wie gut es den einzelnen Bevölkerungsgruppen gelingt, in der von ihnen präferierten Gegend zu wohnen. Zugangsmöglichkeiten zu Ressourcen am Wohnstandort werden hingegen nicht untersucht, da sie nur sehr aufwendig zu operationalisieren und erheben wären. Stattdessen werden Angaben zu Wohnpräferenzen und der Wahrnehmung des eigenen Viertels herangezogen. Kombiniert man diese Ergebnisse mit Erkenntnissen zur tatsächlich beobachteten Segregation, lassen sich Aussagen darüber ableiten, für welche Bevölkerungsteile Segregation wie stark erzwungen ist. Möglicherweise offenbaren sich sogar treibende und passive Kräfte der räumlichen Strukturierung. Zugespitzt formuliert: Ob jemand nur schwach oder freiwillig stark segregiert ist oder ob jemand in starker erzwungener Segregation lebt, sagt auch darüber etwas aus, wer in den beschriebenen Raumordnungsprozessen Gewinner und wer Verlierer ist.

Formulierung der Hypothesen

Obige Annahmen und Fragen zum Zusammenhang von Lebensstil- und anderen Sozialstruktur-Merkmalen einerseits und residenzieller Segregation andererseits werden mit Hilfe von Hypothesen in eine überprüfbare Form gebracht. Voraussetzung für eine angemessene Überprüfung ist, dass sich Lebensstil- und Soziale-Lage-Gruppen trennscharf bilden lassen. Wie gut dies gelingt, wird bei der Operationalisierung sozialstruktureller und kultureller Muster und ihrer Identifizierung in den Stichprobendaten zu diskutieren sein (Kapitel 4.2.3 und 5.1). Ob sich diese Konstrukte für die Lebenswirklichkeit als bedeutsam erweisen, können nur die Hypothesentests selbst zeigen. Ihr Ausgang ist damit auch Anhaltspunkt für die Fruchtbarkeit des Lebensstil- und Soziale-Lage-Konzepts.

Die Hypothesen sind in verschiedene Blöcke unterteilt. Ihre Nummerierung entspricht der Untergliederung von Kapitel 5.2, wo die empirischen Ergebnisse zu den Hypothesentests präsentiert werden. Bei den Hypothesen H-5.2.1 bis H-5.2.3 handelt es sich um globale Forschungs-Hypothesen, die jeweils in 4 operationale Sub-Hypothesen a, b, c und d spezifiziert sind. Diese Teil-Hypothesen greifen das Verteilungskonzept aus Kapitel 3.2.2 auf und zielen auf dort diskutierte Erscheinungsformen residenzieller Segregation: Auf der einen Seite *Konzentration* (im Sinne einer insgesamt homogenen, geringen Ausbreitung) und *Klumpung* (was dezentrale Häufungen einschließt) als Ausdruck von Intra-Homogenität. Und zum anderen *Ungleichverteilung* und *Distanz* (räumliche Trennung) als Ergebnis von Inter-Heterogenität. Die Hypothese H-5.2.4 zur Frage erzwungener Segregation ist in einer operationalen Sub-Hypothese spezifiziert, welche auf das Erreichen der gewünschten Wohnlage zielt.

Hypothesen zu Kapitel 5.2.1: Segregation nach Lebensstilen

- H-5.2.1:** Lebensstile sind im urbanen Raum residenziell segregiert.
- H-5.2.1a:** Die Wohnsitzverteilungen innerhalb der Lebensstilgruppen weisen insgesamt eine deutliche Konzentration auf.
- H-5.2.1b:** Die Wohnsitzverteilungen innerhalb der Lebensstilgruppen weisen insgesamt ein deutliches Klumpungsmuster auf.
- H-5.2.1c:** Die Wohnsitze der Lebensstilgruppen verteilen sich ungleich.
- H-5.2.1d:** Die Schwerpunkte der lebensstilspezifischen Wohnsitzverteilungen liegen überzufällig weit auseinander.

Anhand der Wohnstandortverteilung der befragten Personen ist die Annahme zu untersuchen, mit der Lebensstilisierung ginge eine räumliche Strukturierung einher. Als methodische Grundlage dient das in Kapitel 3.2.2 entwickelte Segregationskonzept, das verschiedene Verteilungsvarianten von Bevölkerungsgruppen abbildet. Um sie näher zu untersuchen, werden die 4 oben genannten Sub-Hypothesen geprüft. Erwartet wird eine räumliche Anziehungskraft innerhalb der Lebensstilgruppen bei gleichzeitiger Abstoßung zwischen diesen. Beide Effekte variieren vermutlich je nach Lebensstiltyp in ihrer Stärke, sollten sich aber zumindest dann herauskristallisieren, wenn man sie für alle Lebensstilgruppen gemeinsam betrachtet.

Hypothesen zu Kapitel 5.2.2: Zusammenhang lebensstilspezifisches Verhalten und Segregation

- H-5.2.2:** Das zugleich homophile und distinktive Verhalten von Lebensstilgruppen im urbanen Raum führt über charakteristische Standortentscheidungen zu segregierten Wohnstrukturen.
- H-5.2.2a:** Je größer die Verhaltens-Homogenität innerhalb eines Lebensstiltyps ist, desto stärker ist die Konzentration seiner Wohnsitze.
- H-5.2.2b:** Je größer die Verhaltens-Homogenität innerhalb einer Lebensstilgruppierung ist, desto stärker tendiert ihre Wohnsitzverteilung zu einem Klumpenmuster.
- H-5.2.2c:** Je größer die Verhaltensdifferenzen zwischen Lebensstilgruppen sind, desto ungleicher verteilen sich ihre Wohnsitze.

H-5.2.2d: Je größer die Verhaltensdifferenzen zwischen Lebensstilgruppen sind, desto weiter liegen die Schwerpunkte ihrer Wohnsitzverteilungen auseinander.

Dieser Hypothesenblock untersucht den Zusammenhang von Lebensstil- und materiell-physischem Stadtraum näher. Geprüft wird die Annahme, dass sich Stilisierungsprozesse mit ihren nach innen gerichteten Homogenitäts- und nach außen zielenden Differenzierungs-Bestrebungen in Intensität und Ausprägung der Segregation widerspiegeln. Dabei wird erwartet, dass solche Gruppen stark segregiert sind, die sich in ihrer Stilisierung besonders von anderen abheben. Um zu untersuchen, welche Verbindung zwischen Lebensstil- und Wohnmustern dominiert, testen die Sub-Hypothesen a bis d wie zuvor auf anziehende und abstoßende Kräfte.

Hypothesen zu Kapitel 5.2.3: Bedeutung der sozialen Lage

H-5.2.3: Im urbanen Raum besteht ebenfalls eine residenzielle Segregation nach Merkmalen der sozialen Lage (Alter, Lebensform, Ethnie, Konfession, Bildung, Erwerbsform, Berufsstand und Einkommen).

H-5.2.3a: Die Wohnsitzverteilungen innerhalb der genannten Soziale-Lage-Gruppen weisen insgesamt eine deutliche Konzentration auf.

H-5.2.3b: Die Wohnsitzverteilungen innerhalb der genannten Soziale-Lage-Gruppen weisen insgesamt ein deutliches Klumpungsmuster auf.

H-5.2.3c: Die Wohnsitze innerhalb der genannten Soziale-Lage-Gruppen verteilen sich ungleich.

H-5.2.3d: Die Schwerpunkte der Wohnsitzverteilungen innerhalb der genannten Soziale-Lage-Gruppen liegen überzufällig weit auseinander.

Um die Fruchtbarkeit des Lebensstilansatzes besser beurteilen zu können, wird die Erklärungskraft der genannten traditionellen sozialstrukturellen Einflussgrößen berücksichtigt. Die Struktur der Aussagen entspricht dem Hypothesenblock H-5.2.1. Auch hier werden mit den Sub-Hypothesen a bis d spezifische Anziehungs- und Abstoßungseffekte überprüft, und zwar jeweils separat zu Altersklassen, Lebensformen, usw. D.h. es werden beispielsweise Distanzen zwischen Schwerpunkten von Altersklassen analysiert, nicht aber zwischen verschiedenen Merkmalsdimensionen (etwa jüngeren Personen und Alleinstehenden), da hier Überschneidungen der Gruppen zu erwarten wären. Auf eine Entsprechung zum Hypothesenblock H-5.2.2 wird verzichtet, da es sich bei den Soziale-Lage-Merkmalen um eindimensionale – teils

nicht-metrische – Konstrukte handelt, zu denen Effekte der Intra-Homogenität und Inter-Heterogenität auf Merkmalsbasis nicht sinnvoll untersucht werden können.

Hypothesen zu Kapitel 5.2.4: Freiwillige versus erzwungene Segregation

H-5.2.4: Erzwungene Segregation tritt entlang der vertikalen Dimension der Sozialstruktur deutlicher hervor als entlang der horizontalen Dimension.

H-5.2.4x: Die durchschnittlichen geografischen Distanzen zwischen gewünschten und tatsächlichen Wohnstandorten differieren bei vertikalen Soziale-Lage-Gruppen stärker als bei Lebensstil- und horizontalen Soziale-Lage-Gruppen.

In der Ungleichheits- und Segregationsforschung ist es Konsens, dass mit der Ressourcenausstattung die Entscheidungsfreiheit wächst, – auch bei der Wohnstandortwahl (siehe oben Kapitel 2.1.3). Betrachtet man die Wohnbevölkerung differenziert nach vertikalen Merkmalen sozialer Ungleichheit, müssten hier Unterschiede besonders klar hervortreten, beispielsweise zwischen Geringverdienern und oberen Einkommensklassen. Kaum Unterschiede bei der Wahlfreiheit dürften sich hingegen bei einer Gliederung nach horizontalen Soziale-Lage-Merkmale zeigen, da diese für sich betrachtet noch keine Ressourcenausstattung zum Ausdruck bringen. Vergleichbares gilt für eine Betrachtung nach Lebensstilen, sofern man von einer weitgehenden Entkopplung dieser von klassischen Sozialstrukturen ausgeht. Der Grad der Freiwilligkeit wird gemessen anhand der geografischen Entfernung zwischen dem von den Befragten anzugebenden tatsächlichen und gewünschten Wohnstandort (siehe Operationalisierung in Kapitel 4.2.3). Die vertikalen Soziale-Lage-Gruppen werden nach Bildung, Erwerbsform, Berufsstand und Einkommen differenziert betrachtet, die horizontale Soziale-Lage-Gruppen nach Alter, Lebensform, Ethnie und Konfession. Zusätzlich wird die Situation der betroffenen Bevölkerungsgruppen über Aussagen zur Ortsbindung, Zufriedenheit mit dem eigenen Viertel und Ausgrenzungserfahrungen exploriert.

Abbildung des Segregationskonzepts durch die Hypothesen

Die Sub-Hypothesen a und b testen auf die Gravitationskraft innerhalb der Teilpopulationen, bilden also die (räumliche) *Intra-Gruppen-Homogenität* ab: Die a-Hypothesen prüfen hierbei auf die innengerichtete Konzentration von Gruppen im Sinne einer geringen Ausbreitung über das gesamte Untersuchungsgebiet. Signifikante Ergebnisse würden hier anzeigen, dass sich bestimmte Bevölkerungsteile auf eine oder wenige Regionen konzentrieren. Die b-Hypothesen zielen auf Klumpungen innerhalb der Gruppen. Dies schließt die Situation ein, dass eine Gruppe an mehreren Standorten

klumpt, die in ganz unterschiedlichen Teilbereichen des Untersuchungsgebiets liegen können. Gegenüber dem zuvor genannten Szenario einer einheitlichen Konzentration dürfte es sich dabei um eine etwas mildere Segregationsform handeln.

Die Sub-Hypothesen c und d testen auf die abstoßende Kraft zwischen den Teilpopulationen, greifen also die (räumliche) *Inter-Gruppen-Heterogenität* auf: Mit den c-Hypothesen wird die Ungleichverteilung zwischen Teilgruppen untersucht. Sie kommen klassischen Segregationsstudien am nächsten, fokussieren allerdings kleinräumige Verteilungsmuster. Damit lassen sich auch Trennlinien zwischen Bevölkerungsgruppen erfassen, die sich durchaus in gewisser räumlicher Nähe zueinander befinden können, also beispielsweise nur wenige Häuserblocks voneinander entfernt wohnen. Die d-Hypothesen prüfen schließlich auf die globale räumliche Distanz verschiedener Bevölkerungsgruppen, d.h. ob sich diese als Ganzes betrachtet in unterschiedlichen, weiter voneinander entfernten Teilbereichen des Untersuchungsgebiets niedergelassen haben. Gegenüber den c-Hypothesen interessiert hier mehr die weiträumige Trennung.

Die erst- und letztgenannte Sub-Hypothese erlauben es, auch ausgeprägte Segregationsmuster auf der Makroebene der Stadt abzudecken. Die beiden Varianten b und c zielen hingegen eher auf kleinräumige Nachbarschafts- und Quartierseffekte der Mesoebene. Die innengerichteten Sub-Hypothesen a und b werden zudem eher mit einer freiwilligen Segregation assoziiert; die außengerichteten Varianten c und d könnten hingegen von beiden Seiten gewollt aber auch von zumindest einer Seite erzwungen sein.

Das vereinzelte oder gemeinsame Auftreten dieser Verteilungsformen differenziert somit zwischen unterschiedlichsten Segregationsmustern und -graden, – von Formen leichter nachbarschaftlicher Ungleichverteilung bis hin zur weiträumigen Isolation bestimmter Gruppen mit geringen Kontaktchancen zu anderen Bevölkerungsteilen. Auch die 3 in Kapitel 3.2.2 formulierten Alternativen lassen sich mit diesem Hypothesenschema überprüfen:

- Die Annahme, dass sowohl Intra-Anziehung, als auch Inter-Abstoßung vorliegen. In Abbildung 30 entspricht dies dem Test von Verteilung IX gegen V, wobei letzteres die Zufallsverteilung als Referenz darstellt. Bezogen auf Lebensstile wird diese Annahme aufgrund der hier angestellten theoretischen Überlegungen favorisiert. Sie würde gestärkt, wenn sich die Hypothesen H-5.2.1-3a-d bewährten.
- Die Möglichkeit, dass die Intra-Anziehung überwiegt. In Abbildung 30 entspricht dies dem Test von Verteilung VI gegen V. Sie läge vor, wenn lediglich wenigstens eine der Sub-Hypothesen H-5.2.1-3a oder b bestätigt werden kann.

- Die Möglichkeit, dass die Inter-Abstoßung überwiegt. In Abbildung 30 entspricht dies dem Test von Verteilung VIII gegen V. Sie würde erhärtet, wenn lediglich wenigstens eine der Sub-Hypothesen H-5.2.1-3c oder d bestätigt werden kann.

Für die methodische Umsetzung der Hypothesentests wird eine Kombination bewährter und neuer statistischer Indizes und Verfahren angestrebt, für welche die folgenden Anforderungen gelten sollen: Sie müssen die jeweilige Fragestellung gut abbilden, sollen robust und möglichst wenig subjektiv beeinflussbar sein, und sie müssen für die Hypothesenprüfung einen (praktikablen) Signifikanztest erlauben. Für die originär räumlichen Auswertungen zu den Hypothesentests wird auf in Kapitel 2.4.1 eingeführte Methoden zurückgegriffen. Es werden nur solche Indizes und Verfahren eingesetzt, welche direkt die Punkteverteilung analysieren, ohne auf existierende administrative Gliederungen oder die gängige Hilfskonstruktion eines Gitternetzes angewiesen zu sein. Dies entschärft das in Kapitel 2.4.2 erörterte modifiable areal unit problem, welches darauf beruht, dass sich je nach Konstruktion des Untersuchungsraums nahezu beliebige Analyseergebnisse erzielen lassen. Teilweise werden diese Verfahren so modifiziert, dass sie den Anforderungen der vorliegenden Arbeit besser gerecht werden. Die Berechnungsdetails sind in Kapitel 5.2 ausführlich erläutert.

Aussagekraft der Hypothesen

Die Hypothesen sind insofern unspezifisch gehalten, als dass mit ihnen lediglich untersucht wird, ob sich Segregationstendenzen oder ein Zusammenhang zwischen Lebensstilverhalten und Wohnstandortverteilung bestätigen lassen. Sie treffen aber keine Vorab-Aussagen über deren Ausmaß. Allerdings war bei der Planung des benötigten Stichprobenumfangs die vermutete Effektstärke abzuschätzen; hierbei wurden mittelstarke Effekte angenommen (siehe unten Kapitel 4.2.2). Weiterhin sind die Hypothesen ungerichtet, unterstellen also keine eindeutige Ursache-Wirkungs-Richtung. Dies wird durch die inhaltliche Überlegung einer Wechselwirkung zwischen Sozialstruktur und residenzieller Segregation gerechtfertigt, von der vermutet wird, dass sie im Falle der Lebensstile auf beiden Seiten analoge Muster in den Dimensionen der Intra-Homogenität und Inter-Heterogenität erzeugt.

Im statistischen Sinne handelt es sich bei den Aussagen um Alternativhypothesen, die Segregationseffekte unterstellen, während die Nullhypothese für die Gegenannahme steht, es bestünden keine Effekte. Den sozialwissenschaftlichen Konventionen folgend (Bortz und Döring 2006: 26-27) gelten die Alternativhypothesen als vorläufig betätigt (bewährt), wenn die Wahrscheinlichkeit für eine irrtümliche Ablehnung der Nullhypothese unter 5 % liegt (5 %iges Signifikanzniveau). Bei einer höheren Irrtumswahrscheinlichkeit gelten die hier getroffenen Aussagen als zurückgewiesen.

Aufgrund des teilweise explorativen Charakters einiger Zusatzanalysen und einer besseren Vergleichbarkeit der Einzelergebnisse werden ausschließlich zweiseitige Tests eingesetzt. Die entsprechenden Signifikanztests sind in Kapitel 5.2 dokumentiert.

4 Methodisches Vorgehen

Kapitelübersicht

Dieses Kapitel dokumentiert Vorbereitung und Durchführung einer empirischen Untersuchung, mit welcher das zuvor entwickelte Segregationskonzept praktische Anwendung erfährt und die hier formulierten Hypothesen überprüft werden können. Nach einem Überblick zum Untersuchungsdesign werden zunächst die methodischen Vorarbeiten nachgezeichnet: die Wahl des Untersuchungsgebiets, die Stichprobenplanung, sowie die Operationalisierung und Gestaltung des Fragebogens. Anschließend werden die Realisierung der Erhebung selbst sowie die Qualität des gewonnenen Datenmaterials erörtert.

4.1 Untersuchungsdesign im Überblick

Übersicht des empirischen Vorgehens

Das mit der vorliegenden Arbeit entwickelte Segregationskonzept basiert auf Distanzen in Punkteverteilungen und stellt somit hohe Anforderungen an die Daten. Nach meiner Kenntnis liegen weder für eine bundesdeutsche Stadt, noch für Städte anderer Länder Angaben zur Wohnsitzverteilung verschiedener Bevölkerungsgruppen in dem benötigten, quasi bis auf Hausnummern genauen Detaillierungsgrad vor, – insbesondere nicht nach Lebensstiltypen differenziert (Kapitel 2.3.3). Eine Sekundärdatenanalyse schied daher aus; die empirische Umsetzung konnte nur als Primärerhebung erfolgen. An dieser Stelle werden die wesentlichen empirischen Arbeitsschritte skizziert. Abbildung 32 gibt einen entsprechenden Überblick.

In einem *ersten Schritt* waren das Untersuchungsgebiet festzulegen und die interessierende Population zu definieren. Bereits hierbei galt es, neben inhaltlichen Gesichtspunkten methodische Belange zu berücksichtigen. Um später zu belastbaren Aussagen zu kommen, war eine sorgfältige Stichprobenplanung vonnöten. Dazu gehörte die Kalkulation des optimalen Stichprobenumfangs, wie auch die Klärung räumlicher Aspekte, die sich in Lage, Ausdehnung, Form und Aufteilung des Untersuchungsgebiets niederschlugen. Schließlich waren die interessierenden Lebensstil- und Soziale-Lage-Merkmale sauber zu operationalisieren, wobei auf eine hohe Vergleichbarkeit zu verwandten Studien geachtet wurde. Auch war zu klären, wie sich die Wohnstandorte der Befragten adäquat erfassen lassen. Diese vorbereitenden Schritte sind in Kapitel 4.2 näher erläutert.

In einem *zweiten Schritt* erfolgte die Datengewinnung als schriftliche Befragung im Sommer 2007. Hierbei kam eine eigens im Rahmen der vorliegenden Arbeit entwickelte räumliche Erhebungstechnik zum Einsatz, welche eine gute Ausschöpfung über das

gesamte Untersuchungsgebiet gewährleistet. Erfragt wurden insbesondere lebensstilrelevante Verhaltensweisen sowie zentrale demografische und sozio-ökonomische Merkmale. Um eine detaillierte Analyse von Segregationseffekten zu ermöglichen, sollten die Zielpersonen zudem ihren Wohnstandort auf einer Karte eintragen. Die Fragebogengestaltung, der Verlauf der Befragung, sowie Bereinigung und Güte der erhobenen Daten sind in Kapitel 4.3 dokumentiert.

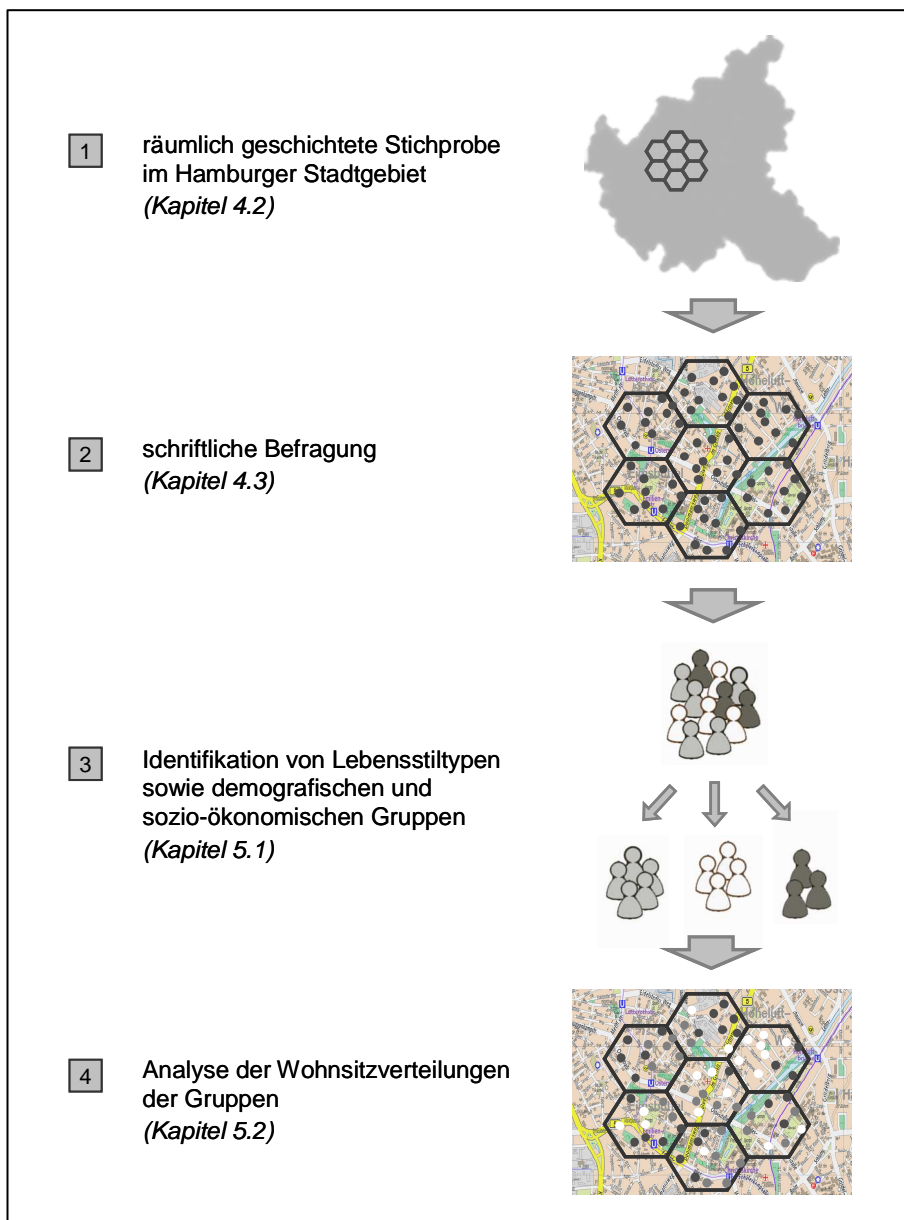


Abb. 32: Empirisches Untersuchungsdesign – Übersicht

Quelle: Eigene Darstellung.

In einem *dritten Schritt* wurden anhand der Befragungsdaten verschiedene Bevölkerungsgruppen identifiziert. Zunächst wurden die Befragten nach klassischen Sozialstruktur-Merkmalen wie Alter, Bildung und Einkommen differenziert. Diese Angaben dienen neben der Beschreibung der Analytestichprobe auch dem Abgleich

mit amtlichen Statistiken für das Untersuchungsgebiet, zur Stadt Hamburg insgesamt und zu anderen Großstädten. Die Variablen zum lebensstilrelevanten Verhalten wurden anhand von Hauptkomponentenanalysen auf wenige, übersichtliche Faktoren reduziert. Auf dieser Basis konnten über clusteranalytische Verfahren Lebensstiltypen mit charakteristischen Verhaltensprofilen identifiziert werden. Damit wird einer methodischen Vorgehensweise gefolgt, wie sie sich mittlerweile in der Lebensstilforschung etabliert hat (siehe oben Kapitel 2.1.3). Diese Auswertungen kultureller und sozialstruktureller Muster sind in Kapitel 5.1 näher beschrieben.

In einem *vierten Schritt* wurde schließlich die Wohnsitzverteilung der verschiedenen Bevölkerungsgruppen auf Segregationsmuster geprüft. Dabei kam das in der vorliegenden Arbeit entwickelte Konzept zum Einsatz, das basierend auf Standortverteilungen die Aspekte Konzentration, Klumpung, Ungleichverteilung und Distanz untersucht (siehe oben Kapitel 3.2.2). Die hierbei zu klärenden Fragen seien nochmals zusammengefasst: Ist die Wohnstandortverteilung von Lebensstilgruppen im urbanen Raum durch residenzielle Segregation gekennzeichnet? Wenn ja, wie sieht diese mit Blick auf die 4 eben genannten Segregationsformen aus? Gibt es einen Zusammenhang von lebensstiltypischem Verhalten und Ausmaß und Form der Segregation? Wie ist die Bedeutung der sozialen Lage bei der Segregation im Vergleich zum Lebensstil? Bei welchen Bevölkerungsgruppen ist Segregation erzwungen, bei welchen freiwillig? Kapitel 5.2 behandelt die zugehörigen Hypothesentests.

Sämtliche Auswertungen wurden mit der Datenanalyse-Software *STATISTICA* (Version 8) durchgeführt. Für die faktoren-, cluster- und varianzanalytischen Berechnungen wurden die in der Software fest implementierten Verfahren eingesetzt. Die speziellen räumlichen Auswertungen konnten über eigene Programmierungen mittels *STATISTICA* Visual Basic realisiert werden.

4.2 Vorbereitung der Erhebung

4.2.1 Wahl des Untersuchungsgebiets

Hamburg als urbaner Raum

Als Untersuchungsraum diente ein Teilgebiet der Stadt Hamburg. Es sind es vor allem sachliche Gründe, die für Hamburg sprechen. Seine Größe, Verdichtung und urbane Vielfalt bieten ausreichend Möglichkeiten der Stilisierung und genügend Raum für differenzierte Wohnstandortentscheidungen. Gleichzeitig kann seine Sozialstruktur als durchaus typisch für eine bundesdeutsche Stadt gelten. Bisherige Studien unter Einsatz des klassischen Dissimilaritäts-Index¹ lassen zudem vermuten, dass sich die Ungleichverteilung unterschiedlicher sozio-ökonomischer und ethnischer Bevölkerungsgruppen insgesamt im Mittelfeld bundesdeutscher Großstädte bewegt (siehe

oben Kapitel 2.3.2). Damit ist die Hoffnung berechtigt, dass die gewonnenen Ergebnisse über den Raum Hamburg hinaus Relevanz haben. Die Wahl war jedoch auch persönlich motiviert. Während der empirischen Phase der vorliegenden Untersuchung wohnte und arbeitete ich in Hamburg. Das Interesse an der eigenen Stadt war im wahrsten Sinne des Wortes naheliegend. Die geografische Nähe erleichterte zudem das Durchführen der Befragung.

Mit 1,754 Millionen Menschen ist Hamburg die Stadt mit der zweithöchsten Einwohnerzahl Deutschlands (Statistisches Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein 2007a: 14, aktualisierte Tabelle mit Stand 31.12.2006; Statistisches Bundesamt 2006a: 28). Die Kernstadt verfügt über eine Fläche von 755,3 km²; davon entfallen 36,4 % auf Gebäude- und zugehörige Freiflächen wie Vorgärten, während sich das restliche Areal im Wesentlichen aus Landwirtschafts-, Verkehrs-, Erholungs-, Wasser und Waldflächen zusammensetzt (Statistisches Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein 2007a: 262-265). Die Ausdehnung erreicht entlang der Nordwest-Südost-Achse und in Nordost-Südwest-Richtung jeweils rund 40 km. Das Gebiet ist administrativ in 7 Bezirke, 105 Stadtteile und 180 Ortsteile gegliedert.

Seit Mitte der 1980er Jahre wächst Hamburgs Einwohnerzahl langsam aber beständig, mit einer kurzen Phase der Stagnation Ende der 1990er Jahre (Statistisches Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein 2007a: 18). Ab 2005 übersteigen die Wachstumsraten der Kernstadt die des gesamten Verdichtungsraums, bewegen sich aber immer noch bei moderaten 0,5 % bis 0,6 % im Jahr (Statistisches Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein 2007b: 28-30). Die Bevölkerungszunahme in der Kernstadt wird vor allem durch Zuzüge aus weiter entfernten Regionen Deutschlands getragen. Zum direkten Umland besteht hingegen unverändert ein negativer Wanderungssaldo, der sich in den letzten Jahren allerdings stetig verringert hat (Statistisches Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein 2007b: 32-34). Gleichzeitig hat der natürliche Bevölkerungsrückgang in der Kernstadt deutlich abgenommen. Nach Schätzungen des Statistischen Amtes für Hamburg und Schleswig-Holstein (2007a: 15) werden im Jahr 2020 über 1,8 Millionen Menschen in Hamburg leben.

Mit dieser Entwicklung zeigt Hamburg das in Kapitel 2.2.1 beschriebene Muster, wie es sich vielfach in der Bundesrepublik Deutschland und anderen westlichen Ländern beobachten lässt: Der Verstädterungsprozess hält an. Innerhalb des Verdichtungsraums schwächt sich die Suburbanisierung ab, während eine Reurbanisierung der Kernstadt einsetzt. Auch in struktureller Hinsicht weist Hamburg typische Merkmale auf: So liegt die Hansestadt trotz ihrer Größe bezüglich Einwohnerdichte und Urbanisierungsgrad (Haushalts- und Familienstruktur) im Mittelfeld deutscher Großstädte (siehe ebenfalls oben Kapitel 2.2.1). Ein Vergleich mit West-Berlin, München, Köln, Stuttgart, Frankfurt am Main und Düsseldorf ergibt darüber hinaus ähnliche Zahlen beim

Bildungsniveau der Schulabgänger, beim Netto-Haushaltseinkommen, sowie bei Miethöhe und Arbeitslosenquote (Statistisches Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein 2007b: 15, 37-38 und 74-80). Das Umfeld für Lebensstile dürfte daher mit dem anderer deutscher Großstädte vergleichbar sein.

Eingrenzung des Untersuchungsgebiets

Eine Analyse des gesamten Stadtgebiets mit dem hier entwickelten Konzept wäre grundsätzlich denkbar, jedoch recht aufwendig. Sie ist aufgrund der angestrebten Fokussierung kleinräumiger Effekte auch nicht erforderlich. Der Untersuchungsraum wurde daher auf einen Ausschnitt des Hamburger Stadtgebiets beschränkt. Hierbei waren verschiedene, teilweise gegenläufige Anforderungen zu berücksichtigen.

Zunächst war der Ausschnitt so weit abzustecken, dass sich unterschiedliche Bevölkerungsgruppen abbilden und vorhandene Segregationslinien auch nachweisen lassen. Mit Blick auf Lebensstile war der Erhebungsraum auch deshalb nicht zu eng zu fassen, um nicht feinste Differenzen zu überbetonen. Von Interesse sind vielmehr deutliche, in der Alltagswelt relevante Stilisierungsmuster. Auf der anderen Seite empfahl es sich, das Untersuchungsgebiet nicht so weit zu fassen, dass nur ein unzusammenhängendes Bild entstünde. Denn bei gegebenem Stichprobenumfang lägen die Wohnstandorte der Befragten dann sehr weit über das Untersuchungsgebiet verteilt. Damit wäre die Lage homogener Lebensstil- und anderer Bevölkerungsgruppen nicht verlässlich geografisch zu verorten. Gerade kleinräumige Segregationseffekte ließen sich nicht mehr adäquat prüfen. Neben diesen Erwägungen spielte die praktische Überlegung eine Rolle, dass sich das Untersuchungsgebiet als Karte mit gut lesbarem Maßstab auf einer normalen Fragebogenseite abbilden lassen sollte.

Das Untersuchungsgebiet soll die Sozialstruktur Hamburgs möglichst gut abbilden. Mit Blick auf die amtlichen Bevölkerungsstatistiken wurde ein eher durchschnittliches Profil angestrebt (siehe auch unten Kapitel 5.1.1). Als Hauptkriterien dienten folgende Merkmale, zu denen Zahlen detailliert für die einzelnen Hamburger Bezirke und Stadtteile veröffentlicht sind (Statistisches Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein 2007c: 17-234): die Altersstruktur, der Anteil sozialversicherungspflichtiger Beschäftigter, der Anteil von Arbeitslosen nach Sozialgesetzbuch III und Leistungsempfängern nach Sozialgesetzbuch II (Hartz IV), der Ausländeranteil, die durchschnittliche Wohnfläche, die Dichte privat gemeldeter PKW, sowie die Kriminalitätsrate. Da beim Lebensstilansatz gerade innerstädtische Differenzierungen und weniger Randgebiete interessieren, war eine überdurchschnittliche hohe Bevölkerungsdichte durchaus erwünscht.

Neben einem insgesamt durchschnittlichen Profil sollte das Untersuchungsgebiet in sich eine gewisse Variabilität zeigen, um ausreichend viele Lebensstiltypen erfassen und ihre

Beziehung zur sozialen Lage angemessen untersuchen zu können. Daher wurde das Areal so gewählt, dass es möglichst viele der von Pohl (2006: 213-217) identifizierten Sozialräume Hamburgs abdeckt und Statistische Gebiete unterschiedlicher Ausprägung enthält (Statistisches Landesamt für Hamburg der Freien und Hansestadt Hamburg 2002: 6-8, sowie anschließende Karten ohne Seitennummerierung; für eine Beschreibung der Statistischen Gebiete siehe oben Kapitel 2.2.2). Diese Heterogenität garantiert eine gewisse Bandbreite an Sozialstruktur-Merkmalen, Nutzungen und Funktionen sowie städtebaulichen Merkmalen und sollte unterschiedliche Stilisierungsanreize bieten.

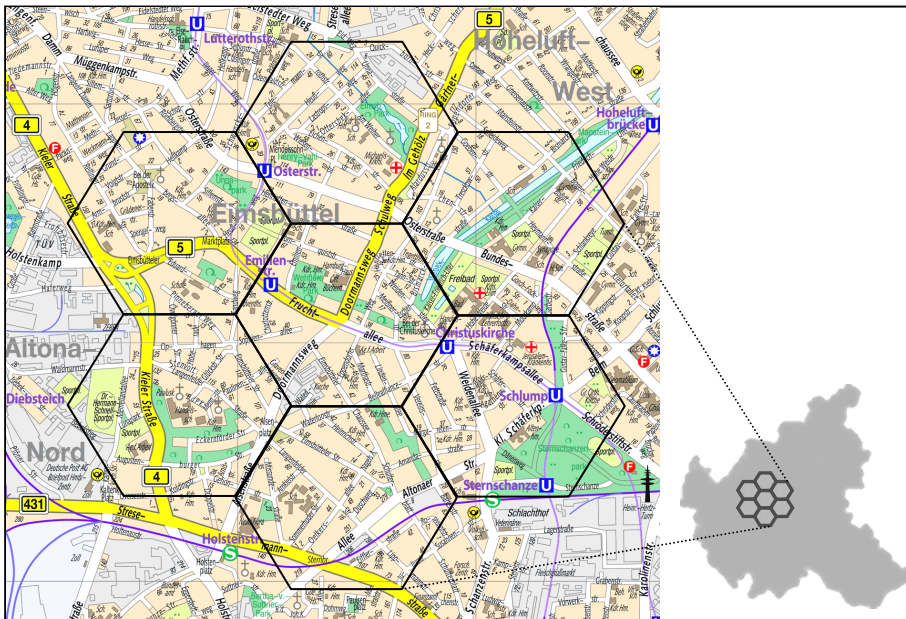


Abb. 33: Untersuchungsgebiet in der Stadt Hamburg

Quelle: Eigene Darstellung. Urheberrecht für den Kartenausschnitt: Freie und Hansestadt Hamburg – Landesbetrieb Geoinformation und Vermessung.

Das Ergebnis dieser Abwägungen ist in Abbildung 33 dargestellt. Das Untersuchungsgebiet liegt etwa 2 km nordwestlich des Hamburger Stadtkerns. In seiner Form und Aufteilung zeichnet es absichtlich keine Stadt- oder Ortsteilgrenzen nach. Dadurch können Segregationslinien aufgedeckt werden, die anderen als administrativen Grenzen folgen. Das Untersuchungsgebiet deckt sich in weiten Teilen mit den Stadtteilen Eimsbüttel und Altona-Nord. Daneben weist es Überschneidungen auf mit den Stadtteilen Altona-Altstadt, Hoheluft-West, Rotherbaum, Harvestehude und Sternschanze (Stand der ab 01.03.2008 geltenden Gebietsreform; Statistisches Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein 2007c: 227 und 251). Bewusst wurde auf die gängige Praxis verzichtet, ein rechteckiges, in Planquadrate unterteiltes Areal zu konstruieren. Stattdessen wurde die in Kapitel 2.4.2 vorgeschlagene hexagonale Struktur umgesetzt. Die methodischen Gründe werden nochmals weiter unten in Kapitel 4.2.2 im Zusammenhang mit der Stichprobenplanung aufgegriffen.

Um den Befragten die Orientierung zu erleichtern, markieren einige Hauptpfade und kleinere Distrikte näherungsweise den Rand des Untersuchungsgebiets (Lynch 1965: 46-49; siehe oben Kapitel 2.2.3): Im Westen zeigt die Kieler Straße (B5) den Beginn eines angrenzenden Gewerbegebiets an. Im Süden verlaufen die Stresemannstraße und die Schnellbahnlinie S1. Die östliche Grenze wird durch die U-Bahnlinie U3 und den Sternschanzenpark markiert. Am nördlichen Rand finden sich weniger klare städtebauliche Merkmale; allerdings liegen hier größere Gewerbeflächen wie das der Beiersdorf AG. 3 Hauptverkehrsadern durchkreuzen das Untersuchungsgebiet: von Nordwesten nach Südosten zusammen mit der U-Bahnlinie U2 die Fruchttalallee mit ihrer Verlängerung Schäferkampallee, parallel dazu die Osterstraße mit ihrer Fortsetzung als Bundesstraße, sowie im rechten Winkel zu beiden von Nordosten nach Südwesten der Ring 2 (Im Gehölz, Schulweg, Doormannsweg, Alsenstraße). Im Nordosten schneidet der Isebekkanal das Areal, im Südosten die Max-Brauer-Allee mit ihrer Verlängerung zur Altonaer Straße, Kleiner Schäferkamp und Beim Schlump.

Das Untersuchungsgebiet erstreckt sich über eine Fläche von 3,8 km² (eigene Berechnung). Nach eigens für die vorliegende Arbeit vorgenommenen Schätzungen des Statistischen Amtes für Hamburg und Schleswig-Holstein liegen seine Wohnfläche bei 2,7 km² und seine Einwohnerzahl bei knapp 55.000 Menschen. Dies entspricht etwa 1 % der Wohnfläche Hamburgs (ohne Wasserfläche und Verkehrswege) und ca. 3 % seiner Bevölkerung. Mit über 14.000 Einwohnern pro km² zählt das Areal zu den am stärksten besiedelten Gegenden Hamburgs (Statistisches Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein 2007c: 8). Dichte Bebauung wechselt sich mit einigen Grünflächen und kleineren Gewerbeflächen ab. 4- bis 6-geschossige Gebäude mit mehreren Wohnparteien dominieren das Bild. Einfamilienhäuser und Stadtvillen finden sich nur in wenigen Straßenabschnitten, Hochhäuser vereinzelt an den Hauptverkehrsadern. Die Gebäude stammen überwiegend aus der Gründerzeit um 1900 und der Nachkriegsära, darunter viele mit Jugendstil- und Klinkerfassaden (für eine Beschreibung der verschiedenen Bauphasen und -stile mit Illustrationen siehe Freiwald 2005: 10-12 und 42-44). Abbildung 34 liefert einige exemplarische Ansichten.

Die Sozialstruktur im Untersuchungsgebiet kann wie beschrieben als heterogen gelten. Wenigstens 4 der 9 Sozialraumtypen Pohls (2006: 215-217; siehe oben Kapitel 2.2.2) werden abgedeckt: im Norden *zentrumnahe, einfache Wohngebiete mit wenig Familien*, im Süden *urbane Gebiete mit hoher Diversity* (Vielfalt), im Osten *urbane Mischgebiete mit gehobenem Wohnen* und im Westen *Wohngebiete mit niedrigem sozialen Status*. Eine eigene, systematische Begehung bestätigte im Wesentlichen dieses Bild: Im Nordosten des Untersuchungsgebiets prägen finanziell gut gestellte Singles und Kleinfamilien das Stadtbild, während man im Südosten häufiger studentische und alternative Lebensweisen antrifft. Im Westen wohnen vermehrt sozio-ökonomisch schlechter gestellte Bevölkerungsteile; Gebäude sind hier teilweise von Verwahrlosung

gekennzeichnet. Im ganzen Untersuchungsgebiet finden sich Kneipen, Cafés und Restaurants, insbesondere an seinem Südost-Rand im Bereich des Schanzenviertels, wo sich auch die meisten kulturellen Einrichtungen finden. Die nördlich gelegene Eimsbütteler Osterstraße bietet vielfältige Einkaufsmöglichkeiten, die über den täglichen Versorgungsbedarf hinausgehen.



Abb. 34: Ansichten des Untersuchungsgebiets

Quelle: Eigene Aufnahmen. Sommer 2008.

4.2.2 Stichprobenplanung

Grundgesamtheit

Grundgesamtheit der vorliegenden Arbeit ist die volljährige Wohnbevölkerung des oben beschriebenen Untersuchungsgebiets im Befragungszeitraum 2007. Nach Schätzungen des Statistischen Amtes für Hamburg und Schleswig-Holstein für die vorliegende Arbeit

sind dies etwa 48.000 Menschen. Da das Lebensstilkonzept auf individuelle Verhaltensweisen abzielt, richtet sich die Studie statt an Haushalte direkt an Personen. Eine Beschränkung auf den Haushaltsvorstand wurde vermieden, da dieser Begriff angesichts heutiger Lebensformen und der Idee der Pluralisierung und Individualisierung von Lebensstilen als zu unscharf angesehen werden muss. Die Ansprache allein erwachsener Personen ab 18 Jahren wird durch die Annahme gerechtfertigt, dass Lebensstile wie auch klassische Ungleichheitsmerkmale in biografischen Prozessen erworben werden (siehe oben Kapitel 2.1.1). Zudem sind Kinder und Jugendliche an der Entscheidung für einen Wohnstandort weniger direkt beteiligt, auch wenn die Suche nach geeigneten Betreuungs- und Bildungseinrichtungen die Wahl der Eltern beeinflussen mag. Die Grenze bei 18 Jahren zu ziehen, ist in gewisser Weise willkürlich, korrespondiert aber mit der gesetzlichen Volljährigkeit als Voraussetzung, einen Miet- oder Kaufvertrag abzuschließen. Zudem erhöht diese Altersbeschränkung die Vergleichbarkeit mit anderen Lebensstilstudien, die genauso verfahren (beispielsweise Klee 2001: 100 oder Otte 2004: 145).

Kalkulation des Stichprobenumfangs

Der für die Auswertung optimale Stichprobenumfang war im Voraus nach statistischen Kriterien zu kalkulieren. Dabei galten ähnliche Vorgaben wie bei der Wahl des Untersuchungsgebiets. Einerseits durfte die Zahl der auswertbaren Fragebogen nicht so gering sein, dass sich wichtige Bevölkerungsgruppen und räumliche Effekte nicht mehr hätten nachweisen lassen. Andererseits sollte die Zahl der Befragten nicht so groß sein, dass selbst feinste, inhaltlich irrelevante Unterschiede zwischen den Gruppen als signifikant ausgewiesen werden würden. Um zwischen beiden Szenarien die Balance zu halten, sind bei einer Stichprobenkalkulation grundsätzlich verschiedene Größen zu berücksichtigen (Cohen 1988: 4-16): zum einen die angestrebte *Teststärke*, also die Wahrscheinlichkeit, mit der ein tatsächlich vorhandener Effekt auch als statistisch signifikant erfasst werden kann. Weiterhin die *Irrtumswahrscheinlichkeit*, die man maximal bereit ist einzugehen, wenn man einen Effekt als signifikant ausgibt. Und schließlich die mindestens *erwartete Effektstärke*, – in der vorliegenden Untersuchung das Ausmaß der Segregation verschiedener Bevölkerungsgruppen. Sie sollte wenigstens so stark ausfallen, dass ein spürbarer Einfluss auf die Lebenswirklichkeit der Befragten plausibel ist.

In der Kalkulation wirken diese Größen wie interdependente Stellschrauben: Je größer der untersuchte Effekt und je geringer die Ansprüche an die statistische Sicherheit von Aussagen sind, desto kleiner kann beispielsweise die Stichprobe ausfallen. In der Forschungsrealität sind die Einstellungen dieser Stellschrauben jedoch fast vollständig vorgegeben. Was als Teststärke und Irrtumswahrscheinlichkeit akzeptabel erscheint, ist durch wissenschaftliche Mindeststandards definiert. Mit der vorliegenden Arbeit wird

der in den Sozialwissenschaften geltenden Konvention einer Teststärke von wenigstens 80 % und einer maximalen Irrtumswahrscheinlichkeit von 5 % gefolgt (Bortz und Döring 2006: 604-605). Die erwartete Effektstärke liegt im Forschungsgegenstand begründet und ist damit ebenfalls nicht beliebig. Allerdings ist eine Festlegung hier weitaus schwieriger, da der Effekt ja erst anhand der Stichprobe überprüft werden soll, man dem eigentlichen Test also vorausgreift. Die vermutete Effektstärke sollte daher aus theoretischen Überlegungen oder Erfahrungswerten abgeleitet werden. Liegen keine genaueren Anhaltspunkte vor, bietet eine weitgehend akzeptierte Einstufung in kleine, mittlere und starke Effekte Orientierungshilfe, zu der Cohen (1988: 12-14) für verschiedene Tests konkrete Richtwerte vorschlägt. In der vorliegenden Untersuchung wurde mit Blick auf Ergebnisse bisheriger Lebensstil- und Segregationsstudien wenigstens ein mittelstarker Effekt erwartet (siehe oben Kapitel 2.1.2 und 2.3.2).

Je nach angestrebtem Test existiert ein eigenes Verfahren der Stichprobenkalkulation, in welches die oben genannten Größen eingehen. Sollen mehrere Hypothesentests durchgeführt werden, kann im Sinne einer konservativen Planung die mit Blick auf den Stichprobenumfang anspruchsvollste Fragestellung als wegweisend gelten. In der vorliegenden Untersuchung gestaltet sich diese Zuordnung jedoch als schwierig, da für die hier eingesetzten räumlichen Analysen bisher keine eigenen Verfahren der Stichprobenkalkulation bestehen. Die verwendeten räumlichen Indizes und Tests können jedoch als vergleichsweise einfach gelten. Unter den hypothesentestenden Verfahren stellt hier die Varianzanalyse die höchsten Anforderungen an den Stichprobenumfang. Mit ihr sollen Lebensstil- und andere Gruppen auf Unterschiede bei der Freiwilligkeit der Segregation geprüft werden, indem die mittleren geografischen Distanzen zwischen ihrem tatsächlichen und ihrem Wunsch-Wohnstandort verglichen werden (siehe unten Kapitel 5.2.4). Weitere, teilweise komplexere statistische Designs werden lediglich explorativ eingesetzt und bei der Stichprobenkalkulation daher nicht berücksichtigt.

Für die Varianzanalyse existiert ein etabliertes Verfahren zur Kalkulation der optimalen Fallzahl (Cohen 1988: 273-406). Eine Korrektur aufgrund räumlicher Belange (siehe oben Kapitel 2.4.2) ist dabei nicht erforderlich, da räumliche Effekte selber unmittelbar Gegenstand der Analyse sind. Der erwartete mittelstarke Effekt kann nach Cohen (1988: 280-288) mit einem $f = 0,25$ angesetzt werden, wobei f die erwartete Streuung der Gruppenmittelwerte angibt, standardisiert über die durchschnittliche Streuung des untersuchten Merkmals innerhalb der Gruppen. Zusätzlich zu den genannten Kriterien geht bei der Varianzanalyse die vermutete Anzahl der zu vergleichenden Gruppen in die Kalkulation ein, über die sich der Effekt sozusagen verteilt. Mit steigender Gruppenzahl verschärfen sich die Anforderungen an den Stichprobenumfang. In der vorliegenden Untersuchung war die höchste Gruppenzahl bei den Lebensstiltypen zu erwarten, da die untersuchten Merkmale der sozialen Lage mit vergleichsweise wenig Klassen erfasst

wurden (siehe unten Kapitel 4.2.3). Die Typologien bisheriger Lebensstilstudien ließen in der Gesamtschau jedoch nicht mehr als 10 relevante Lebensstiltypen vermuten (siehe oben Kapitel 2.1.3). Daher wurde der Stichprobenumfang im Sinne eines konservativen Vorgehens mit einer Gruppenzahl von 10 kalkuliert.

Der aus den verschiedenen Vorgaben berechnete *optimale Stichprobenumfang* liegt bei 260 Fällen, die sich ungleich über die zu untersuchenden Lebensstilgruppen verteilen dürfen (Cohen 1988: 359-362). Bezogen auf die geplante schriftliche Befragung bedeutet dies, dass der Rücklauf möglichst 260 *auswertbare* Fragebogen enthalten sollte. Tabelle 7 zeigt die Parameter der Kalkulation im Einzelnen.

	Wert
Anzahl der Gruppen	10
Effekt (f)	0,25
Signifikanzniveau	5,0%
angestrebte Teststärke	80,0%
erreichte Teststärke	80,4%
optimaler Stichprobenumfang	260

Tab. 7: Kalkulation der benötigten Zahl auswertbarer Fragebogen

Quelle: Eigene Berechnung für eine einfaktorielle Varianzanalyse (zweiseitig, feste Effekte).

Räumliche Schichtung der Stichprobe

Bei der Stichprobenplanung waren auch in räumlicher Hinsicht Anforderungen der späteren Auswertungen zu berücksichtigen. Mit Blick auf die räumliche Verteilung der Wohnstandorte war vor allem eine gute Abdeckung des gesamten Untersuchungsgebiets anzustreben. Folglich musste vermieden werden, dass bereits durch die Befragungstechnik einige Areale des Untersuchungsgebiets stärker repräsentiert sind als andere. Geht man – wie in der vorliegenden Arbeit – von einem Zusammenhang ähnlicher Merkmalsausprägungen und geografischer Nähe aus, würde man sonst bei einer räumlichen Klumpung der Stichproben-Wohnstandorte eine nur geringe Merkmalsvarianz erfassen, die kaum statistisch verwertbare Aussagen zuließe (Hainings 1990: 174-175). Dies könnte beispielsweise bedeuten, dass deutlich weniger Lebensstiltypen identifiziert und schlechter gegeneinander abgegrenzt werden können als es der Situation im Untersuchungsgebiet entspricht. Das Verteilen von Fragebogen an einigen wenigen Standorten kam daher nicht in Frage.

Da selbst einfache räumliche Zufallsauswahlen zu einer gewissen Klumpung tendieren (siehe oben Kapitel 2.4.1), empfahl sich eine Vorstrukturierung der Stichprobenziehung. In Kapitel 2.4.2 wurden hierfür verschiedene Varianten diskutiert. Für die vorliegende Arbeit bot sich eine *räumlich geschichtete Stichprobe* an, bei der das Untersuchungsgebiet in gleich große Teilflächen untergliedert wird. In jedem Subareal war jeweils eine Teilstichprobe zu realisieren, bei der es sich sowohl in räumlicher Hinsicht als auch

mit Blick auf die Merkmalsausprägungen um eine Zufallsauswahl handeln sollte. Der Umfang der Teilstichproben sollte dabei die unterschiedlich großen bewohnbaren Flächen der Areale widerspiegeln. Die *Wohndichte* war in diesem Zusammenhang nachrangig. Entscheidend war eine gute Abdeckung der Wohnfläche des Untersuchungsgebiets, damit *innerhalb* der Stichprobe räumliche Verteilungsmuster bestimmter Bevölkerungsgruppen untersucht werden konnten.

Gegenüber einer räumlich-systematischen Stichprobe, bei der die anvisierten Wohnstandorte in festen Abständen zueinander stehen, bietet die räumlich geschichtete Zufallsauswahl für die hier gestellte Forschungsaufgabe einige Vorteile. Zu nennen ist vor allem die höhere Flexibilität. Lässt sich aufgrund örtlicher Gegebenheiten wie Parks oder Gewerbeflächen eine Befragung nicht durchführen oder ist an bestimmten Orten der Rücklauf gering, kann leicht eine weitere Zufallsauswahl realisiert werden. Auch ist die räumlich geschichtete Zufallsauswahl nicht so anfällig gegenüber Verzerrungen durch Auto-Korrelationen wie die räumlich-systematische Stichprobe (siehe oben Kapitel 2.4.2).

Da Abstände von Wohnstandorten analysiert werden sollten, war zu berücksichtigen, dass Elemente im Randbereich des Untersuchungsgebiets tendenziell weniger Nachbarstandorte aufweisen als andere. Hierdurch können Verzerrungseffekte entstehen (Hainings 1990: 45; siehe auch oben Kapitel 2.4.2). In der vorliegenden Arbeit wurde daher von der gängigen Praxis abgewichen, ein rechteckiges Untersuchungsgebiet in ein Gitternetz mit quadratischen Teilflächen aufzuteilen. Bezogen auf das gesamte Untersuchungsgebiet wäre eine Kreisform ideal, da hier eine größtmögliche Fläche von einem kleinstmöglichen Rand umfasst wird. Allerdings lässt sich ein Kreis nicht in gleichförmige, gleich ausgerichtete sowie nicht überlappende Teilareale aufgliedern, wie sie für die räumlich geschichtete Stichprobe benötigt werden.

Als Kompromiss wurde das Untersuchungsgebiet in einer hexagonalen Struktur konstruiert (Abbildung 33, oben in Kapitel 4.2.1). Ein Sechseck mit gleich langen Kantenlängen nähert sich einer Kreisform gut an, d.h. es weist ein günstiges Verhältnis von Fläche und Umfang auf und verringert so unerwünschte Randeffekte. Und mehrere Sechsecke lassen sich so zueinander anordnen, dass sich wiederum ein Sechseck (ein angenäherter Kreis) ergibt. Ein hexagonales Gitter deckt ein Untersuchungsgebiet zudem gleichmäßiger ab als die verbreiteten Quadratraster: Die Entfernungen zwischen den Mittelpunkten der aneinander gefügten Sechsecke sind stets konstant. Bei Quadraten ergeben sich hingegen in der Diagonale größere Distanzen zwischen den Mittelpunkten als in der Senk- und Wagerechten (Güßefeldt 1996: 413-414).

Das Untersuchungsgebiet setzt sich aus 7 Teilflächen zusammen, wobei ein mittleres Sechseck von 6 weiteren vollständig umschlossen wird. Eine feinere Untergliederung hätte für ein entsprechend geschlossenes Areal bereits 25 Teilflächen erfordert, – mit

Blick auf die Größe von Untersuchungsgebiet und Stichprobe eine zu hohe Auflösung. Die Gliederung in Teilareale erfolgte allein aus den oben genannten Gründen einer besseren Abdeckung des Untersuchungsgebiets und der Minimierung von unerwünschten Randeffekten. Für die spätere Auswertung wurden die Verfahren so gewählt, dass auf kein Gitternetz zurückgegriffen werden musste. Ein Verzerren der Ergebnisse durch das schwer kalkulierbare modifiable areal unit problem (siehe oben Kapitel 2.4.1) wurde so vermieden.

Neben der räumlichen Schichtung wurde keine Quotierung nach qualitativen Merkmalen wie der Sozialstruktur vorgenommen. Denn das Ziel der vorliegenden Arbeit liegt weniger darin, die Grundgesamtheit in ihrer Zusammensetzung genau abzubilden. Dieser Anspruch wäre bereits bei unterschiedlichem Responseverhalten verschiedener Bevölkerungsteile kaum einzulösen. Vielmehr sollen wichtige soziale Gruppen in ausreichendem Umfang erfasst werden, so dass sie überhaupt identifiziert und auf räumliche Effekte untersucht werden können. Da ja gerade davon ausgegangen werden musste, dass sich die untersuchten Bevölkerungsgruppen unterschiedlich über den Untersuchungsraum verteilen, kam es insbesondere nicht in Frage, für jedes der Teilgebiete dieselben qualitativen Quoten anzulegen. Damit verbundene Fragen der Repräsentativität der Stichprobe werden in Kapitel 4.3.3 behandelt.

4.2.3 Operationalisierung

Operationalisierung klassischer Sozialer-Lage-Merkmale

Mit der vorliegenden Arbeit werden die zentralen Dimensionen vertikaler Ungleichheit, aber auch horizontale Unterschiede untersucht. Hierfür werden klassische demografische und sozio-ökonomische Merkmale erfasst, welche auch im Zuge der bisherigen Lebensstil- und Segregationsforschung Beachtung gefunden haben (siehe oben Kapitel 2.1.3 und 2.3.2): Alter, Geschlecht, Familienstand, Lebensform, Haushaltsgröße, Ethnie, Konfession, Bildung, Erwerbsform, berufliche Stellung und Einkommen. Zwecks Vergleichbarkeit zu anderen Veröffentlichungen wurde auf die Einhaltung von Standards geachtet, wie sie vom Statistischen Bundesamt, dem Arbeitskreis Deutscher Markt- und Sozialforschungsinstitute e.V. (ADM) und der Arbeitsgemeinschaft Sozialwissenschaftlicher Institute e.V. (ASI) gemeinsam empfohlen werden (Statistisches Bundesamt 2004: 3-8 und 42-53). Daneben wurden aktuelle Bevölkerungsstatistiken für die Bundesrepublik Deutschland und die Stadt Hamburg berücksichtigt. Eine Übersicht geben die Tabellen 8 und 9; die genauen Quellen sind im jeweils im Fließtext angegeben.

Alter	Lebensform
18 bis 24 Jahre	in Partnerschaft ohne Kinder u. 18 Jahren
25 bis 34 Jahre	in Partnerschaft mit Kindern u. 18 Jahren
35 bis 44 Jahre	alleinstehend
45 bis 54 Jahre	alleinerziehend mit Kindern u. 18 Jahren
55 bis 64 Jahre	
65 Jahre und älter	Haushaltsgröße
	Personenzahl im Haushalt
Geschlecht	darunter Anzahl Kinder u. 18 Jahren
männlich	
weiblich	Staatsangehörigkeit
	deutsche
Familienstand	türkische
ledig	polnische
verheiratet	andere
verwitwet	
geschieden	Konfession
	evangelisch
	katholisch
	islamisch
	andere
	keine

Tab. 8: Operationalisierung demografischer Merkmale – Übersicht

Quelle: Eigene Operationalisierung; überwiegend nach Empfehlungen des Statistischen Bundesamts (2004: 3-8 und 42-53). Details und Quellenangaben finden sich im Fließtext.

Das *Lebensalter* wird über 6 Altersklassen erfasst. Da keine Auswertung nach Kohorten erfolgt und lediglich Altersgruppen miteinander verglichen werden sollen, ist es nicht notwendig, Geburtsjahr und -monat zu erheben (wie etwa Wolf und Hoffmeyer-Zlotnik 2003: 262-263 empfehlen). Über die geringe Anzahl der Kategorien wird zudem eine höhere Akzeptanz der Frage angestrebt. Die Klassengrenzen sind dabei so gewählt, dass sie in der feineren Untergliederung der amtlichen Statistik aufgehen (Statistisches Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein 2007a: 24). Das Merkmal *Geschlecht* wird mit der Angabe *männlich* oder *weiblich* zumindest in der Auswertung auf die primären Geschlechtsorgane bezogen, nicht auf das subjektive Empfinden der Zielpersonen oder gesellschaftliche Rollenerwartungen (Statistisches Bundesamt 2004: 42). Obwohl im Einzelfall offen bleiben muss, ob die Befragten dieser Auslegung folgen, zeigt dieses Merkmal bei Wiederholungsstudien eine hohe Zuverlässigkeit (Wolf und Hoffmeyer-Zlotnik 2003: 261-262).

Der *Familienstand* wird über die juristischen Kategorien zum Heiratsstatus *ledig*, *verheiratet*, *verwitwet*, *geschieden* abgebildet (Statistisches Bundesamt 2004: 48-53; Statistisches Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein 2007a: 14). Auf die gelegentlich verwendete Kategorie *verheiratet, aber vom Ehepartner getrennt lebend* wird verzichtet, da hierzu keine ausreichenden Referenzdaten für Hamburg vorliegen (Statistisches Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein 2007a: 14).

Zur Abbildung der häuslichen Lebensverhältnisse ist von Interesse, ob ein Partner und Kinder im Haushalt wohnen. Aus diesen Informationen lassen sich 4 *Lebensformen* ableiten: *alleinstehend*, *Partnerschaft ohne Kinder*, *alleinerziehend* und *Partnerschaft mit Kindern*. Dieses Lebensformen-Konzept trägt der Aufweichung des traditionellen Familienbegriffs Rechnung und findet seit 2005 im Mikrozensus Verwendung (Statistisches Bundesamt 2006c: 5-6 und 39-40). Mit ihm werden die 2 Dimensionen Partnerschaft und Elternschaft (Familie) zusammengeführt. Als Partnerschaft zählen neben Ehepaaren auch nichteheliche und gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften. Als Familie gelten alle Eltern-Kind-Gemeinschaften in einem 2-Generationen-Haushalt, also neben Elternpaaren auch alleinerziehende Mütter und Väter mit ihren ledigen Kindern. Neben leiblichen Kindern werden auch Stief-, Pflege- und Adoptivkinder berücksichtigt. In der vorliegenden Untersuchung wird das Mikrozensus-Konzept etwas vereinfacht, indem nur Kinder unter 18 Jahren berücksichtigt werden, da hier für Hamburg zurzeit bessere Referenzdaten vorliegen (siehe etwa Statistisches Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein 2007a: 37; aktualisierte Tabelle mit Stand 31.12.2006).

Die *Haushaltsgröße* gibt an, wie viele Personen einschließlich der befragten ständig im Haushalt wohnen und bei wie vielen davon es sich um Kinder unter 18 Jahre handelt. Als Haushalt gelten alle Personen, die dauerhaft zusammen leben und eine Wirtschaftsgemeinschaft bilden (Statistisches Bundesamt 2004: 7; Hoffmeyer-Zlotnik und Warner 1998: 51). Eine Differenzierung nach Haushaltsvorstand und anderen Haushaltsmitgliedern findet nicht statt, da Lebensstilisierung und Wohnstandort prinzipiell für jede erwachsene Person sinnvoll untersucht werden können (siehe oben Kapitel 4.2.2).

Die *Ethnie* wird über die Staatsangehörigkeit operationalisiert, d.h. über die rechtliche Zugehörigkeit einer Person zu einem bestimmten Staat (Statistisches Bundesamt 2007b: 40). In der Bundesrepublik Deutschland ist die Staatsangehörigkeit im internationalen Vergleich stark an die kulturelle und verwandtschaftliche Abstammung einer Person geknüpft und weniger an ihren Geburts- oder Wohnort; selbst entfernte Nachkommen von Auswanderern können sie leicht wieder erwerben, Einwanderer hingegen nur schwer (Hoffmeyer-Zlotnik 2003: 268-273). Dennoch ist die Staatsangehörigkeit nur ein Aspekt der Ethnie. Jedoch sind weitere Aspekte wie Rasse, Sprache oder nationale Identität nur aufwendig zu erheben und werden daher nicht direkt abgefragt.

Da die Ethnie als wichtiges Segregationsmerkmal bekannt ist (siehe oben Kapitel 2.3.2), wurden in der Befragung neben *deutsch* auch *türkisch* und *polnisch* erfasst. Die beiden letzten Kategorien bilden die beiden größten Einwanderungsgruppen Hamburgs ab (Statistisches Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein 2007d: 1 und 11). Weitere Nationalitäten wurden durch die offene Ergänzungskategorie *andere* erfasst und

Mehrfachnennungen zugelassen. In der späteren Auswertung erwies sich diese Differenzierung allerdings aufgrund des geringen Ausländeranteils unter den Befragten als nicht ergiebig (siehe unten Kapitel 5.1.1). Daher wurde schließlich nur zwischen 2 Gruppen unterschieden: Personen deutscher Nationalität und Personen mit einer nicht-deutschen oder weiteren, also doppelten, Staatsangehörigkeit. Anders als bei der alleinigen Frage nach der deutschen Staatsbürgerschaft – der gängigen Praxis, bei der weitere Staatsangehörigkeiten unberücksichtigt bleiben (Statistisches Bundesamt 2004: 3 und 48; Statistisches Bundesamt 2007b: 40) – können so zumindest teilweise Personen mit Migrationshintergrund erfasst werden. Damit werden die ethnischen Komponenten des Sprachlichen und Kulturellen stärker gegenüber der formalen Staatszugehörigkeit gewichtet.

Mit der *Konfession* wird neben der Staatszugehörigkeit ein Merkmal erfragt, welches über die reine Religionszugehörigkeit hinaus mit dem ethnischen Hintergrund einer Person in Verbindung gebracht werden kann (Lambert 2005: 261). Zur Konfession existieren für die Bundesrepublik Deutschland allerdings keine Erhebungsstandards; sie wird bisher im Mikrozensus und vielen anderen nationalen Erhebungen auch nicht ermittelt. In internationalen Studien wird die Nähe zu einer Glaubensgemeinschaft alternativ über die gefühlte Zugehörigkeit oder die formale Mitgliedschaft erhoben (Wolf 2005: 280-284). In der vorliegenden Arbeit wird der letzteren Variante gefolgt und die Konfession über die Religionszugehörigkeiten *evangelisch*, *katholisch*, *islamisch*, die offene Ergänzungskategorie *andere* sowie *keine* abgebildet. Auf eine feinere Untergliederung, etwa in *evangelisch-lutherisch* und *evangelisch-reformiert* oder von nicht-christlichen Religionen wird mit Blick auf fehlende Referenzen für Hamburg verzichtet.

Schulbildung	berufliche Stellung
Haupt- oder Volksschule	Angestellte
Realschule (Mittlere Reife)	Arbeiter
(Fach-)Hochschulreife	Selbständige
noch in schulischer Ausbildung	Beamte
kein Schulabschluss	
anderer Schulabschluss	monatliches Haushalts-Nettoeinkommen
	bis u. 700 EUR
Erwerbsform	700 - u. 1.300 EUR
erwerbstätig	1.300 - u. 2.000 EUR
nicht-erwerbstätig	2.000 - u. 3.200 EUR
erwerbslos	3.200 - u. 4.500 EUR
	4.500 EUR und mehr

Tab. 9: Operationalisierung sozio-ökonomischer Merkmale – Übersicht

Quelle: Eigene Operationalisierung; überwiegend nach Empfehlungen des Statistischen Bundesamts (2004: 3-8 und 42-53). Details und Quellenangaben finden sich im Fließtext.

Die *Bildung* wird über den *höchsten allgemein bildenden Schulabschluss* operationalisiert (Statistisches Bundesamt 2004: 3-4 und 49). Neben den 3 typischen Stufen des

deutschen Schulsystems *Haupt- oder Volksschulabschluss*, *Realschulabschluss* (*Mittlere Reife*) und *Fachhochschul- oder Hochschulreife* (*Abitur*) sind die Kategorien *noch in schulischer Ausbildung* und *kein Schulabschluss* enthalten. Sonderformen, ältere Abschlüsse oder Schulsysteme anderer Länder werden über die offene Ergänzungskategorie *andere* aufgefangen. Für die spätere Analyse werden diese Angaben als *niedrige*, *mittlere* und *hohe* Bildung umkodiert. Der unteren Bildungsstufe werden neben den Haupt- oder Volksschulabschlüssen Personen zugeordnet, die keinen Abschluss haben oder sich noch in der schulischen Ausbildung befinden; ebenso die offene Nennung *Sonderschule*. Die Mittlere Reife wird der mittleren, das (Fach-)Abitur der oberen Bildungsstufe zugewiesen. Der *berufliche Ausbildungsabschluss* wird nicht erfasst. Die Bildungsskala derart zu erweitern, hätte mehr Platz im Fragebogen beansprucht als es seiner Bedeutung für die vorliegende Untersuchung entspräche (für entsprechende Indizes siehe Hoffmeyer-Zlotnik und Warner 2005: 230-234; für die Umsetzung der ISCED-Skala, International Standard Classification of Education, in den bundesdeutschen Mikrozensusen siehe Schroedter u.a. 2006: 33-35 und 54-55).

Erwerbsform und *berufliche Stellung* werden über die Fragen zur schulischen Ausbildung und der aktuellen beruflichen Tätigkeit der Zielperson erschlossen. Zu den *Erwerbstätigen* zählen alle Personen, die selbständig ein Gewerbe oder Landwirtschaft betreiben, einen freien Beruf ausüben oder als Arbeitnehmer in einem Beschäftigungsverhältnis stehen, einschließlich Wehr- und Zivildienstleistende (Hradil 2006: 167-168). In der vorliegenden Untersuchung wird nur die aktuelle Tätigkeit erfasst und nicht zwischen Voll- oder Teilzeit unterschieden. *Nicht-Erwerbspersonen* sind Menschen, die keine auf Erwerb ausgerichtete Tätigkeit ausüben oder suchen, insbesondere Personen in der schulischen oder beruflichen Ausbildung oder im Freiwilligen Sozialen Jahr, sowie Rentner, Pensionäre, Hausfrauen und -männer oder wegen Krankheit dauerhaft Freigestellte. Zu den *Erwerbslosen* zählen Arbeitslose nach Sozialgesetzbuch II und III. Dies sind Personen, die in keinem oder nur einem geringfügigen Beschäftigungsverhältnis stehen, eine versicherungspflichtige Beschäftigung suchen und sich hierfür bei der Agentur für Arbeit arbeitslos gemeldet haben (Bundesagentur für Arbeit 2004: 2-5).

Die Erwerbstätigen sind basierend auf einer Skala Hoffmeyer-Zlotniks (1993: 135-141) zusätzlich über die Berufsgruppen *Angestellte*, *Arbeiter*, *Selbständige* und *Beamte* differenziert (Statistisches Bundesamt 2004: 50-51). Anders als bei der Originalskala wird auf eine gesonderte Erfassung von Landwirten, Akademikern in freien Berufen und mithelfenden Familienangehörigen verzichtet; diese hier nicht explizit interessierenden Gruppen werden durch die Selbständigen abgedeckt oder über offene Nennungen ermittelt. Die Kategorien spiegeln nicht allein die Art der späteren Altersversorgung wider, sondern auch die Autonomie der Entscheidungen im Beruf (Statistisches Bundesamt 2004: 4-5). Vorteil dieser Einstufung ist, dass sie recht gut mit

anderen gängigen Skalen korreliert, welche auf die Berufsgattung, materielle Beschäftigungsaspekte oder das Berufsprestige abzielen (Wolf 1995: 113-116). Zusammen mit der Information zur Erwerbsform ist daher eine grobe Abstufung nach beruflichem Prestige möglich: Der Berufsstatus von Nicht-Erwerbspersonen, Erwerbslosen und Arbeitern wird als *niedrig* eingestuft, der von Angestellten als *mittel* und der von Beamten und Selbständigen als *hoch*. Ganzeboom (2005: 242 und 250-256) kann zeigen, dass eine solch strikte Einteilung zu kaum weniger zuverlässigen Modellergebnissen führt als aufwendige Instrumente wie die ISCO-Skalen (International Standard Classification of Occupations), die nach vielen Hundert Berufsgattungen aufschlüsseln.

Als Indikator für die finanzielle und ökonomische Situation der Zielperson dient zum einen das *monatliche Netto-Haushaltseinkommen*. Dies ist die Summe aller Einkünfte eines Haushalts abzüglich Steuern und Sozialversicherungsabgaben (Statistisches Bundesamt 2007b: 39). Dazu zählen unter anderem Erwerbseinkommen, Unternehmer-einkommen, Einkünfte aus Vermietung und Verpachtung, Arbeitslosengeld und -hilfe, Kindergeld, Wohngeld und Sachbezüge. Für eine bessere Akzeptanz in der Befragung wurde mit 6 Einkommensgruppen (Tabelle 9) eine weniger feine Klassierung gewählt als in den meisten Referenzdaten. Wie beim Alter wurde jedoch darauf geachtet, dass die Klassengrenzen in der feineren Untergliederung der amtlichen Statistik aufgehen. Gleichzeitig wurden die Einkommensklassen so gesetzt, dass ein Abgleich mit aktuellen Mikrozensus-Daten zu Hamburg etwa gleich stark besetzte Kategorien erwarten ließ (Statistisches Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein 2007c: 38). Lediglich die unterste und oberste Einkommensklasse wurden weiter nach außen verschoben, damit die Teilnehmer seltener eine der extremen Kategorien wählen mussten, was Antwortbereitschaft womöglich gemindert hätte.

Für einige Auswertungen wurden die Angaben zum monatlichen Netto-Haushaltseinkommen im Sinne des *Netto-Äquivalenzeinkommens* korrigiert, welches die Einkünfte mit Blick auf Haushaltsgröße und Altersstruktur der Haushaltsmitglieder relativiert. Es handelt sich somit um ein geschätztes Pro-Kopf-Einkommen, das typische Einspareffekte berücksichtigt, die sich beispielsweise aus der gemeinsamen Nutzung von Wohnraum und Konsumgütern ergeben. Es existieren verschiedene Berechnungsvarianten (für einen Überblick siehe Till und Tenschert 2000: 7-11). Die vorliegende Arbeit orientiert sich an der neuen, modifizierten OECD-Skala, die den ersten Erwachsenen im Haushalt mit 1, jede weitere erwachsene Person mit 0,5 und jedes Kind mit 0,3 gewichtet und das Netto-Haushaltseinkommen durch die Summe dieser Gewichte dividiert. Bei einem Paar mit einem Kind wird beispielsweise durch 1,8 geteilt. Da in der vorliegenden Arbeit das Einkommen in 6 Klassen vorliegt, wurde diese Korrektur über entsprechende Ordinalzahlen von 1 bis 6 durchgeführt. Die resultierenden Werte wurden wiederum in 5 Klassen zusammengefasst: *geringes*,

niedriges, mittleres, gehobenes und *hohes* Einkommen. Hierbei wurde eine gleichmäßige Besetzung der Einkommensgruppen angestrebt. Die Wahl einer bestimmten Äquivalenzskala ist insofern nachrangig und ihre Anwendung auf Ordinalstufen gerechtfertigt, als dass hier nicht absolute Einkommenshöhen oder -differenzen interessieren, sondern relative Einkommenseffekte.

Um den Fragebogen so kurz und einfach wie möglich zu halten, wurden Sozialstruktur-Merkmale möglicher Lebenspartnern nicht direkt erfragt; sie schlugen sich jedoch in vielen Angaben nieder, etwa beim Familienstand, der Haushaltsgröße oder dem Haushaltseinkommen. Aus demselben Grund wurden die Merkmale Einkommen, Bildung und Berufsstand nicht so fein operationalisiert wie es der Einsatz differenzierter Bildungs-, Berufsprestige- oder sozio-ökonomischer Skalen wie der ISCED- und ISCO-Codes oder des Goldthorpe-Index' erfordern würde (siehe etwa Statistisches Bundesamt 2004: 4-13; mit einem aktuellen Überblick der verschiedenen Standards und Operationalisierungen). Immerhin kann aus den Merkmalen Bildung, Einkommen und Beruf ein einfacher, zusammengesetzter Schichtindex abgeleitet werden (siehe auch oben Kapitel 2.1.1): Hierfür werden für jede Person zu jedem der 3 Merkmale die Ordinalwerte der 3 Ausprägungen *niedrig, mittel, hoch* addiert (für das Einkommen wurde die oben beschriebene Äquivalenzskala ebenfalls zu 3 Stufen zusammengefasst). Somit erhält jede Person einen Indexwert zwischen 3 und 9 und kann einer von 7 Schichten zugeordnet werden: *unterste Unterschicht, Unterschicht, untere Mittelschicht, Mittelschicht, obere Mittelschicht, Oberschicht, oberste Oberschicht*. Dieser Schichtindex dient lediglich einer zusätzlichen, kompakten Beschreibung der Sozialstruktur der Lebensstiltypen, die an sich über ihr Verhalten gebildet werden (Kapitel 5.1.3). Aufgrund der in Kapitel 2.1.1 erörterten Inkonsistenz-Problematik werden die Schichtgruppen jedoch nur ergänzend auf Segregationseffekte analysiert.

Operationalisierung des Lebensstilverhaltens

Lebensstile können verstanden werden als kollektive Verhaltensmuster, welche sich in sozial-räumlichen Kontexten sowie im Rahmen gesamtgesellschaftlicher Niveaus aus individuellen, biographisch erworbenen Präferenzen und Gestaltungsleistungen verdichtet haben (siehe oben Kapitel 3.2.1). Sie zeichnen sich durch eine gemeinsame kulturelle Orientierung aus, die sich über verschiedene Verhaltensdimensionen von Wahrnehmungsmustern, Einstellungen und Geschmacksrichtungen bis hin zu typischen Handlungs- und Interaktionsmustern erstreckt. Bei diesem Spektrum wundert es nicht, dass bisher keine Standards zur Operationalisierung von Lebensstilen existieren (siehe oben Kapitel 2.1.3). Dennoch hat sich in der jüngeren Lebensstilforschung mittlerweile ein fester Kern etablierter Lebensstil-Items herausgebildet. Für eine bessere Vergleichbarkeit der Ergebnisse orientiert sich die vorliegende Untersuchung an diesem Kanon.

Berücksichtigt wurden die Klassiker der Lebensstilforschung sowie neuere Studien, insbesondere: Schulze (1997: 595-598 und 610-613), Georg (1998: 145-154), Lüdtke (1989: 110-113 und 161-163), Schneider und Spellerberg (1999: 99-103), Klee (2001: 107-110), Hartmann und Tebert (2003: 317-319), Otte (2004: 139-142 und 157-161). Bei der Sichtung dieser Studien kristallisierten sich 51 Lebensstil-Items heraus (Tabelle 10). Sie haben sich überwiegend bewährt, d.h. als trennscharf und valide erwiesen. Die Anzahl von 51 Items erwies sich für die geplante Befragung zudem als gerade noch handhabbar.

Fragebogenitems zu 3 Lebensstildimensionen – 51 Items		
expressiv – 23 Items	interaktiv – 7 Items	evaluativ – 11 Items
Freizeitaktivitäten (FA) – 14 Items	Mediennutzung (MN) – 13 Items	Wertorientierungen (WO) – 6 Items
ins Kino gehen in die Diskothek, auf Pop-Konzerte gehen Oper, klassische Konzerte, Theater besuchen Kunstaustellungen, Museen besuchen in die Kneipe gehen Bücher lesen selbst Sport, Fitness treiben Yoga, Meditation, autogenes Training künstlerisch tätig sein, musizieren Computer, Internet nutzen mit Auto, Motorrad beschäftigen eigenes Heim oder Garten gestalten spazieren gehen, Rad fahren einfach nichts tun, faulenzen	überregionale Zeitungen, Magazine wie FAZ, SPIEGEL lesen Boulevardzeitungen wie BILD, MOPO lesen Fernsehschows, Quizsendungen Sportsendungen, Sportteil Wirtschaftsnachrichten Kultursendungen, Feuilleton Lokalnachrichten Krimis, Krimiserien Unterhaltungsserien, -romane Science-Fiction, Fantasy Actionfilme, -spiele Heimatfilme Musiksender wie MTV, VIVA	etwas im Leben leisten auf Wohlstand Wert legen das Leben genießen sich selbst verwirklichen tolerant sein auf Sicherheit bedacht sein
Musikgeschmack (MG) – 5 Items	Kontaktmuster (KM) – 4 Items	Lebensbereich (LB) – 5 Items
klassische Musik Deutscher Schlager Rock-/Pop-Musik HipHop oder Techno Volksmusik	ehrenamtliche Tätigkeit Familie, Verwandte Freunde, Bekannte Nachbar	Beruf und Arbeit Freizeit und Erholung eigene Familie und Kinder Religion und Kirche Politik und öffentliches Leben
Konsumgewohnheiten (KG) – 4 Items		
Sonderangebote hohe Qualität, Exklusivität neue Moden und Trends Bioprodukte, umweltbewusstes Einkaufen		

Tab. 10: Operationalisierung Lebensstile – Übersicht

Quelle: Eigene Operationalisierung auf Basis bisheriger Lebensstilstudien. Details und Quellenangaben finden sich im Fließtext.

Folgt man der Einteilung nach Müller (1992: 377-378; siehe oben Kapitel 2.3.1) werden mit den verwendeten Items die expressive, interaktive und evaluative Lebensstildimension abgebildet. Müllers kognitive Dimension bleibt aufgrund ihrer schwer zu bestimmenden sozial-räumlichen Relevanz unberücksichtigt. Die Gewichtung der Dimensionen entspricht der in den meisten oben genannten Studien. Sie ist aber auch mit Blick auf das hier verfolgte Forschungsinteresse gewollt. Denn die stark vertretenen offen sichtbaren Handlungen spiegeln deren hohe Bedeutung bei der Verdichtung von Lebensstilen in sozial-räumlichen Prozessen wider (siehe oben Kapitel 3.1.3).

Die *expressive Dimension* wird über 23 Items erfasst: Die Freizeitaktivitäten geben körperliche Betätigungen wie Fitness wieder, und auch kulturelle Tätigkeiten wie

Opernbesuche, in denen alltagsästhetische Muster zum Ausdruck kommen. Die 5 angebotenen Musikrichtungen wie Volksmusik und HipHop orientieren sich an der von Hartmann und Tebert (2003: 317-319) entwickelten Kurzfassung für die MedienNutzerTypologie (siehe oben Kapitel 2.1.2). Mit den Items zu Konsumgewohnheiten werden das Qualitäts-, Mode- und Preisbewusstsein erfasst. Zur *interaktiven Dimension* wurden 17 Items aufgenommen: Neben der Kontaktfrequenz zu Freunden, Nachbarn und Verwandten wird nach einem ehrenamtlichen Engagement gefragt. Zur Mediennutzung wird das Interesse an Printmedien wie FAZ oder BILD und diversen Fernsehformaten wie Sport- oder Quizsendungen erfasst. Für die *evaluative Dimension* werden 11 Items eingesetzt: Zur Erfassung der Wertorientierung kommt eine vereinfachte Item-Batterie Maags (1989: 314) zum Einsatz, die in ähnlicher Form bereits von Klee (2001: 109) auf Lebensstile angewandt wurde. Mit ihrer Bewertung einzelner Items wie Selbstverwirklichung oder Sicherheit ist sie differenzierter als das Ranking-Verfahren Ingleharts (1977: 40-41). Zusätzlich wird die Bedeutung zentraler Lebensbereiche wie Familie und Kinder oder Religion und Kirche erfragt.

Jedes der Items wurde über eine 5-stufige Rating-Skala abgebildet. Die Häufigkeit von Freizeitaktivitäten und sozialen Kontakten wurde beispielsweise erhoben über die Stufen *täglich, mindestens einmal die Woche, mindestens einmal im Monat, seltener, nie*; die Präferenzen zum Musikgeschmack über die Abfolge *sehr gern, eher gern, mittel, weniger gern, überhaupt nicht gern*. Das Skalenniveau dieser Daten wird in Kapitel 4.3.3 mit Blick auf die Auswertungen diskutiert. Über Faktoren- und Clusteranalysen werden aus diesen Items Lebensstiltypen identifiziert (siehe unten Kapitel 5.1.2 und 5.1.3). Damit kann die Verhaltens-Homogenität einer Lebensstilgruppe beziffert werden als mittlere Euklidische Distanz der ihr zugehörigen Personen zu ihrem Clusterzentrum im multidimensionalen Merkmalsraum der aus den Items extrahierten Lebensstil-Komponenten. Die Verhaltensdifferenzen werden entsprechend operationalisiert über die Euklidischen Distanzen zwischen den Clusterzentren der Lebensstiltypen im Merkmalsraum. Ein Instrument zur Messung der sozialen Distanz wie die Bogardus-Skala bot sich nicht an (siehe oben Kapitel 3.1.1). Zum einen waren nicht alle zu untersuchenden Gruppen im Voraus bekannt, insbesondere nicht die Lebensstiltypen, so dass hierzu keine geeigneten Fragen formuliert werden konnten. Zum anderen ist wie beschrieben nicht nur die Distanz zwischen Gruppen, sondern auch die innere Homogenität von Interesse, welche mit der Bogardus-Skala jedoch nicht abgebildet wird.

Operationalisierung der Segregation

Segregation wird in der vorliegenden Arbeit verstanden als residenzielle Segregation im Sinne einer systematischen Verteilung von Wohnstandorten verschiedener Bevölkerungsgruppen (siehe oben Kapitel 3.2.2). Alle diesbezüglichen empirischen

Ergebnisse weisen darauf hin, dass der Wohnstandort die räumliche Vorstellung und den Aktionsraums der Stadtbevölkerung strukturiert, kurz: ihren urbanen Lebensmittelpunkt darstellt (siehe oben Kapitel 2.2.3). Daher ist es gerechtfertigt, urbane Segregation auf die Verteilung von Wohnstandorten zu reduzieren.

Um eine detaillierte Analyse von Segregationsmustern zu ermöglichen, sollten die Zielpersonen ihren aktuellen Wohnstandort in eine Karte des Untersuchungsgebiets eintragen, welche einen Ausschnitt der Gesamtstadt darstellt (zu den Erhebungsdetails siehe Kapitel 4.3.1 zur Fragebogengestaltung). Somit liegen die Wohnstandorte als geografische Positionsangaben vor. Entfernungen zwischen den Standorten lassen sich daher auf metrischem Niveau als Euklidische Distanz (geografische Luftliniendistanz) messen. Dieses Maß stellt weniger Voraussetzungen an die Struktur des Untersuchungsgebiets als die City-Block-Metrik und ist zudem einfacher zu ermitteln als die ökologische Distanz (siehe oben Kapitel 2.4.2). Letztere wäre für jedes Individuum gesondert aus den mikro-räumlichen Gegebenheiten, Verkehrsmöglichkeiten und persönlichen Merkmalen (wie etwa Gehbehinderung) zu ermitteln und müsste strenggenommen sogar jeweils die vorgestellte Entfernung zu allen anderen angegebenen Wohnstandorten berücksichtigen. Gerade aufgrund der kleinräumigen Betrachtung in der vorliegenden Arbeit scheint es vertretbar, Zeit- und Kostenfaktoren der Erreichbarkeit außen vor zu lassen.

Mittels der erhobenen Wohnstandortdistanzen und dem hier entwickelten Segregationskonzept mit seiner Unterscheidung von Anziehungs- und Abstoßungseffekten innerhalb und zwischen Gruppen lassen sich 4 Segregationsformen näher untersuchen (siehe oben Kapitel 3.2): Konzentration und Klumpungen innerhalb der Gruppen, sowie Ungleichverteilung und Distanz zwischen ihnen. Die zugehörigen Indizes und Verfahren werden im Zuge der Hypothesentests in Kapitel 5.2 erläutert.

Weiterhin sollten die Befragten ihren Wunschstandort in der Karte markieren. Die Euklidischen Distanzen zwischen tatsächlichem und gewünschtem Wohnsitz dienen in der späteren Analyse als Indikator zu der Frage, wie sehr und für welche der untersuchten Gruppen die Segregation erzwungen oder freiwillig ist. Je größer die Entfernung vom Wunschstandort ausfällt, desto stärker dürfte die damit verbundene Segregation von den Betroffenen als aufgezwungen empfunden werden. Fallen gewünschter und tatsächlicher Wohnsitz zusammen, kann die eigene Verortung im Segregationsmuster hingegen als freiwillig gelten. Die Wohnstandortwahl ist dann eine bewusste oder unbewusste Abgrenzung gegenüber anderen Bevölkerungsgruppen. Oder sie ist eine von Segregationserwägungen unberührte Entscheidung, die gegebenenfalls erst Segregationswirkung entfaltet, in dem sie anderen Menschen als Orientierungshilfe bei der Wohnstandortwahl dient.

Natürlich ist es immer möglich, dass eine Diskrepanz zwischen dem tatsächlichen und dem gewünschten Wohnstandort einer Person selbst nicht voll bewusst ist oder von ihr nicht zugegeben wird, etwa weil sie sich selbst oder vor anderen nicht eingestehen möchte, dass Ihre Wohnsituation nicht ihren Bedürfnissen entspricht. Auch ist denkbar, dass Befragte mit ihrem aktuellen Wohnstandort zwar nicht zufrieden sind, innerhalb der angebotenen Karte aber keine Alternative für sich finden und lieber in einem nicht abgebildeten Stadtteil oder gar in einer anderen Stadt oder auf dem Land wohnen möchten. Doch selbst wenn man diese Unzulänglichkeiten berücksichtigt, ist die Distanz zwischen gewünschtem und tatsächlichem Wohnstandort immer noch ein recht genauer Indikator für die Freiwilligkeit der (segregierten) Wohnsituation.

Items zu Wohndauer, Wohnzufriedenheit und Ausgrenzungserfahrungen reichern die quantitative Analyse der Segregation qualitativ an. Die in Jahren anzugebende Wohndauer im aktuellen Haus oder der derzeitigen Wohnung spiegelt hierbei die Ortsbindung. Die Aspekte des Wohlbefindens und Fremdseins zielen auf eigene Erfahrungen des Ausgegrenztseins, Fragen zur Bedeutung von Gleichgesinnten oder Vielfalt unterschiedlicher Lebensweisen hingegen eher auf eigenes aktives Ausgrenzungsverhalten. In Analogie zu dem hier entwickelten Segregationskonzept spiegelt die Suche nach Nähe zu Gleichgesinnten die Anziehung in der Intra-Dimension wider, eine bevorzugte Vielfalt hingegen die Anziehung in der Inter-Dimension (siehe oben Kapitel 3.2.2).

4.3 Schriftliche Befragung

4.3.1 Fragebogengestaltung

Inhalt und Aufbau des Fragebogens

Der Fragebogen wurde als standardisierter Fragebogen mit geschlossenen Fragen konzipiert. Ein Abdruck findet sich im Anhang 7.2.

Der Fragebogen beginnt mit einem kurzen Anschreiben, das in den Bogen integriert und dem Fragenkatalog direkt vorangestellt ist. In dem Text wird das Thema der Studie benannt, erläutert, warum die Zielperson angeschrieben wurde, und um eine Teilnahme gebeten. Wie im Zusammenhang mit der Stichprobenplanung begründet (Kapitel 4.2.2), richtet sich der Fragebogen ausdrücklich an Personen ab 18 Jahren. Um die Seriosität der Studie zu unterstreichen, werden mit dem Anschreiben der wissenschaftliche Charakter hervorgehoben und die Gewährleistung von Anonymität und Datenschutzkonformität betont. Darüber hinaus ist eine Internetadresse aufgeführt, über welche sich die Zielpersonen über die Studie näher informieren und mit dem Verantwortlichen Kontakt aufnehmen können.

Der sich anschließende Fragenkatalog umfasst 70 Einzel-Items und gliedert sich in 4 inhaltliche Blöcke. Alle Verhaltens- und Einstellungsfragen werden anhand von 5-stufigen Rating-Skalen erhoben. Die einzelnen Antwortkategorien sind im Fragebogen verbal benannt, beispielsweise von *sehr wichtig* bis *völlig unwichtig*. Die Antwortvorgaben zu demografischen und sozio-ökonomischen Merkmalen sind gemäß den gängigen Standards und amtlichen Referenzdaten zu Hamburg konzipiert (für Details siehe oben Kapitel 4.2.3 zur Operationalisierung). Um Ermüdungserscheinungen vorzubeugen, wurden längere Fragebatterien vermieden, die über mehr als eine Seite gehen. Zudem wurden die Antwortvorgaben in gewissen Abständen variiert, – ohne die logische Abfolge der Fragen und Themenblöcke oder das einheitliche Gesamterscheinungsbild aufzugeben.

Der *Fragenblock A-D* zielt auf die Wohndauer, Zufriedenheit mit dem Wohnviertel und Ausgrenzungserfahrungen. Er ist einfach zu beantworten und wurde an den Anfang gestellt, um den Teilnehmern den Einstieg zu erleichtern.

Im *Fragenblock E-F* waren der tatsächliche und der gewünschte Wohnstandort in eine Karte einzutragen. Der präsentierte Kartenausschnitt umfasst das Untersuchungsgebiet mit einem Maßstab von ca. 1:14.000. Er wurde mit Genehmigung des Landesbetriebs Geoinformation und Vermessung der Freien und Hansestadt Hamburg amtlichem Kartenmaterial entnommen. Es handelt sich um die gängige Ansicht eines mehrfarbigen Stadtplans. Neben allen Straßennamen sind wichtige Landmarken wie U- und S-Bahn-Stationen, Fernsehturm oder Kirchen und Krankenhäuser mit eigenen Symbolen versehen. Der Ausschnitt erfüllt damit die in Kapitel 2.2.3 formulierten Kriterien für einen gut lesbaren Plan. Für eine bessere Akzeptanz der Frage sollten die Zielpersonen zunächst nur angeben, wo innerhalb der abgebildeten Gegend sie „am liebsten wohnen“ würden. Die entsprechende Stelle war mit einem möglichst kleinen Kreis zu kennzeichnen. Erst anschließend wurde gebeten, auch den tatsächlichen Wohnstandort anzugeben und mit einem Kreuz zu markieren. Fielen momentaner Wohnstandort und Wunschstandort zusammen, war das Kreuz in den Kreis zu setzen.

Mit dem *Fragenblock G-M* werden Fragen zum lebensstilrelevanten Verhalten gestellt. Dabei interessieren Freizeitaktivitäten wie der Besuch kultureller Veranstaltungen oder sportliche Betätigungen (Block G), der Musikgeschmack (Block H), der Medienkonsum (Block I), soziale Kontakte (Block J), materialistische und postmaterialistischen Wertorientierungen wie Wohlstand und Selbstverwirklichung (Block K), die Bedeutung verschiedener Lebensbereiche wie Beruf und Arbeit oder Familie und Kinder (Block L), sowie Konsumgewohnheiten (Block M). Insgesamt werden 51 Lebensstil-Items erfragt.

Im letzten *Fragenblock N-W* werden wichtige demografische und sozio-ökonomische Merkmale erhoben: Alter, Geschlecht, Familienstand, Lebensform, Partnerschaft,

Haushaltsgröße, Staatsangehörigkeit, Konfession, Schulbildung, Haushaltseinkommen, Erwerbssituation und Stellung im Beruf.

Der Fragebogen schließt mit einem Dank für die Teilnahme an der Befragung und lässt Raum für Kommentare.

Kosten-Nutzen-Überlegungen

Neben inhaltlichen Kriterien war die Fragebogengestaltung durch das Ziel geleitet, mit ökonomisch vertretbarem Aufwand eine möglichst gute Stichproben-Ausschöpfung zu erreichen. Um die Portokosten auf 55 Cent je Exemplar zu begrenzen, wurde als Rücksende-Kuvert das Format *DIN lang* gewählt, das nicht mehr als 3 Blatt DIN A4-Papier je 80g/m² enthalten darf. Daraus ergaben sich maximal 6 bedruckbare Seiten, die voll ausgeschöpft wurden. Um einen guten Rücklauf zu erreichen, wurde auf ein hochwertiges Erscheinungsbild geachtet und der Fragebogen komplett in Farbe gedruckt.

Die Fragebogenblätter wurden vor der Zustellung auf das Format *DIN lang* gefalzt, ein Rückumschlag beigefügt und beides mit einem Gummiband zusammengehalten. Auf ein separates, ausführliches Anschreiben wurde verzichtet. Die Fragebogenblätter wurden so zusammengelegt, dass das in die erste Seite integrierte Anschreiben zusammen mit dem Logo der Universität Hamburg und Adressangaben des Instituts für Soziologie der Universität Hamburg sofort sichtbar war, ohne dass ein Brief geöffnet oder die Bogen entfaltet werden mussten. Der Rücksende-Umschlag war an die zentrale Poststelle der Universität Hamburg adressiert, was den wissenschaftlichen Charakter der Befragung unterstrich. Die Kuverts waren als Antwortbrief mit dem Vermerk „Entgelt zahlt Empfänger“ versehen, so dass für die Teilnehmer keine Portokosten entstanden.

4.3.2 Durchführung der Befragung

Schriftliche Befragung im Untersuchungsgebiet

Vor der Haupterhebung wurde ein Pretest mit 10 Personen durchgeführt, von denen 3 eine sozialwissenschaftliche Universitätsbildung besaßen und Experteneinschätzungen abgeben konnten. Die Pretest-Teilnehmer benötigten für das Lesen und Ausfüllen des Fragebogens zwischen 10-15 Minuten. Die Rückmeldungen ergaben, dass das Bearbeiten des Fragebogens keine größeren Schwierigkeiten bereitete. Lediglich kleinere Veränderungen bei Frageformulierungen und Antwortvorgaben sowie Vereinfachungen im Layout erwiesen sich als angebracht.

Die Haupterhebung fand im Sommer 2007 im Untersuchungsgebiet statt. Hierbei kam eine eigene Erhebungstechnik zum Einsatz, die in 2 Befragungswellen realisiert wurde. Die Aufteilung in 2 Phasen war zum einen erforderlich, da die Ausschöpfungsquote

insgesamt nur schwer im Voraus kalkulierbar war. Die vorangegangene Stichprobenplanung gab als Zielmenge 260 *auswertbare* Fragebogen vor (siehe oben Kapitel 4.2.2). Das 2-stufige Vorgehen erlaubte es, sich dieser Zahl zu nähern, ohne unnötig Ressourcen zu verbrauchen. Zum anderen forderte das Stichprobenverfahren einer räumlich geschichteten Zufallsauswahl eine der Wohnfläche entsprechende Besetzung der Teilareale (siehe ebenfalls Kapitel 4.2.2). Auch unter diesem Gesichtspunkt war eine Nacherhebung einzuplanen, mit der etwaige Unterschiede bei der Teilnahmebereitschaft zwischen den Subflächen behoben werden können. Um möglichst viele Teilnehmer zu erreichen, wurden die Ferienzeiten ausgespart. Zugleich wurde der gesamte Erhebungszeitraum mit 2 Monaten kurz gehalten, um die Konsistenz der Untersuchungsergebnisse zu gewährleisten.

Anfang Juli 2007 wurden in der *ersten Befragungswelle* 1.045 Fragebogen verteilt. Diese Zahl orientierte sich zum einen an einen für postalische Befragungen realistischen Rücklauf von 20 bis 25 % (Diekmann 2004: 441) und ergab sich zum anderen aus der speziellen Stichprobentechnik: Zunächst wurden im Vorfeld auf der Karte des Untersuchungsgebiets verschiedene Standorte bestimmt, an denen die Fragebogen zugestellt werden sollten. Per Zufallsgenerator wurden für jeden der 7 Teilbereiche 30 Punkte festgelegt. Etwa ein 10tel dieser Punkte lag nicht in einem Wohngebiet, sondern in Grünanlagen, Gewässern, Sportplätzen, Gewerbeflächen, Krankenhaus- oder Schulkomplexen. Sie wurden über eine erneute Zufallsauswahl Wohnflächen im gesamten Untersuchungsgebiet zugewiesen. Minimale Abweichungen wie die Lage auf einer Straße wurden toleriert und der Punkt am Rand der nächstliegenden Wohnfläche realisiert. Auf diese Weise konnten schließlich 209 Zustellpunkte ermittelt werden, wobei die einzelnen Areale zwischen 25 und 33 Standorte enthielten. Die unterschiedlich starke Besetzung der Teilgebiete resultiert aus der oben beschriebenen schrittweise Zufallsauswahl. Sie ist beabsichtigt, da sie die verschieden großen Wohnflächen widerspiegelt. So weisen insbesondere das südwest- und das südöstliche Areal vergleichsweise wenig Punkte auf, da sie Teile des Gewerbegebiets Altona-Nord und des Schanzenparks enthalten.

Die Fragebogen wurden im Rahmen von Feldbegehungen in Briefkästen eingeworfen oder den Zielpersonen direkt übergeben. In Erwartung der genannten durchschnittlichen Rücklaufquote von wenigstens 20 % wurden je Punkt 5 Fragebogen zugestellt, woraus aufgrund der 209 ermittelten Zustellpunkte 1.405 Bogen resultierten. Bei mehreren Wohnparteien in einem Gebäude wurde auf eine zufällige Verteilung über die Geschosse geachtet. Enthielt ein Objekt weniger als 5 Wohnparteien, wurden die restlichen Bogen auf angrenzenden Grundstücken verteilt.

Die Ausschöpfungsquote (verwertbare Fragebogen des Rücklaufs) der ersten Befragungswelle betrug mit 266 Bogen 25,5 % (inklusive 4 Nachzügler, welche in die

Kalkulation der zweiten Welle nicht eingehen konnten), variierte allerdings hinsichtlich der Teilareale zwischen 19,4 % und 32,7 %. Um die Raumeinheiten ausgeglichen zu erfassen, wurde Ende August 2008 in einer *zweiten Befragungswelle* eine Nacherhebung durchgeführt. Dabei wurden in 3 Teilarealen mit einer Ausschöpfungsquote von unter 25 % zusätzliche Fragebogen verteilt, um diese ebenso stark zu erfassen wie die anderen Gebiete. Die bisherigen Ausschöpfungsquoten dieser Areale wurden dabei berücksichtigt. Auf diese Weise wurden in der zweiten Befragungswelle in den 3 Teilbereichen an 20 zusätzlichen Zustellpunkten nochmals 100 Bogen verteilt. Die Vorgehensweise entsprach dem oben beschriebenen Prozedere der ersten Welle.

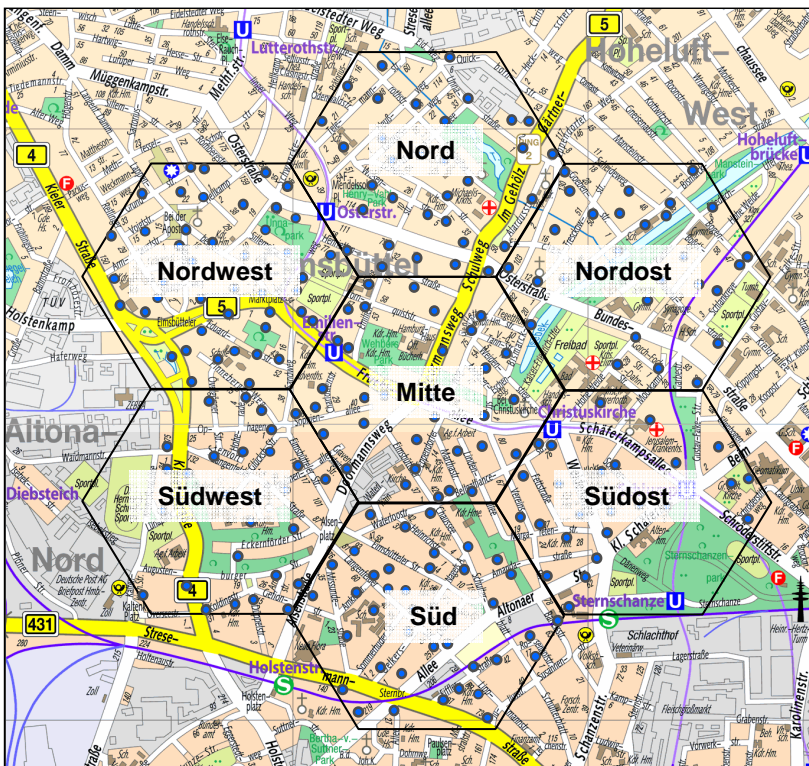


Abb. 35: Verteilung der Fragebogen im Untersuchungsgebiet

Quelle: Eigene Darstellung mit Zustellpunkten aus beiden Befragungswellen. An jedem der insgesamt 229 Punkte wurden jeweils 5 Fragebogen zugestellt. Urheberrecht für den Kartenausschnitt: Freie und Hansestadt Hamburg – Landesbetrieb Geoinformation und Vermessung.

Bei der Verteilung der Fragebogen wurde ich von 3 freiwilligen Helfern aus meinem persönlichen Umfeld unterstützt. Jeder Helfer war in das Erhebungsverfahren genauestens eingewiesen und verfügte neben einer Karte mit den Zustellungspunkten über einen Handzettel mit genauen Instruktionen. Diese umfassten auch den Umgang mit Zustellproblemen und einheitliche Formulierungen für die persönliche Ansprache von Zielpersonen. Um mögliche Verzerrungen durch unterschiedliches Zustellverhalten zu vermeiden, wurden die Helfer bei der Fragebogenverteilung im Wechsel und über die Grenzen der Teilareale hinweg eingesetzt (zu der Gefahr systematischer Verzerrungen, wenn Feldforscher ausschließlich in bestimmten Raumeinheiten agieren, siehe Haining 1990: 20-21).

In beiden Erhebungswellen konnten die Fragebogen überwiegend nicht unmittelbar zugestellt werden, da keine Briefkästen an der Außenfassade angebracht waren. Hier musste über Klingeln Zugang zum Hauseingang oder Treppenhaus erbeten werden. Die kurze Erläuterung, dass es sich um eine Befragung der Universität Hamburg zur Wohnsituation handele und lediglich Fragebogen in die Briefkästen eingeworfen werden sollten, öffnete jedoch nahezu alle Türen. Nur 3 Mal wurde der Zutritt verwehrt, ohne dass ein anderer Hausbewohner Zugang zu den Briefkästen gewähren konnte. Ebenso selten kam es vor, dass auch bei wiederholtem Zustellversuch keine Bewohner anzutreffen waren. In 22 Fällen ließ sich der vorgegebene Punkt nicht realisieren, da es sich bei dem anvisierten Objekt nicht um ein Wohngebäude handelte, sondern beispielsweise um ein reines Geschäfts- oder Ärztehaus. In all diesen Situationen wurde auf ein direktes Nachbargrundstück ausgewichen.

Insgesamt wurden in beiden Erhebungswellen an 229 Punkten 1.145 Fragebogen verteilt (Brutto-Stichprobe; siehe Abbildung 35). Die ausgefüllten Fragebogen waren von den Teilnehmern über das beigefügte Kuvert an die zentrale Poststelle der Universität Hamburg zurückzusenden, welche dieses über das Institut für Soziologie weiterleitete. Die Rücklaufquote aus beiden Erhebungswellen beträgt mit 313 zurückgesendeten Fragebogen 27,3 %, womit die erwartete Quote übertroffen wurde. In Kapitel 4.3.3 ist dokumentiert, wie viele der Fragebogen für die Auswertungen verwendet werden konnten (Ausschöpfungsquote). Dort werden auch die möglichen Auswirkungen der Stichprobenausfälle diskutiert.

Diskussion des Erhebungsverfahrens

Die Entscheidung zugunsten einer schriftlichen Befragung und gegen Interviews fiel vor allem mit Blick auf den geringeren zeitlichen und finanziellen Aufwand (einen Überblick der Vor- und Nachteile schriftlicher Befragungen gibt Scholl 2003: 47-50). Die Möglichkeit einer Online-Befragung wurde verworfen, da sie Bevölkerungsgruppen ohne Zugang zu Computer und Internet ausschließt. Zudem dürften sich manche ältere Menschen schwer damit tun, mit einer Computermouse ihren Wohnstandort auf einem Bildschirm zu markieren. Pluspunkte der klassischen schriftlichen Befragung sind neben ihrer ökonomischen Effizienz insbesondere die gute Erreichbarkeit der Zielpersonen unabhängig von kurzfristigen Abwesenheitszeiten, die Vermeidung von Interviewereffekten etwa aufgrund sozialer Erwünschtheit, sowie die höhere Anonymität der Befragten. Bei der vorliegenden Untersuchung ist von großer Bedeutung, dass die Zielpersonen ohne Zeitdruck ihren tatsächlichen und gewünschten Wohnstandort in die Karte eintragen konnten.

Nachteil einer schriftlichen Befragung ist, dass die Rücklauf- und Ausschöpfungsquoten erheblich geringer sind als bei Befragungsmethoden mit direktem Interviewerkontakt.

Höhere Quoten können aber durch einen sorgfältig gestalteten Fragebogen erzielt und durch Erinnerungsschreiben oder monetäre Anreize weiter verbessert werden (Dillmann 1978: 165-178; Engel 2006: 191). In der vorliegenden Untersuchung wurde der Fragebogengestaltung besondere Aufmerksamkeit geschenkt (siehe oben Kapitel 4.3.1); die anderen beiden Optionen wurden verworfen, da sie zu hohe Kosten verursacht hätten. Höhere Rücklaufquoten bedeuten zudem nicht notwendigerweise eine bessere Repräsentativität der Stichprobe, da beispielsweise Erinnerungsaktionen und monetäre Anreize bestimmte Bevölkerungsteile stärker ansprechen als andere (Petermann 2005: 62-65 und 74). Auch sinkt hier die Qualität des Rücklaufs, etwa bei der Beantwortung heikler Fragen wie jener zum Einkommen.

Nachteilig bei der schriftlichen Befragung ist zudem, dass die Gründe für Ausfälle im Dunkeln bleiben. Der Anteil der nicht erreichten Zielpersonen, Verweigerungen oder Abbrüche ist daher nicht im Einzelnen bezifferbar. Auch der Anteil fehlender Antworten ist gewöhnlich höher als im Beisein eines Interviewers, der bei Bedarf anleiten und motivieren kann. Zudem kann die Befragungssituation nicht kontrolliert oder dokumentiert werden. So kann nicht sichergestellt werden, unter welchen Umständen und von wem der Fragebogen tatsächlich ausgefüllt wurde. Scholl (2003: 49) vermutet schließlich, dass bei schriftlichen Befragungen die Verzerrung in Richtung höherer Bildung stärker als gewöhnlich ist, da hier ein Fragebogen eigenständig beantwortet werden muss. Dies gelte besonders für offene Fragen. In der vorliegenden Studie wurden indes ausschließlich geschlossene Fragen vorgelegt. Anspruchsvoller ist allenfalls die Aufgabe, Markierungen in einer Karte vorzunehmen. Wie in Kapitel 2.2.3 beschrieben, weisen die Forschungsergebnisse jedoch darauf hin, dass die Fähigkeit des Kartenlesens für alle Bevölkerungsgruppen gegeben ist.

In räumlicher Hinsicht geht die schriftliche Befragung der vorliegenden Untersuchung neue Wege. Das hier umgesetzte Prozedere der Fragebogen-Zustellung stellt eine iterativ realisierte, räumlich geschichtete Zufallsstichprobe dar, gewichtet nach der bewohnbaren Fläche der Teilareale. Diese Vorgehensweise lehnt sich an mathematisch-geografische Raumanalysen an (siehe oben Kapitel 2.4.2) und wurde hier an sozialwissenschaftliche Belange angepasst. Sie unterscheidet sich deutlich von dem etablierten Random-Route-Verfahren, wie es beispielsweise im Rahmen des ADM-Stichprobensystems von den meisten Markt- und Sozialforschungs-Institutionen eingesetzt wird (Behrens und Löffler 1999: 69-84). Beim Random-Route-Verfahren werden aus einem Großraum mehrere räumliche Distrikte selektiert, in denen jeweils eine Zufallsbegehung realisiert wird, die Random Route (auch: Random Walk). Dabei wird der Interviewer von einem Startpunkt aus durch ein System von Regeln zu verschiedenen Haushalten des Distrikts geleitet. Innerhalb der selektierten Haushalte bestimmt er zum Beispiel anhand von Zufallstabellen diejenigen Haushaltsmitglieder, mit denen das Interview durchzuführen ist (sogenannter Schwedenschlüssel).

Gegenüber dem Random-Route-Verfahren weist die mit der vorliegenden Arbeit vorgeschlagene Vorgehensweise wesentliche Unterschiede auf. Mit Blick auf die hier verfolgten Forschungsfragen ist der wichtigste Vorteil, dass eine räumlich geschichtete Stichprobe ein kleineres Untersuchungsgebiet umfassender abzubilden vermag und den Kriterien einer räumlichen Zufallsauswahl besser gerecht wird. Bei einer Random Route hingegen findet eine Beschränkung auf einige räumliche Distrikte statt. Die gewählten Haushalte sind dort nicht wirklich unabhängig voneinander, zumal jede anvisierte Adresse in der Nähe der vorangegangenen liegt. Nach dem Regelsystem wird lediglich jeweils neu bestimmt, welche Richtung eingeschlagen, welche Abzweigung genommen und welche Hausnummer realisiert wird. Die in der vorliegenden Arbeit eingesetzte Stichprobenmethodik mit ihrer computergestützten Zufallsgenerierung von Raumpunkten ist zudem weniger komplex und verlangt dem Interviewer oder Zusteller weniger Mitarbeit ab. Auch ist sie in ihrer korrekten Durchführung besser zu kontrollieren. So wurde in der vorliegenden Untersuchung bei jedem vordefinierten Zustellpunkt nachvollziehbar dokumentiert, wenn dieser (zunächst) nicht einzuhalten war. Mehrfache Zustellversuche konnten leicht überprüft und koordiniert werden. Dies dürfte die Verlockung mindern, schwer zugängliche und wenig einladende Objekte oder Gegenden zu meiden.

Auf der anderen Seite weist die hier eingesetzte Methode Nachteile auf: So bringt es eine gewisse Unschärfe mit sich, anhand eines vorgegebenen Punkts auf einer Karte eine Befragung durchführen zu sollen. Je nach Maßstab der Karte mag die Lage vor Ort nicht immer eindeutig sein und unter Umständen kommen mehrere Adressen in unmittelbarer Nachbarschaft in Frage. Da die Fragebogen nicht persönlich übergeben wurden, konnte zudem keine repräsentative Auswahl unter den Haushaltsmitgliedern erfolgen, wie sie bei dem ADM-Stichprobensystem durchgeführt wird. Allerdings ist eine konsequente Einhaltung des aufwendigen Schwedenschlüssels nur schwer realisierbar und kaum überprüfbar. Dies gilt letztlich auch für die Begehung nach dem beschriebenen Random-Route-Verfahren. Diekmann (2004: 358) kommt daher zu dem Schluss, Random Route und Schwedenschlüssel seien bei Stichproben beides „recht fehleranfällige Elemente“.

4.3.3 Ausschöpfung und Repräsentativität der Stichprobe

Erfassung und Bereinigung des Rücklaufs

Die 313 Fragebogen des gesamten Rücklaufs wurden computergestützt erfasst. Die Item-Skalen wurden so kodiert, dass hohe Werte eine weitgehende Zustimmung, ein hohes Interesse oder das häufige Ausüben einer Tätigkeit anzeigen, geringe Werte hingegen für Ablehnung, geringes Interesse oder Seltenheit stehen. Zu den in der Karte markierten Wohnstandorten wurden die Koordinaten der Abszisse und Ordinate

millimetergenau erfasst und in Meter ungerechnet. Für das Kreuz zum tatsächlichen Standort wurde die Position des Schnittpunkts ermittelt, bei der Angabe des Wunschstandorts die Koordinaten des Kreis-Mittelpunkts. Bereits bei der Dateneingabe wurden die Angaben auf Plausibilität geprüft und mehreren Schritten der Datenbereinigung und -aufbereitung unterzogen.

Sämtliche Fragebogen erweckten den Anschein, gewissenhaft ausgefüllt worden zu sein. 49 Personen nutzten das freie Kommentarfeld. Einige von ihnen fügten ergänzende Erläuterungen zu ihren Antworten hinzu, beispielsweise über krankheitsbedingte Einschränkungen. Andere Befragte nutzten die Gelegenheit, ihre Bedürfnisse zu adressieren, etwa nach Verkehrsberuhigung. Lediglich ein Teilnehmer zweifelte die Seriosität der Studie an und ließ den Fragebogen ansonsten unausgefüllt. Der mit Abstand größte Teil der Bemerkungen bestand aus positiven Kommentaren zur Gestaltung des Fragebogens, Interessensbekundungen zum Thema und Erfolgswünschen für die Auswertung.

Keiner der Teilnehmer gab undifferenziert einseitige Antworten. Nur in Einzelfällen fanden sich unklare oder widersprüchliche Angaben, etwa wenn zu einer Frage 2 sich ausschließende Antwortkategorien angekreuzt waren. Diese Antworten wurden als fehlende Werte (Missing Data) behandelt. In einigen Fällen konnte trotz fehlerhafter Angabe die korrekte Aussage rekonstruiert werden. Beispielsweise kam es vor, dass bei der Frage nach dem höchsten allgemein bildenden Schulabschluss unter der Kategorie *anderer Schulabschluss, und zwar ein Universitäts-Diplom* genannt wurde. Diese Angabe wurde dann auf die mit hoher Wahrscheinlichkeit korrekte Kategorie *Fachhochschul- oder Hochschulreife (Abitur)* umkodiert.

Einige Zielpersonen hatten offensichtlich Schwierigkeiten, sich für einen eindeutigen Wunschstandort zu entscheiden. So wiesen einige Markierungen zur Wunschgegend keine geometrisch exakte Kreisform auf, sondern bestanden aus eher langgezogenen Umrandungen. Hier wurde beim Einlesen der Daten versucht, die Koordinaten des Schwerpunkts der Markierung zu bestimmen. In seltenen Fällen zeichneten Befragte mehrere Kreise in die Karte ein. Hier wurde der dem tatsächlichen Wohnstandort näher liegende Kreis erfasst. Die später auszuwertende Entfernung kann damit stets als kleinste Distanz interpretiert werden, die eine Person überwinden müsste, um zu ihrem Wunsch-Wohnsitz zu gelangen. Einige Teilnehmer fanden innerhalb der angebotenen Karte gar keine Alternative für sich und setzten den Kreis an den Seitenrand, – vermutlich, weil die angestrebte Wunschgegend in der damit angedeuteten Richtung in einem weiter entfernten Viertel lag. In diesen seltenen Fällen wurde die Entfernung bis zum markierten Kartenrand berechnet.

Bei 25 Bogen waren die Markierungen im Kartenausschnitt unvollständig. Alle anderen Fragebogen lassen den Schluss zu, dass der tatsächliche Wohnstandort weitgehend

korrekt und genau angegeben wurde: Projiziert man sämtliche von den Befragten angegebenen Wohnkoordinaten auf die Karte mit den Zustellpunkten (siehe oben Abbildung 35 in Kapitel 4.3.2), sind erwartungsgemäß zwar nicht alle Punkte realisiert; die angegebenen Koordinaten stimmen aber sehr gut mit den Zustellpunkten überein. Ausnahme bilden 2 Fälle, in denen die Markierung des tatsächlichen Wohnstandorts sogar deutlich außerhalb des Untersuchungsgebiets liegt. Möglicherweise sind hier Bogen an interessierte Dritte weitergegeben worden. Da räumliche Informationen im Zentrum des Forschungsinteresses lagen, wurden die insgesamt 27 Bogen ohne brauchbare Angabe zum Wohnstandort aus der Stichprobe entfernt.

Bei den verbleibenden 286 Fragebogen fielen 8 Teilnehmer durch eine Nicht-Antwortrate von über 10 % auf. Typischerweise wurden hier komplette Fragebogen-seiten nicht bearbeitet, wobei unklar bleibt, ob diese übersehen oder absichtlich nicht ausgefüllt wurden. Da hier ganze Lebensstildimensionen oder ein Großteil der demografischen und sozio-ökonomischen Angaben fehlten, wurden auch diese 8 Bogen aus dem Datenbestand herausgefiltert, so dass 278 Fälle verblieben (bereinigter Rücklauf; siehe Tabelle 11).

Befragungswelle 1+2	absolut	in Prozent
Brutto-Stichprobe	1.145	100%
<i>nicht geantwortet</i>	-832	
Rücklauf	313	27,3%
<i>ohne brauchbare Angabe zum Wohnstandort</i>	-27	
<i>mehr als 10% der Items nicht beantwortet</i>	-8	
bereinigter Rücklauf	278	24,3%
<i>Ausgleich Teilareal-Ausschöpfung</i>	-18	
Analysestichprobe	260	22,7% ^a

Tab. 11: Ausschöpfung der Stichprobe

Quelle: Eigene Berechnung.

^a Ausschöpfungsquote als Anteil auswertbarer Fragebogen an den insgesamt verteilten 1.145 Bogen. Bezogen auf die erste Befragungswelle beträgt die Ausschöpfung 24,9 % (siehe auch unten Tabelle 12).

Teilareal	Anzahl verteilter Fragebogen, Welle 1	Anzahl verteilter Fragebogen, gesamt	Anzahl Fragebogen aus Rücklauf, gesamt	Anzahl auswertbarer Fragebogen, gesamt	Ausschöpfungsquote gemessen an Welle 1 ^b
Nord	165	165	57	41	24,8%
Nordost	145	145	41	36	24,8%
Südost	125	125	37	31	24,8%
Süd	160	190	42	40	25,0%
Südwest	130	140	37	32	24,6%
Nordwest	160	220	44	40	25,0%
Mitte	160	160	43	40	25,0%
gesamt	1.045	1.145	313 ^a	260	24,9%

Tab. 12: Ausschöpfung nach Teilarealen

Quelle: Eigene Berechnung.

^a Aufgrund fehlender Angabe zum tatsächlichen Wohnstandort können 12 Fälle keinem Teilareal zugeordnet werden.

^b Anteil auswertbarer Fragebogen an den verteilten Bogen. Aufgrund des Ziels der gleichstarken Besetzung der Teilareale beziehen sich die Angaben auf die räumlich geschichtete Zufallsauswahl der Welle 1.

Wie in Kapitel 4.3.2 beschrieben wurde eine gleichmäßige Erfassung der Teilareale des Untersuchungsgebiets angestrebt. Ziel war eine Ausschöpfung von jeweils 25 %, – gemessen an der in der ersten Befragungswelle verteilten Bogenmenge, da diese die unterschiedlichen Wohnflächen der Areale widerspiegelt. Dank der Nacherhebung konnte diese Quote für alle Teilareale näherungsweise erreicht werden (siehe Tabelle 12). Umgekehrt mussten überdurchschnittlich repräsentierte Teilareale auf das genannte Niveau gesenkt werden. Hierfür wurden in den Teilarealen Nord, Nordost, Südost und Nordwest insgesamt 18 Fälle per Zufallsauswahl entfernt. Der bereinigte Datenbestand umfasst damit genau 260 Fragebogen, die den weiteren Auswertungen zur Verfügung stehen. Der im Voraus als optimal kalkulierte Netto-Stichprobenumfang wurde damit exakt erreicht. Die 260 Fälle des bereinigten und nach Teilarealen ausgeglichenen Rücklaufs werden im Folgenden als *Analysestichprobe* bezeichnet.

Aufbereitung und Güte der Analysestichprobe

Die Datengüte der Analysestichprobe ist zufriedenstellend. Alle Variablen zeigen eine ausreichende Variabilität, d.h. bei keiner der Fragen haben fast alle Befragten dasselbe geantwortet. Dies spricht für die Trennschärfe der verwendeten Items und die gewünschte Vielfalt an Teilnehmern in der Analysestichprobe. Auffällig ist lediglich die Frage nach der Nationalität, bei der nur 5 % der Befragten eine nicht-deutsche oder doppelte Staatsbürgerschaft angegeben haben. Der Anteil fehlender Werte liegt insgesamt unter 0,7 %. Nur 3,8 % der Befragten haben mehr als 2 Items nicht beantwortet. Spitzenreiter ist eine Person mit einer Nicht-Antwortrate von 8,6 %.

Auch wenn man die Missing Data separat nach Frage-Items betrachtet, zeigen sich kaum Besonderheiten. Auffällig sind allenfalls die hohen Nicht-Antwortraten bei den Einstiegsfragen auf der ersten Fragebogenseite. Angeführt wird die Liste von der Frage nach dem Gefühl des Unwohl- oder Fremdseins in anderen Stadtvierteln mit einem Anteil fehlender Werte von 6,2 %. Die nächst höhere Missing-Data-Quote weist die Frage zur Bedeutung von Vielfalt bei der Wohnungs- oder Haussuche auf (3,5 %), gefolgt von der Frage zum Unwohl- oder Fremdsein im eigenen Viertel (2,7 %). Bei allen anderen Items liegt der Anteil fehlender Werte unter 2 %. Dies gilt erfreulicherweise auch für die gewöhnlich als heikel eingestuften Fragen nach Alter, Einkommen, Bildung oder Beruf (Diekmann 2004: 364), was für ein hohes Vertrauen der Teilnehmer in die Befragung spricht.

Bereits eine fehlende Angabe bei einem der 51 Lebensstil-Items hätte bedeutet, dass für die betroffene Person keine Faktorwerte (als Linearkombination aus *allen* Originalwerten) und damit keine Lebensstil-Zugehörigkeit hätte ermittelt werden können (siehe unten Kapitel 5.1.2 und 5.1.3). Daher wurden hier die wenigen Missing Data über ein Imputations-Verfahren ersetzt, das den k-Nearest-Neighbors-Algorithmus

(mit $k = 3$) verwendet. Dieses Verfahren schätzt fehlende Werte auf Basis von Angaben, die Personen mit ansonsten sehr ähnlichem Antwort-Profil gegeben haben (für eine Beschreibung dieser Imputations-Variante siehe Zhang u.a. 2008: 128-138). Um unerwünschte Vermengungen zu minimieren, wurde es für die Variablen der 3 Dimensionen expressiv, interaktiv und evaluativ separat eingesetzt. Dieses Vorgehen ist nicht nur genauer als das verbreitete Ersetzen über Mittelwerte der Variablen; es fügt sich auch besser in den Versuch ein, Lebensstilgruppen mit in sich ähnlichem Verhalten zu identifizieren. Aufgrund der sehr geringen Zahl an Missing Data dürfte die Gefahr gering sein, durch das Ersetzen fehlender Werte Artefakte zu produzieren. Bei anderen als den Lebensstil-Items war das Ersetzen von Missing Data nicht erforderlich.

Folgendes Bild ergibt sich, betrachtet man die Erhebungsmethode und Analytestichprobe hinsichtlich der 3 gängigen Gütekriterien quantitativ-empirischer Forschung, der Objektivität, Reliabilität und Validität (Bortz und Döring 2006: 195-202; Scholl 2003: 26-27; Bortz u.a. 2000: 59-61):

Da die Daten im Rahmen einer schriftlichen Befragung mit standardisierten Fragebogen gewonnen wurden, ist von einer hohen Vergleichbarkeit (*Objektivität*) der Befragungssituation der Teilnehmer auszugehen. Meine Rolle als Untersuchungsleiter und die meiner Helfer beschränkte sich auf das Zustellen der Fragebogen, welches durch einen standardisierten Leitfaden organisiert war. Das Ausfüllen durch die Teilnehmer konnte jedoch nicht vor Ort kontrolliert werden. Auswertung und Interpretation sind durch die detaillierte Dokumentation des methodischen Vorgehens und der quantitativen Testergebnisse in Kapitel 4 und 5 nachvollziehbar.

Für eine hohe Zuverlässigkeit (*Reliabilität*) der Erhebungsdaten wurde wie in Kapitel 4.3.1 beschrieben auf einen übersichtlichen und verständlichen Fragebogen geachtet. Obige Plausibilitätsprüfungen sprechen für die Verlässlichkeit der Ergebnisse. So sind keine systematischen Auffälligkeiten bei bestimmten Items oder Phänomene wie das Nachlassen der Aufmerksamkeit erkennbar. Bei den Fragen zum Lebensstilverhalten kann über die wechselseitige Korrelation der einzelnen Items zudem die interne Konsistenz der Item-Batterie untersucht werden. Hier ergibt sich ein standardisierter Cronbachs-Alpha-Wert (Bortz u.a. 2000: 184) von 0,764; d.h. immerhin 76,4 % der Streuung dieser Items bilden ein einheitliches Konstrukt ab. Bei separater Betrachtung einzelner Lebensstildimensionen und -komponenten erhöht sich zum Teil die Konsistenz.

Um die Frage zu beantworten, ob tatsächlich das gemessen wird, was gemessen werden soll (*Validität*), wäre ein Abgleich mit weiteren empirischen Erkenntnissen nötig. Dieses sogenannte Außenkriterium ist in der Forschungsrealität jedoch nur selten gegeben. Für die vorliegende Untersuchung kann zumindest festgestellt werden, dass die für das Kernthema wichtigen Inhalte weitgehend abgedeckt sein dürften: Die

verwendeten Lebensstil-Items folgen einem inzwischen gefestigten Kanon, und wurden über etablierte Rating-Skalen erfasst. Auch zu den klassischen Sozialstruktur-Merkmalen wurden die gängigen Erhebungs-Instrumente genutzt. Kritisch anzumerken ist allerdings, dass die Bildung allein über den höchsten allgemein bildenden Schulabschluss dokumentiert wurde. Auf Angaben zur beruflichen Aus- und Weiterbildung musste aus Platzgründen im Fragebogen verzichtet werden. Gerechtfertigt wird dies dadurch, dass dieses Merkmal nicht im Fokus der Arbeit stand. Auch die Ethnie konnte lediglich verkürzt über die Staatsangehörigkeit ermittelt werden. Für die vorliegende Untersuchung entscheidend ist aber, dass die Wohnstandorte möglichst genau ermittelt werden konnten. Ein Abgleich der Kartenmarkierungen mit den Zustallpunkten zeigt hier wie oben beschrieben, dass die tatsächlichen Wohnstandorte überwiegend korrekt eingetragen worden sind.

Repräsentativität der Analysestichprobe

Grundgesamtheit der vorliegenden Untersuchung ist die volljährige Wohnbevölkerung des Untersuchungsgebiets im Befragungszeitraum 2007 (siehe oben Kapitel 4.2.2). Eine reine Zufallsauswahl sollte die Grundgesamtheit am besten repräsentieren, ist in den Sozialwissenschaften jedoch kaum realisierbar. Zwischen der ursprünglich geplanten Stichprobe und der am Ende tatsächlich realisierten Ausschöpfung besteht neben einem quantitativen meist auch ein qualitativer Unterschied (Scholl 2003: 35-36). Dies gilt auch für die vorliegende Untersuchung mit ihrer für eine schriftliche Befragung guten Resonanz. Zwar stellt das Erhebungsprozedere wie beschrieben eine räumlich geschichtete Zufallsstichprobe sicher. Dies gilt jedoch nur für die räumliche Ausbeute über das Untersuchungsgebiet, aber nicht unbedingt für die qualitative Zusammensetzung.

Ein Vergleich der Analysestichprobe mit Veröffentlichungen der amtlichen Statistik zu Hamburg liefert einige Anhaltspunkte zur inhaltlichen Repräsentativität. Eine detaillierte Gegenüberstellung hierzu erfolgt in Kapitel 5.1.1. An dieser Stelle seien die 4 wichtigsten Abweichungen vorweg genommen: Erstens sind in der Analysestichprobe junge und alte Menschen zugunsten mittlerer Altersklassen unterdurchschnittlich vertreten. Zweitens sind Personen aus den unteren sozialen Schichten unterrepräsentiert, insbesondere Menschen mit geringer Schulbildung. Drittens liegt der Frauenanteil in der Analysestichprobe höher als es nach den amtlichen Referenzdaten zu erwarten gewesen wäre. Viertens sind Personen mit Migrationshintergrund eher schwach vertreten.

Die Datenbereinigung hat diese Trends weiter verstärkt: So finden sich unter den wegen fehlender Wohnstandortmarkierungen ausgeschlossenen Fällen besonders häufig Menschen mit geringer Bildung, die schon im Rücklauf eher schwach vertreten waren. Ähnlich ist die Situation beim Lebensalter, wo die bereits unterrepräsentierten jungen

und älteren Personen überproportional häufig keinen Wohnstandort einzeichneten. Insbesondere die Gruppe der Rentner fällt in diesem Zusammenhang auf. Die ein oder andere Person aus den genannten Gruppen mag mit der Aufgabe des Kartenlesens und Markierens des Wohnstandortes doch überfordert gewesen sein. Oder bei ihnen ist die Furcht vor einem möglichen Missbrauch dieser sehr persönlichen Angabe besonders groß. Auch die Herausnahme der Fälle mit einer allgemein hohen Nicht-Antwortrate verschärft die Unterschiede gegenüber den amtlichen Referenzdaten. So zeichnen sich die betreffenden Personen durch einen höheren Männeranteil, einen geringeren Berufsstatus und einen höheren Ausländeranteil aus. Die für eine räumlich ausgeglichene Schichtung per Zufallsauswahl herausgefilterten Fälle dürften hingegen keinen systematischen Einfluss auf die qualitative Zusammensetzung der Stichprobe haben.

Zur Beurteilung der Repräsentativität eignen sich amtliche Statistiken allerdings nur beschränkt als Vergleichsmaßstab: Zum einen setzen sie sich nicht allein aus Daten der Verwaltungsregister zusammen, sondern basieren auch auf Fortschreibungen älterer Zensen. D.h. die Referenzdaten selbst spiegeln die tatsächlichen Verhältnisse nicht exakt wieder. Zum anderen existiert für wesentliche Merkmale wie das Lebensstilverhalten für das Untersuchungsgebiet kein verlässliches Vergleichsmaterial. Ein Abgleich der Analysestichprobe mit Sekundärdaten gibt daher kaum Auskunft darüber, wie sich Teilnehmer von den Nicht-Antwortern jenseits der klassischen Sozialstrukturmerkmale unterscheiden (Petermann 2005: 63). Dieses Argument greift insbesondere, wenn man von einer relativ starken Entkopplung der Lebensstilisierung von demografischen und sozio-ökonomischen Faktoren ausgeht.

Aus denselben Gründen ist es problematisch, Ausfälle über eine Gewichtung anhand von wenigen für die Grundgesamtheit bekannten Merkmalen wie Alter, Geschlecht oder Familienstand kompensieren zu wollen (Scholl 2003: 219). Personengruppen „hochzugewichten“, die absolut betrachtet besonders selten geantwortet haben, führt ebenfalls zu unzuverlässigen Ergebnissen (Bortz und Döring 2006: 259-260). Gelegentlich wird ein Vergleich zwischen Sofort- und Spät-Antwortern empfohlen, in der Annahme, dass letztere in Richtung Nicht-Antworter tendieren. Unterscheiden sich die beiden Gruppen nicht, ist eine Verzerrung der Ergebnisse durch Nicht-Beantworter unwahrscheinlich (Bortz und Döring 1995: 260). Tatsächlich zeigen sich in der vorliegenden Untersuchung kaum Unterschiede, wenn man die zurückgesandten Fragebogen nach Poststempel sortiert und zu gleichen Teilen in eine Früh- und Spät-Antworter-Gruppe trennt. Die unterrepräsentierten Gruppen haben sogar eher früh geantwortet, wenn auch überwiegend nicht signifikant. Aus den genannten Gründen wird in der vorliegenden Untersuchung auf eine Gewichtung verzichtet.

Dennoch machen es die Besonderheiten der Analysestichprobe bei den demografischen und sozio-ökonomischen Strukturen selbst unter der Entstrukturierungs-Annahme (im Sinne einer weitgehenden Entkopplung von vertikalen Ungleichheiten; siehe oben Kapitel 2.1.3) unwahrscheinlich, dass alle Lebensstiltypen den tatsächlichen Verhältnissen entsprechend aufgedeckt werden können. Hierfür spricht unter anderem die Verzerrung bei der Altersstruktur: Schließlich unterliegen biographisch erworbene Lebensstile immer auch Zeitströmungen, generationsspezifischen Problemen und damit Kohorteneffekten. Auch sinken mit steigendem Lebensalter der Aktionsradius, sowie Fähigkeit und Bereitschaft, neue Entwicklungen mitzugehen.

Die Forschungsfrage der vorliegenden Untersuchung bleibt von diesen Überlegungen jedoch weitgehend unberührt; denn Ziel ist hier nicht, sämtliche in der Grundgesamtheit existierenden Bevölkerungsgruppen in ihrer relativen Größe vollständig abzubilden. Entscheidend ist vielmehr, typische soziale Gruppierungen in ausreichender *absoluter* Größe zu identifizieren, damit Aussagen zu ihrer räumlichen Verteilung möglich sind. Zudem dürfte die in der vorliegenden Arbeit verfolgte Methode, anhand einer Clusteranalyse Personen mit ähnlichen Verhaltensweisen zusammenzufassen, die Wahrscheinlichkeit erhöhen, Gruppen aufzuspüren, die auch in realen Lebenskontexten verdichtete Kommunikationskreise bilden. Dies gilt umso mehr, als dass durch die Item-Wahl dem interaktiven und expressiven Charakter der Lebensstile, also ihrer Außenwirkung, besonders Rechnung getragen wird.

Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang die Annahme Lüdtkes (1989: 109), bei einer besseren Repräsentativität der Stichprobe würden zwar neue Cluster identifiziert, die bereits ermittelten Gruppierungen blieben in ihren Profilen hiervon aber weitgehend unberührt. Hinzu kommt, dass Ausfälle vor allem bei der Schätzung von Populationsmerkmalen wie Mittel- oder Anteilswerten zu Verzerrungen führen; Hypothesentests auf Zusammenhänge oder Unterschiede zwischen Variablen gelten hingegen als recht robust (Diekmann 2004: 364). In der vorliegenden Untersuchung interessieren besonders Segregationseffekte zur Stilisierung und sozialen Lage, während einzelne Populationsmerkmale von nachrangiger Bedeutung sind. Daher sollten kleinere Defizite bei der Repräsentativität der Analysestichprobe keine negative Auswirkungen auf die Aussagekraft der hier durchgeführten Hypothesentests haben.

Skalenniveau der Daten

Viele der in der vorliegenden Arbeit eingesetzten Verfahren stellen hohe Anforderungen an die Daten. Überwiegend werden Distanzen ausgewertet, – ob nun im Merkmalsraum im Sinne sozialer Distanzen oder als geografische Entfernungen, d.h. räumliche Distanzen. Hier ist strenggenommen Intervallskalenniveau erforderlich, d.h. die Abstände zwischen Stufen einer Skala sollten möglichst identisch sein. Bei der

vorliegenden Befragung können zwar die Abstände zwischen den Wohnstandorten auf Intervallskalenniveau (in Millimetern oder Metern) bestimmt werden, bei den Angaben zu den Präferenzen, etwa zum Lebensstilverhalten, strenggenommen aber nicht. Für einige Verfahren gelten zudem weitere Anforderungen wie die der Normalverteilung (Glockenform) und Varianzhomogenität (gleichartige Inner-Gruppen-Streuung) der Daten.

Allerdings hat es sich in den Sozialwissenschaften durchgesetzt, auch auf Basis von Rating-Skalen parametrische Tests zu rechnen. Tatsächlich scheinen unter bestimmten Bedingungen die mathematisch-statistischen Anforderungen eines Analyseverfahrens vernachlässigbar. So konnten Baker u.a. (1966: 308) in einer umfangreichen Monte-Carlo-Studie zeigen, dass parametrische Mittelwertvergleiche robust sind gegen systematische Verzerrungen von ursprünglich intervallskalierten Werten, mit denen Eigenschaften von Rating-Skalen simuliert wurden. Zudem nimmt die Bedeutung weiterer Voraussetzungen wie Normalverteilung oder Varianzhomogenität mit steigendem Stichprobenumfang und bei etwa gleich großen Gruppen mit mindestens je 10 Fällen ab (Bortz 1999: 273-276 und 317).

Die *Interpretierbarkeit* der Ergebnisse hängt allerdings durchaus vom Skalenniveau ab (Bortz und Döring 2006: 181-182). Solange das quasi-metrische Niveau der Daten nicht plausibel gemacht werden kann, sind die Abstände zwischen Mittelwerten nur eingeschränkt interpretierbar. In der Befragungsforschung haben sich hier Rating-Skalen allerdings bewährt. Die Erfahrungen zeigen, dass sie sich ab 5 Stufen mit semantisch etwa gleichwertigen Abständen und möglichst symmetrischem Aufbau wie Intervallskalen interpretieren und parametrisch auswerten lassen (Bortz und Döring 2006: 176-183; Scholl 2003: 164-165). Da zu viele Antwortkategorien die Befragten überfordern können, sollten die Bewertungsstufen nicht zu fein sein. Die optimale Anzahl wird in der Literatur unterschiedlich eingeschätzt, meist jedoch mit 5 bis 7 Stufen beziffert (Bortz und Döring 2006: 180-181; Scholl 2003: 163; Diekmann 2004: 404-405).

Diesen Überlegungen folgend wurden in der vorliegenden Untersuchung für die Bewertung von Items wie dem Lebensstilverhalten 5-stufige Rating-Skalen angeboten (siehe auch die Ausführungen zur Operationalisierung oben in Kapitel 4.2.3). Bis auf die Frage zur Haushaltsgröße wurden sämtliche Ausprägungen der Soziale-Lage-Merkmale wie Alter, Familienstand oder Schulbildung lediglich in Kategorien erfragt. In der Auswertung interessieren sie inhaltlich maximal auf Ordinalniveau, statistisch sogar nur auf Nominalniveau als verschiedene Gruppen (etwa Junge versus Alte), die in ihren Aussagen oder räumlichen Distanzen miteinander verglichen werden sollen. Sofern möglich, wurden dabei parametrische Verfahren eingesetzt, da diese gewöhnlich sensitiver als nicht-parametrische Verfahren sind (größere Teststärke) und genauere

Aussagen erlauben. Dafür waren jedoch im Einzelfall weitere Voraussetzungen wie Normalverteilung oder Varianzhomogenität zu prüfen, was an den entsprechenden Stellen in Kapitel 5 diskutiert wird. War eine parametrische Auswertung nicht möglich, wurde auf nicht-parametrische Alternativen ausgewichen.

5 Auswertung und Ergebnisse

Kapitelübersicht

Dieses Kapitel erläutert die einzelnen Auswertungsschritte der empirischen Phase und präsentiert die gewonnenen Erkenntnisse. In einem ersten Schritt werden verschiedene Bevölkerungsgruppen im Untersuchungsgebiet identifiziert. Neben den primär fokussierten Lebensstiltypen interessieren dabei auch klassische Soziale-Lage-Gruppen, deren Vorkommen zudem mit Referenzdaten amtlicher Statistiken zu Hamburg abgeglichen werden kann. In einem zweiten Schritt werden diese Bevölkerungsgruppen auf Segregationsmuster geprüft. Dabei kommen Indizes und Verfahren zum Einsatz, welche die verschiedenen Segregationsformen des zuvor entwickelten Konzepts abbilden. Schließlich wird untersucht, für welche Bevölkerungsgruppen sich die segregierte Wohnsituation als besonders erzwungen darstellt.

5.1 Auswertung sozialstruktureller und kultureller Muster

5.1.1 Demografische und sozio-ökonomische Strukturen

Methodische Hintergrundinformation

Zunächst war die Analysestichprobe mit amtlichen Statistiken zur Sozialstruktur der Stadt Hamburg abzugleichen. Neben veröffentlichten Daten dienten Informationen als Referenz, die vom Statistischen Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein eigens für die vorliegende Untersuchung zusammengestellt wurden. Es handelt sich um Schätzungen auf Basis von sogenannten Statistischen Gebieten, den kleinsten räumlichen Einheiten der amtlichen Statistik für Hamburg, von denen inzwischen 928 mit durchschnittlich 1.850 Einwohnern existieren (Hußing und Mausfeld 2002: 15-19; zur Konstruktion der Statistischen Gebiete als in Sozialstruktur und Bevölkerungsdichte in sich homogene Einheiten siehe Loll und Müller 1991: 92-99; siehe auch oben Kapitel 2.2.2). Um das Untersuchungsareal so genau wie möglich abzubilden, wurden 34 Statistische Gebiete herangezogen. Lag ein Statistisches Gebiet nicht vollständig im Untersuchungsraum, wurde dies über eine flächenbezogene Gewichtung berücksichtigt. Zu den Statistischen Gebieten liegen allerdings nicht für alle hier interessierenden Merkmale Daten im benötigten Detaillierungsgrad vor, so dass der Vergleich nur unvollständig ausfallen kann.

Demografische Struktur der Analysestichprobe

Betrachtet man die Analysestichprobe mit Blick auf die klassische Sozialstruktur, ergibt sich bei den demografischen Merkmalen folgendes Bild (Tabelle 13; mit Quellenangaben): Im Vergleich zur kommunalen Statistik sind die Jungen und höher Betagten

zugunsten der mittleren Altersklassen unterrepräsentiert. Insbesondere die Über-65-Jährigen sind mit 12,7 % in der Analysestichprobe gegenüber dem Anteil von mehr als einem Fünftel in der amtlichen Statistik schwach vertreten. Auch die stärkere Präsenz von Frauen gegenüber Männern ist mit 62,2 % versus 37,8 % ausgeprägter als in den amtlichen Zahlen.

	eigene Daten	amtliche Statistik	
	Untersuchungs- gebiet	Untersuchungs- gebiet	Stadt Hamburg
	N=260 in Prozent ^a	N=54.694 ^b in Prozent ^a	N=1.754.182 in Prozent ^a
Alter			
18 bis 24 Jahre	6,5	7,7	9,7
25 bis 34 Jahre	24,6	23,2	18,5
35 bis 44 Jahre	26,9	21,2	21,1
45 bis 54 Jahre	16,5	13,6	15,6
55 bis 64 Jahre	12,7	10,4	13,2
65 Jahre und älter	12,7	23,9	22,0
Geschlecht			
männlich	37,8	48,0	48,8
weiblich	62,2	52,0	52,2
Familienstand			
ledig	55,4	57,6	47,1
verheiratet	27,9	29,7	37,7
verwitwet	3,9	4,5	6,4
geschieden	12,8	8,2	8,7
Lebensform			
in Paarbeziehung ohne Kindern u. 18 Jahren	26,7	-	48,8
in Paarbeziehung mit Kindern u. 18 Jahren	18,8	9,2	17,3
alleinstehend	47,8	-	30,9
alleinerziehend mit Kindern u. 18 Jahren	6,7	5,1	3,0
Haushaltsgröße			
1 Person	38,1	57,9	48,7
2 Personen	35,0	-	31,1
3 Personen	16,7	-	10,3
4 und mehr Personen	10,1	-	9,9
Staatsangehörigkeit			
deutsche	95,0	83,5	85,2
nicht-deutsche	5,0	16,5	14,8
Religionszugehörigkeit			
evangelisch	44,6	-	31,7
katholisch	8,5	-	10,2
andere	3,1	-	-
keine	43,8	-	-

Tab. 13: Vergleich demografische Struktur Hamburgs mit Analysestichprobe

Quellen: Eigene Befragung; sowie Statistisches Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein (2007a: 14, 24, 35 und 37; aktualisierte Tabellen mit Stand 31.12.2006), Statistisches Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein 2007d: 1 und 11; Stand 31.12.2006). Kirchenamt der EKD (2006: 7; Stand 31.12.2005).

^a Die Prozentangaben berücksichtigen nur die aufgeführten Kategorien ohne fehlende Angaben. Abweichungen der Summe von 100 % sind allein durch Rundungsfehler oder fehlende Schätzwerte (-) bedingt.

^b Die Angaben in dieser Spalte sind Schätzungen, die vom Statistischen Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein für die vorliegende Untersuchung vorgenommen wurden. Sie beruhen auf Daten der Melderegister zu Statistischen Gebieten (Stand 31.12.2006; zur Haushaltsgröße Stand 31.12.1999), die entsprechend dem Flächenanteil der Statistischen Gebiete am Untersuchungsgebiet gewichtet sind.

Die Unterschiede zu den Referenzdaten beim Familienstand und der Lebensform dürften zu großen Teilen auf die abweichende Altersstruktur zurückzuführen sein. Entsprechende Kreuztabellierungen mit auf 0,1 %-Niveau signifikanten Chi-Quadrat-Tests bestätigen hier einen Zusammenhang. Insbesondere die im Vergleich zur amtlichen Statistik schwächer besetzte Altersklasse der Über-65-Jährigen scheint die eher geringen Anteile von Verheirateten (27,9 %) und Verwitweten (3,9 %) in der Analysestichprobe zu bedingen. Der relativ schwache Altenanteil schlägt sich auch in den häuslichen Lebensformen nieder. Hier ist mit 26,7 % die Gruppe der in Paarbeziehungen lebenden Personen ohne Kinder unter 18 Jahren unterdurchschnittlich vertreten. Sofern sie Kinder haben, sind diese inzwischen erwachsen und führen zum Teil einen eigenen Haushalt. Der mit 47,8 % hohe Anteil von Alleinstehenden ohne Partner und Kinder wird daher auch weniger durch die schwach vertretene höchste Altersklasse getragen, sondern vor allem durch die Unter-35-Jährigen und die 55- bis 64-Jährigen. Bei ersteren dominieren die Ledigen, während bei letzteren der Anteil der Geschiedenen auffällig hoch ist.

Die durchschnittliche Haushaltsgröße (arithmetisches Mittel) liegt mit 2,0 Personen nahe dem Wert 1,9 der amtlichen Statistik. Schlüsselt man diese Zahl näher auf, ergibt sich der größte Unterschied bei den 1-Personen-Haushalten: 38,1 % der Befragten wohnen allein, also weder mit einem Partner, noch mit einem Kind oder einer anderen Person unter einem Dach. Dies sind gut 10 Prozentpunkte weniger als in den Referenzdaten zu Hamburg insgesamt (48,7 %) und sogar nahezu 20 Punkte weniger als in den amtlichen Schätzungen zum Untersuchungsgebiet (57,9 %). Auch hier zeigen Kreuztabellierungen mit auf 0,1 %-Niveau signifikanten Chi-Quadrat-Tests einen Zusammenhang zu Familienstand und Lebensform, nicht aber zum Lebensalter. Die immer noch starke Präsenz der Single-Haushalte kommt demnach vor allem durch die hohe Zahl der Ledigen, aber auch der geschiedenen Alleinstehenden unter den Befragten zustande. Bei den 2-Personen-Haushalten dominieren verheiratete wie unverheiratete Paare ohne Kinder und bei den größeren Haushalten verheiratete Paare mit Kindern. Fast 3 Viertel der Befragten gibt an, dass keine Kinder unter 18 Jahren in ihrem Haushalt leben (nicht in der Tabelle ausgewiesen). 16,3 % wohnen mit 1 Kind unter einem Dach, 7,4 % mit 2 Kindern. Nur 1,6 % teilen sich ihr Heim mit 3 und mehr Kindern.

Der Anteil der Teilnehmer mit ausländischem Pass fällt in der Analysestichprobe mit 5,0 % gegenüber der amtlichen Statistik recht klein aus. Gemessen an ihrer geringen Präsenz ist diese Gruppe mit 10 verschiedenen Nationalitäten relativ heterogen. Die meisten dieser Personen stammen aus nord-westlichen Staaten der Europäischen Gemeinschaft, während die typischen Zuwanderergruppen aus der Türkei und dem süd- und osteuropäischen Raum kaum vertreten sind. 44,6 % der Befragten sind evangelisch und 8,5 % katholisch. 3,1 % haben eine andere Konfession und 43,8 % gehören keiner

Glaubensgemeinschaft an. Aus den Melderegistern sind zumindest Mitgliedszahlen zu den christlichen Glaubensgemeinschaften bekannt. Danach sind 31,7 % der Hamburger Evangelen und 10,2 % Katholiken (Kirchenamt der EKD 2006: 7). Diese Zahlen lassen zusammen mit dem geringen Ausländeranteil darauf schließen, dass andere Konfessionen wie der Islam in der Analytestichprobe etwas unterrepräsentiert sind.

Sozio-ökonomische Struktur der Analytestichprobe

Auch bei den sozio-ökonomischen Merkmalen hebt sich die Analytestichprobe von den amtlichen Daten in einigen Punkten ab, wobei hier überwiegend nur Referenzdaten zu Hamburg insgesamt vorliegen (Tabelle 14; mit Quellenangaben): Besonders hervor sticht, dass viele Personen mit Fachhochschul- oder Hochschulreife an der Befragung teilgenommen haben (76,0 %). Entsprechend schwach vertreten sind Menschen mit geringer und mittlerer Schulbildung (7,9 % mit Haupt- oder Volksschulabschluss sowie 16,1 % mit Realschulabschluss). Die Erwerbssituation der Befragten bildet hingegen die Verhältnisse in der amtlichen Statistik recht gut ab. So sind etwa 2 Drittel der Befragten erwerbstätig. Lediglich das Verhältnis der Erwerbslosen zu den Nicht-Erwerbspersonen ist in der Analytestichprobe mit 3,6 % zu 30,0 % zugunsten letzterer verschoben. Die Nicht-Erwerbspersonen setzen sich dabei zu über der Hälfte aus Ruheständlern und zu einem Drittel aus Personen in der beruflichen Ausbildung zusammen. Bei der beruflichen Stellung der Erwerbstätigen macht sich die Bildungssituation in der Analytestichprobe jedoch bemerkbar. Mit nur 3,0 % fallen Arbeiter durch einen geringen Anteil auf, während Selbständige mit 27,7 % überproportional vertreten sind. Entsprechend sind geringe Einkommensklassen gegenüber den Referenzdaten schwächer besetzt als höhere.

Insgesamt zeigt sich in den Befragungsdaten ein leicht positiver Zusammenhang zwischen Bildung und Berufsstatus, sowie zwischen Einkommen und Berufsstatus (auf 1 %-Niveau signifikante Spearman-Korrelation von 0,38 und 0,36 auf Basis von je 3-stufigen Ordinalskalen; siehe Operationalisierung in Kapitel 4.2.3), während der Zusammenhang zwischen Bildung und Einkommen nicht eindeutig ist. Die Einzel-Indizes korrelieren zum Gesamt-Schicht-Index ebenfalls signifikant auf 1 %-Niveau: die Bildung mit 0,59, das Einkommen mit 0,71 und der Berufsstatus mit 0,83. Andere Publikationen kommen zu ähnlich hohen Werten (siehe etwa Wolf 2003: 41-42). Insgesamt lassen diese wechselseitigen, jedoch ungleich verteilten Vermengungen an dem Sinn des additiven Schichtkonzepts zweifeln (siehe auch oben Kapitel 2.1.1). Schichtbasierten Analysen kommt in der vorliegenden Arbeit daher nur ein ergänzender Charakter zu.

	eigene Daten	amtliche Statistik	
	Untersuchungs- gebiet N=260 in Prozent ^a	Untersuchungs- gebiet N=54.694 ^b in Prozent ^a	Stadt Hamburg N=1.754.182 in Prozent ^a
Schulbildung			
Haupt- oder Volksschule	7,9	-	25,3 ^c
Realschule (Mittlere Reife)	16,1	-	28,0 ^c
(Fach-)Hochschulreife	76,0	-	46,8 ^c
Erwerbsform			
erwerbstätig	66,4	-	68,1 ^c
nicht-erwerbstätig	30,0	-	24,4 ^c
erwerbslos	3,6	6,0	7,5 ^c
berufliche Stellung			
Angestellte	62,7	-	64,1
Arbeiter	3,0	-	16,5
Selbständige	27,7	-	14,0
Beamte	6,6	-	5,5
monatliches Haushalts-Nettoeinkommen			
bis u. 700 EUR	8,2	-	9,3
700 - u. 1.300 EUR	12,5	-	24,5
1.300 - u. 2.000 EUR	23,5	-	27,8
2.000 - u. 3.200 EUR	31,8	-	23,7
3.200 - u. 4.500 EUR	16,5	-	9,0
4.500 EUR und mehr	7,5	-	5,5

Tab. 14: Vergleich sozio-ökonomische Struktur Hamburgs mit Analytestichprobe

Quellen: Eigene Befragung; sowie Statistisches Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein (2007e: 38; Stand 31.12.2005), Statistisches Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein 2007a: 47, 98 und 100; aktualisierte Tabellen mit Stand 31.12.2006).

^a Die Prozentangaben berücksichtigen nur die aufgeführten Kategorien ohne fehlende Angaben. Abweichungen der Summe von 100 % sind allein durch Rundungsfehler oder fehlende Schätzwerte (-) bedingt.

^b Die Angabe in dieser Spalte ist eine Schätzung, die vom Statistischen Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein für die vorliegende Untersuchung vorgenommen wurde. Sie beruht auf Sonderauswertungen der Bundesagentur für Arbeit (Stand 30.09.2007), die entsprechend dem Flächenanteil der Statistischen Gebiete am Untersuchungsgebiet gewichtet sind.

^c Bevölkerung im Alter von zwischen 15 und 65 Jahren.

Resümee des Vergleichs mit amtlichen Referenzdaten

In der Gesamtschau weist die Analytestichprobe einige der üblichen Verzerrungen in Befragungen auf, aber auch untypische Charakteristika: So steigt im Allgemeinen die Teilnahmebereitschaft mit der Bildung und ist in der Mittelschicht am ausgeprägtesten (Diekmann 2004: 361-362). Bei Ausländern erschweren sprachliche Barrieren die Teilnahme. Das stärkere Antwortverhalten von Frauen kann darauf zurückgeführt werden, dass diese tendenziell mehr Zeit im Haushalt verbringen und sich eher als Männer verpflichtet fühlen, an Umfragen teilzunehmen (Petermann 2005: 63). Auf der anderen Seite sind ältere und isoliert lebende Menschen zwar erreichbar, aber weniger kooperationswillig (Scholl 2003: 216). 1-Personen-Haushalte sind hingegen schwerer zu kontaktieren und daher ebenfalls meist unterrepräsentiert (Diekmann 2004: 361-362). Diese Beobachtungen bestätigen sich in der vorliegenden Untersuchung.

Auch mobile Personen und Menschen mit wenig Zeit gelten als schwerer erreichbar, worunter besonders Personen bestimmter Berufsgruppen wie Handelsvertreter, Juristen oder Manager fallen (Scholl 2003: 216). In der vorliegenden Befragung wurde der Beruf zwar nicht in diesem Detaillierungsgrad erfasst; bei den Selbständigen dürfte der Mobilitäts- und Zeitaspekt im Vergleich zu den anderen erfragten Berufsgruppen am bedeutendsten sein. Allerdings ist die Gruppe der Selbständigen sogar überproportional vertreten. Vermutlich sind der Mobilitäts- und Zeitaspekt bei einer schriftlicher Befragung mit 2 bis 3 Wochen Zeit zum Rücksenden weniger kritisch.

Insgesamt kann die Qualität der Analysestichprobe als zufriedenstellend bewertet werden. Dies gilt mit Blick auf Referenzdaten der amtlichen Statistik zu den gängigen Sozialstruktur-Merkmalen, wie auch vor dem Hintergrund der typischen Probleme bei schriftlichen Befragungen. Wie in Kapitel 4.3.3 erörtert, dürften die festgestellten Abweichungen von der Grundgesamtheit nur geringen Einfluss auf das Untersuchen der Frage haben, ob sich verschiedene Bevölkerungsgruppen in ihrer räumlichen Verteilung systematisch voneinander unterscheiden.

5.1.2 Lebensstilrelevante Verhaltensmuster

Methodische Vorüberlegungen

Statt über alle 51 Original-Items (siehe oben Kapitel 4.2.3, Tabelle 10) wurden die Lebensstiltypen in der vorliegenden Arbeit anhand von Verhaltensfaktoren identifiziert (siehe unten Kapitel 5.1.3), welche zunächst über Hauptkomponentenanalysen zu bilden waren. Bei einer Hauptkomponentenanalyse werden viele Variablen auf wenige Faktoren verdichtet, indem unter Berücksichtigung sämtlicher wechselseitiger Korrelationen redundante Information herausgefiltert wird (Bortz 1999: 495-498). Die verbleibende Information lässt sich in Form eigenständiger Faktoren darstellen. Diese werden üblicherweise so gebildet, dass sie sich orthogonal zueinander verhalten, d.h. voneinander statistisch unabhängig sind.

In der vorliegenden Arbeit wurde der Hauptkomponentenanalyse gegenüber anderen faktorenanalytischen Verfahren der Vorzug gegeben. Im Unterschied zu diesen muss bei der Hauptkomponentenanalyse nicht geschätzt werden, wie viel die Faktoren von der Varianz der einzelnen Variablen erfassen (sogenanntes Kommunalitätenproblem). Stattdessen wird davon ausgegangen, dass die extrahierten Faktoren die Varianz aller Variablen vollständig abbilden (Backhaus u.a. 2000: 284-286). Bei Verwendung der Faktoren in inferenzstatistischen Kausalmodellen kann diese Annahme problematisch sein. Geht es hingegen primär um eine übersichtliche Aufbereitung des Datenmaterials, bei der die extrahierten Faktoren als deskriptives Hilfsmittel verstanden werden, ist diese Vorgehensweise legitim (Bortz 1999: 540). Trotz dieser mathematisch-

statistischen Unterscheidung werden die Begriffe *Faktoren* und *(Haupt-)komponenten* in der vorliegenden Arbeit synonym gebraucht.

Das Vorschalten einer Hauptkomponentenanalyse ist in empirischen Lebensstilstudien eine verbreitete Praxis (siehe oben Kapitel 2.1.3), da es eine Reihe an Vorteilen für das anschließende Clustern der Fälle zu Lebensstilgruppen bietet: *Erstens* ist die Bildung von Clustern auf Basis einiger Faktoren robuster als über viele Einzelmerkmale. Durch das Verdichten auf wenige aussagekräftige Komponenten sinkt der Einfluss irrelevanter Variablen, die nichts zur Trennung der Cluster beitragen. Gleiches gilt für Ausreißer, d.h. einzelne Fälle mit ungewöhnlichen Werten, welche den Gruppierungsprozess stören können (zu den Folgen siehe Bacher 1996: 163-166). *Zweitens* werden die Faktoren in der Analyse automatisch normiert (Mittelwert = 0 und Standardabweichung = 1), so dass keine Verzerrungen bei Items mit unterschiedlichen Wertebereichen auftreten (Backhaus u.a. 2000: 381-382). Die standardisierten Faktoren gehen gleichgewichtet in die anschließende Clusteranalyse ein, was die Interpretation der Cluster erleichtert. *Drittens* tendieren die extrahierten Faktoren auch dann zu feineren, quasi-äquidistanten Abstufungen, wenn diese in den Originalvariablen nicht durchgehend gegeben sind. *Viertens* ermittelt die Hauptkomponentenanalyse wie beschrieben orthogonale, d.h. voneinander unabhängige Faktoren. Dies verhindert, dass multiple Abhängigkeiten zwischen den Variablen die Clusterbildung unerkannt beeinflussen (Bortz 1999: 551). Es bedeutet auch, dass jeder eigenständige Verhaltensaspekt statt durch unterschiedlich viele Einzelvariablen durch genau einen Faktor beschrieben wird. Damit bleibt nachvollziehbar, welche Verhaltensdimension wie stark in die Clusteranalyse eingeht.

Neben ihren positiven Eigenschaften bringt das Vorschalten einer Hauptkomponentenanalyse auch Nachteile mit sich. So spiegeln die extrahierten Faktoren nur einen Teil der Ausgangsinformation wider und müssen erst aufwendig interpretiert werden, um inhaltlich sinnvoll verwendet werden zu können (Backhaus u.a. 2000: 381). Zudem stellt die Hauptkomponentenanalyse Ansprüche an die Daten: Gewöhnlich basiert sie auf Pearsons Korrelationskoeffizient, der eigentlich intervallskalierte Merkmale erfordert und bei Abweichungen von der Normalverteilung verzerrt wird (Backhaus u.a. 2000: 265-266 und 322). In Kapitel 4.3.3 wurde bereits diskutiert, dass die auf 5-stufigen Ratingskalen erfassten Lebensstilvariablen als weitgehend intervallskaliert gelten können. Bei der Streuung zeigen allerdings mehrere der 51 Lebensstil-Items eine leichte Tendenz zu einer links- oder rechtsgipfligen Verteilung, d.h. hier überwiegen bei den Befragten entweder Ablehnung oder eben Zustimmung. 7 Items weisen bimodale (zweigipflige) Verteilungen auf, die bei den Fragen nach körperlicher Betätigung und dem Lesen von Boulevardzeitungen am deutlichsten ausfallen.

In der vorliegenden Untersuchung scheint der direkte Einsatz von Hauptkomponentenanalysen dennoch kaum Nachteile zu bringen. Weder zwecks weitgehender

Normalisierung der Items vorausgehende Box-Cox-Transformationen (Box und Cox 1964: 214) ändern die Ergebnisse wesentlich, noch das Ausweichen auf Spearmans Korrelationskoeffizient (Bortz u.a. 2000: 414-422), der lediglich Rangdaten und keine Normalverteilung erfordert. Bei allen 3 Varianten ist die Zahl der extrahierten Faktoren bei einem einheitlichen Auswahlverfahren gleich und variieren die erklärten Varianzanteile lediglich im Bereich der Nachkommastellen. Auch sorgt die Verdichtung auf wenige Lebensstilfaktoren wie erwartet für eine feinere Skalenabstufung. Insofern ist es gerechtfertigt, ohne vorherige Transformation der Daten direkt eine Hauptkomponentenanalyse durchzuführen.

Weiterhin erfordert eine Reduktion auf wenige Komponenten, dass die Originalvariablen nicht nur paarweise korrelieren, sondern mehrfach miteinander verknüpft sind. Das Kaiser-Meyer-Olkin-Maß dient als gebräuchliche Prüfgröße hierfür. Liegt es über einem Wert von 0,5, können insgesamt ausreichende Wechselbeziehungen unter den Items angenommen werden (Litz 2000: 296-297). In der vorliegenden Untersuchung ist dies für alle 3 Lebensstildimensionen deutlich der Fall. Backhaus u.a. (2000: 270 und 302) empfehlen darüber hinaus, sukzessive isolierte Variablen zu eliminieren, die kaum mit anderen korrelieren. Prüfgröße hierfür ist das Measure of Sampling Adequacy, welches als Kaiser-Meyer-Olkin-Maß für einzelne Variablen interpretiert werden kann. In der vorliegenden Untersuchung liegt es für alle Items innerhalb der Lebensstildimensionen ebenfalls oberhalb 0,5. Dazu passt, dass sämtliche Variablen innerhalb ihrer Lebensstildimension mit mindestens 2 anderen signifikant korrelieren. Dennoch lassen sich keine redundanten und damit überflüssigen Items identifizieren, die nahezu dasselbe messen würden; bei allen bivariaten Korrelationen bleibt der Pearson-Koeffizient unter dem Betrag von 0,6. Die Hauptkomponentenanalysen können somit für alle 51 Fragebogen-Items zum Lebensstilverhalten durchgeführt werden. Diese ersten Ergebnisse bestätigen die inzwischen bewährte Operationalisierung von Lebensstilen und damit auch die in der vorliegenden Arbeit getroffene Item-Wahl.

Bildung der Lebensstilfaktoren

Um die Eigenständigkeit der 3 konzeptionell begründeten Lebensstildimensionen *expressiv*, *interaktiv* und *evaluativ* zu wahren, wurde für jede der 3 Dimensionen eine eigene Hauptkomponentenanalyse durchgeführt, inklusive der oben beschriebenen Eignungsprüfung der Daten. Das Ergebnis einer probenhalber über alle 51 Items berechneten Hauptkomponentenanalyse erwies sich zudem in anschließenden Clusteranalysen als weniger trennscharf, was die Operationalisierung über separate Lebensstildimensionen einmal mehr als sinnvoll erscheinen lässt. Die Zahl der zu extrahierenden Faktoren wurde nach dem Kaiser-Guttman-Kriterium bestimmt. Danach sollte ein Faktor einen größeren Eigenwert als 1 haben, d.h. mehr Varianz als eine

durchschnittliche Originalvariable erklären (Bortz 1999: 527-528). Auf diese Weise konnten insgesamt 18 Hauptkomponenten extrahiert werden: für die expressive und interaktive Dimension jeweils 7 und für die evaluative 4 Faktoren. Die Lösungen wurden zur besseren Interpretierbarkeit jeweils anhand der Varimax-Methode mit Kaiser-Normalisierung rotiert. Dieses Verfahren sorgt für eine gut lesbare Struktur der Faktorladungsmatrizen, in denen die Korrelationen der extrahierten Komponenten mit den Originalvariablen wiedergegeben sind (Litz 2000: 314-316).

Die nachfolgenden Tabellen 15 bis 17 zeigen die extrahierten Faktoren und ihre wichtigsten Ladungen. Die Ladungen können wie beschrieben als Korrelationen zu den Original-Items verstanden werden (Bortz 1999: 524-525) und dienen der Interpretation der Faktoren. In der vorliegenden Arbeit wurden überwiegend Ladungen mit einem Mindestbetrag von 0,3 herangezogen, womit nach Bortz und Döring (2006: 605-606) wenigstens mittelstarke Korrelationen Eingang finden. Dabei kann es vorkommen, dass ein Item auf mehr als nur eine Komponente hoch lädt. Um die Deutung eines Faktors zu vervollständigen und zu stützen wurden gelegentlich Items berücksichtigt, deren Ladungswert die 0,3 knapp unterschreitet. In diesen Fällen wird auf die vollständigen Faktorladungsmatrizen verwiesen, die sich im Anhang finden (Tabellen 37 bis 39).

Aus 23 Originalvariablen extrahierte Hauptkomponenten (erklärte Gesamtvarianz: 57,1 %)			
Bezeichnung	Fragebogen-Item	Ladung	Erklärungsanteil
1 Hochkultur	FA - Kunstausstellungen, Museen	0,74	10,7%
	FA - Oper, klassische Konzerte, Theater	0,72	
	MG - klassische Musik	0,65	
	FA - Bücher	0,57	
	FA - Kino	0,52	
	FA - künstlerisch tätig sein, musizieren	0,31	
	FA - Künstlerisch tätig sein, musizieren	0,31	
2 Moderne Lebensart und Technik	FA - Computer, Internet	0,67	10,1%
	FA - Kneipe	0,54	
	MG - Rock/Pop	0,46	
	MG - Deutsche Schlager	-0,52	
	KG - Sonderangebote	-0,56	
	MG - Volksmusik	-0,64	
3 Popkultur	MG - HipHop/Techno	0,77	8,9%
	FA - Diskothek, Pop-Konzerte	0,73	
	MG - Rock/Pop	0,42	
	KG - Sonderangebote	0,35	
	FA - künstlerisch tätig sein, musizieren	0,34	
	MG - klassische Musik	-0,32	

Tab. 15: Expressive Lebensstil-Komponenten (Fortsetzung auf nächster Seite)

Quelle: Eigene Berechnungen. Extraktion über Hauptkomponentenanalyse. Bestimmung der Komponentenzahl nach dem Kaiser-Guttman-Kriterium (Eigenwert>1). Rotation nach der Varimax-Methode mit Kaiser-Normalisierung. Nur Ladungen mit einem Betrag>0,30 sind angegeben. Ein Fragebogen-Item kann auf mehrere Komponenten hoch laden.

Aus 23 Originalvariablen extrahierte Hauptkomponenten (erklärte Gesamtvarianz: 57,1 %)			
Bezeichnung	Fragebogen-Item	Ladung	Erklärungs- anteil
4 Heimat und Heim	FA - Auto, Motorrad	0,74	7,8%
	FA - Heim, Garten	0,59	
	FA - spazieren, Rad fahren	0,57	
	MG - Deutsche Schlager	0,41	
	MG - Volksmusik	0,34	
	FA - Sport, Fitness	0,30	
5 Umwelt und Gesundheit	FA - Yoga, Meditation, autog. Training	0,70	7,6%
	KG - Bio, Umweltbewusstsein	0,66	
	FA - künstlerisch tätig sein, musizieren	0,44	
	FA - Sport, Fitness	0,33	
	FA - spazieren, Rad fahren	0,31	
	FA - Heim, Garten	0,31	
	FA - Auto, Motorrad	-0,30	
6 Trends und Exklusivität	KG - Moden, Trends	0,78	6,1%
	KG - Qualität, Exklusivität	0,68	
7 Gemütlich- und Geselligkeit	FA - nichts tun, faulenzeln	0,73	5,8%
	FA - Kneipe	0,42	
	MG - Rock/Pop	0,41	
	FA - Sport, Fitness	-0,40	

Fortsetzung Tab. 15: Expressive Lebensstil-Komponenten

Quelle: Eigene Berechnungen. Extraktion über Hauptkomponentenanalyse. Bestimmung der Komponentenzahl nach dem Kaiser-Guttman-Kriterium (Eigenwert>1). Rotation nach der Varimax-Methode mit Kaiser-Normalisierung. Nur Ladungen mit einem Betrag>0,30 sind angegeben. Ein Fragebogen-Item kann auf mehrere Komponenten hoch laden.

Die 23 Items zu Freizeitaktivitäten (FA), Musikgeschmack (MG) und Konsumgewohnheiten (KG) können auf 7 Hauptkomponenten zur *expressiven Lebensstildimension* verdichtet werden.

Der erste Faktor *Hochkultur* schlüsselt mit 10,7 % von allen Hauptkomponenten dieser Dimension die meiste Varianz der Original-Items auf. Charakteristisch für diesen Faktor sind Besuche von Kunstausstellungen, Museen, Oper und Theater und eine Neigung zu klassischer Musik. Auch das Lesen von Büchern und Kinobesuche oder künstlerische und musische Beschäftigungen laden hoch auf diesen Faktor. Er lässt sich damit im Sinne Schulzes als Repräsentant hochkulturellen Verhaltens interpretieren.

Bei der Hauptkomponente *Moderne Lebensart und Technik* (10,1 % Erklärungsanteil) steht das Nutzen von Computer und Internet ganz oben auf der Liste der präferierten Tätigkeiten. Die Häufigkeit der Kneipenbesuche lässt auf eine überdurchschnittliche Geselligkeit schließen. Der Musikgeschmack orientiert sich an Rock und Pop, distanziert sich aber klar vom Deutschen Schlager und von Volksmusik. Die geringe Bedeutung von Sonderangeboten lässt auf ein stärker genussorientiertes Konsumverhalten schließen. Insgesamt bildet dieser Faktor ein eher modern-jugendliches Verhalten ab, was durch eine leicht überdurchschnittliche Affinität zu Kneipen-

besuchen, Diskotheken, Pop-Konzerten und zu Bio-Produkten und umweltbewusstem Konsum unterstrichen wird (Tabelle 37 im Anhang).

Die dritte Hauptkomponente *Popkultur* (8,9 % Erklärungsanteil) betont gegenüber dem vorangegangenen Faktor den musikalischen Bereich. HipHop und Techno werden noch vor Rock und Pop besonders geschätzt und schlagen sich in entsprechenden Diskothek- und Konzertbesuchen nieder, wie auch in eigenen musikalischen Ambitionen. Die Abgrenzung erfolgt weniger gegenüber volkstümlicher, sondern eher gegenüber klassischer Musik. Sonderangebote spielen im Vergleich zum zuvor genannten Faktor durchaus eine Rolle.

Im Faktor *Heimat und Heim* (7,8 % Erklärungsanteil) kommt eine große Begeisterung fürs Automobil und Motorrad zum Ausdruck, die sich neben dem Fahren und allgemeinem Interesse auch in eigenen Reparatur- und Bastelarbeiten niederschlagen kann. Häufiges Spaziergehen und Radfahren und überdurchschnittliche sportliche Aktivitäten weisen zudem auf eine allgemein hohe Mobilität hin. Gleichzeitig spielen Heim und Garten, Deutsche Schlager und Volksmusik eine hervorgehobene Rolle. In diesem Kontext scheint die Mobilität einen eher lokalen oder heimatbezogenen Schwerpunkt zu besitzen, weshalb diesem Aspekt in der Benennung der Hauptkomponente der Vorzug gegeben wurde. Es bleibt aber eine gewisse Ambivalenz zwischen Mobilität einerseits und Heimat- und Heimbezogenheit andererseits, die bei der Verwendung dieses Faktors zur Interpretation von Lebensstiltypen durch Hinzunahme der entsprechenden Original-Items berücksichtigt wird.

Die Hauptkomponente *Umwelt und Gesundheit* (7,6 % Erklärungsanteil) steht für einen bewussten Umgang mit der Umwelt, wie auch dem eigenen Körper. Yoga, Meditation oder autogenes Training, aber auch traditionelle körperliche Ertüchtigung nehmen im täglichen Leben eine wichtige Rolle ein. Beim Konsum wird auf Bioprodukte und umweltbewusstes Verhalten geachtet. Ein Auto oder Motorrad werden eher selten genutzt.

Der Faktor *Trends und Exklusivität* (6,1 % Erklärungsanteil) betont beim Konsum hingegen andere Aspekte. Hier spielen neue Moden und Trends eine herausragende Rolle. Hinzu kommt eine ausgeprägte Neigung zu hochwertigen und exklusiven Waren.

In der Hauptkomponente *Gemütlich- und Geselligkeit* (5,8 % Erklärungsanteil) spiegelt sich schließlich eine gewisse Passivität. So macht man gerne einfach mal nichts oder gibt sich dem Faulenzen hin. Selber Sport oder Fitness treiben ist weniger beliebt. Das gilt jedoch nicht für Tätigkeiten, die auf Entspannung zielen, wie Yoga, Meditation oder autogenes Training (Tabelle 37 im Anhang). Häufige Kneipenbesuche lassen zudem auf ein weniger häusliches, sondern eher geselliges Verhalten schließen.

Aus 17 Originalvariablen extrahierte Hauptkomponenten (erklärte Gesamtvarianz: 63,9%)			
Bezeichnung	Fragebogen-Item	Ladung	Erklärungs- anteil
1 Sport, Wirtschaft und Boulevard			11,0%
	MN - Sport	0,76	
	MN - Wirtschaft	0,59	
	MN - Boulevardzeitungen	0,56	
	KM - Nachbarn	0,43	
	MN - Shows, Quiz	0,36	
2 Fiction and Action	MN - überregionale Zeitungen	0,35	10,3%
	MN - Action	0,84	
3 Sozio-kulturelle Kontakte	MN - Science-Fiction, Fantasy	0,84	9,8%
	KM - Freunde, Bekannte	0,76	
4 Trivialkultur	KM - Familie, Verwandte	0,52	9,4%
	MN - überregionale Zeitungen	0,48	
	KM - Nachbarn	0,43	
	MN - Kultur, Feuilleton	0,42	
	MN - Heimatfilme	0,77	
5 Unterhaltung und Hedonismus	MN - Shows, Quiz	0,53	7,9%
	MN - Unterhaltung	0,53	
	KM - Familie, Verwandte	0,30	
	MN - überregionale Zeitungen	-0,31	
	MN - Musiksender	0,74	
6 Lokalnachrichten	MN - Shows, Quiz	0,37	7,9%
	MN - Unterhaltung	0,37	
	KM - ehrenamtliche Tätigkeit	-0,58	
7 Sachlichkeit und Altruismus	MN - Lokalnachrichten	0,83	7,5%
	MN - Kultur, Feuilleton	0,57	
	MN - Wirtschaft	0,45	
	KM - ehrenamtliche Tätigkeit	0,33	
	MN - Unterhaltung	-0,45	
	MN - Krimis	-0,83	

Tab. 16: Interaktive Lebensstil-Komponenten

Quelle: Eigene Berechnungen. Extraktion über Hauptkomponentenanalyse. Bestimmung der Komponentenzahl nach dem Kaiser-Guttman-Kriterium (Eigenwert>1). Rotation nach der Varimax-Methode mit Kaiser-Normalisierung. Nur Ladungen mit einem Betrag>0,30 sind angegeben. Ein Fragebogen-Item kann auf mehrere Komponenten hoch laden.

Die 17 Items zu Mediennutzung (MN) und Kontaktmustern (KM) lassen sich auf 7 Hauptkomponenten zur *interaktiven Lebensstildimension* reduzieren.

Der Faktor *Sport, Wirtschaft und Boulevard* klärt 11,0 % der Varianz dieser Items auf. Sport interessiert hier vor allem in der Berichterstattung und wird nicht unbedingt selbst ausgeübt. Auch Wirtschaftsnachrichten finden hohe Beachtung. Bevorzugte Informationsquelle bilden Boulevardzeitungen wie *Bild* oder die *Hamburger Morgenpost*. Die überdurchschnittliche Beliebtheit von Fernsehshows und Quizsendungen unterstreicht die Nähe zu leichter Unterhaltung. Aber auch überregionale Zeitungen und Magazine wie *FAZ* oder *SPIEGEL* werden häufiger gelesen. Auch mit Nachbarn tauscht man sich gerne aus. Der Kontakt zu Familie und Verwandten sowie zu Freunden bewegt sich hingegen auf durchschnittlichem Niveau (Tabelle 38 im Anhang).

Unter der Hauptkomponente *Fiction and Action* (10,3 % Erklärungsanteil) vereinen sich das häufige Schauen von Action-, Science-Fiction- und Fantasy-Filmen. Auch mit Actionspielen vertreibt man sich gerne die Zeit. Hochkulturelle Themen sind weniger relevant (Tabelle 38 im Anhang). Damit weist dieser Faktor eine Nähe zum Spannungsschema Schulzes auf (siehe oben Kapitel 2.1.2).

Die Hauptkomponente *Sozio-kulturelle Kontakte* (9,8 % Erklärungsanteil) lädt durchweg hoch auf die Items zu sozialen Beziehungen. Neben häufigen Familientreffen steht dieser Faktor für ein hohes Kontaktniveau zu Freunden und Bekannten sowie Nachbarn. Ein leicht überdurchschnittliches Engagement in ehrenamtlichen Tätigkeiten rundet dieses Bild ab (Tabelle 38 im Anhang). Das häufige Zurückgreifen auf überregionale Presse und ein gesteigertes Interesse an feuilletonistischen Themen erweitern den sozialen Aspekt um einen kulturellen.

Der Faktor *Trivialkultur* (Erklärungsanteil 9,4 %) hat seinen Schwerpunkt auf der leichten Unterhaltung und entspricht dem Trivialschema Schulzes (siehe oben Kapitel 2.1.2). Im Fernsehen werden Serien, Shows und Quizsendungen geschaut. Auch Unterhaltungsromane werden gerne gelesen. Überregionale Medien oder hochkulturelle Themen stehen selten auf dem Programm. Hinsichtlich sozialer Kontakte fallen bei diesem Faktor häufigere Treffen mit der Familie und Verwandten auf. Bei ehrenamtlichen Tätigkeiten besteht ebenfalls ein leicht überdurchschnittliches Engagement.

Die Hauptkomponente *Unterhaltung und Hedonismus* (7,9 % Erklärungsanteil) ist ebenfalls von Unterhaltung geprägt. Allerdings ist der inhaltliche Schwerpunkt ein anderer. Hier dominiert der Konsum von Musiksendern wie *MTV* oder *VIVA*. Die soziale Ausrichtung ist zudem anders gelagert als im vorangegangenen Faktor. So sind Kontakte zu Nachbarn selten (Tabelle 38 im Anhang) und das ehrenamtliche Engagement schwach.

Der Faktor *Lokalnachrichten* (7,9 % Erklärungsanteil) spricht für ein hohes Interesse an Themen mit lokalem Bezug, etwa an Informationen zum Stadtteil oder Veranstaltungshinweisen. Aber auch das allgemeine Zeitgeschehen ist von Belang. Dies zeigen die hohen Ladungen auf die Items zu Kultursendungen und Feuilleton oder Wirtschaftsnachrichten.

Die Hauptkomponente *Sachlichkeit und Altruismus* (7,5 % Erklärungsanteil) definiert sich über die Ablehnung seichter und spannender Unterhaltung, allen voran Kriminalliteratur oder -serien. Auch Boulevardzeitungen werden selten gelesen, am meisten interessieren Wirtschaftsnachrichten (Tabelle 38 im Anhang). Hervorzuheben sind schließlich ein hohes ehrenamtliches Engagement sowie die überdurchschnittliche Zeit, die der eigenen Familie und Verwandten gewidmet wird (Tabelle 38 im Anhang).

Aus 11 Originalvariablen extrahierte Hauptkomponenten (erklärte Gesamtvarianz: 58,2 %)			
Bezeichnung	Fragebogen-Item	Ladung	Erklärungsanteil
1 Materialismus	WO - Wohlstand	0,80	18,2%
	WO - Sicherheit	0,78	
	WO - Leistung	0,66	
	LB - Freizeit, Erholung	0,43	
2 Postmaterialismus	WO - Genießen	0,80	16,8%
	WO - Toleranz	0,66	
	LB - Freizeit, Erholung	0,62	
	WO - Selbstverwirklichung	0,53	
3 Religion und Soziales	LB - Religion, Kirche	0,77	12,0%
	LB - Politik, öffentl. Leben	0,58	
	LB - Familie, Kinder	0,53	
4 Vereinbarkeit von Beruf und Familie	LB - Beruf, Arbeit	0,69	11,2%
	WO - Selbstverwirklichung	0,57	
	LB - Familie, Kinder	0,47	
	WO - Leistung	0,31	

Tab. 17: Evaluative Lebensstil-Komponenten

Quelle: Eigene Berechnungen. Extraktion über Hauptkomponentenanalyse. Bestimmung der Komponentenzahl nach dem Kaiser-Guttman-Kriterium (Eigenwert>1). Rotation nach der Varimax-Methode mit Kaiser-Normalisierung. Nur Ladungen mit einem Betrag>0,30 sind angegeben. Ein Fragebogen-Item kann auf mehrere Komponenten hoch laden.

Die 11 Items zu Wertorientierung (WO) und der Bedeutung verschiedener Lebensbereiche (LB) lassen sich zu 4 Hauptkomponenten der *evaluativen Lebensstildimension* verdichten. Anders als bei den anderen beiden Dimensionen liegen hier alle Hauptkomponenten bei einem Erklärungsanteil von über 10 %, wobei sich 2 Faktoren deutlich nach oben absetzen.

An der Spitze steht die Hauptkomponente *Materialismus* (18,2 % Erklärungsanteil), bei der besonderer Wert auf Wohlstand gelegt wird. Auch das Sicherheitsbedürfnis ist hier besonders ausgeprägt. Hinzu kommt die Einstellung, es sei in einer Gesellschaft besonders wichtig, etwas zu leisten. Weiterhin wird die Bedeutung von Freizeit und Erholung betont. Andererseits bilden bei diesem Faktor Beruf und Arbeit wichtige Lebensbereiche, wenn auch weniger ausgeprägt (Tabelle 39 im Anhang). In der Gesamtschau scheinen Freizeit und Erholung eher unter dem Aspekt der Belohnung für vorangegangene Anstrengungen gewertet zu werden.

Der Faktor *Postmaterialismus* (16,8 % Erklärungsanteil) betont hingegen die Lebensbereiche Genuss, Toleranz und Selbstverwirklichung. Freizeit und Erholung haben einen noch größeren Stellenwert als beim vorangegangenen Faktor.

Bei der Hauptkomponente *Religion und Soziales* (12,0 % Erklärungsanteil) besteht eine enge Bindung zu Religion und Kirche. Auch dem politische Geschehen und dem öffentliche Leben allgemein wird eine hohe Bedeutung beigemessen. Im persönlichen Umfeld stehen Familie und Kinder an erster Stelle. Daneben zeigt sich ein leicht

überdurchschnittliches Sicherheitsbedürfnis (Tabelle 39 im Anhang), – welches mit der Suche nach Geborgenheit in Familie und Glauben korrespondieren dürfte. Gleichzeitig wird mit diesem Faktor der Genussaspekt als eher unwichtig erachtet (Tabelle 39 im Anhang), was eine Abwendung von weltlichen Freuden zugunsten religiöser und sozialer Ziele widerspiegeln könnte.

Die Hauptkomponente *Vereinbarkeit von Beruf und Familie* (11,2 % Erklärungsanteil) hat einen ambivalenten Charakter. Einerseits laden die Items zu Beruf und Arbeit sowie zur Leistung hoch auf diesen Faktor. Andererseits gibt es eine enge Beziehung zu dem Item Familie und Kinder. Beruflicher Erfolg und Familiengründung stehen sich aber auch heute noch oft entgegen, besonders für Frauen. Beides miteinander vereinbaren zu wollen, zeugt von einem hohen Willen zur Selbstverwirklichung, der in diesem Faktor ebenfalls zum Ausdruck kommt. Dass hier das Verfolgen persönlicher Ziele im Vordergrund steht, zeigt auch die relativ geringe Bedeutung von Politik und öffentlichem Leben in diesem Faktor (Tabelle 39 im Anhang).

Beurteilung der Lebensstilfaktoren

Die deskriptive Verdichtung der 51 Original-Items auf 18 Faktoren kann insgesamt als gelungen gelten. Die extrahierten Hauptkomponenten schlüsseln bei allen 3 Lebensstildimensionen über die Hälfte der Streuung der Originalvariablen auf, bilden diese also zufriedenstellend ab. Umgekehrt werden die Variablen im arithmetischen Mittel zu knapp 60 %, mindestens aber zu 40 % durch die extrahierten Faktoren erklärt (Kommunalitäten). Die Faktorladungen erlauben es, den Hauptkomponenten weitgehend eigenständige Bedeutungen zuzuschreiben. Auch die Stabilität der Faktorstruktur insgesamt – also ihre Generalisierbarkeit – ist gut, wie eine Berechnung unter Berücksichtigung der zur Interpretation herangezogenen Ladungswerte und des Stichprobenumfangs zeigt (Stabilitätswert von 0,9; Formel bei Bortz 1999: 507-508).

Da die Extraktion getrennt nach Lebensstildimensionen durchgeführt wurde, sind die gebildeten Hauptkomponenten nur innerhalb dieser Dimensionen vollständig orthogonal, d.h. statistisch unabhängig voneinander. Eine Überprüfung zeigt allerdings, dass die Beziehungen zwischen Faktoren verschiedener Dimensionen überwiegend irrelevant sind. Nur 5 der 153 möglichen Korrelationen weisen signifikante Zusammenhänge mit einem Betrag des Pearson-Koeffizienten r von über 0,3 auf. Es sind dies: eine negative Korrelation der Hauptkomponente *Moderne Lebensart und Technik* mit *Trivialkultur* ($r = -0,460$) sowie positive Korrelationen von *Hochkultur* mit *Sozio-kulturelle Kontakte* ($r = 0,423$), *Trends und Exklusivität* mit *Materialismus* ($r = 0,397$) und schließlich *Sport, Wirtschaft und Boulevard* mit *Heimat und Heim* ($r = 0,304$) sowie mit *Materialismus* (ebenfalls $r = 0,304$). Der oben beschriebene Vorteil der Orthogonalität der Hauptkomponenten für die Clusteranalyse bleibt damit

weitgehend erhalten. Da die expressive und interaktive Dimension durch mehr Faktoren vertreten sind als die evaluative Dimension, gewinnen erstere in der Clusteranalyse größeres Gewicht. Darin spiegelt sich jedoch lediglich die Anzahl der Original-Items in den Dimensionen, deren Auswahl wiederum die Bedeutung der sozialen Außenwirkung von Lebensstilen abbilden soll.

5.1.3 Lebensstiltypen nach Verhaltensmustern

Methodische Vorüberlegungen

Auf Basis der extrahierten Verhaltensfaktoren können die Befragten zu verschiedenen Lebensstiltypen gruppiert werden. Hierfür bieten sich clusteranalytische Verfahren an. Über sie wird versucht, Objekte derart zu gruppieren, dass die Unterschiede zwischen den Objekten innerhalb der gebildeten Cluster möglichst gering, zwischen den Clustern jedoch möglichst stark ausfallen (Bortz 1999: 547). Bei intervallskalierten Merkmalen werden die Unterschiede üblicherweise über Distanzmaße ermittelt, die alle interessierenden Merkmale simultan berücksichtigen können, – in der vorliegenden Untersuchung also sämtliche Lebensstilkomponenten zugleich. Es existieren verschiedene Distanzmaße, welche den Abstand zwischen Objekten anzeigen (Bortz 1999: 550-552). Die gebräuchlichsten Maße sind die einfache und quadrierte Euklidische Distanz, die bereits im Zusammenhang mit räumlichen Entfernungen erörtert wurden (Kapitel 2.4.2).

Distanzbasierte Clusteranalysen bilden die hier angenommene sozial-räumliche Entstehung von Lebensstilen gleichsam auf mathematischer Ebene nach: Denn in der Argumentation der vorliegenden Arbeit werden Lebensstile zu sozialen Kategorien, „indem viele Individuen ihre selektiven wechselseitigen Vergleiche in der Weise akkumulieren, daß die Distanz zu relativ Ähnlichem minimiert und die Distanz zu Unähnlichem maximiert wird“ (Lüdtke 1989: 61; siehe auch oben Kapitel 3.1.3 und 3.2.1). Die in Clusteranalysen alternativ verwendeten Ähnlichkeitsmaße, etwa spezielle Korrelationskoeffizienten, vergleichen hingegen die Profilverläufe der Objekte über die Merkmale ohne Berücksichtigung von Niveauunterschieden, also Abständen (Litz 2000: 398-401; Backhaus u.a. 2000: 343-345). Sie kommen für die vorliegende Fragestellung daher nicht in Betracht.

Für eine Clusteranalyse müssen keine bestimmten Verteilungsannahmen erfüllt sein. Besonders schiefe und schmalgipflige Verteilungen bei den Variablen würden jedoch bedeuten, dass die Befragten weitgehend übereinstimmende Angaben gemacht hätten. Dadurch würde das Ziel der Clusteranalyse behindert, Gruppierungen trennscharf abzugrenzen (vgl. auch Backhaus u.a. 2000: 382). Die extrahierten Hauptkomponenten weisen jedoch allesamt keine auffälligen Schiefe- oder Wölbungsmaße auf. Wie bereits begründet (siehe oben Kapitel 5.1.2), können die Faktoren zudem in ihrem

Skalenniveau als quasi-metrisch eingestuft werden, so dass es sich anbietet, ein distanzbasiertes Maß einzusetzen. Damit erweist sich die vorliegende Faktorenlösung als Grundlage einer Clusterung geeignet.

Trotz der eher geringen Anforderungen an die Daten, ist der Einsatz clusteranalytischer Verfahren nicht trivial: Bei größeren Stichproben ist selbst mit modernen Rechenanlagen nicht garantiert, dass das Ziel interner Homogenität bei gleichzeitig maximaler Unterscheidbarkeit der Cluster erreicht werden kann. Schon bei 5 Untersuchungseinheiten existieren 57 Möglichkeiten der Clusterung, – bei 50 Objekten sind es bereits $23,9 \cdot 10^{21}$ (Bortz 1999: 553). Im Wesentlichen existieren 2 clusteranalytische Varianten, mit diesem Problem umzugehen: *Hierarchische (agglomerative) Verfahren* fassen schrittweise jene Objekte zusammen, die sich am nächsten sind. Auf diese Weise entstehen immer größere Gruppierungen, die wiederum zusammengeführt werden können. Bestehen zwischen bereits gebildeten Clustern relativ große Distanzen, kann der Fusionierungsprozess beendet werden. Neben verschiedenen Distanzmaßen stehen für diese Verfahren diverse Fusionsregeln zur Verfügung (Litz 2000: 389-417 und Bortz 1999: 548-562). Beispielsweise können die Distanzen zwischen Clustern auf der Basis ihrer nächsten Nachbarn (Single Linkage), ihrer entferntesten Nachbarn (Complete Linkage) oder der durchschnittlichen Distanz ihrer Fälle (Average Linkage) ermittelt werden. Nachteil der hierarchischen Verfahren ist, dass einmal vollzogene Zuordnungen sich nicht mehr rückgängig machen lassen. Zudem gibt es keine eindeutige Regel dafür, wann der Fusionsprozess abzubrechen ist, wie viele Cluster also beizubehalten sind.

Eine Alternative sind *partitionierende (iterative) Verfahren*, von denen die k-means-Analyse das bekannteste ist (Litz 2000: 417-426). Üblicherweise ist hierbei eine Zahl an erwarteten Clustern vorzugeben, für die zunächst Ausgangszentren bestimmt werden müssen. Auf dieser Basis ordnet k-Means die einzelnen Fälle zu, berechnet die Clusterzentren neu und gruppiert Fälle solange um, bis aus der vorgegebenen Anfangspartition eine möglichst klare Clustereinteilung entstanden ist. Nachteil dieses Verfahrens ist, dass kein verbindliches Kriterium dazu existiert, wie die vorläufigen Clusterzentren der Ausgangslösung festzulegen sind. Es stehen wiederum verschiedene Ansätze zur Verfügung, von deren Wahl die spätere Lösung erheblich abhängen kann.

Aufgrund dieser Nachteile ist bei keinem Clusterverfahren sichergestellt, dass die optimale Lösung gefunden wird. Laut Bortz (1999: 562) bescheinigt die Grundlagenforschung allerdings k-Means besonders gute Eigenschaften. Dennoch empfehlen er und andere Autoren (etwa Backhaus u.a. 2000: 383), ein Clusterergebnis über alternative Gruppierungsalgorithmen zu validieren. Um verschiedene Lösungen besser vergleichen zu können, sollte nur ein einziges Distanzmaß verwendet werden. Hier bietet sich die quadrierte Euklidische Distanz an, da sie sich im Vergleich zu anderen Distanzmaßen

für die meisten Verfahren eignet (Backhaus u.a. 2000: 386-387). Die Stabilität und damit Generalisierbarkeit einer Clusterlösung kann zudem durch eine sogenannte Kreuzvalidierung geprüft werden, bei der Clusterzuordnungen zu Teilstichproben des Gesamtdatenbestands miteinander verglichen werden (Bortz 1999: 562-566). Neuere Softwarelösungen erlauben auch das automatische Bestimmen der Clusterzahl über spezielle Validierungstechniken.

Verfahren zur Identifizierung der Lebensstiltypen

In der vorliegenden Untersuchung kam wegen ihrer allgemein guten Eigenschaften eine k-Means-Clusteranalyse zum Einsatz. Für eine bessere Generalisierbarkeit wurde eine v-fach Kreuzvalidierung angewandt: Hierbei werden die Daten in eine vorzugebende Zahl (v) etwa gleichgroßer Teilstichproben geteilt. Alle bis auf eine Teilstichprobe gehen als Trainingsmasse in den Clusterprozess und die Bildung von Zentren ein. Über das zurückbehaltene Subsample werden die Distanzen zu diesen Clusterzentren gemessen, die Validierungskosten. Dieser Vorgang wird v-mal mit wechselnden Trainings- und Teststichproben durchgeführt (wobei jedes Subsample einmal der Validierung dient) und anschließend die Clusterlösung mit den geringsten durchschnittlichen Validierungskosten realisiert. Die Stabilität der Clusterlösung wurde über verschiedene Einstellungen zur Kreuzvalidierung geprüft. So wurde die Anzahl der iterativ zu bildenden Teilstichproben zwischen 3 und 10 variiert und die Aufteilung der Analysestichprobe wie auch die Wahl der Ausgangs-Clusterzentren über einen Zufallsgenerator modifiziert. Aufgrund inhaltlicher Überlegungen blieb der Suchraum auf maximal 15 Cluster begrenzt, womit ein Bereich abgedeckt ist, der sich in bisherigen Lebensstilstudien als relevant erwiesen hat (siehe oben Kapitel 2.1.3).

Über alle Einstellungen hinweg ergibt sich für die vorliegenden Daten eine Tendenz zu einer Lösung mit 5 Clustern, bei der auch die Zuordnung der einzelnen Fälle zu den Clustern recht stabil ist. Flankierende Analysen mit den hierarchischen Verfahren Complete Linkage, der Average-Link-Variante Weighted Pair-Group Average und Ward (eine Übersicht zu diesen Algorithmen findet sich bei Bortz 1999: 554-555 und 557-560; siehe auch Backhaus u.a. 2000: 352-367) bestätigen insgesamt das Ergebnis der k-Means-Analyse mit 5 Clustern. Lediglich das Single-Linkage-Verfahren zeigt mit seiner typischen Kettenbildung ein komplett anderes Bild. Hier nimmt das entstehende Cluster ohne große Distanzbrüche schrittweise alle Untersuchungseinheiten auf, bis es zu einem einzigen großen Cluster fusioniert, ohne dass sich eigenständige Clusterzentren herausbilden. Aufgrund dieser Tendenz eignet sich das Single-Linkage-Verfahren allerdings, um Ausreißer zu identifizieren, also Fälle, die neben einem oder wenigen großen Clustern mit großer Distanz bis zuletzt bestehen (Backhaus u.a. 2000: 365). Diese können den Clusterungsprozess stören und sollten daher entfernt werden. In der vorliegenden Untersuchung finden sich jedoch keine Personen, deren Verhaltens-

profile stark von allen anderen abweichen und die das Ergebnis der k-Means-Analyse verfälschen könnten.

Interpretation der Lebensstiltypen

Im Folgenden werden die 5 rechnerisch ermittelten Lebensstiltypen inhaltlich interpretiert. Dazu werden zu jeder Gruppe im Wesentlichen auffällige Abweichungen vom durchschnittlichen Profil der Analysestichprobe dokumentiert. Damit ist die Beschreibung zwar pointiert, aber immer empirisch basiert und nicht als Idealtyp im Sinne einer reinen Erscheinungsform zu verstehen (zur Diskussion verschiedener Typologieformen siehe Hartmann 1999: 160-161). Für die Charakterisierung stehen zum einen die Verhaltensfaktoren zur Verfügung, welche bereits der Clusterung dienten. Die Abbildungen 36 bis 40 zeigen hierfür die Abweichungen der Clustermittelwerte gegenüber den Mittelwerten der gesamten Analysestichprobe (jeweils arithmetisches Mittel; siehe auch Tabelle 40 im Anhang). Vertieft wird die Interpretation über Angaben zu den einzelnen Originalvariablen (detaillierte Tabellen 41 bis 43 im Anhang). Schließlich wird die Beschreibung der Lebensstiltypen um demografische und sozio-ökonomische Angaben ergänzt, welche selbst nicht in die Clusterung eingegangen sind (Details in Tabellen 44 und 45 im Anhang). In diesem Zusammenhang wird für jeden Lebensstiltyp eine Einordnung in eine 7-stufige Schicht versucht, die sich aus Berufsstatus, Bildungs- und Einkommensniveau (über Haushaltsgröße abgeleitetes Netto-Äquivalenzeinkommen) ergibt (siehe Operationalisierung in Kapitel 4.2.3).

Lebensstiltyp Integrierte Ungebundene

Mit einem Anteil von 27,7 % an der Analysestichprobe handelt es sich um das größte Cluster der vorliegenden Untersuchung. Wahrscheinlich aus diesem Grund hebt es sich in seinem Profil am wenigsten vom Durchschnitt der Befragten ab. Auffällig ist allerdings der selektive Umgang mit einzelnen Lebensstilelementen. So zeigt man sich einerseits hochkulturellen Themen zugeneigt, liest beispielsweise im Feuilletonteil der Zeitung und geht durchaus in eine Kunstaussstellung oder ins Theater. An trivialkulturellen Elementen wie Heimatfilmen oder leichten Unterhaltungsformen wie Fernsehshows und Quizsendungen findet man hingegen weniger Gefallen. Kinobesuche stehen jedoch recht häufig auf dem Programm. Auch gegen einen guten Krimi hat man nichts einzuwenden, und greift auch sonst gerne zum Buch. Der Unterhaltungsfaktor scheint dabei durchaus eine Rolle zu spielen, da das Interesse am allgemeinen Zeitgeschehen, aber auch an Themen wie Wirtschaft und Politik oder Religion und Kirche nur gering ausfällt.

Mit Computer und Internet geht man auch in der Freizeit täglich um. Mit motorisierter Technik wie dem Auto oder Motorrad beschäftigt man sich weniger. Musikalisch zeigt man sich gegenüber Rock- und Popmusik offen, hat aber auch gegenüber Klassik nichts einzuwenden. Volksmusik wie HipHop oder Techno werden hingegen kaum gehört, Musiksender wie *MTV* oder *VIVA* so gut wie nie eingeschaltet.

Personen dieses Lebensstiltyps nehmen soziale Beziehungen sehr selektiv wahr. Zur eigenen Familie und Verwandtschaft haben sie wenig direkten Kontakt, wobei offen bleiben muss, ob dies an einem mangelnden Interesse oder an schlechter Erreichbarkeit liegt. Der Kontakt zu Nachbarn ist durchschnittlich, während man sich zumindest mit Freunden und Bekannten gerne trifft. Aufgrund der Vertrautheit mit modernen Kommunikationsmedien ist davon auszugehen, dass Personen dieses Clusters auch das Internet für die Pflege sozialer Kontakte nutzen, unter Umständen über größere Entfernungen hinweg. Gegenüber Familie und Kindern nehmen Beruf und Arbeit einen höheren Stellenwert ein. Die Werte sind eher postmaterialistisch geprägt. So kommt Toleranz und dem Genießen eine größere Bedeutung zu als Leistung und Sicherheit. Beim Konsum wird verstärkt auf eine gesunde Ernährung und umweltbewusstes Einkaufen geachtet.

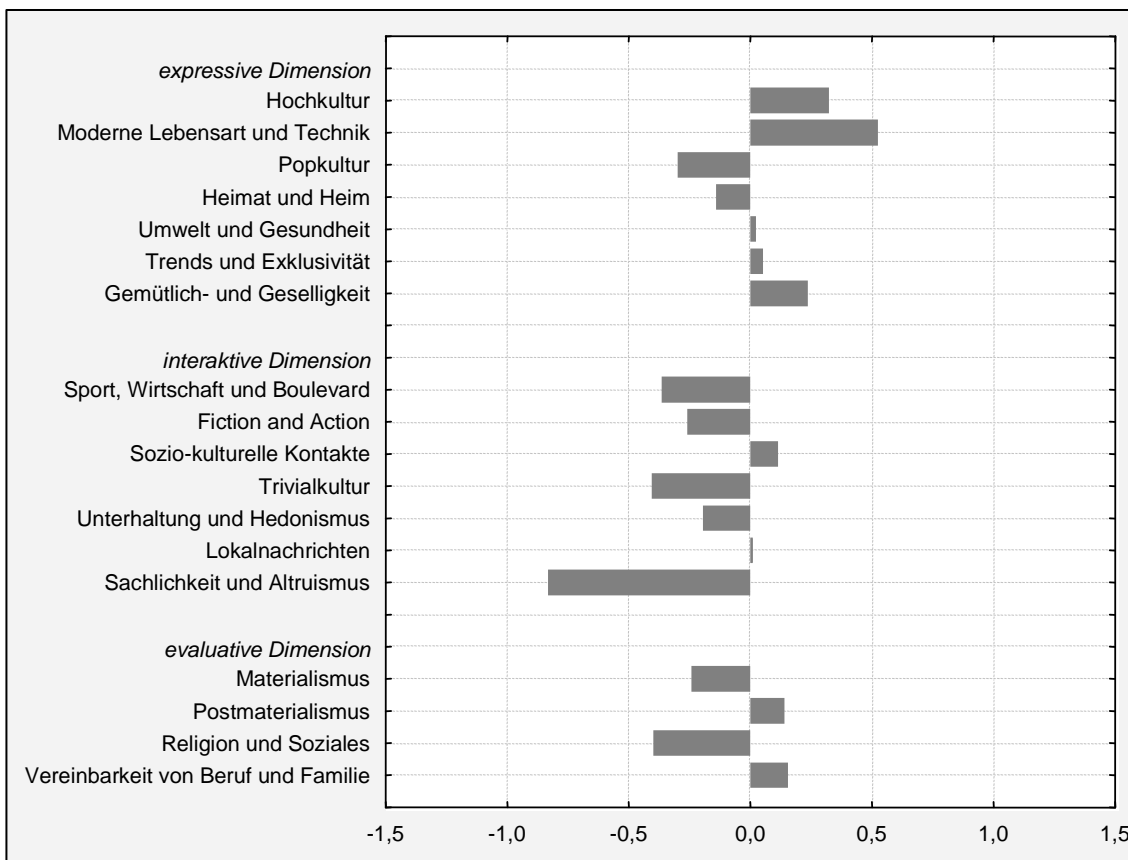


Abb. 36: Profil Integrierte Ungebundene (N = 72; 27,7 %)

Quelle: Eigene Berechnung. Die Balken zeigen die mittleren Abweichungen des Clusters zu den standardisierten Lebensstilkomponenten an, deren Gesamtmittelwerte in der Analysestichprobe bei Null liegen.

Insgesamt scheinen Personen dieses Clusters ihre sozialen Kontakte unabhängig vom familialen und nachbarschaftlichen Umfeld sehr gezielt zu gestalten. Berufliches nimmt einen hohen Stellenwert ein. Ihre Freizeitaktivitäten folgen zudem keinem einfachen Stilmuster. Sie werden daher im folgenden zusammenfassend als *Integrierte Ungebundene* bezeichnet.

Knapp 2 Drittel (65,3 %) der *Integrierten Ungebundenen* sind zwischen 25 und 45 Jahre alt. Der Frauenanteil ist mit 76,1 % besonders hoch. Gemessen an der Analytestichprobe sind auffallend wenige Personen dieses Lebensstiltyps alleinstehend (35,2 %). Dazu passend liegt dieses Cluster bei der durchschnittlichen Haushaltsgröße (2,2) und der Kinderzahl in der Spitzengruppe. Die Ausländerquote ist mit 2,8 % gering. Auffällig viele Personen (48,6 %) gehören keiner Religionsgemeinschaft an. 90,3 % können die Hochschulreife vorweisen. Der Bildungsstand liegt damit nochmals über dem bereits deutlich erhöhten Niveau in den Befragungsdaten. Auch der Anteil der Erwerbstätigen ist in diesem Cluster mit 82,9 % auffällig hoch. Die meisten von ihnen sind angestellt (65,5 %) oder selbständig (29,3 %). Die *Integrierten Ungebundenen* belegen zu 58,0 % die mittleren und höheren Einkunftsclassen mit einem Netto-Haushaltseinkommen von 2.000 bis 4.500 Euro im Monat. Exakt 2 Drittel der Personen dieses Lebensstiltyps können der oberen Mittelschicht oder der Oberschicht zugerechnet werden.

Lebensstiltyp Unterhaltungsorientierte Hedonisten

Die Personen des mit einem Stichprobenanteil von 23,8 % zweitgrößten Lebensstiltyps weisen eine Nähe zum Spannungsschema auf, während sie Elemente der Trivial- und Hochkultur ablehnen. So liest man gerne Fantasy-Romane oder sieht Filme aus den Genres Action und Science Fiction, jedoch keine Heimatfilme. Musikalisch findet man besonders an Rock und Pop Gefallen, lauscht aber auch häufiger HipHop oder Techno-Rhythmen. Klassische Töne oder Volksmusik treffen den Geschmack hingegen nicht. Auch Musiksender wie *MTV* oder *VIVA* werden gerne eingeschaltet. Gelegentlich besucht man entsprechende Konzerte oder geht in die Diskothek. Zum Freizeitprogramm gehören zudem Kino- und Kneipenabende. Dazu passt, dass man sich alle paar Tage mit Freunden und Bekannten trifft. Die eigene Familie sieht man eher durchschnittlich häufig, der Kontakt zu Nachbarn ist eher gering. Ehrenamtliches Engagement ist wie auch bei den meisten anderen Lebensstiltypen kaum erkennbar.

Erholung und Arbeit wird von Personen dieses Lebensstiltyps gleichermaßen eine große Bedeutung eingeräumt. In den eigenen vier Wänden oder im Garten beschäftigt man sich eher selten. In der Freizeit verhält man sich etwas widersprüchlich und geht zuweilen keiner besonderen Beschäftigung nach, treibt andererseits aber regelmäßig Sport. Entspannungsübungen wie Yoga, Meditation oder autogenes Training werden allerdings nicht angewandt. Neben den genannten Interessen und Aktivitäten

beschäftigen sich Personen dieses Clusters viel mit dem Computer und Internet. Für Kultursendungen oder Lokalnachrichten bringen sie kaum Interesse auf. Kunstausstellungen und Museen oder Theater und Oper werden nur selten besucht.

Beim Konsum wird auf neue Moden und Trends geachtet, während das Qualitätsbewusstsein durchschnittlich ausgeprägt ist und gesunder Ernährung und umweltbewusstem Einkaufen eine vergleichsweise geringe Bedeutung zukommt. Religion und Kirche wie auch Politik und Zeitgeschehen spielen eine untergeordnete Rolle. Bei den Lebenszielen stehen Genuss und Selbstverwirklichung an erster Stelle, was zusammen mit den unterhaltungsbetonten Aktivitäten und den Konsummustern auf eine hedonistische Prägung schließen lässt. Toleranz gegenüber anderen wird recht hoch bewertet.

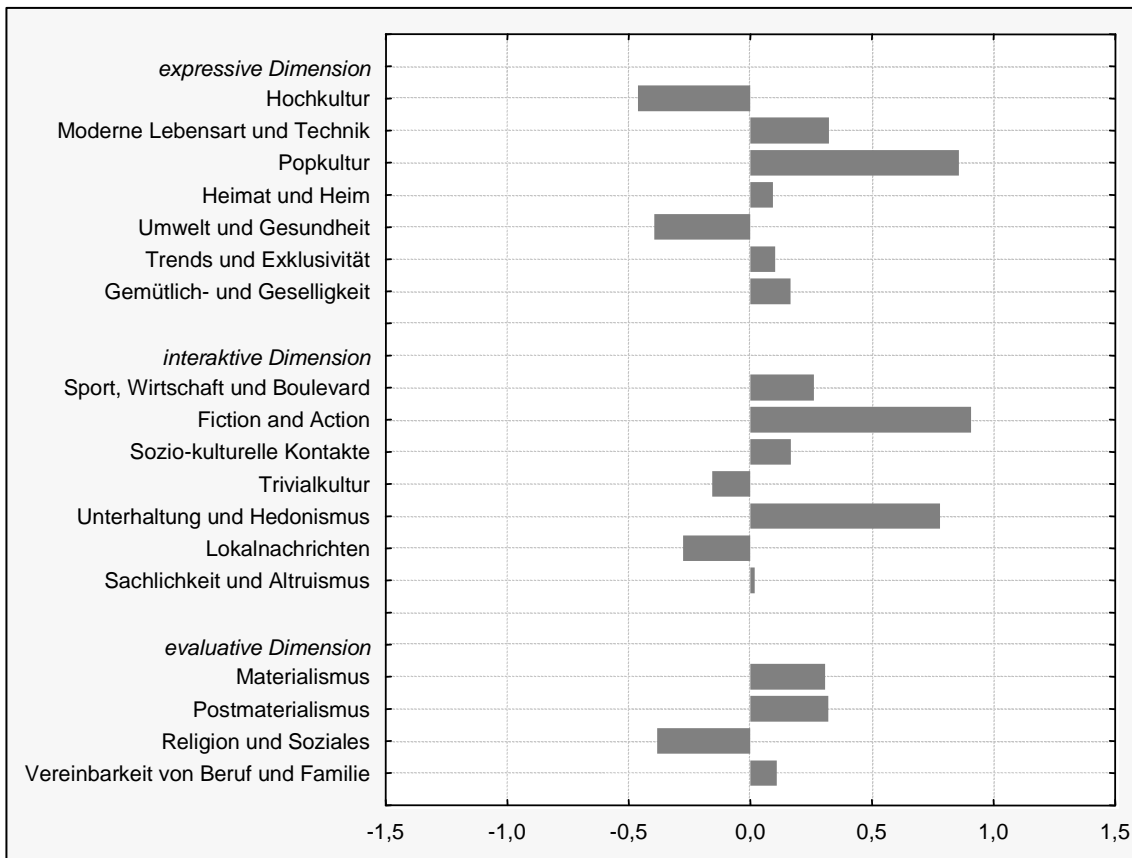


Abb. 37: Profil Unterhaltungsorientierte Hedonisten (N = 62; 23,8 %)

Quelle: Eigene Berechnung. Die Balken zeigen die mittleren Abweichungen des Clusters zu den standardisierten Lebensstilkomponenten an, deren Gesamtmittelwerte in der Analysestichprobe bei Null liegen.

Insgesamt zeigt sich dieses Cluster konsum- und unterhaltungsorientiert, weist aber gleichzeitig postmaterialistische Tendenzen auf. Zusammenfassend können die Personen dieses Lebensstiltyps als *Unterhaltungsorientierte Hedonisten* verstanden werden.

Die *Unterhaltungsorientierten Hedonisten* weisen eine sehr junge Altersstruktur auf. 85,5 % sind jünger als 45 Jahre, exakt die Hälfte ist noch keine 35 Jahre alt. Obwohl mehr Frauen als Männer an der Befragung teilgenommen haben, ist das Geschlechterverhältnis in diesem Cluster genau ausgeglichen. Mit 79,0 % gehört die überwiegende Mehrheit dieses Lebensstiltyps zu den Ledigen. Knapp 2 Drittel (66,1 %) sind alleinstehend, nur 29,0 % leben in einer Partnerschaft. Über die Hälfte (51,6 %) gehören keiner Religionsgemeinschaft an. Mit 21,0 % befinden sich auffallend viele Personen in der schulischen oder beruflichen Ausbildung. Gleichzeitig liegt das monatliche Netto-Haushaltseinkommen von 57,4 % der Personen dieses Lebensstiltyps über 2.000 Euro, bei 16,4 % sogar über 4.500 Euro. Vor allem aufgrund dieser Einkunftssituation sind die *Unterhaltungsorientierten Hedonisten* zu 40,0 % in der Ober- und oberen Oberschicht vertreten.

Lebensstiltyp Hochkulturell Interessierte und sozial Engagierte

Bei diesem Lebensstiltyp mit einem Fünftel der Befragten dominieren hochkulturelle Muster und ein großes Interesse am öffentlichen Leben und Zeitgeschehen. In der Freizeit werden nahezu täglich Bücher und überregionale Zeitungen und Magazine wie *FAZ* oder *SPIEGEL* gelesen. Besondere Aufmerksamkeit gilt den Themen Feuilleton und Politik. Triviale Unterhaltungsthemen werden selten konsumiert. Dies gilt besonders für Krimis und Musiksender wie *MTV* oder *VIVA*. Man liebt die klassische Musik und besucht hier regelmäßig Konzerte oder die Oper. Theater, Kunstausstellungen und Museen stehen alle paar Wochen auf dem Programm. Auch greift man selbst gelegentlich zum Musikinstrument oder ist anderweitig künstlerisch tätig. Neben täglichen Spaziergängen und Radfahrten achten Personen dieses Lebensstiltyps auf regelmäßige sportliche Betätigung und sind gegenüber Entspannungsübungen wie Yoga, Meditation oder autogenem Training aufgeschlossen. Bei der Ernährung werden Bioprodukte bevorzugt. Gleichzeitig werden sowohl hohe Qualität und Exklusivität der Ware als auch Sonderangebote eher durchschnittlich bewertet. Gegenüber neuen Moden und Trends gibt man sich sehr zurückhaltend.

Nicht nur mit dem eigenen Körper gehen Personen dieses Lebensstiltyps bewusst um; auch gegenüber ihrer Umwelt und Mitmenschen zeigen sie sich überdurchschnittlich interessiert. So achtet man auf umweltbewussten Konsum. Dem öffentlichen Leben, Religion und Kirche wird ein hoher Stellenwert beigemessen. Zu Verwandten, zu Freunden und Bekannten aber auch zu den Nachbarn pflegt man durchweg einen intensiven Kontakt. Und anders als die Personen aller anderen Lebensstiltypen gibt man an, sich regelmäßig ehrenamtlich zu engagieren.

Die Bedeutung von Familie und Kinder wird von diesem Cluster überdurchschnittlich betont. Dennoch nehmen Beruf und Arbeit entgegen dem allgemeinen Trend einen

etwas höheren Stellenwert ein als Freizeit und Erholung. Gleichzeitig wird Selbstverwirklichung als wichtiges Lebensziel genannt. Diese Kombination lässt vermuten, dass manche Personen dieses Lebensstils versuchen, Beruf und Familie miteinander zu vereinbaren. Dabei gibt man sich in seinen Ansprüchen eher bescheiden. So wird dem Streben nach Leistung und Wohlstand, Sicherheit aber auch Genuss vergleichsweise geringe Bedeutung beigemessen. Insgesamt zeigt man sich eher postmaterialistisch eingestellt.

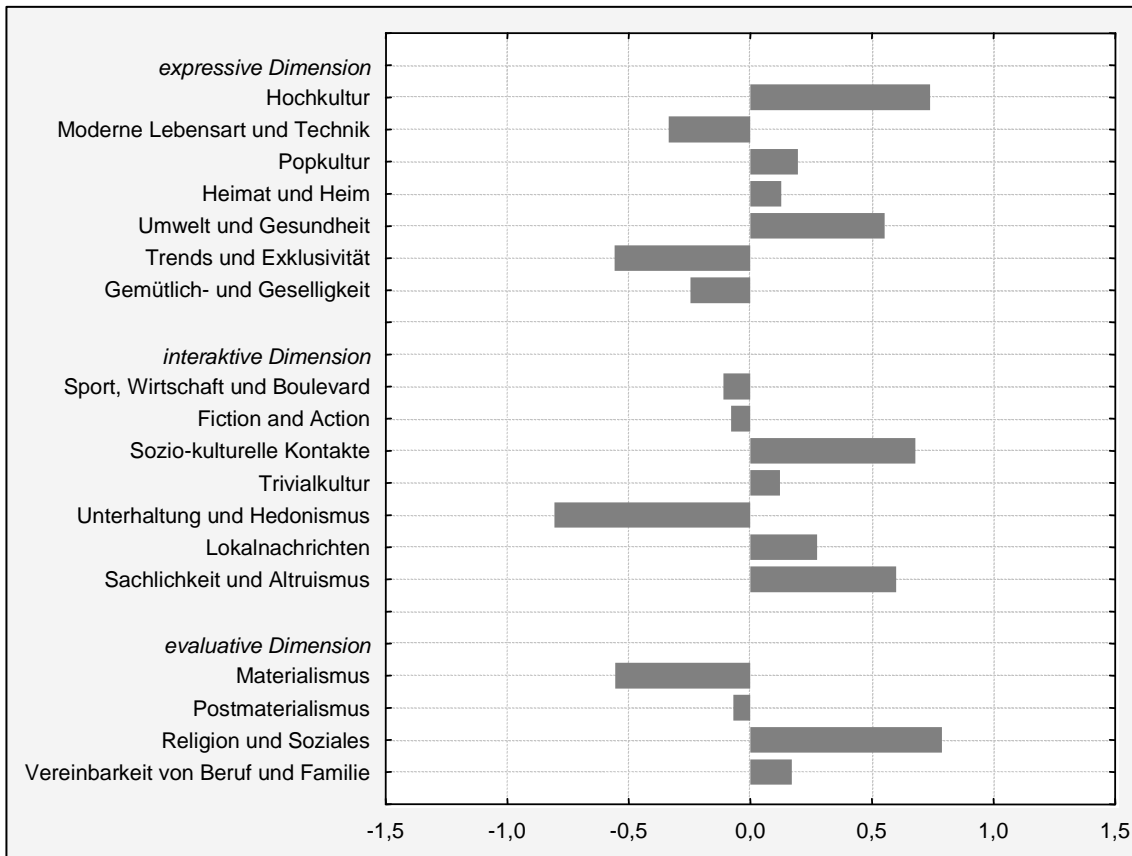


Abb. 38: Profil Hochkulturell Interessierte und sozial Engagierte (N = 52; 20,0 %)

Quelle: Eigene Berechnung. Die Balken zeigen die mittleren Abweichungen des Clusters zu den standardisierten Lebensstilkomponenten an, deren Gesamtmittelwerte in der Analysestichprobe bei Null liegen.

Aufgrund seiner kulturellen Ausrichtung, der vielfältigen Interessen und sozialen Aktivitäten wird dieser Lebensstiltyp im Folgenden mit *Hochkulturell Interessierte und sozial Engagierte* bezeichnet.

59,6 % der *Hochkulturell Interessierten und sozial Engagierten* haben die 45 Jahre überschritten. Exakt der gleiche Prozentsatz ist weiblichen Geschlechts, was etwa dem Anteil in der Analysestichprobe entspricht. Gut die Hälfte (51,0 %) der Personen dieses Lebensstiltyps ist alleinstehend. Andererseits leben nur 17,7 % in einer Partnerschaft ohne Kinder unter 18 Jahren im Haushalt. Gleichzeitig liegt dieses Cluster bei der durchschnittlichen Haushaltsgröße mit 2,2 Personen und der Kinderquote mit an der Spitze. Hier zeigt sich eine gewisse demografische Heterogenität dieses Lebensstiltyps.

7,7 % besitzen neben der deutschen eine weitere Staatsbürgerschaft. Auffallend viele (71,1 %) gehören einer Religionsgemeinschaft an, immerhin 16,2 % davon sind keine Katholiken oder Protestanten, sondern beispielsweise Muslime oder Buddhisten. Trotz der hochkulturellen Ausrichtung liegt das – in der Analysestichprobe insgesamt ausgeprägte – Bildungsniveau bei diesem Lebensstiltyp nicht besonders hoch. Das Einkommen ist gemessen an der Haushaltsgröße sogar unterdurchschnittlich. Mit 6,0 % fällt die Arbeitslosenquote für die Analysestichprobe eher hoch aus. Von den Erwerbstätigen sind vergleichsweise viele selbständig (40,0 %) und wenige im Angestelltenverhältnis (50,0 %). Insgesamt bewegt sich der Lebensstiltyp der *Hochkulturell Interessierten und sozial Engagierten* im Bereich der unteren Mittel- bis Mittelschicht.

Lebensstiltyp Materialistische Traditionalisten

Personen dieses Lebensstiltyps mit einem Stichprobenanteil von 14,6 % zeichnen sich durch eine enge Bindung an ihr persönliches Umfeld aus. Sie halten sich gerne in den eigenen Wänden auf, und – sofern vorhanden – auch im Garten. Die eigene Familie und Kinder besitzen einen außerordentlich hohen Stellenwert, auch wenn man Verwandte nur durchschnittlich häufig sieht. Bei Freunden und Bekannten hingegen weist dieser Lebensstiltyp sogar von allen Clustern die geringste Kontakthäufigkeit auf. Dafür trifft man sich häufig mit Nachbarn.

Sowohl hochkulturelle Aktivitäten als auch Elemente der Popkultur werden abgelehnt, Elemente der Trivialkultur hingegen bevorzugt. So zeigen Personen dieses Clusters eine ausgesprochene Vorliebe für Unterhaltungsserien und -romane wie auch für Fernsehshows oder Quizsendungen. Gelegentlich werden Heimatfilme geschaut. Man liest regelmäßig Boulevardzeitungen, wobei besonders Sport- und Wirtschaftsthemen interessieren. Die hohe Bedeutung von Lokalnachrichten in den Medien unterstreicht den engen Heimatbezug. Beliebte sind Deutsche Schlager und Volksmusik. Selbst zum Instrument greift man jedoch nicht und betätigt sich auch sonst kaum künstlerisch. Große Bedeutung kommt dem eigenen Automobil oder Motorrad zu, sei es zur Fortbewegung oder als Hobby.

Passives Verhalten wie Faulenzen wird von Personen dieses Lebensstiltyps durchweg abgelehnt, Freizeit und Erholung ein eher geringer Stellenwert beigemessen. In seinen Interessen und Aktivitäten ist man dennoch eingeschränkt: Sport, Fitness oder Entspannungsformen wie Yoga werden kaum betrieben. Für Technologien wie Computer und Internet kann man sich kaum begeistern. Ein Kinobesuch, ein Kneipen- oder Diskoabend stehen genauso wenig auf dem Programm wie ein Museumsbesuch oder eine Kunstausstellung. Fantasy-Romane bleiben in der Buchhandlung nahezu unangetastet, bei Science-Fiction-Filmen wechselt man meist den Sender. Musikalisch

findet man keinen Zugang zu HipHop oder Techno; auch Pop- und Rockmusik werden selten gehört.

Auffällig ist die ausgeprägte Konsumorientierung dieses Lebensstiltyps. So schätzt man besonders hochwertige oder gar exklusive Ware und zeigt sich gegenüber neuen Moden und Trends aufgeschlossen. Einem günstigen Schnäppchen scheint man dennoch nicht abgeneigt, da gleichzeitig sehr auf Sonderangebote geachtet wird. Sogenannte Bioprodukte und umweltbewusstes Einkaufen spielen hingegen eine untergeordnete Rolle. Das Einstellungsmuster in diesem Cluster ist überwiegend materialistisch und konservativ geprägt. Positionen wie das Streben nach Leistung, Wohlstand und Sicherheit werden als wichtiger als von allen anderen Lebensstiltypen erachtet. Bei den postmaterialistischen Werten Selbstverwirklichung, Toleranz und Genuss steht man hingegen durchweg an letzter Stelle. Insgesamt können Personen dieses Clusters als *Materialistische Traditionalisten* charakterisiert werden.

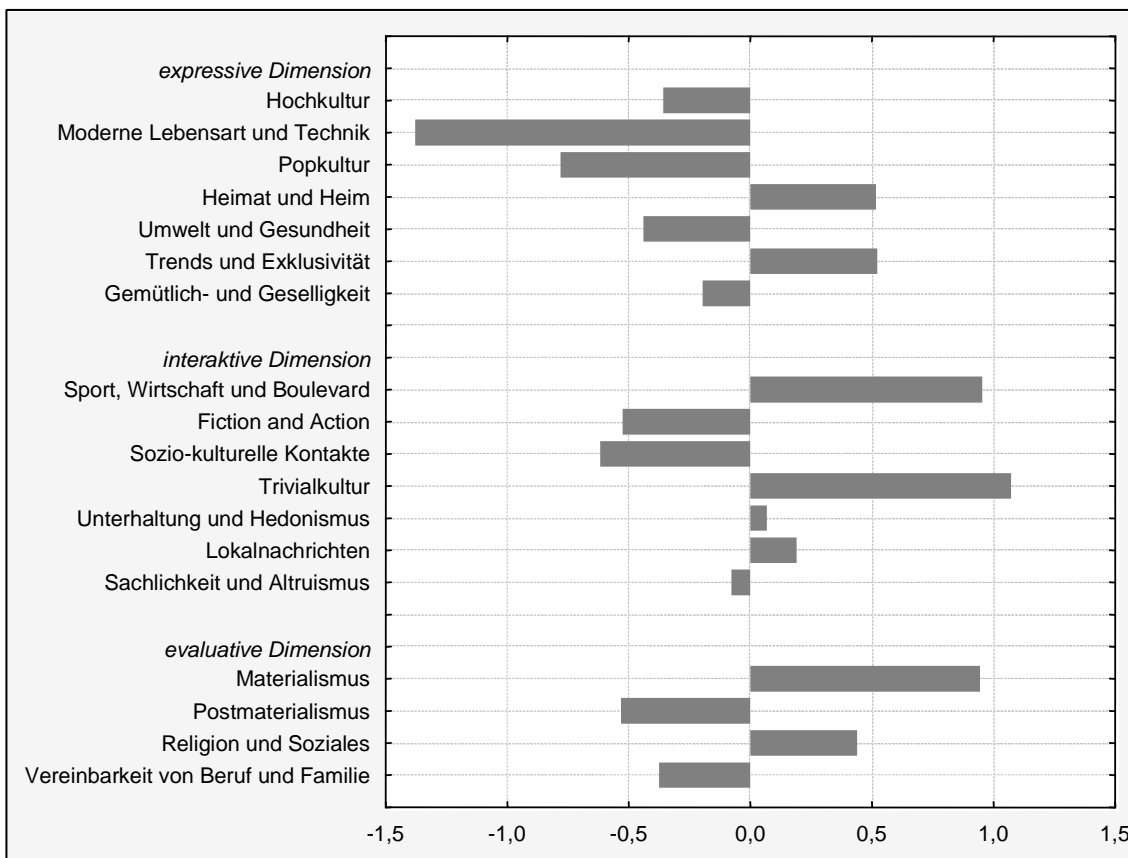


Abb. 39: Profil Materialistische Traditionalisten (N = 38; 14,6 %)

Quelle: Eigene Berechnung. Die Balken zeigen die mittleren Abweichungen des Clusters zu den standardisierten Lebensstilkomponenten an, deren Gesamtmittelwerte in der Analysestichprobe bei Null liegen.

Unter den *Materialistischen Traditionalisten* versammeln sich überwiegend ältere Menschen. 78,9 % von ihnen sind wenigstens 55 Jahre alt, 57,9 % bereits über Mitte 60. Fast die Hälfte (48,6 %) ist verheiratet, mehr als ein Drittel verwitwet (16,2 %) oder geschieden (18,9 %); die wenigsten (16,2 %) sind ledig. 47,2 % dieses Lebensstiltyps

leben in einer Partnerschaft ohne Kinder, lediglich 8,3 % in einer Beziehung mit Kindern unter 18 Jahren im Haushalt. Dazu passt, dass bei genau der Hälfte 2 Personen im Haushalt leben. In der Analysestichprobe besitzen alle Personen dieses Lebensstils die deutsche Staatsbürgerschaft. Mit 60,5 % gehören besonders viele einer evangelischen Religionsgemeinschaft an, nur 31,6 % fühlen sich keiner Konfession verbunden. Das Bildungsniveau liegt weit unter dem Durchschnitt der Analysestichprobe: 39,5% besitzen einen Hauptschulabschluss, 47,4 % einen Realschul- oder vergleichbaren Abschluss und nur 13,2 % die Hochschulreife. 71,1 % gehen keiner Erwerbstätigkeit nach (ohne Arbeitslose); fast alle davon befinden sich im Ruhestand. Personen dieses Lebensstiltyps belegen überwiegend die mittleren Einkunftsclassen mit einem Netto-Haushaltseinkommen von 1.300 bis 3.200 Euro im Monat (68,4 %). Insgesamt gehören die *Materialistischen Traditionalisten* überwiegend der Unterschicht an (77,8 %).

Lebensstiltyp Zurückgezogen lebende Verweigerer

Das 5. Cluster umfasst 13,8 % der Befragten. Auffällig an diesem Lebensstiltyp ist, dass die meisten angebotenen Verhaltensweisen selten ausgeübt oder überwiegend abgelehnt werden. So hebt man sich bei keinem der 51 Original-Items positiv ab und bewegt sich stattdessen überwiegend im hinteren Feld. Besonders hoch- und trivialkulturelle Tätigkeiten nehmen einen niedrigen Rang ein. Absolut betrachtet interessiert man sich am ehesten für technische Dinge wie Computer und Internet.

Die Beziehung zu Verwandten, Freunden und Bekannten ist vergleichsweise lose. Zu Nachbarn pflegt man so gut wie keinen Kontakt. Sowohl Beruflichem wie auch Privatem (Freizeit, Erholung, Familie und Kinder) wird von dieser Gruppe am wenigsten Bedeutung beigemessen. Auch bei den Lebensbereichen Religion, Soziales, Politik und öffentliches Leben befindet man sich auf den hinteren Plätzen. Ein gewisses Desinteresse der Umwelt gegenüber kommt zudem im Medienkonsum zum Ausdruck: Sowohl überregionale Zeitungen, als auch Boulevardblätter werden kaum gelesen. Für Lokalnachrichten oder Themen wie Sport und Wirtschaft interessiert man sich wenig. Auch Bücher werden eher selten gelesen. Überhaupt ist bei diesem Lebensstiltyp kurzweilige Unterhaltung wie Krimis, Romane oder Literatur und Filme aus den Genres Science Fiction, Fantasy, Action oder Heimatfilme nur wenig gefragt.

Die geringe Unterhaltungsorientierung sorgt für den einzigen starken positiven Ausschlag beim Faktor *Sachlichkeit und Altruismus*, welcher negativ mit seichten und spannenden Unterhaltungsthemen korreliert. Musikalisch lehnt man Deutsche Schlager und Volksmusik gleichermaßen ab wie HipHop und Techno. Für Rock und Pop kann man sich allenfalls durchschnittlich begeistern. Der Besuch eines klassischen Konzerts oder einer Oper stehen genauso wenig auf dem Programm wie der einer Kunstaus-

stellung, eines Museums oder ein Theaterabend. Sport, Radfahren oder Spaziergehen gehören im Vergleich zu den anderen Clustern ebenfalls nicht zu den bevorzugten Tätigkeiten. Das Auto oder ein Motorrad nehmen einen ausgesprochen geringen Stellenwert ein. Obwohl das beschriebene Verhalten eine deutliche Zurückgezogenheit offenbart, gibt man vergleichsweise selten an, das eigene Heim oder Garten zu gestalten.

Beim Einkauf zählen weder Qualität noch Exklusivität; am ehesten achtet man auf umweltbewussten Konsum und ökologische Ernährung. Die materialistischen Werte Leistung und Wohlstand werden nicht so stark befürwortet wie bei den anderen Lebensstiltypen; ebenso wenig ein postmaterialistisches Streben nach Genuss. Toleranz gegenüber Mitmenschen wird allerdings ein ähnlich hoher Stellenwert eingeräumt wie im Schnitt von den anderen Befragten.

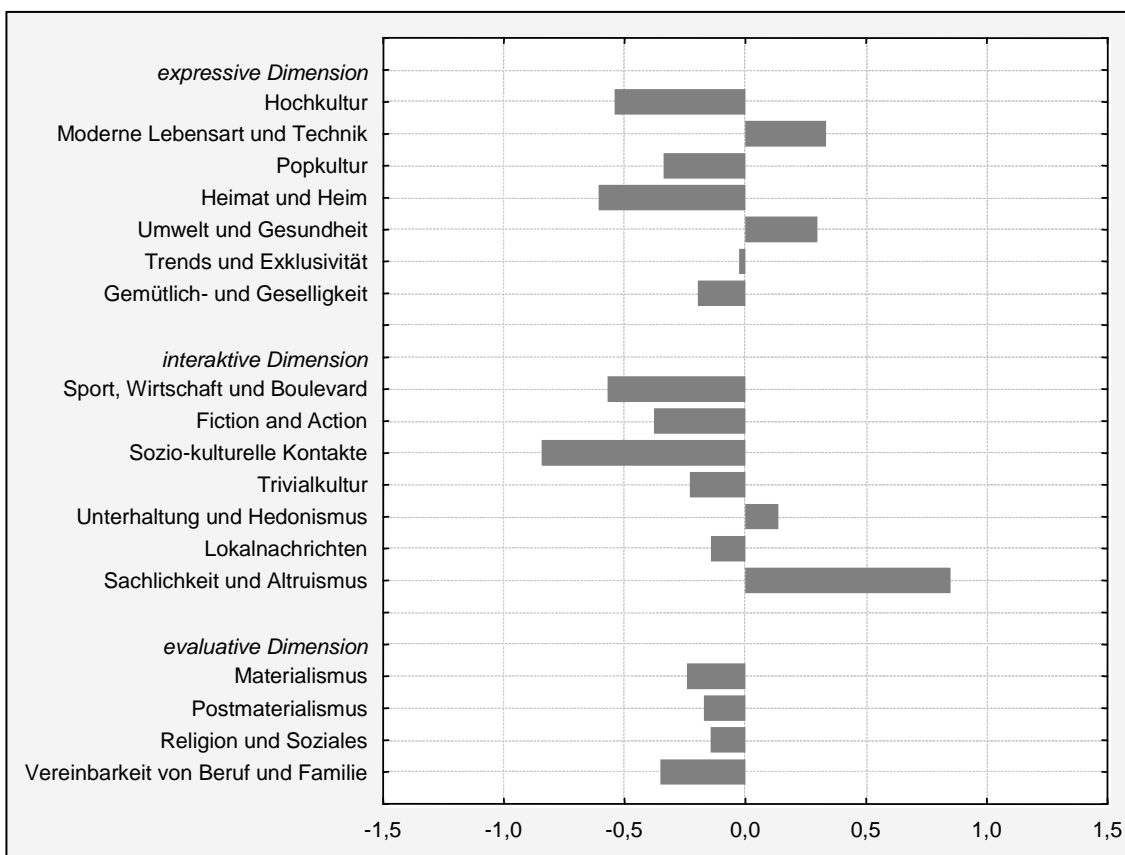


Abb. 40: Profil Zurückgezogen lebende Verweigerer (N = 36; 13,8 %)

Quelle: Eigene Berechnung. Die Balken zeigen die mittleren Abweichungen des Clusters zu den standardisierten Lebensstilkomponenten an, deren Gesamtmittelwerte in der Analysestichprobe bei Null liegen.

Insgesamt ergibt sich das Bild von Menschen, die ihrer Umwelt eher desinteressiert bis ablehnend gegenüberstehen. Personen dieses Lebensstiltyps werden im Folgenden daher als *Zurückgezogen lebende Verweigerer* titulierte.

Die Alters- und Geschlechterstruktur der *Zurückgezogen lebenden Verweigerer* deckt sich überwiegend mit der Zusammensetzung in der Analysestichprobe, d.h. 25- bis 55-

Jährige und Frauen dominieren das Bild. Etwas überdurchschnittlich viele sind geschieden (16,7 %). Mit 8,6 % besitzt dieser Lebensstiltyp die höchste Ausländerquote. Bei der Konfession ist die Situation geteilt: Einerseits finden sich überproportional viele Katholiken (13,9 %). Gleichzeitig ist der Anteil der Personen ohne Religionszugehörigkeit mit 55,6 % der höchste. In diesem Cluster finden sich die einzigen Personen der Analysestichprobe ohne Schulabschluss (5,7 %). Bei insgesamt eher durchschnittlicher Einkommensstruktur ist die Personengruppe mit einem monatlichen Netto-Haushaltseinkommen von unter 700 Euro mit 13,9 % am stärksten vertreten. Dazu passt, dass in dieser Gruppe Arbeitslose (5,7 %) und Personen in der Ausbildung (14,3 %) recht häufig vorkommen. Andererseits finden sich bei den Erwerbstätigen keine Arbeiter aber immerhin 12,5 % Beamte, was gemessen an der Analysestichprobe der höchste Wert ist. Obwohl in dieses Cluster einige Minderheiten fallen, handelt es sich bei den *Zurückgezogen lebenden Verweigerern* keineswegs durchweg um Menschen am unteren Skala oder Rande der Gesellschaft. Vielmehr finden sich Personen dieses Lebensstils überwiegend in der oberen Mittelschicht und Oberschicht (zusammen 57,6 %).

Diskussion der identifizierten Lebensstiltypen

Eine einfache, allgemeine synoptische Gegenüberstellung der hier identifizierten Lebensstilgruppen zu anderen Typologien erscheint angesichts des spezifischen Erhebungskontextes der vorliegenden Untersuchung mit ihrer kleinräumigen Fokussierung wenig sinnvoll (zur allgemeinen Kritik der gängigen Praxis solcher Synopsen siehe oben Kapitel 2.1.3). Stattdessen wird im Zusammenhang mit den Hypothesentests ein themenbezogener Vergleich zu Ergebnissen der wenigen bisher existierenden empirischen Untersuchungen zu Segregation von Lebensstilen gezogen (siehe unten Kapitel 5.2.1). Unabhängig von inhaltlichen Parallelen fällt aber die im Vergleich zu anderen Studien eher geringe Zahl an identifizierten Lebensstiltypen auf. Sie dürfte sich daraus erklären, dass nur ein städtischer Teilraum betrachtet wurde und so beispielsweise eher ländlich geprägte Gruppierungen nicht erfasst werden konnten. Mit 5 Lebensstiltypen liegt der mit Blick auf die weiteren Auswertungen erforderliche Stichprobenumfang mit 220 Fällen im Übrigen etwas unter der erforderlichen Zahl von 260, welche im Voraus für bis zu 10 Gruppen ermittelt worden war (siehe Stichprobenkalkulation in Kapitel 4.2.2).

Davon unberührt, lassen sich die beschriebenen Lebensstiltypen inhaltlich klar gegeneinander abgrenzen. Die statistische Auswertung untermauert diesen Eindruck. So zeigt ein F-Test, dass alle verwendeten Lebensstilfaktoren überwiegend auf einem 1 %-, wenigstens jedoch auf einem 5 %-Niveau signifikant zur Bildung der 5 Cluster beitragen, da hier die Merkmalsstreuung zwischen den Gruppen die Streuung innerhalb der Cluster deutlich übersteigt (siehe auch die Tabellen 40 und 46 im Anhang). Am

schärfsten trennen die Faktoren *Moderne Lebensart und Technik*, *Sachlichkeit und Altruismus*, sowie *Popkultur*. Einen vergleichsweise geringen Beitrag zeigen die Komponenten *Vereinbarkeit von Beruf und Familie*, *Gemütlich- und Geselligkeit*, sowie *Lokalnachrichten*. Sortiert man die Faktoren nach ihrem F-Wert, zeigt sich allerdings, dass deren Bedeutung für die Clusterlösung graduell abnimmt. Es gibt also weder besonders dominante, noch zu vernachlässigende Komponenten. Dies gilt auch hinsichtlich der 3 übergreifenden Dimensionen, bei denen sich allenfalls eine etwas stärkere Trennkraft von Komponenten der interaktiven Dimension gegenüber expressiven und evaluativen Lebensstilelementen feststellen lässt.

Betrachtet man den von sämtlichen Lebensstilfaktoren simultan aufgespannten mehrdimensionalen Merkmalsraum, lassen sich Euklidische Distanzen zwischen den 5 Clusterzentren ausgeben (Tabelle 18). Diese können als Verhaltensunterschiede und damit im Sinne sozialer Distanzen zwischen den Lebensstiltypen interpretiert werden (siehe oben Kapitel 3.1.1, sowie die Operationalisierung in Kapitel 4.2.3): Am meisten isoliert gegenüber den anderen Lebensstilgruppen zeigen sich dann die *Materialistischen Traditionalisten*. Ihre Verhaltensunterschiede gegenüber den anderen Clustern bewegen sich mit Distanzen zwischen 3,50 und 3,69 alle etwa im gleich hohen Bereich. Es folgen die *Hochkulturell Interessierten und sozial Engagierten* sowie die *Unterhaltungsorientierten Hedonisten* mit durchschnittlichen Distanzen zu den anderen Clustern von 3,12 und 3,06. Die geringsten Verhaltensdifferenzen gegenüber anderen Lebensstiltypen finden sich bei *Zurückgezogen lebenden Verweigerern* und *Integrierten Ungebundenen* mit Durchschnittsdistanzen von 2,89 und 2,79. Hinsichtlich der Verhaltens-Homogenität (Distanzen innerhalb der Cluster zu ihrem Merkmalszentrum) sind die Unterschiede zwischen den Lebensstiltypen eher klein (letzte Spalte in Tabelle 18). Es fällt aber auf, dass mit abnehmender Durchschnittsdistanz eines Lebensstiltyps zu anderen Gruppen seine Verhaltens-Homogenität zunimmt. Möglicherweise bedeutet dies, dass bei feinen Verhaltensdifferenzen eine geschlossene Abgrenzung nach außen an Relevanz gewinnt, um ein Verschwimmen der Unterschiede zu verhindern.

Cluster	Cluster					mittlere Distanzen innerhalb der Cluster
	Integr. Ungeb. n=72	Unterhalt. Hedon. n=62	Hochk. u. Engag. n=52	Mater. Tradit. n=38	Zurückg. leb. Verw. n=36	
Integr. Ungeb.						0,607
Unterhalt. Hedon.	2,48					0,678
Hochk. u. Engag	2,62	3,27				0,711
Mater. Tradit.	3,66	3,68	3,69			0,727
Zurückg. leb. Verw.	2,38	2,80	2,90	3,50		0,661
durchschnittliche Distanz	2,79	3,06	3,12	3,63	2,89	

Tab. 18: Distanzen der Lebensstiltypen im Merkmalsraum

Quelle: Eigene Berechnungen. Über Lebensstilkomponenten berechnete einfache Euklidische Distanzen zwischen den Clusterzentren und innerhalb der Cluster zu ihrem Zentrum. Durchschnittswerte stellen arithmetische Mittel dar.

Vergleicht man die Lebensstiltypen paarweise, zeigen sich die größten Differenzen zwischen den *Materialistischen Traditionalisten* einerseits gegenüber den *Hochkulturell Interessierten und sozial Engagierten* (3,69), den *Unterhaltungsorientierten Hedonisten* (3,68) und den *Integrierten Ungebundenen* (3,66) andererseits. Die größten Gemeinsamkeiten in ihrer Stilisierung weisen die *Integrierten Ungebundenen* mit den *Zurückgezogen lebenden Verweigerer* (2,38), den *Unterhaltungsorientierten Hedonisten* (2,48), sowie den *Hochkulturell Interessierten und sozial Engagierten* (2,62) auf. Somit zeigen sich die *Integrierten Ungebundenen* recht offen gegenüber Stilisierungen anderer Gruppen.

Auch wenn demografische und sozio-ökonomische Merkmale nicht direkt in den Clusterungsprozess eingegangen sind, zeigen obige Beschreibungen Tendenzen bei der sozialen Lage der Lebensstiltypen. Diese sind allerdings nicht bei allen Lebensstiltypen gleich stark ausgeprägt und entsprechen durchaus nicht immer den gängigen Klischees. Beispielsweise dominieren weder bei den *Hochkulturell Interessierten und sozial Engagierten* Personen aus oberen Schichten, noch handelt es sich bei den *Zurückgezogen lebenden Verweigerer* überwiegend um Menschen in prekärer Lage. Tatsächlich können die Kausalbeziehungen zwischen sozialer Lage und Lebensstil vielfältig sein. Unter anderem sind nicht nur Einflüsse der sozialen Lage auf die Stilisierung wahrscheinlich, sondern umgekehrt auch Rückwirkungen des Stils, etwa bei der Berufswahl und dem Einkommen. Detaillierte Kenntnisse hierzu liegen in der bisherigen Lebensstilforschung jedoch nicht vor (siehe auch Spellerberg 1996a: 192; sowie Klee 2001: 134-135). Eine exakte Modellierung hierzu ist auch nicht Ziel der vorliegenden Arbeit. Allerdings kann die Eigenständigkeit der ermittelten Lebensstiltypen gegenüber wichtigen klassischen Differenzierungsmerkmalen auch ohne genauere Modellannahmen geprüft werden.

	Pearsons Chi-Quadrat	Irrtumswahr- scheinlichkeit	Cramérs V
Alter	130,1	<0,1%	0,354
Geschlecht	9,9	4,2%	0,196
Lebensform	24,9	1,5%	0,180
Ethnie	4,7	31,5%	0,135
Konfession	35,2	0,4%	0,184
Bildung	134,0	<0,1%	0,360
Erwerbsform	40,7	<0,1%	0,283
Beruf	112,0	<0,1%	0,331
Einkommen	27,3	12,8%	0,163

Tab. 19: Zusammenhang Lebensstil und soziale Lage

Quelle: Eigene Berechnungen. Die Ergebnisse dokumentieren jeweils die ungerichtete bivariate Beziehung zwischen dem Lebensstil und einem einzelnen Soziale-Lage-Merkmal. Die Irrtumswahrscheinlichkeit bezieht sich auf den Chi-Quadrat-Test, mit dem geprüft wurde, ob ein signifikanter Zusammenhang besteht. Cramérs V gibt als standardisiertes Maß zusätzlich die Stärke des Zusammenhangs an (reicht von 0 für keine bis 1 für vollständige Assoziation).

Hierfür wurde zunächst jeweils bivariat der ungerichtete Zusammenhang zwischen Soziale-Lage-Merkmalen und dem Lebensstil betrachtet (siehe Tabelle 19). Beziehungen zwischen Lebensstilen und kombinatorisch gebildeten Lagegruppen wie „Alleinlebende, berufstätige Männer unter 45 Jahren“ (siehe etwa Konietzka 1995: 172-182) werden hier nicht untersucht, da die einzelnen Lagegruppen dabei zu gering besetzt wären. Es ergeben sich überwiegend signifikante Ergebnisse; die Effektstärken (Cramérs V) sind jedoch eher gering. Andere Lebensstilstudien kommen zu ähnlichen Ergebnissen (siehe oben Kapitel 2.1.3). Damit ist jedoch nur gesagt, dass es eine Beziehung zu anderen Differenzierungsmerkmalen gibt, nicht aber, wie diese aussieht und wie viele oder welche Gruppen davon betroffen sind. Für die vorliegende Untersuchung ergibt eine nähere Sichtung der Daten, dass sich Lebensstile nicht einfach innerhalb von Schichten ausdifferenzieren (wie etwa Klee 2001: 136 vermutet). Einige Lebensstile weisen zwar merkliche Tendenzen zu bestimmten Statusgruppen auf: die *Materialistischen Traditionalisten* zur Unterschicht, die *Hochkulturell Interessierten und sozial Engagierten* zur unteren und mittleren Mittelschicht und die *Integrierten Ungebundenen* zur oberen Mittel- und Oberschicht. Anders ist jedoch die Situation bei den *Zurückgezogen lebenden Verweigerern* und *Unterhaltungsorientierten Hedonisten*. Beide zeigen eine gewisse Nähe zur oberen Mittelschicht und Oberschicht, ohne dass sich eine wirkliche Dominanz einer bestimmten Statusposition ausmachen ließe. Kreuztabellierungen zeigen bei beiden auch sonst kaum auffallende Häufungen bestimmter sozialer Lagen.

	partieller Wilks' Lambda	F-Wert	Irrtumswahrscheinlichkeit
Alter x Lebensform	0,405	3,6	<0,1%
Alter x Bildungs-Index	0,629	2,6	<0,1%
Bildungs-Index x Lebensform	0,743	2,7	<0,1%

Anteil korrekt vorhergesagter Lebensstilzugehörigkeiten über alle Personen: 54,7%

Tab. 20: Einflussgrößen der Lebensstilzugehörigkeit im Diskriminanzmodell

Quelle: Eigene Berechnungen. Allgemeine Diskriminanzanalyse mit Best-Subset-Suche nach signifikanten Haupteffekten und 2-fach-Interaktionen (sigmabeschränkte Parametrisierung mit Quadratsummen-Typ VI). Die Kreuzchen in den ausgegebenen Effekten zeigen eine Wechselwirkung zwischen den beteiligten Soziale-Lage-Merkmalen an. Der partielle Wilks'-Lambda-Wert gibt die Trennkraft dieser Effekte wider und kann zwischen 0 (vollständige Trennung) und 1 (keine Trennwirkung) liegen (Backhaus u.a. 2000: 173-176).

Eine zusätzliche diskriminanzanalytische Prüfung (für Details zu diesem Analysetyp siehe Backhaus u.a. 2000: 146-148) zeigt, dass weder über einen additiven Schichtindex noch über einzelne Merkmale der sozialen Lage eindeutig auf die Lebensstilzugehörigkeit geschlossen werden kann (siehe Tabelle 20). Die Modellierung erfolgte über eine Allgemeine Diskriminanzanalyse mit Best-Subset-Suche nach relevanten Haupteffekten und 2-fach-Interaktionen: Von den erfragten demografischen und sozio-ökonomischen Merkmalen vermögen am ehesten die Faktoren Alter, Bildung und Lebensform zwischen den ermittelten Lebensstiltypen zu trennen. Ihre jeweilige Diskriminanzkraft gibt der partielle Wilks'-Lambda-Wert an, welcher zwischen 0 (vollständige Trennung)

und 1 (keine Trennwirkung) liegen kann (Backhaus u.a. 2000: 173-176). In einem gemeinsamen Klassifikationsmodell ist das Wilks' Lambda mit 0,405 für die Wechselwirkung zwischen Lebensalter und -form am höchsten (dies sind auch die beiden wichtigsten gemeinsamen Faktoren bei Konietzka 1995: 243-246). Auch zwischen Alter und Schulbildung besteht mit einem Wilks' Lambda von 0,629 ein bedeutsamer Interaktionseffekt, was wiederum Schulzes Methodik bestätigt (siehe oben Kapitel 2.1.2). Die Interaktion zwischen Schulbildung und Lebensform hilft mit einem Wilks' Lambda von 0,743 darüber hinaus nur wenig, eine Person ihrem Lebensstiltyp korrekt zuzuordnen. Da Lebensstile in biografischen Prozessen erworben werden und Kohorteneffekten unterliegen (Kapitel 2.1), überrascht die insgesamt dominante Wirkung des Lebensalters nicht.

Obwohl alle 3 Effekte auf einem 0,1 %-Niveau signifikant sind, fällt ihre Vorhersagekraft eher bescheiden aus. Zwar lassen sich ohne Validierung immerhin 54,7 % der Personen der Analysestichprobe über klassische Sozialstruktur-Merkmale korrekt ihrem Lebensstiltyp zuordnen. Mit einer richtigen Klassifikation von 86,1 % werden die *Materialistischen Traditionalisten* am besten erfasst. Es folgen mit jeweils deutlichem Abstand die *Unterhaltungsorientierten Hedonisten* (65,0 %) und die *Integrierten Ungebundenen* (48,5 %). Von den *Hochkulturell Interessierten und sozial Engagierten* werden 42,0 % richtig zugeordnet, und von den *Zurückgezogen lebenden Verweigerer* nur noch 33,3 %. Dieses Ergebnis ist jedoch nicht generalisierbar, sondern verschlechtert sich rapide, wenn man das Modell auf Fälle anwendet, die selbst nicht in die Modellbildung eingegangen sind (ein Drittel der Ausgangsdaten). Die korrekte Klassifikation sinkt dann auf etwa 30 %, wobei das beschriebene Grundmuster erhalten bleibt. Von den *Zurückgezogen lebenden Verweigerer* wird in einigen Validierungsszenarien keine einzige Person korrekt erfasst.

Insgesamt kann die vorliegende Untersuchung eine Loslösung der Lebensstilisierung von klassischen demografischen und sozio-ökonomischen Merkmalen zwar nicht bestätigen. Bildung und insbesondere das Lebensalter sind für die Lebensstilisierung bedeutsam, wie auch andere Studien bestätigen (siehe oben Kapitel 2.1.3). In der Gesamtschau fällt der Zusammenhang zwischen sozialer Lage und Lebensstil allerdings wie in anderen Untersuchungen jüngerer Datums eher moderat aus (vgl. ebenfalls Kapitel 2.1.3). In jedem Fall wird deutlich, dass sich der Lebensstil eines Menschen nicht auf seine soziale Lage reduzieren lässt. Die Ergebnisse zeigen vielmehr eine differenzierte Entkopplung, die je nach Lebensstiltyp unterschiedlich stark ausfällt. Trotz ihrer Eigenständigkeit, Trennschärfe und Konsistenz müssen sich die hier beschriebenen Lebensstilkonstrukte in ihrer praktischen Relevanz jedoch noch beweisen. Hierfür werden im Folgenden die identifizierten Typen auf systematische Wohnstrukturen im Untersuchungsgebiet analysiert.

5.2 Hypothesentests zu kleinräumiger urbaner Segregation

5.2.1 Segregation nach Lebensstilen

Methodische Vorüberlegungen

Die Verteilung der Lebensstiltypen im Untersuchungsraum soll in zweifacher Hinsicht untersucht werden. Zum einen über die Homogenität, mit der sich jede der Lebensstilgruppen für sich betrachtet im Untersuchungsgebiet verorten lässt (Intra-Cluster-Homogenität); zum anderen über die räumliche Separierung der Gruppierungen zueinander, also die Unterschiede in ihrer Wohnstandortwahl (Inter-Cluster-Heterogenität). Wie schon bei der Konstruktion der Lebensstiltypen (siehe oben Kapitel 5.1.3) werden damit die beiden wesentlichen Elemente der Clusterbildung nachvollzogen: das Aufdecken in sich möglichst homogener und zugleich untereinander weitgehend heterogener Gruppierungen. Somit kann untersucht werden, ob das über die Verhaltensdimensionen ermittelte Intra-Homogenitäts-/Inter-Heterogenitäts-Verhältnis der Lebensstiltypen bezogen auf den Wohnort bestand hat. Die Frage ist also, was passiert, wenn man die mehrdimensionale, merkmalsbezogene Clusterlösung gleichsam auf die 2-dimensionale Ebene des geografischen Untersuchungsraums projiziert. Verwischen dann die einzelnen Cluster oder treten sie gar stärker hervor? Werden die Abstände zwischen den Clusterzentren gestaucht oder gestreckt? Möglicherweise fallen solche Projektionseffekte für unterschiedliche Cluster und Clusterkombinationen unterschiedlich aus.

Zur Analyse der residenziellen Segregationsmuster wird dabei folgende Methodik eingesetzt: Mit der *Intra-Cluster-Homogenität* werden die Lebensstilgruppen zunächst für sich betrachtet. Zum einen wird hier das Ausmaß ihrer *Konzentration* respektive Verbreitung im gesamten Untersuchungsraum geprüft. Als Indikator dient das Dispersionsmaß der Standarddistanz (siehe oben Kapitel 2.4.1). Sie kann als mittlere Wohnortsentfernung (jeweils) zweier Personen innerhalb der betrachteten Gruppierung verstanden werden. Aufgrund der theoretischen Überlegungen ist davon auszugehen, dass die relative Standarddistanz der einzelnen Cluster erheblich unter der Standarddistanz der gesamten Analysestichprobe liegt. D.h. unter Berücksichtigung der Größenverhältnisse sollte die mittlere Ausbreitung der Teilpopulationen geringer ausfallen als die Streuung der Gesamtpopulation. Zum anderen soll die Art der Verteilungen untersucht werden. Hierbei wird von möglicherweise dezentralen *Klumpungen* innerhalb einzelner Lebensstilgruppen ausgegangen. Als Indikator kann hier der Nächster-Nachbar-Index dienen (siehe oben Kapitel 2.4.1).

Damit ist jedoch noch nichts über das Verhältnis der Wohnsitzverteilungen der verschiedenen Lebensstilcluster zueinander gesagt. Im Extremfall könnten Personen eines Lebensstiltyps ihre Wohnstandortentscheidungen unabhängig vom Vorkommen anderer Bevölkerungsgruppen treffen. Daher ist zusätzlich die *Inter-Cluster-*

Heterogenität zu prüfen, welche die Relationen der Wohnsitzverteilungen der Lebensstiltypen zueinander untersucht. Sie zielt auf Segregation im Sinne einer räumlichen Trennung unterschiedlicher Bevölkerungsteile ab. Hierbei spielt zum einen das Ausmaß der *Ungleichverteilung* auch im näheren Nachbarschaftsumfeld eine Rolle, welches über den Pielou-Index ermittelt werden kann (siehe oben Kapitel 2.4.1). Die Verortung der Wohnsitze im 2-dimensionalen Untersuchungsraum erlaubt darüber hinaus das Berechnen von *Distanzen* zwischen den geografischen Clusterzentren (Mittelzentrumspunkten; siehe ebenfalls Kapitel 2.4.1), welche sich unter Umständen in ganz unterschiedlichen Arealen des Untersuchungsgebiets bilden können.

Die in der jüngeren Debatte wiederholt geforderten Kriterien für räumliche Segregations-Maße (für eine aktuelle Zusammenstellung siehe Reardon und O’Sullivan 2004: 131-136) werden mit der vorliegenden Arbeit erfüllt: Ihre Werte bewegen sich in einem festen Skalenbereich (z.B. von 0 bis 1 oder -1 bis +1) und lassen sich inhaltlich sinnvoll interpretieren. Sie sind unabhängig von Teilflächen, d.h. robust gegenüber dem modifiable areal unit problem. Sie sind invariant gegenüber der Bevölkerungsdichte, wie auch gegenüber der Zusammensetzung der Bevölkerung, d.h. systematische Verteilungen werden unabhängig von Bevölkerungs- und Gruppengrößen erfasst. Die angezeigte Segregation vermindert sich, wenn eine Person an einen Ort wechselt, an dem ihre Gruppe schwächer vertreten ist. Sie vermindert sich auch bei einem Austausch von Personen zwischen Orten, wenn die Personen jeweils in Gebiete wechseln, in denen ihre eigene Gruppe schwächer vertreten ist. Zudem eignen sich die hier verwendeten Indizes für eine simultane Analyse von mehr als 2 Teilpopulationen. Über diese Kriterien hinaus sind die Methoden der vorliegenden Arbeit auf Stichproben anwendbar und erlauben praktikable Signifikanztests. Sie erfordern keine aufwendigen Simulationen und können auch ohne Software-Unterstützung berechnet werden.

Trotz der in Kapitel 2.4.1 diskutierten Schwächen ist der Dissimilaritäts-Index nach Duncan und Duncan immer noch weit verbreitet. Daher wird er in der vorliegenden Arbeit flankierend eingesetzt, zusammen mit seiner Erweiterung als Mehrfach-Gruppen-Index nach Morgan, – beide allerdings als rein deskriptive Maße. Die Vergleichbarkeit mit anderen Studien wird so erleichtert. Da sich die räumliche Variante des Dissimilaritäts-Index’ bisher nicht durchgesetzt hat, wird auf das ursprünglich von Duncan und Duncan entwickelte Maß zurückgegriffen.

Die folgenden Auswertungsschritte zu den einzelnen Hypothesenblöcken sind jeweils gleich strukturiert: Zunächst geben einige vorbereitende deskriptive Auswertungen einen Überblick, beispielsweise zur durchschnittlichen Ausbreitung der Lebensstilgruppen im Untersuchungsgebiet. In einem zweiten Schritt werden die eigentlichen Hypothesentests zu den verschiedenen Segregationsformen durchgeführt.

Abschließende explorative Auswertungen vertiefen jeweils die Testergebnisse und liefern Anknüpfungspunkte für weiterführende Forschungen.

Hypothese H-5.2.1: Lebensstile sind im urbanen Raum residenziell segregiert.

In Abbildung 41 sind die von den Befragten angegebenen Wohnstandorte in ein gemeinsames Koordinatensystem projiziert. Damit die einzelnen Markierungen gut zu erkennen sind, wurde auf eine Hinterlegung des zugehörigen Stadtkartenausschnitts verzichtet (siehe hierfür Abbildung 33 in Kapitel 4.2.1). Der charakteristische Grenzverlauf ergibt sich aus der hexagonalen Struktur des Untersuchungsgebiets. Größere freibleibende Areale sind im Wesentlichen auf Gewerbegebiete oder Grünflächen zurückzuführen. Bereits per Augenschein treten einige Areale hervor, in denen nur ein oder 2 Lebensstiltypen auftreten. In der Abbildung sind einige davon exemplarisch grau hinterlegt. Ein differenziertes Verständnis der Aspekte Konzentration (Ausbreitung) und Klumpung innerhalb der Gruppen, sowie der Ungleichheit und Distanz zwischen diesen, erschließt sich rein visuell jedoch nicht. Die folgenden Tests liefern hier jedoch quantifizierbare Aussagen zu den Sub-Hypothesen.

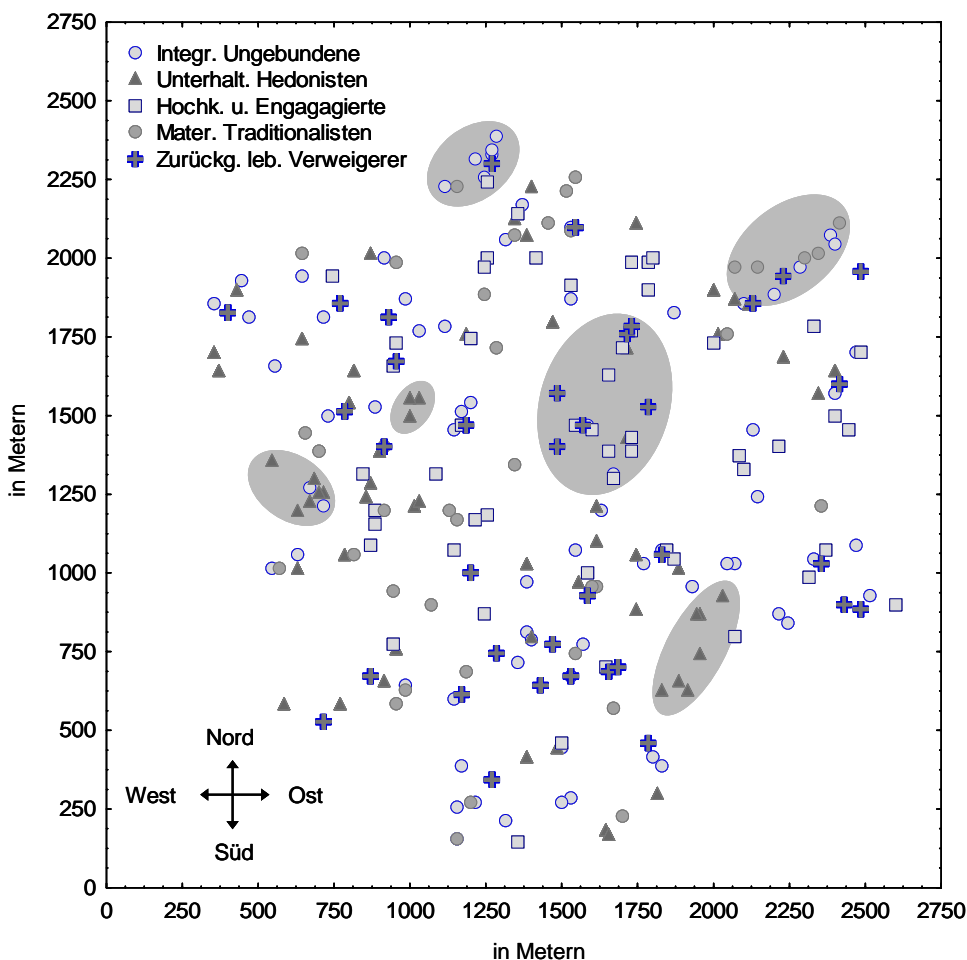


Abb. 41: Wohnsitzverteilung nach Lebensstiltypen

Quelle: Eigene Darstellung.

Sub-Hypoth. H-5.2.1a: Die Wohnsitzverteilungen innerhalb der Lebensstilgruppen weisen insgesamt eine deutliche Konzentration auf.

Vor dem eigentlichen Hypothesentest wurde zu jeder Lebensstilgruppe die Standarddistanz als deskriptives Dispersionsmaß berechnet (siehe oben Kapitel 2.4.1): Sie gibt hier das Ausmaß der Verbreitung einer betrachteten Bevölkerungsgruppe im gesamten Untersuchungsraum an. Zunächst wurde für jede Gruppe die einfache Standarddistanz ermittelt, als Wurzel aus den mittleren quadrierten Euklidischen Distanzen ihrer Wohnsitze zu ihrem arithmetischen Mittelzentrum. Die einfachen Standarddistanzen bewegen sich zwischen 660 (*Hochkulturell Interessierte und sozial Engagierte*) und 843 Metern (*Integrierte Ungebundene*; Tabelle 21, Abschnitt I). Diese Zahlen können als Abweichung der Wohnstandorte der betrachteten Gruppe von ihrem Mittelzentrum verstanden werden, alternativ als durchschnittlicher Abstand der Wohnsitze zueinander. Die Höhe der Werte resultiert aus der räumlichen Dichte der Stichprobe. Um die Werte besser einordnen zu können, wurden sie ins Verhältnis gesetzt zur Standarddistanz sämtlicher Wohnstandorte in der Analysestichprobe, welche 781 Meter beträgt. Die so berechnete relative Standarddistanz zu den *Hochkulturell Interessierten und sozial Engagierten* von 0,846 zeigt beispielsweise an, dass die Wohnstandorte dieser Gruppe um 15,4 % ($0,846 - 1 = -0,154$) geringer streuen als die der befragten Bevölkerung insgesamt. Analog spricht bei den *Integrierten Ungebundenen* der Wert 1,080 für eine gegenüber dem Durchschnitt um 8,0 % verstärkte Raumausbreitung. Insgesamt weist die deskriptive Betrachtung für 3 der 5 Lebensstiltypen eine erhöhte Konzentration der Wohnsitze aus, für 2 jedoch eine leicht unterdurchschnittliche.

	Lebensstiltyp					über alle Lebensstilgruppen
	1. Integr. Ungeb.	2. Unterhalt. Hedon.	3. Hochk. u. Engag.	4. Mater. Tradit.	5. Zurückg. leb. Verw.	
I. deskriptive Analyse						
Standarddistanz in Metern	843	758	660	806	761	781
relative Standarddistanz	1,080	0,971	0,846	1,032	0,975	1,000
II. Hypothesentest auf Abweichung gepoolte Gruppen- vs. Gesamtstreuung						
F-Wert						1,006
Irrtumswahrsch. F-Test						48,0%
III. explorative Tests auf Abweichung der Einzelgruppen- von Gesamtstreuung						
F-Wert	0,849	1,047	1,376	0,917	1,026	
Irrtumswahrsch. F-Test	81,9%	42,6%	8,6%	66,1%	48,6%	
IV. explorative Tests auf Streuungsunterschiede zwischen den Teilgruppen						
mittlere Rangsumme	152,5	128,2	99,2	139,6	126,3	
H-Wert Rang-Varianzanalyse						15,910
Irrtumswahrsch. Rang-Varianzanalyse						0,3%
signif. Unterschiede Multiple Vergleiche:						3 < 1
Irrtumswahrsch. Multiple Vergleiche						0,1%

Tab. 21: Konzentration der Lebensstil-Wohnsitze

Quelle: Eigene Berechnungen.

Zur Prüfung der Hypothese war zu untersuchen, ob für alle Gruppen *gemeinsam* betrachtet eine statistisch bedeutsame unterdurchschnittliche Raumstreuung vorliegt, ob also die Ausbreitung der Wohnstandorte der Lebensstilgruppen geringer ist als die Streuung der Wohnsitze in der Analytestichprobe insgesamt. Hierfür wurde mit einem F-Test die mittlere Gesamtstreuung über alle Wohnstandorte zur mittleren (gepoolten) Streuung innerhalb der Gruppen ins Verhältnis gesetzt. Genauer gesagt wurde die Summe aller quadrierten Euklidischen Distanzen zum Gesamt-Mittelzentrum (geteilt durch die zugehörigen Freiheitsgrade $260 - 1 = 259$) dividiert durch die Summe der Distanzen zu den jeweiligen Gruppenzentren (geteilt durch die zugehörigen Freiheitsgrade $260 - 5 = 255$). Der F-Test zeigt, dass die räumliche Binnen- und Gesamtstreuung sich praktisch nicht unterscheiden ($F = 1,006$ mit einer Irrtumswahrscheinlichkeit von 48 %; Tabelle 21, Abschnitt II). Die Hypothese H-5.2.1a kann somit nicht bestätigt werden.

Damit ist der eigentliche Hypothesentest zur räumlichen Konzentration abgeschlossen. Dennoch sollen die *einzelnen* Teilgruppen genauer untersucht werden. Es sei betont, dass diese ergänzenden Analysen lediglich explorativen Charakter haben, da im Vorwege keine Aussagen darüber getroffen wurden, bei welchen Lebensstiltypen eine ausgeprägte räumliche Intra-Homogenität zu erwarten ist. Dennoch sind etwaige Besonderheiten einzelner Gruppen von Interesse, da sie in die Theoriebildung und A-priori-Hypothesen zukünftiger Untersuchungen einfließen können. Daher wurde der beschriebene F-Test für jede Lebensstilgruppe separat eingesetzt, indem die gemittelten Gesamtdistanzen zu den gemittelten Binnendistanzen der jeweils betrachteten Gruppe (ungepooled) ins Verhältnis gesetzt wurden. Dabei zeigt sich, dass auch keine einzelne Teilgruppe auf 5 %-Niveau signifikante Streuungsdifferenzen gegenüber der Gesamtheit aufweist (Tabelle 21, Abschnitt III). Am ehesten weisen die *Hochkulturell Interessierten und sozial Engagierten* eine erhöhte Konzentration im Raum auf.

Über eine Varianzanalyse wurde zudem exploriert, ob sich zumindest *zwischen* den Lebensstiltypen die mittleren Distanzen zu ihren jeweiligen Gruppen-Mittelzentren unterscheiden, sie also im direkten Vergleich unterschiedlich stark konzentriert sind. Da nicht alle Anforderungen an eine parametrische Varianzanalyse erfüllt waren (keine Homoskedastizität, da höhere Durchschnittsdistanzen auch höhere Streuungen aufweisen), wurde auf eine nicht-parametrische Rang-Varianzanalyse nach Kruskal-Wallis ausgewichen (sogenannter H-Test; Bortz u.a. 2000: 222-228). Bei diesem Verfahren werden die Distanzwerte zunächst in Rangwerte überführt und auf dieser Basis die mittleren Ränge der Gruppen verglichen. Damit ist dieser Test voraussetzungsärmer als sein parametrisches Pendant, spürt jedoch tatsächlich bestehende Effekte weniger gut auf und erlaubt weniger genaue Aussagen, da Unterschiede nicht auf Intervallskalenniveau beziffert werden können. Für einen ergänzenden explorativen Test genügt die Rang-Varianzanalyse aber allemal. Zwecks besserer Vergleichbarkeit

wird die Rang-Varianzanalyse auch bei den folgenden Hypothesen eingesetzt, bei welchen es darum geht, zur beobachtbaren Segregation zentrale Tendenzen von Gruppen miteinander zu vergleichen.

Die Rang-Varianzanalyse ergibt immerhin zwischen den Lebensstilgruppen statistisch relevante Unterschiede hinsichtlich der mittleren Entfernung zu ihrem Gruppenzentrum ($H = 15,910$ mit Irrtumswahrscheinlichkeit von 0,3 %; Tabelle 21, Abschnitt IV). Ein zugehöriger Post-hoc-Test (multipler Paarvergleich der mittleren Ränge aller Gruppen nach Siegel und Castellan 1988: 213-215) offenbart, dass die *Hochkulturell Interessierten und sozial Engagierten* (in der Tabelle Gruppe Nummer 3) eine signifikant geringere räumliche Ausbreitung aufweisen als die *Integrierten Ungebundenen* (Gruppe Nummer 1; Irrtumswahrscheinlichkeit von 0,1 %). Der explorative Befund bestätigt damit die deskriptiven Ergebnisse zur relativen Standarddistanz, bei der die genannten Lebensstiltypen die Extrema der beobachteten räumlichen Streuung abstecken.

Inhaltlich bedeutet dies, dass zumindest einige Lebensstiltypen Tendenzen zu einer räumlichen Konzentration aufweisen. Insbesondere die Gruppe der *Hochkulturell Interessierten und sozial Engagierten* fällt hierbei auf und setzt sich diesbezüglich auch von anderen Lebensstiltypen ab. Es bleibt aber festzuhalten, dass die Hypothese einer *gegenüber der Gesamtstreuung* unterdurchschnittlichen Streuung der Wohnstandorte von Lebensstiltypen weder allgemein noch für einzelne Gruppen bestätigt werden kann.

Sub-Hypoth. H-5.2.1b: Die Wohnsitzverteilungen innerhalb der Lebensstilgruppen weisen insgesamt ein deutliches Klumpungsmuster auf.

Mit dieser Hypothese wird dem Umstand Rechnung getragen, dass sich Personen eines Lebensstiltyps nicht notwendigerweise in einem einzigen zusammenhängenden Viertel angesiedelt haben müssen. Statt auf eine insgesamt geringe räumliche Streuung der Lebensstilgruppen prüft sie, ob diese jeweils zu Klumpungen in mehreren Teilgebieten neigen.

Vor dem eigentlichen Hypothesentest kann die in Kapitel 2.4.1 erörterte mittlere Nächster-Nachbar-Distanz als deskriptives Maß dienen; sie gibt hier die durchschnittliche Entfernung eines Wohnstandorts zum nächstliegenden Nachbarwohnsitz als einfache Euklidische Distanz wieder. Anders als mit der Standarddistanz lassen sich damit Muster mit dezentralen Klumpungen aufspüren, die wiederum weit über das Untersuchungsgebiet streuen können (Fotheringham u.a. 2000: 136). Die Nächster-Nachbar-Distanz liegt für die gesamte Analytestichprobe bei 126 Metern (Tabelle 22, Abschnitt I). Für einzelne Subsamples daraus sind tendenziell größere Entfernungen zum nächstliegenden Nachbarn desselben Samples zu erwarten, da sich dann weniger Wohnsitze auf der gleichen Fläche verteilen. Dieser Effekt wirkt sich offensichtlich

besonders bei den kleinen Gruppen der *Materialistischen Traditionalisten* (150 Meter) und der *Zurückgezogen lebenden Verweigerer* (177 Meter) aus. Bei letzteren ist die mittlere Nächster-Nachbar-Distanz im Vergleich zur Analysestichprobe um ganze 40,1 % vergrößert (relative Distanz $1,401 - 1 = 0,401$). Gegen diesen aus den Größenverhältnissen resultierenden Trend weisen immerhin 3 Lebensstiltypen Klumpungstendenzen auf. Am geringsten fällt die mittlere Nächster-Nachbar-Distanz für die *Integrierten Ungebundenen* aus, deren 102 Meter eine Reduzierung gegenüber der gesamten Analysestichprobe um 19,5 % bedeutet.

Damit wandelt sich das Bild der Analysen zur Hypothese H-5.2.1a deutlich: Eine Gruppe wie die *Integrierten Ungebundenen* kann durchaus eine überdurchschnittliche Ausbreitung aufweisen, also in vielen Teilarealen des Untersuchungsgebiets anzutreffen sein, und gleichzeitig im näheren Nachbarschaftsumfeld zu Klumpungen neigen. Aufgrund des oben beschriebenen, durch unterschiedliche Gruppengrößen verursachten Verzerrungseffekts sind damit jedoch nur grobe Tendenzen aufgezeigt. Die im Folgenden eingesetzten Maßzahlen und Tests sind daher so konzipiert, dass sie der genannten Verzerrung nicht unterliegen.

	Lebensstiltyp					über alle Lebensstilgruppen
	1. Integr. Ungeb.	2. Unterhalt. Hedon.	3. Hochk. u. Engag.	4. Mater. Tradit.	5. Zurückg. leb. Verw.	
I. deskriptive Analyse						
mittlere Nächster-Nachbar-Distanz in Metern	102	112	125	150	177	126
relative mittlere Nächster-Nachbar-Distanz	0,805	0,887	0,991	1,186	1,401	1,000
II. Hypothesentest beobachtete vs. zufällige Nächste-Nachbar-Distanz						
Nächster-Nachbar-Index						0,939
Irrtumswahrsch. Nächster-Nachbar-Index						6,2%
III. explorative Tests beobachtete vs. zufällige Nächste-Nachbar-Distanz je Einzelgruppe						
Nächster-Nachbar-Index	0,929	0,926	0,942	0,878	1,044	
Irrtumswahrsch. Nächster-Nachbar-Index	25,0%	26,7%	42,4%	14,9%	61,8%	
IV. explorative Tests auf Klumpungsunterschiede zwischen den Teilgruppen						
mittlere Rangsumme	134,4	127,2	124,9	121,5	145,9	
H-Wert Rang-Varianzanalyse						2,659
Irrtumswahrsch. Rang-Varianzanalyse						61,6%
signif. Unterschiede Multiple Vergleiche:						keine
Irrtumswahrsch. Multiple Vergleiche						-

Tab. 22: Klumpungen der Lebensstil-Wohnsitze

Quelle: Eigene Berechnungen.

Für den Hypothesentest wurde der Nächster-Nachbar-Index ermittelt (siehe oben Kapitel 2.4.1): Hierfür wurde die beobachtete mittlere Nächster-Nachbar-Distanz zu einem Referenzwert in Beziehung gesetzt, der eine räumliche Zufallsverteilung widerspiegelt. Übersteigt die beobachtete mittlere Nächster-Nachbar-Distanz den Referenzwert, ist dies ein Hinweis auf eine Tendenz zur Gleichverteilung, während ein kleinerer Beobachtungswert eine Klumpung anzeigt. Für die vorliegende Arbeit musste dieses Vorgehen erweitert werden, da die Streuung *innerhalb* der Teilgruppen zusammengefasst betrachtet werden sollte. Daher wurden die Nächster-Nachbar-

Distanzen zunächst für jede Lebensstilgruppe separat ermittelt und anschließend das arithmetische Mittel dieser Entfernungen berechnet.

Auch die Kalkulation eines Referenzwerts musste für die vorliegende Arbeit modifiziert werden. Nicht ohne weiteres anwenden lässt sich der von Clark und Evans (1954: 445-453) vorgeschlagene Vergleich über einen theoretischen Wert, der die Situation einer räumlichen Zufallsverteilung widerspiegelt (siehe oben Kapitel 2.4.1). Dieser flächenbasierte Wert würde eine aufwendige Korrektur für nicht bewohnbare Flächen wie Parks, Gewerbegebiete und gegebenenfalls sogar Straßen erfordern. Im vorliegenden Szenario ist ein Vergleich gegen eine reine räumliche Zufallsverteilung allerdings gar nicht erforderlich. Es genügt zu prüfen, ob sich die Lebensstiltypen in ihrer Raumverteilung gegenüber *aus den vorliegenden Wohnstandorten* gebildeten Zufallsgruppen abheben.

Daher wurde zur Berechnung des Referenzwerts folgender Weg beschritten: Zunächst wurden aus der Analysetichprobe hunderte zufällige Subsamples unterschiedlicher Größe (zwischen 3 und 260) gezogen. Für jede Zufallsstichprobe wurde die mittlere Nächster-Nachbar-Distanz berechnet. Die Ergebnisse zeigen, dass dieses bei Zufall zu erwartende Entfernungsmaß wie erwartet mit der Gruppengröße abnimmt. Der Zusammenhang lässt sich über eine polynomiale Anpassung 3. Grades mathematisch recht genau beschreiben (Determinations-Koeffizient von 99,2 %; siehe Abbildung 44 im Anhang). Anhand der Schätzfunktion können für die 5 beobachteten Lebensstiltypen unter Berücksichtigung ihrer Gruppengröße geeignete Referenzwerte ermittelt werden. Für die gemeinsame Betrachtung aller Lebensstilgruppen wurden diese Werte entsprechend der Gruppengröße gewichtet und abschließend gemittelt.

Die hier gewählte Methodik berücksichtigt zum einen topografische Besonderheiten des Untersuchungsraums sowie unterschiedliche Populationsgrößen. Diese kommen bei den mittleren Nächster-Nachbar-Distanzen der beobachteten wie auch der nach dem Zufallsprinzip generierten Gruppen gleichermaßen zum Tragen. Daher sollten sich Verzerrungseffekte eliminieren, sobald die beobachteten zu den derart berechneten Referenzwerten ins Verhältnis gesetzt werden. In ähnlicher Form wird das Problem verringert, dass Punkte mit Randlage weniger Nachbarn haben, wodurch die mittlere Nächster-Nachbar-Distanz überschätzt wird (siehe oben Kapitel 2.4.2). Problematisch wäre hier allenfalls, wenn ganze Beobachtungsgruppen eine exponierte Randlage aufwiesen und durch die Begrenzung des Untersuchungsgebiets von vielen Nachbarn ihrer eigenen Gruppe abgeschnitten wären. Die vorangegangene Visualisierung erhärtet diese Möglichkeit jedoch nicht (siehe oben Abbildung 41 in diesem Kapitel). Daher scheint keine besondere Randkorrektur nötig, zumal durch die Konstruktion des Untersuchungsraums über sechseckige Teilareale entsprechende Effekte grundsätzlich gering ausfallen dürften (siehe oben Kapitel 4.2.1 und 4.3.2).

Anders als bei der rein deskriptiven Auswertung wurden für den Hypothesentest die beobachteten wie auch die zufallsgenerierten Durchschnittsdistanzen winsorisiert, indem jeweils auf beiden Seiten der Verteilung die 5 % niedrigsten und 5 % höchsten Werte durch den anschließenden, weniger extremen Wert ersetzt wurden. Damit werden Verzerrungen durch Extremwerte verhindert. Der schließlich berechnete Nächster-Nachbar-Index über alle Lebensstiltypen weist mit einem Wert von 0,939 eine leichte Klumpungstendenz auf, wobei die Nächster-Nachbar-Distanzen um 6,1 % ($0,939 - 1 = -0,061$) kleiner ausfallen als bei Zufall zu erwarten wäre. Mit einer Irrtumswahrscheinlichkeit von 6,2 % verfehlt dieser Effekt jedoch knapp das gesetzte Signifikanzniveau (Tabelle 22, Abschnitt II). Die Hypothese H-5.2.1b kann somit nicht bestätigt werden.

Wie bei der Hypothese H-5.2.1a wurden nach Abschluss des eigentlichen Hypothesentests die Verteilungen der einzelnen Lebensstiltypen ohne vorausgehende Annahmen explorativ untersucht: Für jede Gruppe wurde der Nächster-Nachbar-Index separat ermittelt, indem für sie die beobachtete zu ihrer bei Zufall zu erwartende mittlere winsorisierte Nächster-Nachbar-Distanz in Beziehung gesetzt wurde (Tabelle 22, Abschnitt III). Durch die Berücksichtigung der Gruppengrößen und die Ausreißerbereinigung ergeben die Nächster-Nachbar-Indizes etwas andere Werte als die deskriptiv eingesetzten Nächster-Nachbar-Distanzen. Das Grundmuster bleibt jedoch bestehen. Bei allen Lebensstilgruppen außer den *Zurückgezogen lebenden Verweigerern* zeigen sich leichte Klumpungstendenzen, insbesondere bei den *Materialistischen Traditionalisten*. Dennoch ergibt sich auch in der Einzelbetrachtung für keinen der 5 Lebensstiltypen ein auf 5 %-Niveau signifikanter Effekt, was an den geringen Fallzahlen der Teilgruppen liegen mag. Eine Rang-Varianzanalyse zu den um den beschriebenen Einfluss der Gruppengröße korrigierten Nächster-Nachbar-Distanzen bestätigt zudem keine Unterschiede *zwischen* den Lebensstiltypen beim Ausmaß von Klumpung und Gleichverteilung ($H = 2,659$ mit einer Irrtumswahrscheinlichkeit von 61,6 %; Tabelle 22, Abschnitt IV; für die Korrektur wurden die Werte um die Relation der für eine Gruppe bei Zufall zu erwartenden mittleren Nächster-Nachbar-Distanz zu der bei Zufall zu erwartenden mittleren Nächster-Nachbar-Distanz über alle Gruppen gewichtet). Ein abschließender multipler Vergleich im Post-hoc-Stil zeigt daher wie zu erwarten keine paarweise Unterschiede zwischen den Lebensstilgruppen (Tabelle 22, ebenfalls Abschnitt IV).

Zusammenfassend kann bei den Wohnstandorten der Lebensstiltypen zwar eine leichte Tendenz zur *Klumpung insgesamt* festgestellt werden. Statistisch untermauern lässt sich dieser Effekt jedoch nicht. Auch bei den explorativen Analysen für einzelne Lebensstiltypen können überwiegend Klumpungstendenzen ausgemacht werden, doch liegen diese ebenfalls unterhalb der gesetzten Signifikanzanforderungen.

Sub-Hypoth. H-5.2.1c: Die Wohnsitze der Lebensstilgruppen verteilen sich ungleich.

Mit dieser Hypothese werden die Wohnsitzeverteilungen der Lebensstilgruppen direkt in Beziehung zueinander gesetzt. Es werden nicht allein Entfernungen zum nächsten Nachbarn gemessen, sondern gleichzeitig ermittelt, zu welcher Gruppe die Person mit dem nächstliegenden Wohnstandort gehört. Die räumlichen Verteilungen der Teilgruppen werden also ins Verhältnis gesetzt. So kann beurteilt werden, ob sie sich räumlich ungleich zueinander verhalten, und welche Lebensstiltypen sich bei der Wohnstandortwahl eher nahe stehen oder meiden.

	Lebensstiltyp					über alle Lebensstilgruppen
	1. Integr. Ungeb.	2. Unterhalt. Hedon.	3. Hochk. u. Engag.	4. Mater. Tradit.	5. Zurückg. leb. Verw.	
I. deskriptive Analyse zu relativer Nächster-Nachbar-Häufigkeit desselben Lebensstiltyps						
nächster Nachbar: 1. Integr. Ungeb.	22,2%	29,0%	23,1%	34,2%	52,8%	
nächster Nachbar: 2. Unterhalt. Hedon.	23,6%	38,7%	25,0%	7,9%	11,1%	
nächster Nachbar: 3. Hochk. u. Engag.	18,1%	16,1%	30,8%	10,5%	25,0%	
nächster Nachbar: 4. Mater. Tradit.	15,3%	6,5%	3,8%	36,8%	5,6%	
nächster Nachbar: 5. Zurückg. leb. Verw.	20,8%	9,7%	17,3%	10,5%	5,6%	
Übereinstimmung insgesamt						27,7%
95%-Konfidenzintervall Übereinstimmung						22,3%-33,6%
II. Hypothesentest Gleich- vs. Ungleichverteilung						
Pielou-Index						0,077
Irrtumswahrsch. Pielou-Index						1,6%
III. explorative Tests Gleich- vs. Ungleichverteilung zu Einzelgruppe vs. Rest						
Pielou-Index	-0,105	0,201	0,135	0,299	-0,096	
Irrtumswahrsch. Pielou-Index	9,0%	0,1%	3,0%	<0,1%	12,1%	
IV. explorative Tests auf Ungleichverteilung zwischen je 2 Teilgruppen (nur signifikante Ergebnisse)						
1. Integr. Ungeb. (P.-Index / Irrtumsw.)					-0,262 / 0,6%	1=5
2. Unterhalt. Hedon. (P.-Index / Irrtumsw.)			0,239 / 1,1%	0,328 / 0,1%		2≠3; 2≠4
3. Hochk. u. Engag. (P.-Index / Irrtumsw.)				0,251 / 1,7%		3≠4
4. Mater. Tradit. (P.-Index / Irrtumsw.)						
5. Zurückg. leb. Verw. (P.-Index / Irrtumsw.)						

Tab. 23: Ungleichverteilung der Lebensstil-Wohnsitze

Quelle: Eigene Berechnungen. Die Berechnungsvarianten für den Pielou-(Kappa)-Index nach Cohen (1960: 43-44) und Fleiss (1971: 372-382) ergeben bis zur 3. Nachkommastelle dieselben Ergebnisse (siehe oben Kapitel 2.4.1).

Tabelle 23, Abschnitt I, zeigt die beobachteten Nächster-Nachbar-Konstellationen: Die Prozentwerte stellen relative Häufigkeiten bezogen auf die Gruppengröße der Lebensstiltypen dar und summieren sich jeweils über eine Spalte zu 100 % auf. Die Lebensstile der nächsten Nachbarn sind zeilenweise zugeordnet. Hohe interne Stilaffinität zeigen die *Unterhaltungsorientierten Hedonisten* (38,7 %), die *Materialistischen Traditionalisten* (36,8 %) sowie die *Hochkulturell Interessierten und sozial Engagierten* (30,8 %). Die *Zurückgezogen lebenden Verweigerer* weisen mit 5,6 % hingegen nur selten Nachbarn des gleichen Stiltyps auf, was auch daran liegen mag, dass es sich um die kleinste Gruppe handelt. Auffällig ist die große Nähe dieser Gruppe zu den *Integrierten Ungebundenen*, die über die Hälfte (52,8 %) der nächsten Nachbarn ausmachen, wie auch die geringe Affinität zu den *Materialistischen Traditionalisten* (5,6 %). Die *Hochkulturell Interessierten und sozial Engagierten* zählen in nur 3,8 % der Fälle und damit ebenfalls auffallend selten Personen zu ihren

Nachbarn, die den *Materialistischen Traditionalisten* zugerechnet werden können. Auch die *Unterhaltungsorientierten Hedonisten* meiden diese Gruppe, von der nur 6,5 % zu ihren nächsten Nachbarn gehören.

Über alle 260 Personen der Analysestichprobe betrachtet gehört in 27,7 % der Fälle der nächstliegende Nachbar demselben Lebensstiltyp an (Tabelle 23, Abschnitt I). Bei einer zufälligen Verteilung der Wohnstandorte im Untersuchungsgebiet wären unter Berücksichtigung der Gruppengrößen lediglich 21,7 % Übereinstimmung zu erwarten gewesen. Dieser Zufallswert liegt unterhalb des 95 %-Konfidenzintervalls der beobachteten 27,7 %, so dass von einem zwar geringen, aber doch systematischen Effekt ausgegangen werden kann. Anders formuliert: Personen unterschiedlichen Lebensstils sind überproportional selten Nachbarn, verteilen sich also im Untersuchungsraum zueinander ungleich.

Im Hypothesentest wird dieses Ergebnis durch den in Kapitel 2.4.1 eingeführten Pielou-Index gestützt, welcher ebenfalls auf überzufällige (Nicht-)Übereinstimmungen in der Häufigkeitstabelle basiert. Sein positiver Wert von 0,077 zeigt eine leichte, auf 5 %-Niveau signifikante Ungleichverteilung über alle Lebensstilgruppen an (Irrtumswahrscheinlichkeit von 1,6 %; Tabelle 23, Abschnitt II). Die Hypothese H-5.2.1c wird somit bestätigt.

Wie zuvor sollen explorative Analysen eine differenzierte Betrachtung einzelner Gruppen erlauben. Hierzu kann ebenfalls der Pielou-Index herangezogen werden; nur die zu vergleichenden Gruppen sind anders zu definieren. Stellt man jede Gruppe jeweils dem Rest der Analysestichprobe gegenüber, zeigen sich 3 Lebensstiltypen besonders isoliert gegenüber anderen Stilen (Tabelle 23, Abschnitt III): die *Materialistischen Traditionalisten* (Pielou-Index von 0,299 mit einer Irrtumswahrscheinlichkeit unter 0,1 %), die *Unterhaltungsorientierten Hedonisten* (0,201 mit 0,1 %) und die *Hochkulturell Interessierten und sozial Engagierten* (0,135 mit 3,0 %). Damit werden die deskriptiven Befunde im Wesentlichen bestätigt. Interessanterweise handelt es sich um genau die Gruppen, die bei der inhaltlichen Charakterisierung der Lebensstiltypen durch die größte Verhaltensdistanz zu anderen Stilen auffallen (siehe oben Kapitel 5.1.3).

Ein paarweiser Vergleich sämtlicher Gruppen zeigt, welche Lebensstiltypen sich in ihrer Wohnsitzverteilung besonders stark voneinander unterscheiden (Tabelle 23, Abschnitt IV): Zum einen sind dies die *Unterhaltungsorientierten Hedonisten* von den *Hochkulturell Interessierten und sozial Engagierten* (0,239 mit 1,1 %) wie auch den *Materialistischen Traditionalisten* (0,328 mit 0,1 %). Letztere weisen zudem ebenfalls eine deutlich andere Wohnsitzverteilung auf als die *Hochkulturell Interessierten und sozial Engagierten* (0,251 mit 1,7 %). Andererseits bestätigt sich die bereits beobachtete räumliche Nähe zwischen den *Integrierten Ungebundenen* und *Zurückgezogenen*

Lebenden auch statistisch ($-0,262$ mit $0,6\%$). Auch hier ergeben sich Parallelen zu den in Kapitel 5.1.3 beschriebenen paarweisen Verhaltensdifferenzen zwischen Lebensstiltypen, bei denen beispielsweise die *Materialistischen Traditionalisten* durch große Unterschiede zu anderen Gruppen auffallen oder die Merkmalsdistanz zwischen den *Integrierten Ungebundenen* und *Zurückgezogen Lebenden* am geringsten ausfällt.

Damit kann insgesamt eine systematisch erhöhte Nachbarschaftsnähe zu Personen ähnlichen Stils belegt werden, die sich gleichzeitig darin äußert, dass andere Stilisierungsformen räumlich gemieden werden. Allerdings besteht dieses Muster nicht durchgängig. Die differenzierte Betrachtung verdeutlicht, dass manche Stilkombinationen eine stärkere räumliche Ungleichheit aufweisen als andere. Im Einzelfall ist im nachbarschaftlichen Umfeld sogar eine erhöhte räumliche Nähe zwischen bestimmten Stiltypen feststellbar. Die sich bereits andeutenden Zusammenhänge zwischen Verhaltens- und Raumdistanzen werden in Kapitel 5.2.2 systematisch untersucht.

Sub-Hypoth. H-5.2.1d: Die Schwerpunkte der lebensstilspezifischen Wohnsitzverteilungen liegen überzufällig weit auseinander.

Mit dieser Hypothese wird der Fokus auf die räumliche Distanz der Lebensstilgruppen gelegt. Es geht also nicht um direkte Nachbarschaften, sondern um die Frage, ob sich die Lebensstiltypen in grundsätzlich unterschiedlichen Teilarealen des Untersuchungsgebiets niedergelassen haben. Zur Beantwortung wurden die geografischen Mittelzentrumspunkten (siehe oben Kapitel 2.4.1) der Gruppen analysiert. Über die vorangegangene Visualisierung (siehe oben Abbildung 41 in diesem Kapitel) wurde dabei sichergestellt, dass das geografische Mittelzentrum ein geeignetes Lagemaß darstellt. Denn bestünde die Wohnsitzverteilung einer Gruppe aus größeren, weit auseinander liegenden Punktwolken, könnte das Mittelzentrum den räumlichen Schwerpunkt genau in einem kaum besiedelten Gebiet zwischen den Punktwolken anzeigen. In einer solchen Situation wäre eine Gruppe gegebenenfalls in Untergruppen aufzuteilen und mehr als ein Zentrum zu bilden, was die Analyse jedoch verkomplizieren würde. Die Gefahr, dass ein Mittelzentrumspunkt durch Ausreißer verzerrt werden kann (siehe oben Kapitel 2.4.1) ist aufgrund der geringen Ausmaße des Untersuchungsgebiets hingegen als gering einzustufen.

Abbildung 42 zeigt die geografischen Mittelzentren der 5 Lebensstilgruppen im Untersuchungsraum. Ihre dichte Gruppierung kommt dadurch zustande, dass alle Lebensstilgruppen weit über das Untersuchungsgebiet streuen, wie bereits bei der Analyse zu Hypothese H-5.2.1a festgestellt wurde. Entsprechend tendieren alle Schwerpunkte zum Zentrum des Untersuchungsgebiets. Dennoch gibt es sichtbare Verschiebungen, wobei die Ausdehnung der Schwerpunkte in Ost-West-Richtung mit 267 Meter höher ausfällt als entlang der Nord-Süd-Achse mit 162 Metern.

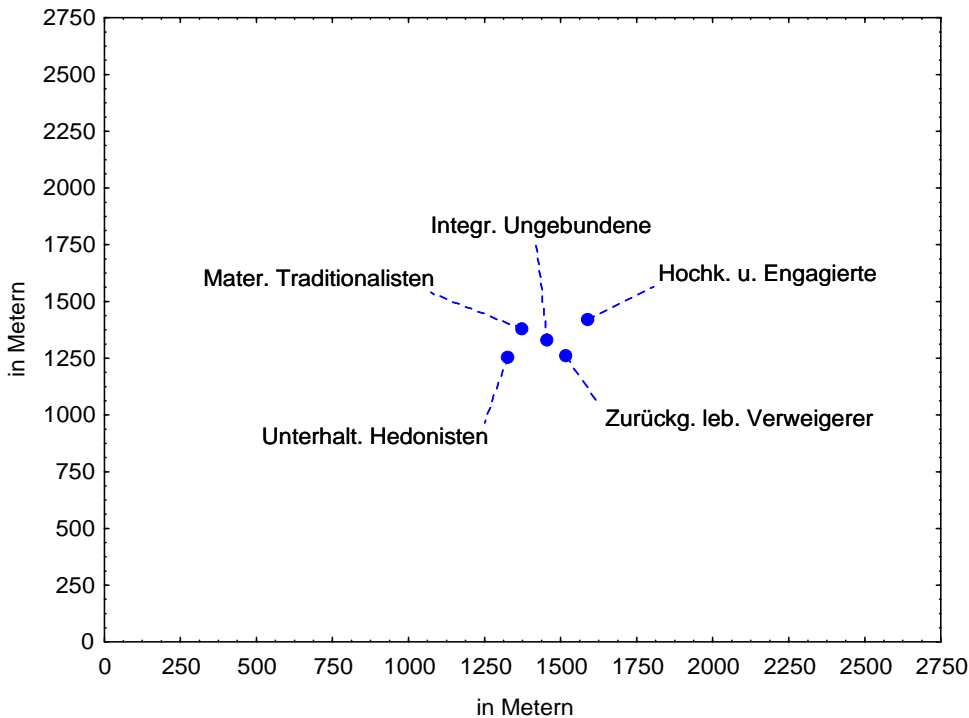


Abb. 42: Schwerpunkte der Lebensstilgruppen im Untersuchungsraum

Quelle: Eigene Darstellung. Die Punkte geben die geografischen Mittelzentren der Lebensstilgruppen wieder.

Betrachtet man die einfachen Euklidischen Distanzen (Luftlinien) zwischen den Gruppen-Schwerpunkten deskriptiv, stellt man bereits erhebliche Unterschiede fest (Tabelle 24, Abschnitt I): Die geringste Entfernung zu den Schwerpunkten anderer Lebensstiltypen weisen die *Integrierten Ungebundenen* mit durchschnittlich 125 Metern auf. Bei dieser Gruppe finden sich auch die kleinsten Einzelentfernungen von 89 Metern zu den *Zurückgezogen lebenden Verweigerern* und 97 Metern zu den *Materialistischen Traditionalisten*. Die Schwerpunkte dieser 3 Gruppen finden sich in der Mitte des beschriebenen Ausschnitts in Abbildung 42. Am weitesten räumlich isoliert gegenüber anderen Gruppen sind die *Hochkulturell Interessierten und sozial Engagierten* mit durchschnittlich 218 Metern und die *Unterhaltungsorientierten Hedonisten* mit im Mittel 197 Metern. Die beiden Letztgenannten weisen mit 313 Metern zudem die höchste Paardistanz zueinander auf, die damit mehr als 3-mal länger ist als die eben genannte kleinste Paarentfernung von 89 Metern. Beide Gruppen liegen an entgegengesetzten Enden des beschriebenen Ausschnitts: Die *Hochkulturell Interessierten und sozial Engagierten* positionieren sich im Nordosten, die *Unterhaltungsorientierten Hedonisten* sind hingegen eher im Südwesten des Untersuchungsgebiets anzutreffen.

Für den Hypothesentest kam erneut der Nächster-Nachbar-Index zum Einsatz (Tabelle 24, Abschnitt II); diesmal allerdings nicht mit Bezug auf einzelne Wohnstandorte, sondern auf die Mittelzentren der Gruppen. Und im Gegensatz zu vorher wird nicht von einer Klumpung ausgegangen, sondern von einem Abstoßungseffekt (Intra-

Heterogenität) zwischen den Zentren. Dieser müsste eine Tendenz zur Gleichverteilung der Schwerpunkte zur Folge haben, was durch einen Indexwert größer 1 angezeigt würde. Die Berechnung des 'Nächster-Nachbar-Index' entspricht im Wesentlichen der zu Hypothese H-5.2.1b: Zunächst wurde für die beobachteten Mittelzentren die mittlere Nächster-Nachbar-Distanz berechnet. Um einen Referenzwert zu ermitteln, wurde die Analysestichprobe mehrfach in Zufallsgruppen aufgesplittet, die in ihrer Größe den Lebensstiltypen entsprechen. Für die Zufallsgruppen wurden ebenfalls Mittelzentren und zugehörige Nächster-Nachbar-Distanzen berechnet. Diese Simulation wurde mehrfach wiederholt, um aus den Einzelabständen einen stabilen Referenzwert zu berechnen, welcher der bei Zufall zu erwartenden mittleren Nächster-Nachbar-Distanz entspricht. Setzt man ihn zu der beobachteten mittleren Nächster-Nachbar-Distanz in Verhältnis, ergibt sich ein Nächster-Nachbar-Index von 1,780. Der Indexwert entspricht einem gegenüber dem Zufall um 78,0 % ($1,780 - 1 = 0,780$) erhöhten Abstoßungseffekt zwischen den Wohnsitz-Schwerpunkten der Lebensstilgruppen und hat mit einer Irrtumswahrscheinlichkeit von 0,1 % auch statistisch Bestand.

	Lebensstiltyp					über alle Lebensstilgruppen
	1. Integr. Ungeb.	2. Unterhalt. Hedon.	3. Hochk. u. Engag.	4. Mater. Tradit.	5. Zurückg. leb. Verw.	
I. deskriptive Analyse der Schwerpunktdistanzen in Metern						
1. Integr. Ungeb.		150	164	97	89	
2. Unterhalt. Hedon.	150		313	134	190	
3. Hochk. u. Engag.	164	313		222	175	
4. Mater. Tradit.	97	134	222		185	
5. Zurückg. leb. Verw.	89	190	175	185		
mittlere Distanz zu anderen Gruppen	125	197	218	159	160	172
II. Hypothesentest auf Gleichverteilung der Schwerpunkte						
Nächster-Nachbar-Index						1,780
Irrtumswahrsch. Nächster-Nachbar-Index						0,1%
III. explorative Tests zu mittlerer Schwerpunktdistanz Einzelgruppe vs. Rest						
t-Wert zu Kontrastanalyse	1,752	-0,928	-1,742	0,466	0,451	
Irrtumswahrsch. t-Test	10,0%	36,8%	10,2%	64,8%	65,8%	
IV. explorative Tests auf Unterschiede der Schwerpunktdistanzen zwischen den Teilgruppen						
mittlere Rangsumme	5,5	12	14,5	10	10,5	
H-Wert Rang-Varianzanalyse						5,009
Irrtumswahrsch. Rang-Varianzanalyse						28,6%
signif. Unterschiede Multiple Vergleiche:						keine
Irrtumswahrsch. Multiple Vergleiche						-

Tab. 24: Distanzen der Schwerpunkte der Lebensstil-Wohnsitze

Quelle: Eigene Berechnungen.

Wie zuvor galt es, dieses Ergebnis über flankierende Analysen zu explorieren. Dafür wurden zunächst für jeden Lebensstiltyp die von ihm ausgehenden Schwerpunktdistanzen gegen die entsprechenden Entfernungen der jeweils anderen Gruppen geprüft (Tabelle 24, Abschnitt III). Zum Einsatz kam eine auf t-Tests basierende Kontrastanalyse, mit der gezielt verschiedene Gruppen und deren Kombinationen gegeneinander gestellt werden können. Dieses üblicherweise hypothesengestützte Verfahren wurde in der vorliegenden Arbeit rein explorativ verwendet. Die Ergebnisse

der deskriptiven Analyse konnten hierbei nur in der Tendenz erhärtet, nicht aber statistisch belegt werden: Zwar weisen die *Hochkulturell Interessierten und sozial Engagierten* sowie die *Unterhaltungsorientierten Hedonisten* eine erhöhte Durchschnittsdistanz zu anderen Schwerpunkten auf, während die *Integrierten Ungebundenen* sich weniger räumlich isoliert zeigen als der Rest. Das 5 %-Kriterium wird jedoch durchweg verfehlt.

Weiterhin wurde wiederum anhand einer Rang-Varianzanalyse geprüft, ob sich die durchschnittlichen Schwerpunktdistanzen der Lebensstilgruppen voneinander statistisch bedeutsam unterscheiden (Tabelle 24, Abschnitt IV). Wie auch die vorausgegangene Einzelbetrachtung gibt die Rang-Varianzanalyse dazu kein auf 5 %-Niveau signifikantes Ergebnis aus (H-Wert von 5,009 mit einer Irrtumswahrscheinlichkeit von 28,6 %). Ein dennoch durchgeführter multipler Vergleich fördert ebenfalls keine relevanten paarweise Unterschiede zwischen einzelnen Gruppen zu Tage.

Die Ergebnisse stützen die Aussage der Hypothese H-5.2.1d. Insgesamt bestätigt sich ein Abstoßungseffekt zwischen den Verteilungen der untersuchten Lebensstiltypen; ihre räumlichen Schwerpunkte liegen überzufällig weit voneinander entfernt. Explorative Anschlussanalysen erlauben es für die vorliegenden Daten jedoch nicht, mit geringer Irrtumswahrscheinlichkeit einzelne, räumlich besonders isolierte oder integrierte Gruppen auszumachen. Da die deskriptive Analyse deutliche Distanzunterschiede zeigt, ist zu vermuten, dass die geringe Zahl an Untersuchungseinheiten für eine statistisch abgesicherte Aussage zu einzelnen Lebensstiltypen nicht ausreicht. Die geringe Fallzahl ergibt sich hier wohlgerne aus den wenigen Schwerpunkten, nicht aus den Wohnstandorten, für welche die Stichprobengröße zu kalkulieren war (siehe oben Kapitel 4.2.2)

Ergebnisübersicht und -diskussion zur Lebensstil-Segregation

Wie aufgrund der theoretischen Überlegungen erwartet, verteilen sich die Lebensstilgruppen systematisch über das Untersuchungsgebiet. Die 4 Sub-Hypothesen lassen sich jedoch nicht pauschal halten. Eine zusammenfassende Übersicht bietet Tabelle 25. Betrachtet man alle Lebensstilgruppen gemeinsam, wird lediglich die Annahme der Inter-Heterogenität erhärtet: Die gegenseitige Ab- und Ausgrenzung wirkt zum einen im näheren Nachbarschaftsumfeld (Hypothese H-5.2.1c). In der explorativen Betrachtung erweist sich diese kleinräumige Ungleichverteilung als besonders ausgeprägt. Vor allem die *Unterhaltungsorientierten Hedonisten*, die *Hochkulturell Interessierten und sozial Engagierten* sowie die *Materialistischen Traditionalisten* sind auch gegenüber anderen Gruppen in ihrer Nachbarschaft räumlich stark separiert (letzte Spalte der Tabelle 25). Zum anderen lässt sich feststellen, dass die Wohnsitzverteilungen der Lebensstilgruppen großräumig gegeneinander verschoben sind, und zwar

primär in Ost-West-Richtung (Hypothese H-5.2.1d). Eine klare Abgrenzung in verschiedene Viertel ist allerdings nicht zu erkennen.

Anders fällt das Bild hinsichtlich nach innen gerichteter Homogenitäts-Bestrebungen aus: So lassen sich keine einheitlichen Lebensstil-Konzentrationen von Wohnsitzen in bestimmten Teilarealen nachweisen (Hypothese H-5.2.1a). Möglicherweise hätte das Untersuchungsgebiet weiter gesteckt werden müssen, um solche größeren, homogenen Lebensstilviertel zu orten. Auch dezentrale Klumpungen innerhalb der Lebensstilgruppen lassen sich nicht belegen (Hypothese H-5.2.1b). Allein die deskriptive Auswertung und das knappe Verfehlen des Signifikanzkriteriums weisen darauf hin, dass mancher Wohnraumsuchende weniger auf die lebensstilspezifische Konsistenz eines gesamten Viertels achtet als auf eine ähnliche Stilisierung im direkten Nachbarschaftsumfeld (Hypothese H-5.2.1b). Dieser Effekt ist jedoch nicht stark ausgeprägt. Auch bei einer Einzelbetrachtung der Teilgruppen zeigt er sich nur noch in der Tendenz, ohne statistisch belegt werden zu können.

Das Ergebnis insgesamt dominierender Abstoßungseffekte befindet sich im Einklang mit der Beobachtung, dass bei der Akzeptanz anderer Bevölkerungsgruppen Toleranzschwellen existieren, deren Überschreiten Verdrängungsprozesse beschleunigt, was zuweilen zu einer stärkeren Segregation führt als von den Beteiligten beabsichtigt (Emergenz). Solche Effekte lassen sich empirisch beobachten – etwa bei einer Gentrifizierung – und sind vielfach durch Simulationsstudien nachgezeichnet worden (siehe oben Kapitel 2.3.1; sowie speziell zur Dominanz von Abstoßungseffekten Peters 2007: 17-19 und Petrescu-Prahova 2007: 244).

Tendenz zu ...	Tendenzen einzelner Lebensstiltypen						signif. paarweise Unterschiede zw. Lebensstiltypen
	über alle Lebensstiltypen	1. Integr. Ungeb.	2. Unterhalt. Hedon.	3. Hochk. u. Engag.	4. Mater. Tradit.	5. Zurückg. leb. Verw.	
a) Konzentration	(o)	(o)	(o)	(+)	(o)	(o)	1 vs. 3
b) Klumpungen	(+)	(+)	(+)	(+)	(+)	(o)	keine
c) Ungleichverteilung	+	(-)	+	+	+	(-)	2 vs. 3 u. 4; 3 vs. 4
d) Distanz zw. Schwerpunkten	+	(-)	(+)	(+)	(o)	(o)	keine

Tab. 25: Segregation der Lebensstiltypen – Übersicht

Quelle: Eigene Berechnungen. Die Pluszeichen stehen für einen positiven, Minuszeichen für einen gegenläufigen Trend. Die Kreise zeigen an, dass kein Trend festzustellen ist. Nicht signifikante Tendenzen stehen in Klammern.

Werden die Ergebnisse in der Gesamtschau für jeden Lebensstiltyp einzeln interpretiert und mit den Charakterisierungen aus Kapitel 5.1.3 abgeglichen, ergibt sich folgendes Bild:

Die größte Lebensstilgruppe der *Integrierten Ungebundenen* ist bezogen auf die 4 untersuchten Ausprägungen nicht segregiert. Ihre Wohnstandorte streuen recht weit über das Untersuchungsgebiet und zeigen allenfalls leichte Tendenzen zu dezentralen Klumpungen. Eine räumliche Trennung gegenüber anderen Lebensstiltypen lässt sich

weder im direkten Nachbarschaftsumfeld noch im Sinne großräumiger Abgrenzungen ausmachen. Im Vergleich zu den anderen Lebensstiltypen scheint diese Gruppe die geringsten Berührungängste zu haben. Dazu passt ihr Verhaltensprofil, wonach soziale Kontakte gezielt und unabhängig vom familialen und nachbarschaftlichen Umfeld gestaltet werden. Die intensive Nutzung moderner Kommunikationskanäle lässt bei dieser Gruppe geografische Entfernungen zudem quasi schrumpfen. Da Berufliches einen hohen Stellenwert einnimmt und ihre Freizeitaktivitäten keinem einfachen Muster folgen, ist dieser Typ zudem möglicherweise recht kompatibel mit anderen Stilen. Dazu passt, dass man im Durchschnitt die geringsten Merkmalsdistanzen zu den anderen Lebensstiltypen aufweist.

Bei den *Unterhaltungsorientierten Hedonisten* ergeben sich hingegen Segregations-tendenzen. Insbesondere im kleinräumigen Umfeld offenbart diese Lebensstilgruppe räumliche Aversionen gegen andere Stiltypen. Offensichtlich besteht hier ein Zusammenhang zu der bei diesem Typ auffällig aktiven Gestaltung des sozialen Umfelds. Die Abneigung gegen andere überrascht insofern, als dass im Rahmen einer postmaterialistischen Grundeinstellung Personen dieses Lebensstiltyps Toleranz besonders hoch bewertet haben.

Von den untersuchten Lebensstiltypen erweist sich die Gruppe der *Hochkulturell Interessierten und sozial Engagierten* als am stärksten räumlich isoliert. Sie tendiert in allen 4 untersuchten Ausprägungen zur Segregation, wobei kleinräumige Abstoßungseffekte überwiegen. Auch dieses Ergebnis ist beachtlich, da sich gerade dieser Lebensstiltyp in der Befragung als besonders aufgeschlossen gegenüber seiner sozialen Umwelt gab. Wie die inhaltliche Charakterisierung in Kapitel 5.1.3 zeigt, handelt es sich nicht um finanziell Bessergestellte, die sich allein über hohe Wohnraumpreise gegenüber anderen räumlich abgrenzen könnten. Daher kann die räumliche Absonderung als Ergebnis eines Stilisierungsprozesses gesehen werden. Möglicherweise wirken hier besonders die hochkulturellen Stilelemente als Distinktionsmittel, die aber nicht unbedingt bewusst zur räumlichen Abgrenzung gegenüber anderen eingesetzt werden müssen. Denkbar ist aber auch, dass die sozialen Kontakte und Aktivitäten trotz ihrer Vielfalt bewusst selektiv und distinktiv verwendet werden.

Auch die *Materialistischen Traditionalisten* zeigen trotz ihrer eher weiten Ausbreitung im Untersuchungsgebiet Anzeichen einer Segregation, welche jedoch eher schwach ausfallen. Festmachen lässt sich dies am direkten Nachbarschaftsumfeld, wobei wiederum Abstoßungseffekte dominieren. Zu diesem Muster passt, dass die *Materialistischen Traditionalisten* Kontakte zu Personen außerhalb der Familie und vertrauten Umgebung eher meiden. Stattdessen dominiert die enge Bindung an das persönliche Umfeld und das eigene Heim.

Bei den *Zurückgezogen lebenden Verweigerer* ist wiederum keine Segregation nachweisbar. Dieses Ergebnis verwundert nicht, wenn man sich vergegenwärtigt, dass dieser Lebensstiltyp weniger von Ablehnung als vor allem von Desinteresse gegenüber seiner Umwelt geprägt ist. Dies schließt Personen des eigenen Lebensstils ein. Was aber nicht interessiert, kann weder der Abgrenzung noch der Identifikation dienen. Möglicherweise handelt es sich bei den *Zurückgezogen lebenden Verweigerern* um einen Bevölkerungsteil, der dem hier angenommenen Entstehungsprozess der Stilbildung kaum unterliegt. Tatsächlich fallen bei dieser Gruppe die Verhaltens-Homogenität und -Distanzen zu anderen eher schwach aus (Tabelle 18 in Kapitel 5.1.3).

Bezogen auf das in der vorliegenden Arbeit entwickelte Segregationskonzept besteht insgesamt eine Tendenz zu Variante VIII in Abbildung 30 (in Kapitel 3.2). Die empirische Situation stellt sich allerdings weit weniger ausgeprägt als in der idealtypischen Darstellung dar. So lassen sich im Untersuchungsgebiet nicht so sehr wenige, voneinander stark abgegrenzte Konzentrationen beobachten, als vielmehr großflächig überlappende Verteilungen von Wohnstandorten der Lebensstilgruppen mit vielen dezentralen Abstoßungseffekten. Erst unter Berücksichtigung nicht signifikanter Tendenzen zur dezentralen Klumpung innerhalb der Lebensstiltypen nähert man sich Variante IX. Abbildung 43 fasst das vorgefundene Wohnmuster schematisiert zusammen, wobei die Darstellung zur besseren Übersicht auf 2 Gruppen beschränkt ist.

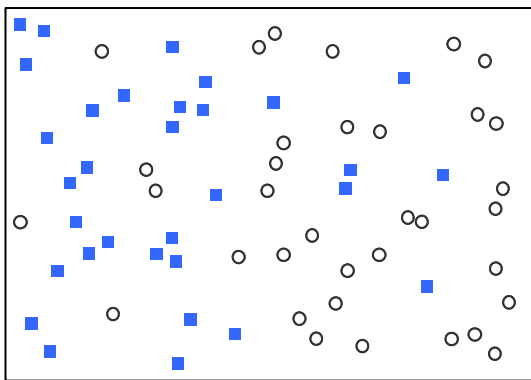


Abb. 43: Schematisierte Darstellung der vorgefundenen Lebensstil-Segregation

Quelle: Eigene Darstellung; zur besseren Übersicht für nur 2 Teilpopulationen.

Betrachtet man die Lebensstilgruppen vor dem Hintergrund des hier entwickelten Konzepts einzeln, so tritt der Effekt der Abgrenzung im näheren Nachbarschaftsumfeld zum Teil noch klarer hervor. Dies gilt für die *Unterhaltungsorientierten Hedonisten*, die *Hochkulturell Interessierten und sozial Engagierten* wie auch für die *Materialistischen Traditionalisten*. In Abbildung 30 entspricht dies ebenfalls der Variante VIII, allerdings auch hier nicht im Sinne einer einfachen Trennung, sondern vielfacher dezentraler Abgrenzungen. Die *Integrierten Ungebundenen* und die *Zurückgezogen lebenden*

Verweigerer verteilen sich mit ihren Wohnsitzen hingegen eher zufällig im Untersuchungsgebiet, was in Abbildung 30 Variante V entspricht.

Vergleich zu klassischen Ungleichheits-Indizes

Ein Vergleich zu den gängigen deskriptiven Ungleichheits-Indizes (siehe oben Kapitel 2.4.1) unterstreicht die Tragfähigkeit des hier verfolgten Konzepts. In Tabelle 21 geben Dissimilaritäts-Indizes die Ungleichheit zwischen je 2 Teilgruppen wieder (Dreiecksmatrix). Segregations-Indizes sollen die Ungleichheit zwischen einer Gruppe und den jeweils restlichen Personen der Analysestichprobe dokumentieren (letzte Spalte). Ein Mehrfach-Gruppen-Index gibt schließlich Aufschluss über das Ausmaß der Ungleichverteilung über alle Gruppen gemeinsam betrachtet (letzte Zeile). Die Berechnung erforderte Häufigkeitswerte zu Teilflächen. Hierfür konnte auf das Vorkommen der Lebensstiltypen in den 7 Teilarealen der räumlich geschichteten Stichprobe zurückgegriffen werden, welche ursprünglich der Untergliederung des Untersuchungsgebiets diente (siehe oben Kapitel 4.2.1 und 4.2.2).

	Dissimilaritäts-Indizes (Angaben in %)					Segregations- Indizes (Angaben in %)
	1. Integr. Ungeb.	2. Unterhalt. Hedon.	3. Hochk. u. Engag.	4. Mater. Tradit.	5. Zurückg. leb. Verw.	
1. Integr. Ungeb.		18,7 (0,5) [0,2]	25,9 (6,8) [3,3]	21,2 (0,1) [0,1]	8,3 (-13,0) [-5,8]	13,9 (-0,7) [-0,3]
2. Unterhalt. Hedon.			31,5 (11,8) [5,8]	22,2 (0,6) [0,3]	20,3 (-1,7) [-0,8]	22,1 (6,8) [2,5]
3. Hochk. u. Engag.				24,7 (2,5) [1,2]	26,9 (4,3) [2,1]	25,5 (9,1) [2,9]
4. Mater. Tradit.					21,9 (-2,4) [-1,2]	16,1 (-2,4) [-0,6]
5. Zurückg. leb. Verw.						12,7 (-6,2) [-1,5]
über alle Gruppen	standardisierter Mehrfach-Gruppen-Index nach Morgan = 18,3%					

Tab. 26: Klassische Ungleichheits-Indizes zu Lebensstiltypen

Quelle: Eigene Berechnungen nach Duncan und Duncan (1955b: 493-503) auf Basis der 7 für die geschichtete Stichprobe verwendeten Teilareale. Die Werte geben den Mindestanteil an, der für eine Gleichverteilung aus einer der beiden Gruppen in andere Teilareale umziehen müsste. In runden Klammern stehen die entsprechenden Indizes für das Erreichen einer Zufallsverteilung, in eckigen Klammern jener Anteil, der für eine Zufallsverteilung aus beiden Gruppen insgesamt zwischen Teilarealen wechseln müsste (Berechnung nach Cortese u. a. 1976: 634-637). Der Mehrfach-Gruppen-Index nach Morgan (1975: 48-50) gibt zudem an, welcher Anteil der Befragten insgesamt für eine Gleichverteilung umziehen müsste.

Nach diesen Ergebnissen fiel mit 18,3 % der Anteil an den Befragten insgesamt eher moderat aus, der für eine Gleichverteilung der Lebensstiltypen in ein anderes der 7 untersuchten Teilareale umziehen müsste (Mehrfach-Gruppen-Index nach Morgan). Die einzelnen Dissimilaritäts- und Segregations-Indizes nach Duncan und Duncan suggerieren teilweise jedoch ein recht hohes Maß an Ungleichverteilung bei einzelnen Lebensstiltypen. Demnach müssten mindestens 31,5 % der *Unterhaltungsorientierten Hedonisten* oder der *Hochkulturell Interessierten und sozial Engagierten* ihren Wohnstandort wechseln, um untereinander eine Gleichverteilung herzustellen. Berücksichtigt man allerdings die von Cortese u.a. (1976: 630-631) empfohlenen Korrekturen (siehe oben Kapitel 2.4.1), vermindern sich die Beträge dramatisch: Dies gilt zum einen, wenn man die Indizes nicht auf den unrealistische Zustand einer proportionalen Streuung bezieht, sondern auf das plausible Szenario einer zueinander

zufälligen Verteilung (Werte in runden Klammern). Dann ergeben sich teilweise sogar negative Werte, die eine leichte Tendenz zu gleichartiger Streuung im Untersuchungsgebiet anzeigen, etwa zwischen den *Integrierten Ungebundenen* und den *Zurückgezogen lebenden Verweigerern*. Geht man zum anderen nicht von einem einseitigen Umzug von Personen nur einer der 2 Gruppen aus, sondern von einem Austausch beider zwischen den Teilarealen, relativieren sich die Zahlen weiter (Werte in eckigen Klammern). Demnach müssten von den auf den ersten Blick zueinander stark ungleich verteilten *Unterhaltungsorientierten Hedonisten* und *Hochkulturell Interessierten und sozial Engagierten* zusammen genommen nur 5,8 % in ein anderes Teilareal wechseln, um den Zustand der Segregation aufzuheben.

Die Ergebnisse zeigen, wie sehr der sorglose Einsatz unbereinigter Dissimilaritäts- und Segregations-Indizes die tatsächliche Segregation überschätzt. Darüber hinaus offenbart ein Vergleich zu den oben durchgeführten Analysen Schwächen der korrigierten Indizes beim Erkennen tatsächlich vorhandener Segregation. Dies gilt nicht nur für die mit der vorliegenden Arbeit untersuchten Aspekte der Konzentration, Klumpung und Distanz, sondern auch für den eigentlichen Gegenstand der klassischen Indizes: die Ungleichverteilung. Ursache dürften die in Kapitel 2.4.1 beschriebenen Probleme sein, dass Dissimilaritäts- und Segregations-Index nicht gegenüber der Wahl der Teilareale und dem Größenverhältnis der Gruppen robust sind. In diesem Zusammenhang sind auch die gängigen Karten mit je nach Bevölkerungsanteil unterschiedlich eingefärbten Arealen kritisch zu sehen; denn ihr Erscheinen hängt ebenfalls stark von den gegebenen administrativen Grenzen ab. Demgegenüber vermeidet die direkte Analyse von Distanzen zwischen einzelnen Wohnstandorten Artefakte und deckt Segregationsformen differenzierter und mit höherer Trennschärfe auf.

Immerhin stimmen die Grundtendenzen der klassischen Ungleichheits-Indizes mit denen der Methoden überein, die im Rahmen des in der vorliegenden Arbeit entwickelten Konzepts eingesetzt wurden. So ergeben beide Auswertungen, dass die *Integrierten Ungebundenen* und die *Zurückgezogen lebenden Verweigerern* am wenigsten segregiert sind. Dies gilt sowohl untereinander als auch gegenüber der jeweiligen Restbevölkerung. Die anderen 3 Gruppen mit den höheren Segregations-Indizes fallen auch beim Pielou-Index durch eine signifikante Ungleichverteilung auf. Besonders die *Hochkulturell Interessierten und sozial Engagierten* zeigen sich unabhängig von der Methodenwahl bei Paarvergleichen zu anderen Gruppen segregiert.

Vergleich zu Ergebnissen anderer Studien

Trotz der angesprochenen methodischen Mängel erlaubt die zusätzliche Ausgabe der Dissimilaritäts- und Segregations-Indizes zumindest grobe Vergleiche zu den wenigen existierenden Lebensstil-Segregationsanalysen von Klocke (1994: 284-285), Friedrichs

(1995: 85-88), Eichenberg (2001: 76-81) und Otte (2004: 265-284), die in Kapitel 2.3.2 vorgestellt sind. Hierbei offenbaren sich interessante Parallelen: Nicht nur die unbereinigten Segregations-Indizes liegen in einem ähnlichen Wertebereich. Übereinstimmungen ergeben sich auch, wenn man die Werte ähnlicher Lebensstiltypen der verschiedenen Studien vergleicht: Zeigen sich in der vorliegenden Untersuchung ausgerechnet die *Hochkulturell Interessierten und sozial Engagierten* am stärksten räumlich separiert, sind es bei Klocke die *Bürgerlich-Konservativen* und die hochkulturell-aufgeschlossenen *Fortschrittlichen*, bei Eichenberg unter anderem die *Politisch-wissenschaftlich Interessierten*, sowie bei Otte die *Konservativ-Gehobenen* und die modern-gehobenen *Reflexionisten* (siehe oben Kapitel 2.3.2). Es handelt sich in allen genannten Studien ausgerechnet auch um jene Stiltypen, die sich besonders tolerant und offen geben und am seltensten Homogenitätsbestrebungen äußern. Die zugehörigen unbereinigten Segregations-Indizes sind mit Werten um die 25 nahezu identisch.

Auch bei den paarweise Vergleichen von Bevölkerungsgruppen offenbaren sich Parallelen: Separieren sich in der vorliegenden Untersuchung die *Hochkulturell Interessierten und sozial Engagierten* in ihrer residenziellen Verteilung stark von den *Unterhaltungsorientierten Hedonisten* und den häuslichen *Materialistischen Traditionalisten*, sind es bei Eichenberg die *Politisch-wissenschaftlichen Interessierten* und *Aktiven Kreativen* einerseits von den *Familienzentrierten Traditionalisten* andererseits, sowie bei Otte die *Konservativ-Gehobenen* und *Reflexionisten* von den *Unterhaltungssuchenden* und den *Heimzentrierten*.

Es gibt jedoch auch Unterschiede: Anders als die in der vorliegenden Untersuchung ebenfalls erkennbar segregierten *Materialistischen Traditionalisten*, sind in den genannten Arbeiten Lebensstile mit Nähe zur Trivial- oder Spannungskultur, materialistischen und konservativen Werteinstellungen weniger deutlich räumlich ungleich verteilt. So weisen die *Einfach-Häuslichen* bei Klocke oder die *Traditionellen Arbeiter* und *Konventionalisten* bei Otte nur geringe Segregationstendenzen auf, sowie die *Familienzentrierten Traditionalisten* bei Eichenberg nur durchschnittliche (siehe oben Kapitel 2.3.2). Dass die *Zurückgezogen Lebenden (beruflich Eingespannten)* bei Eichenberg vergleichsweise stark, in der vorliegenden Untersuchung die *Zurückgezogen lebenden Verweigerer* jedoch nicht nachweisbar segregiert sind, dürfte allerdings daran liegen, dass sich beide Gruppen trotz der ähnlichen Etikettierung ganz unterschiedlich zusammensetzen. Bei ersteren lässt Berufliches nur wenig Zeit für Freizeitaktivitäten, während die zweitgenannte Gruppe durch eine gewisse Lethargie und ein allgemeines Desinteresse auffällt.

Trotz der beschriebenen Parallelen sei nochmals betont, dass ein Vergleich zu den genannten Arbeiten an deren methodischen Unzulänglichkeiten leidet, sei es bei der

Operationalisierung der Lebensstile, der teils willkürlichen Bildung der Teilflächen, der Beschränkung von Segregation auf Ungleichverteilung oder dem Fehlen bereinigter Indizes.

5.2.2 Zusammenhang lebensstilspezifisches Verhalten und Segregation

Methodische Vorüberlegungen

Anhand der Merkmalsprofile der Lebensstiltypen aus Kapitel 5.1.3 und den verschiedenen Segregationsmaßen aus Kapitel 5.2.1 lässt sich der Zusammenhang zwischen Lebensstilverhalten und Verteilung der Wohnstandorte recht einfach untersuchen. Hierfür müssen lediglich die clusteranalytischen Verhaltensdistanzen (soziale Distanz) mit den ebenfalls distanzbasierten Indexwerten zur Segregation (räumliche Distanz) korreliert werden (vgl. oben Abbildung 31 in Kapitel 3.2.3).

Vorraussetzung für eine parametrische Produkt-Moment-Korrelation nach Pearsons ist neben Intervallskalenniveau, dass die Merkmale bivariat normalverteilt sind, in einem Streudiagramm also annähernd die Form einer Ellipse ergeben (Bortz 1999: 204-205). Erstere Voraussetzung ist erfüllt; schließlich basieren alle zu berücksichtigenden Werte auf Euklidischen Distanzen, unabhängig davon, ob im Merkmals- oder Stadtraum gemessen wurde. Ob der Anforderung einer bivariaten Normalverteilung entsprochen wird, kann aufgrund der wenigen Werte jedoch für die meisten der folgenden Tests nicht beurteilt werden. Die vorliegende Untersuchung greift daher auf die Rang-Korrelation nach Spearman zurück. Sie ist nahezu identisch mit Pearsons Produkt-Moment-Korrelation, mit dem Unterschied, dass die Werte vor der eigentlichen Berechnung in Rangskalen überführt werden (Bortz u.a. 2000: 414-422). Strengere Verteilungsannahmen entfallen somit.

Hypothese H-5.2.2: Das zugleich homophile und distinktive Verhalten von Lebensstilgruppen im urbanen Raum führt über charakteristische Standortentscheidungen zu segregierten Wohnstrukturen.

Analog zu Kapitel 5.2.1 wird diese Aussage über 4 Sub-Hypothesen untersucht, welche die Segregationsformen Konzentration, Klumpung, Ungleichverteilung und Distanz beleuchten. Dabei kommt die gleiche Methodik wie zuvor zum Einsatz, weshalb auf eine erneute ausführliche Beschreibung der einzelnen Indizes und Verfahren verzichtet wird. Neu ist der direkte Bezug zum Lebensstilverhalten: Für alle Teil-Hypothesen wurden dazu Rang-Korrelationen zwischen den verhaltensbasierten Merkmalswerten der Lebensstiltypen und ihren räumlichen Segregationsmaßen durchgeführt. Die Resultate sind am Ende dieses Kapitels im Abschnitt zur Ergebnisübersicht und -diskussion in einer gemeinsamen Tabelle zusammengefasst (Tabelle 27).

Sub-Hypoth. H-5.2.2a: Je größer die Verhaltens-Homogenität innerhalb eines Lebensstiltyps ist, desto stärker ist die Konzentration seiner Wohnsitze.

Zur Überprüfung dieser Aussage wurde die Verhaltens-Homogenität über die mittlere Verhaltensdistanz innerhalb eines Lebensstiltyps zu seinem Clusterzentrum operationalisiert (siehe oben die letzte Spalte der Tabelle 18 in Kapitel 5.1.3), und die räumliche Konzentration über seine relative Standarddistanz (siehe oben Tabelle 21 in Kapitel 5.2.1). Zwischen diesen Wertepaaren wurde über alle Lebensstilgruppen die Rang-Korrelation berechnet.

Das Ergebnis kann die Hypothese nicht bestätigen. Der negative Korrelationskoeffizient (-0,400) zeigt sogar einen umgekehrten Zusammenhang an. Allerdings liegt die Irrtumswahrscheinlichkeit mit 50,5 % so hoch, dass sich selbst eine Aussage über Tendenzen verbietet.

Sub-Hypoth. H-5.2.2b: Je größer die Verhaltens-Homogenität innerhalb einer Lebensstilgruppierung ist, desto stärker tendiert ihre Wohnsitzverteilung zu einem Klumpenmuster.

Zu dieser Sub-Hypothese wurde der Zusammenhang zwischen der mittleren Verhaltensdistanz innerhalb eines Lebensstiltyps zu seinem Clusterzentrum (siehe oben die letzte Spalte der Tabelle 18 in Kapitel 5.1.3) und seinem Nächster-Nachbar-Index zur räumlichen Klumpung (siehe oben Tabelle 22 in Kapitel 5.2.1) geprüft. Auch hier weist der negative Koeffizient (-0,700) jedoch genau in die andere Richtung als unterstellt. Danach wäre der räumliche Zusammenhalt einer Bevölkerungsgruppe in ihrem näheren Nachbarschaftsumfeld umso geringer, je konsistenter ihre Stilisierung ist. Möglicherweise stellt bei einer sehr homogenen Stilisierung der Kontakt zu anderen Bevölkerungsgruppen eigene Verhaltensmuster weniger in Frage und werden diese daher seltener gemieden. Da der Test eine Irrtumswahrscheinlichkeit von 18,8 % ausgibt, lässt sich jedoch weder die ursprüngliche Annahme noch die entgegengesetzte Aussage statistisch untermauern.

Sub-Hypoth. H-5.2.2c: Je größer die Verhaltensdifferenzen zwischen Lebensstilgruppen sind, desto ungleicher verteilen sich ihre Wohnsitze.

Diese Sub-Hypothese wurde operationalisiert, indem die paarweise Verhaltensdistanzen zwischen den Cluster-Schwerpunkten der Lebensstilgruppen (siehe oben Tabelle 18 in Kapitel 5.1.3) ihren paarweise Pielou-Indizes zur räumlichen Ungleichheit (siehe oben Tabelle 23 in Kapitel 5.2.1) gegenübergestellt wurden. Die Analysen in Kapitel 5.2.1 erbrachten erste Hinweise, dass der mit dieser Teil-Hypothese unterstellte Zusammenhang existiert. Und tatsächlich zeigt der Korrelationskoeffizient von 0,867

einen starken positiven Zusammenhang an, der sich zudem mit einer Irrtumswahrscheinlichkeit von nur 0,1 % als hochsignifikant erweist. Je stärker sich Lebensstilgruppen in ihrer Stilisierung unterscheiden, desto mehr meiden sie sich bei der Wohnsitzwahl im unmittelbaren Nachbarschaftsumfeld.

Sub-Hypoth. H-5.2.2d: Je größer die Verhaltensdifferenzen zwischen Lebensstilgruppen sind, desto weiter liegen die Schwerpunkte ihrer Wohnsitzverteilungen auseinander.

Mit dem zugehörigen Test wurden schließlich die Verhaltensdistanzen zwischen den Cluster-Schwerpunkten der Lebensstilgruppen (Tabelle 18 in Kapitel 5.1.3) den räumlichen Entfernungen zwischen ihren Mittelzentren gegenübergestellt (Tabelle 24 in Kapitel 5.2.1). Der positive Korrelationskoeffizient von 0,309 erweist sich jedoch wie die ersten beiden Tests zu diesem Hypothesenblock als nicht signifikant. Eine ergänzende Exploration deutet allerdings auf eine nicht-lineare Beziehung hin (umgekehrt U-förmiger Verlauf), die durch eine einfache Rang-Korrelation nicht erfasst wird: Bis zu einem gewissen Punkt besteht ein positiver Zusammenhang. Wenn aber die Verhaltensdistanz weiter zunimmt, sinkt die räumliche Distanz wieder. Möglicherweise ist das Distinktionsbedürfnis bei „feinen Unterschieden“ (Bourdieu; siehe oben Kapitel 2.1.2) von größerer Bedeutung, während vollkommen andere Verhaltensweisen für die eigene Stilisierung als weniger störend empfunden werden. Diese Überlegungen gehen in eine ähnliche Richtung wie bei der Ergebnisdiskussion zu Hypothese H-5.2.2b, wonach in ihrer Merkmalsausprägung besonders konsistente Lebensstile keinen Schutz durch räumlichen Zusammenhalt benötigen. Wie dort handelt es sich auch hier um ungesicherte Mutmaßungen, welche interessante Anknüpfungspunkte für weitere Forschungsprojekte bieten.

Ergebnisübersicht und -diskussion zum Zusammenhang von Verhalten und Segregation bei Lebensstilen

Insgesamt bestätigt der zweite Hypothesenblock die Dominanz der Inter-Heterogenität. Dies spricht für Bourdieus (1999: 105-106) Annahme, Lebensstilgruppen definierten sich im gegenseitigen Kontakt vor allem über ihre Verhaltensdifferenzen und weniger über Gemeinsamkeiten. Soziale Distanzen, welche sich in unterschiedlichen Verhaltensmustern äußern, übertragen sich zumindest im nachbarschaftlichen Umfeld in räumliche Distanzen. Letztere hatten sich bereits zuvor als bedeutsam erwiesen (siehe oben Kapitel 5.2.1). Bei den ebenfalls signifikanten Verschiebungen der räumlichen Schwerpunkte ist allerdings kein klarer Zusammenhang zu den Distanzen der Merkmals-Schwerpunkte erkennbar. Möglicherweise existiert eine nicht-lineare Beziehung, was in Folgeuntersuchungen näher zu untersuchen wäre. Die Ergebnisse anderer Studien, dass mit der sozialen Distanz auch die räumliche Distanz zunimmt

(siehe oben Kapitel 3.1.1), sowie Ottens (2004: 276), dass mit Unterschieden in der Lebensführung die räumliche Trennung zunehme (siehe oben Kapitel 2.3.2), können hier für Lebensstile differenziert werden: Diese Zusammenhänge gelten eher auf der städtischen Mesoebene, im größeren Maßstab jedoch nur eingeschränkt. Für eine bessere Beurteilung wäre allerdings ein größeres Untersuchungsgebiet als in der vorliegenden Arbeit zu betrachten.

Bei der Intra-Homogenität kann hingegen kein Zusammenhang zwischen Verhalten und Raumverteilung belegt werden. Dies mag daran liegen, dass die räumliche Verteilung der Wohnstandorte im Untersuchungsgebiet keiner einfachen zentralen Häufung folgt, sondern die Lebensstiltypen zu vielen dezentralen Klumpungen neigen (siehe oben Kapitel 5.2.1). Somit greift das Übertragen auf Merkmalsdistanzen zu einheitlichen Gruppenschwerpunkten nicht mehr. In jedem Fall sollte die Homogenitätsannahme nicht leichtfertig verworfen werden. So unterstreichen flankierende deskriptive Auswertungen, dass viele Befragte bei Wohnungs- oder Haussuche der Nähe zu Gleichgesinnten ausdrücklich eine hohe Priorität einräumen: Fast 2 Dritteln (65,2 %) ist eine homophile Ausrichtung nach eigenem Bekunden sehr oder zumindest eher wichtig, eher oder gar völlig unwichtig nur gut 10 %. Dieses Antwortmuster erweist sich als über alle Lebensstiltypen hinweg recht konsistent. Wie erwartet fällt die Bedeutung von Vielfalt im eigenen Viertel demgegenüber leicht ab: 46,6 % ist diese sehr oder eher wichtig; als eher oder völlig unwichtig erachtet immerhin knapp ein Fünftel aller Befragten dieses Kriterium. Auch zeigen sich hier zwischen den Lebensstiltypen leicht unterschiedliche Tendenzen. So ist Vielfalt den *Hochkulturell Interessierten und sozial Engagierten* sowie den *Integrierten Ungebundenen* nach eigenem Bekunden ein besonderes großes Anliegen, während die *Materialistischen Traditionalisten* und die *Zurückgezogen lebenden Verweigerer* unterdurchschnittlich Wert auf sie legen.

Dass sich das Bevorzugen Gleichgesinnter gegenüber Vielfalt im eigenen Wohnviertel eher geringfügig in der tatsächlichen Wohnsitzverteilung niederschlägt weist darauf hin, dass Konzentrations- und Klumpungstendenzen bei freier Standortwahl noch stärker ausfallen könnten. Diese Interpretation stünde auch im Einklang mit Ottens (2004: 279-280) Beobachtung, dass ausgerechnet jene Bevölkerungsteile am geringsten segregiert sind, welche die Homogenitätsaussage am vehementesten vertreten (siehe oben Kapitel 2.3.2), wobei es sich um eher ressourcenschwache Gruppen handelt, denen es an Möglichkeiten der Durchsetzung ihrer Bedürfnisse mangelt. Zudem erweist sich einmal mehr, dass bekundete Toleranz und Offenheit gegenüber anderen eher zum positiven Selbstbild als zur gelebten Alltagspraxis gehören. Zumindest schlagen sie sich nicht im Ausmaß der Segregation einer Gruppe nieder, was bei den *Hochkulturell Interessierten und sozial Engagierten* besonders augenfällig wird.

Zusammenhang zwischen ...	Rangkorrelation über alle Lebensstiltypen				
	Überblick	Anzahl Wertepaare	Spearman's R	t-Wert	Irrtumswahrscheinlichkeit
a) Verhaltens-Homogenität und geringer räumlicher Konzentration	(○)	5	-0,400	-0,756	50,5%
b) Verhaltens-Homogenität und räumlichen Klumpungen	(○)	5	-0,700	-1,698	18,8%
c) Verhaltens-Unterschieden und räumlicher Ungleichverteilung	+	10	0,867	4,914	0,1%
d) Verhaltens-Unterschieden und räumlicher Distanz zw. Schwerpunkten	(○)	10	0,309	0,919	38,5%

Tab. 27: Zusammenhang lebensstilspezifisches Verhalten und Segregation – Übersicht

Quelle: Eigene Berechnungen von Spearman's R (Bortz u.a. 2000: 414-422). Das Pluszeichen in der Übersichtsspalte steht für einen positiven Trend; die Kreise zeigen an, dass kein Trend festzustellen ist. Nicht signifikante Tendenzen stehen in Klammern.

Die insgesamt nur schwache Bestätigung der 4 Sub-Hypothesen mag darin begründet liegen, dass die Ergebnisse der hier durchgeführten Tests auch davon abhängen, ob überhaupt Tendenzen zu den 4 untersuchten Segregationsformen vorliegen. Dieses konnte jedoch nur für die Abstoßungseffekte bestätigt werden (siehe oben Kapitel 5.2.1). So verwundert es nicht, dass der einzige bestätigte Zusammenhang – der zwischen Unterschieden im Lebensstilverhalten und räumlicher Ungleichverteilung – genau in diese Rubrik fällt. Kritisch hervorzuheben ist auch die für die Tests sehr knappe Datenmenge. Kontrollberechnungen zeigen, dass mindestens 19 Datenpunkte erforderlich wären, um eine starke Korrelation von 0,6 mit weniger als 5 % Irrtumswahrscheinlichkeit und mit 80 %iger Teststärke als signifikant erkennen zu können (vgl. auch Bortz und Döring 2006: 628). Für die beiden Tests zur Inter-Heterogenität standen jedoch nur jeweils 10 Entfernungswerte zwischen den Lebensstiltypen zur Verfügung, für die beiden Tests zur Intra-Homogenität sogar nur 5 Wertepaare. Insofern sind signifikante Aussagen hier nur schwierig zu erbringen, was die vorliegenden Ergebnisse auch widerspiegeln. Dieses Problem liegt in der Fragestellung begründet, mit der vergleichsweise wenige Teilgruppen untersucht werden sollen. Durch eine größere Stichprobe allein wäre es nicht zu lösen, allenfalls durch eine differenziertere Bildung von Lebensstiltypen.

5.2.3 Bedeutung der sozialen Lage im Vergleich zum Lebensstil

Methodische Vorüberlegungen

Die Segregation nach horizontalen und vertikalen Merkmalen der sozialen Lage lässt sich nach dem gleichen Schema untersuchen wie in Kapitel 5.2.1. Hierbei interessiert, ob sich ähnliche oder vollkommen andere Raumordnungsmuster ausmachen lassen als bei den Lebensstiltypen.

Hypothese H-5.2.3: Im urbanen Raum besteht ebenfalls eine residenzielle Segregation nach Merkmalen der sozialen Lage (Alter, Lebensform, Ethnie, Konfession, Bildung, Erwerbsform, Berufsstand und Einkommen).

Zur Prüfung der 4 Sub-Hypothesen wurde die gleiche Methodik wie in Kapitel 5.2.1 gewählt. Daher sind die eingesetzten Indizes und Verfahren an dieser Stelle nicht nochmals erläutert. Wie zuvor beim Lebensstil wurde jedes der 8 oben genannten Soziale-Lage-Merkmale jeweils für sich auf Segregationseffekte untersucht (zur Operationalisierung der Soziale-Lage-Gruppen siehe oben Kapitel 4.2.3). Beispielsweise wurden die 6 Altersgruppen auf ihre räumliche Intra-Homogenität und ihre Verteilung zueinander analysiert. Entsprechend wurde für die verschiedenen Lebensformen, Ethnien, etc. verfahren. Um die Ergebnisdarstellung nicht zu überfrachten, sind im Folgenden nur die primär interessierenden globalen Hypothesentests komplett aufgeführt. Die flankierenden explorativen Analysen wurden analog dem Vorgehen in Kapitel 5.2.1 vollständig durchgeführt. Ihre Ergebnisse sind zur besseren Übersicht aber nur ausgewiesen, sofern sie sich mit einer maximalen Irrtumswahrscheinlichkeit von 5 % als statistisch signifikant erwiesen haben.

Sub-Hypoth. H-5.2.3a: Die Wohnsitzverteilungen innerhalb der genannten Soziale-Lage-Gruppen weisen insgesamt eine deutliche Konzentration auf.

Wie zuvor bei den Lebensstiltypen ist auch bei einer Differenzierung nach anderen Sozialstruktur-Merkmalen keine bedeutende Konzentration erkennbar (Tabelle 28, Abschnitt I). D.h. bei keinem der Merkmale liegt die räumliche Binnenstreuung wesentlich unter der Gesamtstreuung, so dass die zugehörigen F-Tests durchweg nicht signifikant ausfallen. Allerdings weisen einzelne Bevölkerungsteile relativ geringe Standarddistanzen auf, also verstärkte Konzentrationen (Tabelle 28, Abschnitt II). Dazu gehören insbesondere die jüngste Altersgruppe der 18- bis Unter-25-Jährigen, Personen ohne deutsche oder mit doppelter Staatsbürgerschaft, sowie Menschen, die einer anderen als den dominierenden evangelischen und katholischen Religionsgemeinschaften angehören. Die eher geringe räumliche Ausbreitung dieser Teilgruppen erweist sich jedoch im explorativen F-Test statistisch als nicht signifikant. Auch zwischen Teilgruppen eines Sozialstruktur-Merkmals sind keine signifikanten Streuungsunterschiede erkennbar.

	Soziale Lage differenziert nach ...							
	Alter	Lebens- form	Ethnie	Konfes- sion	Bildung	Erwerbs- form	Beruf	Einkom- men
I. Hypothesentest auf Abweichung gepoolte Gruppen- vs. Gesamtstreuung								
F-Wert	1,027	0,991	0,999	0,997	1,009	0,997	0,966	0,984
Irrtumswahrsch. F-Test	41,6%	53,0%	50,4%	50,9%	47,2%	50,8%	60,0%	55,1%

II. Besonderheiten in explorativen Tests

Die 18- bis Unter-25-Jährigen, sowie ethnische und konfessionelle Minderheiten weisen relativ geringe Standarddistanzen auf, die jedoch im F-Test statistisch nicht signifikant sind. Auch zwischen Teilgruppen eines Soziale-Lage-Merkmals lassen sich über Rang-Varianzanalysen und Multiple Vergleiche keine signifikanten Streuungsunterschiede feststellen.

Tab. 28: Konzentration der Wohnsitze von Soziale-Lage-Gruppen

Quelle: Eigene Berechnungen.

Sub-Hypoth. H-5.2.3b: Die Wohnsitzverteilungen innerhalb der genannten Soziale-Lage-Gruppen weisen insgesamt ein deutliches Klumpungsmuster auf.

Bei allen 8 Sozialstruktur-Merkmalen liegen die Nächster-Nachbar-Indizes unter 1 und zeigen damit dezentrale Klumpungstendenzen an (Tabelle 29, Abschnitt I). Signifikant sind diese Effekte jedoch nur bei einer Differenzierung nach Alter (Index von 0,933 mit 4,0 % Irrtumswahrscheinlichkeit) und Einkommen (0,928 mit 2,9 %). Das Merkmal Bildung zeigt mit einem Index von 0,938 eine ähnlich starke Klumpung wie die Lebensstiltypen (0,939; siehe oben Kapitel 5.2.1) und verfehlt ebenfalls das mit 5 % Irrtumswahrscheinlichkeit gesetzte Signifikanzniveau knapp. Betrachtet man einzelne Gruppen, ergibt sich folgendes Bild: Beim Alter und Einkommen fallen ältere Menschen (0,876) und Geringverdiener (0,869) durch vergleichsweise starke, jedoch nicht signifikante Klumpungen auf (Tabelle 29, Abschnitt II). Obwohl wie beschrieben über alle Bildungsklassen betrachtet keine signifikante Klumpung festzustellen ist, erweist sich der Nächster-Nachbar-Index mit 0,782 und einer Irrtumswahrscheinlichkeit von 0,7 % für die mittlere Bildungsklasse als bedeutsam. Die Gruppe der Erwerbslosen tendiert mit einem Indexwert von 1,441 (1,1 % Irrtumswahrscheinlichkeit) sogar zur Gleichverteilung. Trotz dieser Tendenzen einzelner Teilgruppen ergibt keiner der explorativen Tests, dass sich eine Teilgruppe signifikant von anderen desselben Soziale-Lage-Merkmals abhöbe. Dies gilt auch für die mittlere Bildungsklasse, da die anderen Bildungsgruppen tendenziell ebenfalls klumpen, und für die Erwerbslosen, deren mit 9 Personen geringe Fallzahl in der Analytestichprobe für einen statistisch relevanten Unterschied vermutlich nicht genügt.

	Soziale Lage differenziert nach ...							
	Alter	Lebensform	Ethnie	Konfession	Bildung	Erwerbsform	Beruf	Einkommen
I. Hypothesentest beobachtete vs. zufällige Nächste-Nachbar-Distanz								
Nächster-Nachbar-Index	0,933	0,956	0,977	0,991	0,938	0,966	0,973	0,928
Irrtumswahrsch. Nächster-Nachbar-Index	4,0%	18,3%	48,5%	77,9%	5,6%	30,4%	50,1%	2,9%
II. Besonderheiten in explorativen Tests								

Ältere Menschen und Geringverdiener fallen durch etwas stärkere, jedoch nicht signifikante Klumpungen auf (Nächster-Nachbar-Indizes von 0,876 und 0,869), während sich die Klumpung der mittleren Bildungsklasse als signifikant erweist (Nächster-Nachbar-Index von 0,782 und 0,7% Irrtumswahrsch.). Die Gruppe der Erwerbslosen tendiert hingegen zur Gleichverteilung (1,441 mit 1,1% Irrtumswahrsch.). Trotz dieser Tendenzen einzelner Teilgruppen ergibt keine der explorativen Rang-Varianzanalysen und Multiplen Vergleiche, dass sich eine Teilgruppe signifikant von anderen desselben Soziale-Lage-Merkmal abhebt.

Tab. 29: Klumpungen der Wohnsitze von Soziale-Lage-Gruppen

Quelle: Eigene Berechnungen.

Sub-Hypoth. H-5.2.3c: Die Wohnsitze innerhalb der genannten Soziale-Lage-Gruppen verteilen sich ungleich.

Im näheren Nachbarschaftsumfeld sind bei 3 der 8 Merkmalsformen signifikante Ungleichverteilungen zu beobachten (Tabelle 30, Abschnitt I): Am stärksten zeigt sich dies mit einem Pielou-Index von 0,133 und einer Irrtumswahrscheinlichkeit von 0,6 % bei einer Gliederung der Analytestichprobe nach Bildungsniveaus. Auch beim Einkommen (0,081 mit 1,1 %) und der der Lebensform (0,082 mit 4,1 %) ergeben sich entsprechende Effekte. Bei den 3 genannten Soziale-Lage-Merkmalen ist das Ausmaß der Ungleichheit damit etwas stärker als bei den Lebensstilgruppen (0,077 mit 1,6 %; siehe oben Kapitel 5.2.1). Für alle 8 Soziale-Lage-Merkmale zusammen betrachtet fällt die Klumpung im Mittel jedoch geringer aus als bei den Lebensstiltypen (durchschnittlicher Pielou-Index von 0,047; nicht in der Tabelle ausgegeben).

Die explorative Analyse identifiziert einzelne Teilgruppen, welche sich in ihrem näheren Wohnumfeld von anderen Bevölkerungsteilen abgrenzen (Tabelle 30, Abschnitt II): Besonders Geringverdiener (Einzelgruppen-Pielou-Index von 0,208 mit einer Irrtumswahrscheinlichkeit von 0,1 %) aber auch Personen mit mittlerem Haushalts-Netto-Einkommen (0,169 mit 0,7 %) sind gegenüber anderen Einkommensgruppen räumlich isoliert. Ganz ähnlich finden sich in der Nachbarschaft von Bessergebildeten eher selten Personen mit geringerer Qualifikation (0,165 mit 0,8 %). Im direkten Wohnumfeld von Alleinstehenden sind die anderen Lebensformen der in Partnerschaft Lebenden und Alleinerziehenden unterrepräsentiert (0,141 mit 2,4 %). Bei den Erwerbsformen ergibt sich kein signifikanter Effekt, wenn man die Verteilung über alle Klassen zusammen betrachtet; die explorative Einzelanalyse zeigt aber, dass erwerbstätige Personen selten in der Nähe von Menschen ohne feste Beschäftigung wohnen (0,134 mit 3,2 %). Gegen den allgemeinen Trend offenbart eine Teilgruppe integrative Kräfte: So wohnen Angestellte überzufällig häufig in der Nähe anderer Berufsgruppen (Arbeiter, Beamten und Selbständige; -0,163 mit 3,5 %).

	Soziale Lage differenziert nach ...							
	Alter	Lebens- form	Ethnie	Konfes- sion	Bildung	Erwerbs- form	Beruf	Einkom- men
I. Hypothesentest Gleich- vs. Ungleichverteilung								
Pielou-Index	0,046	0,082	-0,036	0,051	0,133	0,101	-0,085	0,081
Irrtumswahrsch. Pielou-Index	12,8%	4,1%	53,7%	29,3%	0,6%	6,5%	16,0%	1,1%
II. Besonderheiten in explorativen Tests								
Folgende Teilgruppen meiden in ihrer Nachbarschaft andere Bevölkerungsgruppen derselben Soziale-Lage-Dimension: Geringverdiener (Pielou-Index von 0,208 mit 0,1% Irrtumswahrsch.), aber auch Personen mit mittlerem Haushalts-Nettoeinkommen (0,169 mit 0,7%); Bessergebildete (0,165 mit 0,8%), Alleinstehende (0,141 mit 2,4%) und Erwerbstätige (0,134 mit 3,2%). Angestellte weisen hingegen eine leichte Nachbarschaftsnähe zu anderen Gruppen auf (-0,163 mit 3,5%).								

Tab. 30: Ungleichverteilung der Wohnsitze von Soziale-Lage-Gruppen

Quelle: Eigene Berechnungen.

Sub-Hypoth. H-5.2.3d: Die Schwerpunkte der Wohnsitzverteilungen innerhalb der genannten Soziale-Lage-Gruppen liegen überzufällig weit auseinander.

Hinsichtlich dieser Sub-Hypothese zeigen sämtliche Soziale-Lage-Merkmale ein durchgängiges Muster: Die Schwerpunkte positionieren sich insgesamt entlang einer Ost-West-Achse oder folgen einer Nord-West-/Süd-Ost-Ausrichtung (nicht abgebildet). Als signifikant erweisen sich die Entfernungen zwischen den 6 Altersgruppen mit einem Nächster-Nachbar-Index von 1,928 und einer Irrtumswahrscheinlichkeit unter 0,1 % (Tabelle 31, Abschnitt I). Gleiches gilt für die Distanzen zwischen den 3 Bildungsklassen (1,617 mit 4,1 %). D.h. die Abstände zwischen den Mittelzentren sind gegenüber einer Zufallsverteilung um etwa 62 bis 93 % erhöht. Damit fällt der Abstoßungseffekt zu diesen beiden Soziale-Lage-Merkmalen etwa so stark aus wie bei den Lebensstiltypen (1,780 mit 0,1 %; siehe oben Kapitel 5.2.1). Bei Einzelvergleichen hebt sich lediglich die Gruppe der 18- bis Unter-25-Jährigen ab, deren Wohnsitz-Schwerpunkt sich signifikant von allen anderen Altersgruppen Richtung Osten absetzt (t-Wert von -3,567 mit 0,2 % Irrtumswahrscheinlichkeit; Tabelle 31, Abschnitt II).

	Soziale Lage differenziert nach ...							
	Alter	Lebens- form	Ethnie	Konfes- sion	Bildung	Erwerbs- form	Beruf	Einkom- men
I. Hypothesentest auf Gleichverteilung der Schwerpunkte								
Nächster-Nachbar-Index	1,928	0,937	0,558	0,676	1,617	0,966	0,502	0,626
Irrtumswahrsch. Nächster-Nachbar-Index	<0,1%	80,8%	23,1%	21,4%	4,1%	90,9%	5,7%	11,0%
II. Besonderheiten in explorativen Tests								
Bei den Einzelvergleichen fällt die Gruppe der 18- bis Unter-25-Jährigen auf, deren Wohnsitz-Schwerpunkt sich signifikant von den anderen Altersgruppen Richtung Osten absetzt (Kontrast mit t-Wert von -3,567 und 0,2% Irrtumswahrsch.).								

Tab. 31: Distanzen zu Schwerpunkten der Wohnsitze von Soziale-Lage-Gruppen

Quelle: Eigene Berechnungen.

Ergebnisübersicht und -diskussion zu Segregation nach sozialer Lage

Das Lebensalter, die Bildung, das Einkommen und die Lebensform weisen mindestens bei einem der 4 untersuchten Aspekte deutliche Segregationstendenzen auf (Tabelle 32). Abgesehen vom Einkommen sind dies genau jene Soziale-Lage-Merkmale, bei denen die vorangegangenen Analysen in Kapitel 5.1.3 eine Beziehung zur Lebensstilisierung ergaben. Dort wurde bereits erörtert, dass sich der Lebensstil nicht auf klassische Sozialstruktur-Merkmale reduzieren lässt. Daher überrascht es nicht, dass die Ausprägungen der 4 Segregationsformen je nach Merkmal anders als beim Lebensstil ausfallen: Allein bei der Bildung dominieren ähnlich wie bei der Lebensstilisierung Effekte der räumlichen Ungleichverteilung und Distanz. Das Einkommen zeichnet sich hingegen durch kleinräumige Inter-Heterogenitäts- und Intra-Homogenitäts-Effekte aus, die Lebensform allein durch Aversionen im näheren Nachbarschaftsumfeld. Eine Sonderstellung nimmt das Lebensalter ein, bei dem eigentlich kleinräumige Anziehungseffekte dominieren, sich durch die oben beschriebene räumliche Separation der jüngeren Altersgruppe aber auch ein großräumiger Distanzeffekt offenbart.

Tendenz zu ...	für jedes Sozialstruktur-Merkmal separat betrachtet								
	Lebensstil	Alter	Lebensform	Ethnie	Konfession	Bildung	Erwerbsform	Beruf	Einkommen
a) Konzentration	(○)	(○)	(○)	(○)	(○)	(○)	(○)	(○)	(○)
b) Klumpungen	(+)	+	(○)	(○)	(○)	(+)	(○)	(○)	+
c) Ungleichverteilung	+	(○)	+	(○)	(○)	+	(+)	(○)	+
d) Distanz zw. Schwerpunkten	+	+	(○)	(-)	(-)	+	(○)	(-)	(-)

Tab. 32: Segregation der Soziale-Lage- und Lebensstilgruppen im Vergleich – Übersicht

Quelle: Eigene Berechnungen. Die Pluszeichen stehen für einen positiven, Minuszeichen für einen gegenläufigen Trend. Die Kreise zeigen an, dass kein Trend festzustellen ist. Nicht signifikante Tendenzen stehen in Klammern.

Bei einer Zusammenfassung von Bildung, Berufsstand und Einkommen zu einem Schichtindex werden die hier herausgearbeiteten Effekte aufgrund der bereits in Kapitel 2.1.1 und 5.1.1 kritisierten Vermengung eigenständiger Dimensionen teilweise verdeckt. Die obigen Auswertungen bestätigen aber in der Tendenz das Ergebnis früherer Segregationsstudien, dass die Mittelschicht weniger segregiert ist als Personen mit niedrigem oder auch hohem sozialen Status (Duncan und Duncan 1955b: 497).

Auch andere Studien weisen darauf hin, dass neben dem Lebensstil auch Alter, Lebensform und Bildung eine Rolle bei der Wohnstandortwahl und Segregation spielen, vermögen jedoch nicht zwischen den mit der vorliegenden Untersuchung betrachteten Segregationsformen zu unterscheiden (Otte 2004: 280-282; Spellerberg 2007: 194-197; siehe oben Kapitel 2.3.2). Anders als bei Böltken und Gatzweiler (2004: 204-208) sowie Friedrichs und Triemer (2008: 109-112) ist im vorliegenden Untersuchungsgebiet keine räumliche Segregation nach Ethnie zu erkennen. Dies mag daran liegen, dass der Ausländeranteil in der Analytestichprobe gering ausfällt und daher sehr unterschiedliche Nationalitäten zusammengefasst wurden. Zudem deuten die genannten Studien

zumindest für West-Deutschland eine rückläufige Segregation nach Ethnie an (siehe oben Kapitel 2.3.2). Auch die Konfession bringt keine signifikanten Ergebnisse. Aufschlussreich ist hier eine Untersuchung Wolfs (2005: 280-292), die zeigt, dass Religiosität und Identifikation mit einer Glaubensgemeinschaft in den meisten europäischen Ländern deutlich geringer sind, als es die formale Konfessionszugehörigkeit vermuten ließe. Bei einem säkularisierten Kulturkreis wäre daher zu überlegen, alternativ gelebte Religiosität (wie die Häufigkeit zu Beten und Kirchgänge) und gefühlte Zugehörigkeit zu einer Glaubensgemeinschaft zu erheben.

Insgesamt zeigen in der vorliegenden Untersuchung Alter, Bildung und Einkommen ein ähnlich starkes Segregationsmuster wie der Lebensstil. Diese Erkenntnis wiegt umso schwerer, als dass in weiten Teilen Hamburgs die Nachfrage das Angebot am Wohnungs- und Immobilienmarkt deutlich übersteigt (F+B Forschung und Beratung für Wohnen, Immobilien und Umwelt GmbH 2007: 44-61), was eine Selektion nach ökonomischen Kriterien eigentlich verstärken müsste. Wäre das Untersuchungsgebiet anders gewählt worden und insbesondere größer ausgefallen, könnte sich die Bedeutung der Merkmale allerdings verschieben. Denkbar wäre, dass dann klassische, vertikale Merkmale der sozialen Ungleichheit dominieren. Beispielsweise könnten Abstoßungseffekte zwischen den Raumschwerpunkten verschiedener Einkommensklassen hervortreten, bei gleichzeitiger Konzentration dieser in bestimmten Stadtvierteln. Davon unberührt erweisen sich aber auf der Mesoebene die räumlichen Strukturierungseffekte der Lebensstilisierung denen wichtiger Soziale-Lage-Merkmale als mindestens ebenbürtig.

5.2.4 Freiwillige versus erzwungene Segregation

Methodische Vorüberlegungen

Die tatsächliche Wohnstandorte der Lebensstiltypen sind in Abbildung 41 des Kapitels 5.2.1 abgebildet. Um eine kommerzielle Verwertung zu vermeiden, wurden die Wunschstandorte nicht grafisch dargestellt. Es zeigt sich aber folgendes Bild: Insgesamt sind die Punkte gegenüber den tatsächlichen Wohnstandorten nach Westen verschoben. Es ist eine Konzentration im nördlichen, nord-westlichen sowie dem südlichen Teilareal zu beobachten, die alle Lebensstilgruppen in ähnlicher Weise erfasst. Kleinräumig betrachtet zeigen sich aber durchaus lebensstilspezifische Muster.

Auf den ersten Blick mag es nahe liegen, die vorangegangenen Hypothesen mit den bei freier Wahl präferierten Wohnstandorten zu wiederholen. Dies wäre jedoch insofern fragwürdig, als dass die Befragten bei der Angabe ihres Wunschstandorts die Wunschstandorte der anderen Bevölkerungsgruppen nicht kennen und somit auch nicht zu diesen positionieren können. Anders sieht es auf der Individualebene aus: Jede der befragten Personen musste mit Blick auf ihren tatsächlichen Wohnstandort abwägen,

wo innerhalb des Untersuchungsgebiets sie am liebsten wohnen würde. Folglich stehen die beiden im Fragebogen markierten Orte in direkter Beziehung.

Immerhin 46,9 % der Befragten geben ihren tatsächlichen Wohnsitz als Wunschstandort aus, so dass die Distanz hier 0 ist. Für die restlichen Fälle folgt die Entfernung zwischen tatsächlichem und gewünschtem Wohnstandort einer rechtsschiefen Verteilung, deren Werte sich zwischen 45 und 2.527 Metern bewegen. Die Hälfte dieser Werte mit einer Distanz größer Null liegen zwischen 326 und 1132 Metern (Quartalsabstand), und die durchschnittliche Entfernung bei 713 Metern (Median). Letzteres entspricht etwa 36 % der Ausdehnung des Untersuchungsgebiets, welche sowohl in Nord-Süd- als auch in Ost-West-Richtung knapp 2 km beträgt (siehe oben Kapitel 4.2.1).

Für den angestrebten Hypothesentest ist diese Datenlage nicht unproblematisch; denn für das Rechnen einer parametrischen Varianzanalyse zwecks Vergleich der durchschnittlichen Distanzen zum Wunschstandort sind nicht alle in Kapitel 4.3.3 genannten Voraussetzungen erfüllt (vgl. auch Bortz 1999: 273-276 und 317): Zwar ist die abhängige Variable intervallskaliert, da die Distanzangaben millimetergenau vorliegen und der Umrechnungsfaktor für Angaben in Metern bekannt ist. Genau genommen entspricht sie sogar einer Verhältnisskala, da sie über einen natürlichen Nullpunkt verfügt. Auch der Stichprobenumfang ist groß genug, da er im Vorwege der Befragung kalkuliert wurde (siehe oben Kapitel 4.2.2). Aufgrund der besonderen Verteilungen mit vielen Null-Distanzen liegt jedoch keine Normalverteilung der Residuen sondern eine bimodale Verteilung vor, deren einer Gipfel rechtsschief ist. Zudem besteht keine Varianzhomogenität zwischen den Gruppen und sind die Gruppengrößen recht unterschiedlich.

Daher wurde 2-stufig vorgegangen: *Erstens* wurde über Chi-Quadrat-Tests untersucht, bei welchem Sozialstruktur-Merkmal sich die Teilgruppen hinsichtlich Wunsch- und Realstandort am häufigsten unterscheiden. D.h. die bimodalen Distanzwerte wurden in Nullen und Einsen dichotomisiert und für jede Gruppe zunächst nur geprüft, ob Wunsch- und Realstandort identisch sind ($= 0$) oder nicht ($= 1$). Die Relevanz möglicher Gruppenunterschiede wurde mit Cramérs V dokumentiert. Der Wert dieses Maßes reicht von 0 für keinen Effekt bis unter 1 für die Situation, dass es den Teilgruppen extrem unterschiedlich gut gelingt, sich den Wunschstandort zu erfüllen. *Zweitens* wurde über sämtliche Original-Distanzen anhand nicht-parametrischer Varianzanalysen geprüft, ob sich die mittleren Rangsummen der Teilgruppen unterscheiden (Kruskal-Wallis H-Test). Die beschriebenen Null-Distanzen bargen die Gefahr, die Ergebnisse zu verzerren, fielen aufgrund einer ausreichenden Stichprobengröße aber nur wenig ins Gewicht: Eine Korrektur der Ergebnisse um sogenannte Verbundränge verringerte die Irrtumswahrscheinlichkeiten daher nur geringfügig (Korrektur nach Bortz u.a. 2000: 223).

Hypothese H-5.2.4: Erzwungene Segregation tritt entlang der vertikalen Dimension der Sozialstruktur deutlicher hervor als entlang der horizontalen Dimension.

Wie beschrieben wurde die Freiwilligkeit versus Erzwungenheit einer möglicherweise segregierten Lage für jede Person über die Entfernung zwischen ihrem gewünschten und ihrem tatsächlichen Wohnstandort operationalisiert (siehe oben Kapitel 4.2.3). Somit lässt sich obige Hypothese wie folgt spezifizieren:

Sub-Hypoth. H-5.2.4x: Die durchschnittlichen geografischen Distanzen zwischen gewünschten und tatsächlichen Wohnstandorten differieren bei vertikalen Soziale-Lage-Gruppen stärker als bei Lebensstil- und horizontalen Soziale-Lage-Gruppen.

Es wird also davon ausgegangen, dass hinsichtlich der Entfernungen zum Wunschstandort bei vertikaler Gliederung nach Bildung, Erwerbsform, Berufsstand und Einkommen größere Unterschiede bestehen als bei horizontaler Differenzierung nach Alter, Lebensform, Ethnie, Konfession, aber auch Lebensstil. Beispielsweise sollten die Unterschiede zwischen Altersgruppen geringer ausfallen als zwischen verschiedenen Einkommensklassen, da bei letzteren Constraints bei der Wohnstandortwahl eine größere Bedeutung zukommt. Zwischen den Lebensstilgruppen werden aufgrund einer zumindest teilweise zu beobachtenden Entstrukturierung und damit eher freiwilligen Stilisierung (siehe oben Kapitel 2.1.3) ebenfalls eher geringe Distanzunterschiede erwartet. Ungleichgewichte könnten hier jedoch zwischen solchen Gruppen bestehen, die sich in ihrer Stilisierung und ihrem Ausgrenzungsverhalten unterschiedlich aktiv und aggressiv verhalten.

	für jedes Sozialstruktur-Merkmal separat betrachtet								
	Lebensstil	Alter	Lebensform	Ethnie	Konfession	Bildung	Erwerbsform	Beruf	Einkommen
Unterschiede bei der Nennung des tatsächlichen als gewünschten Wohnstandort									
Pearsons Chi-Quadrat-Wert	12,654	12,427	0,345	0,005	6,558	8,048	2,617	0,232	10,399
Irrtumswahrsch. Chi-Quadrat-Test	1,3%	2,9%	95,1%	94,2%	3,8%	1,8%	10,6%	89,0%	3,4%
Cramérs V (Effektstärke)	0,221	0,219	0,037	0,005	0,161	0,177	0,103	0,039	0,204
Unterschiede bei der Entfernung zwischen tatsächlichem und gewünschtem Wohnstandort									
H-Wert Rang-Varianzanalyse	13,035	14,786	0,532	0,010	8,684	10,624	6,797	1,540	8,295
Irrtumswahrsch. Rang-Varianzanalyse	1,1%	1,1%	91,1%	92,0%	6,8%	0,5%	3,3%	67,0%	7,9%

Tab. 33: Freiwillige versus erzwungene Segregation – Übersicht

Quelle: Eigene Berechnungen. Der Chi-Quadrat-Test wurde durchgeführt, wenn sämtliche beobachteten Zellenhäufigkeiten über 4 lagen. Daher blieben bei 3 Sozialstruktur-Merkmalen folgende Teilgruppen unberücksichtigt: *islamisch* und *andere* bei Konfession; *erwerbslos* bei Erwerbsform; *Arbeiter* bei Beruf. Irrtumswahrscheinlichkeiten der Rang-Varianzanalyse wurden um Verbundränge korrigiert (Korrekturformel bei Bortz u.a. 2000: 223).

Betrachtet man die Ergebnisse zu Chi-Quadrat-Test und Rang-Varianzanalyse gemeinsam (Tabelle 33), treten anders als erwartet die stärksten Unterschiede bei den Lebensstil- und Altersgruppen und damit bemerkenswerterweise entlang der horizontalen Dimension auf. Bei der Konfession bestehen leichtere Differenzen. Bei den

klassischen Ungleichheiten zeigen sich zwischen den Bildungsstufen, bei den Erwerbsformen und zwischen den Einkommensklassen Unterschiede bei der Freiwilligkeit der Segregation. Sie fallen allerdings schwächer aus als bei den beiden Erstgenannten. Keine Effekte lassen sich bei Lebensform, Ethnie und Berufsstand feststellen. Mit Blick auf Signifikanz und Effektstärke fallen somit jene Soziale-Lage-Merkmale auf, die sich bereits beim Hypothesenblock H-5.2.3 abhoben.

Differenziert man die Ergebnisse für die einzelnen Sozialstruktur-Merkmale, ergibt sich folgendes Bild:

Bei den Lebensstiltypen weisen Chi-Quadrat-Test und Rang-Varianzanalyse in eine ähnliche Richtung. So leben die *Materialistischen Traditionalisten* besonders häufig an ihrem Wunschstandort, während die *Unterhaltungsorientierten Hedonisten* und die *Integrierten Ungebundenen* überdurchschnittlich oft woanders wohnen möchten. Entsprechend fallen bei der Rang-Varianzanalyse die *Materialistischen Traditionalisten* durch die geringsten Entfernungen zwischen gewünschtem und tatsächlichem Wohnstandort auf. In multiplen Paarvergleichen heben sie sich von den *Unterhaltungsorientierten Hedonisten* (2,7 % Irrtumswahrscheinlichkeit) und den *Zurückgezogen lebenden Verweigerer* (3,3 %) ab, von denen letztere die höchsten Distanzwerte aufweisen. Von allen Merkmalen weist der Lebensstil die höchste Effektstärke auf, die mit einem Cramérs V von 0,221 jedoch eher gering ausfällt.

Beim Alter zeigt sich die Tendenz, dass mit höherem Lebensalter der Wunschstandort näher an den tatsächlichen Wohnsitz rückt. Zwar zeigen multiple Paarvergleiche keine statistisch bedeutsamen Unterschiede zwischen einzelnen Altersklassen, doch unterstreicht eine signifikante Rang-Korrelation nach Spearman (Koeffizient von $-0,225$; nicht in der Tabelle ausgewiesen) diesen Trend. Ob es sich hierbei um einen Kohorten- oder einen Lebenszyklus-Effekt handelt, kann anhand der vorliegenden Querschnittsdaten nicht beurteilt werden. Bei der Religionszugehörigkeit legt allein der Chi-Quadrat-Test Auffälligkeiten offen. Die Detailanalyse zeigt, dass bei Protestanten gewünschter und tatsächlicher Wohnstandort häufiger zusammenfallen als bei anderen Religionsgemeinschaften und Konfessionslosen.

Auch bei der Bildung zielen Chi-Quadrat-Test und Rang-Varianzanalyse in dieselbe Richtung. Hierbei fällt auf, dass bei der mittleren Bildungsgruppe gewünschter und tatsächlicher Wohnsitz am häufigsten zusammenfallen oder die Entfernungen zwischen beiden am geringsten sind. Bei geringer Bildung fallen sie höher aus und bei der oberen Bildungsklasse sind sie am stärksten ausgeprägt. Folglich unterscheiden sich die obere und mittlere Bildungsklasse beim multiplen Paarvergleich signifikant (Irrtumswahrscheinlichkeit von 1,1 %). Bei der Erwerbsform erweist sich nur das Ergebnis der Rang-Varianzanalyse als statistisch aussagekräftig, da der Chi-Quadrat-Test aufgrund zu geringer Zellenbesetzung bei den Erwerbslosen nur eingeschränkt zum Einsatz kommen

konnte. Laut Rang-Varianzanalyse sind die Entfernungen bei den Erwerbslosen sowohl höher als bei den Erwerbstätigen, als auch ausgeprägter als bei den Nicht-Erwerbspersonen. Bei den multiplen Vergleichen ergeben sich allerdings keine signifikanten Unterschiede.

Beim Einkommen ist nur der Chi-Quadrat-Test signifikant. Es zeigt sich, dass bei mittleren Einkommensklassen gewünschter und tatsächlicher Wohnsitz häufiger zusammenfallen als bei Gering- und Besserverdienern (den beiden unteren und der obersten Klassen des haushaltsbezogenen Netto-Äquivalenzeinkommens). Bei den Distanzen ergibt sich ähnlich wie bei der Bildung ein entsprechender nicht-linearer Effekt. Entfernungen sinken mit der Höhe des Einkommens, steigen aber wieder deutlich bei der höchsten Einkommensgruppe. Allerdings zeigen sich hierzu weder in der Rang-Varianzanalyse noch in zugehörigen multiplen Vergleichen statistisch bedeutsame Differenzen zwischen einzelnen Einkommensgruppen. Bei der Lebensform, der Ethnie und dem Berufsstand ergeben schließlich weder der Chi-Quadrat-Test noch die Rang-Varianzanalyse bedeutsame Unterschiede.

Ergebnisübersicht und -diskussion zu freiwilliger versus erzwungener Segregation

In der Gesamtschau kann die Hypothese 5.2.4 nicht aufrecht erhalten werden. D.h. bei vertikalen Ungleichheiten offenbaren sich keine größeren Diskrepanzen zwischen freiwilliger und erzwungener Segregation als bei horizontalen Unterschieden der Sozialstruktur. Entsprechendes gilt bereits für die Lebensstiltypen, wenn man deren sozio-ökonomischen Hintergrund heranzieht. So befindet sich ausgerechnet der Lebensstiltyp der *Materialistischen Traditionalisten* mit seiner Wohnlage am ehesten im Einklang, obwohl er sich als eher stark segregiert erweist (siehe oben Kapitel 5.2.1) und mit seiner deutlichen Nähe zur Unterschicht nur über geringe Ressourcen für eine freie Wahl am Wohnungs- und Immobilienmarkt verfügen dürfte (siehe oben Kapitel 5.1.3). Ganz ähnlich stellt bereits Spellerberg (2007: 198-199) fest, dass bei Traditionsbewussten Wunsch- und Wohnstandort auffällig oft zusammenfallen (siehe oben Kapitel 2.3.2). Bei den eher zur oberen Mittelschicht und Oberschicht gehörenden *Unterhaltungsorientierten Hedonisten* und *Zurückgezogen lebenden Verweigerern* ist das Fernweh unter den Lebensstilgruppen hingegen am stärksten ausgeprägt. Dieses Ergebnis ist umso erstaunlicher, da zumindest letztere Gruppe bei keiner der 4 untersuchten Segregationsformen auffiel (siehe oben Kapitel 5.2.1). Bei der am stärksten segregierten Gruppe der *Hochkulturell Interessierten und sozial Engagierten* ist weder eine Tendenz zu freiwilliger noch zu erzwungener Segregation zu erkennen. So bleibt unklar, ob dieser Lebensstiltyp trotz seiner Integrationsbekenntnisse aktiv Segregation betreibt oder eher von anderen Gruppen gemieden wird.

Damit lässt sich für die Lebensstile *kein* Muster derart feststellen, dass sich die Wohnsitzverteilung umso erzwungener darstellt, je stärker eine Gruppe segregiert ist und je geringer ihre Ressourcenausstattung ausfällt. Umgekehrt fallen stark segregierte Lebensstiltypen auch nicht etwa dadurch auf, dass sie ihre Wunschziel besonders nahe kämen, was als Hinweis auf eine aktiv betriebene Abgrenzung der eigenen Gruppe hätte gewertet werden können. Möglicherweise kommen diese Ergebnisse dadurch zustande, dass sich bei der räumlichen Segregation für einzelne Lebensstiltypen nur kleinräumige Ungleichverteilungen nachweisen ließen. Das Meiden anderer Lebensstile (oder Gemiedenwerden) im näheren Nachbarschaftsumfeld hat aber nicht unbedingt viel zu tun mit der Präferenz für ein weiter entfernt liegendes Stadtviertel, die viele Befragte zum Ausdruck brachten. Wäre das Untersuchungsgebiet größer ausgefallen, hätte sich möglicherweise ein Zusammenhang zu – dann sichtbaren – Segregationseffekten auf der Makroebene der Stadt offenbart.

Auch bei den klassischen Schichtmerkmalen Bildung und Einkommen existiert kein einfacher linearer Effekt, dass mit der Ressourcenausstattung der Wunschstandort näher rückt. Und wie beim Lebensstil lassen sich keine auffallend stark *und* freiwillig segregierte Gruppen ausmachen, die als treibende Kraft räumlicher Ausgrenzungen verdächtigt werden könnten. So möchten sowohl niedrigere als auch höhere Bildungsklassen häufiger woanders oder weiter weit weg wohnen als die mittlere Bildungsgruppe. Auch beim Einkommen zeigt sich dieser U-förmige Verlauf. Dies ist eine interessante Parallele zu der Erkenntnis der vorliegenden Untersuchung (siehe oben Kapitel 5.2.3) sowie früherer Studien (wie Duncan und Duncan 1955b: 497), dass mittlere Statusgruppen am wenigsten segregiert sind. D.h. der Zusammenhang zwischen sozialer und räumlicher Distanz tritt hier besonders deutlich als Unterschied zwischen den Extrempolen zutage. Die Gründe für das misslungene Erreichen des Wunschstandorts dürften allerdings unterschiedlich sein. So fehlen unteren Einkommens- und Bildungsgruppen wahrscheinlich die nötigen Ressourcen für ein Leben in der von ihnen präferierten Gegend. Höhere Einkommens- und Bildungsgruppen dürften zwar weniger durch finanzielle und kulturelle Barrieren behindert sein; möglicherweise sind bei diesen Bevölkerungsgruppen die Ansprüche und das Reflektieren über Alternativen ausgeprägter.

Dass bei älteren Personen der tatsächliche Wohnsitz relativ nahe am Wunschstandort liegt, lässt sich hingegen einfacher erklären. So scheint es plausibel, dass mit dem Lebensalter die Mobilitätsbereitschaft sinkt, die Bedeutung vertrauter Umgebung hingegen zunimmt. Denkbar ist auch ein Kohorteneffekt derart, dass jüngere Jahrgänge aufgrund der sich lockernden Familienstrukturen und steigenden Flexibilitätsanforderungen in der Arbeitswelt inzwischen eine geringere Ortsbindung aufweisen.

Trotz der unterschiedlichen Motive und Möglichkeiten der beteiligten Individuen und Bevölkerungsgruppen, lassen sich somit weder bei den Lebensstil- noch bei den Soziale-Lage-Gruppen eindeutig treibende Kräfte ausmachen, welche Segregation in besonderem Maße forcieren würden. Erst recht taugen die Ergebnisse nicht dazu, in einer Gerechtigkeitsdebatte Täter- oder Opferrollen zuzuschreiben.

Zusätzliche explorative Betrachtungen zum Wunsch-Wohnstandort

Abschließend wurden die Eigenständigkeit und mögliche Wechselwirkungen der berücksichtigten Sozialstruktur-Merkmale in einem Modell exploriert. Hierfür wurde auf parametrische Varianzanalysen mit Haupt- und Interaktionseffekten zurückgegriffen, da diese mehr Designmöglichkeiten als ein nicht-parametrisches Modell bieten. Über einen iterativen Best-Subset-Algorithmus wurden verschiedene Modellvarianten geprüft. Um den bereits genannten Voraussetzungen zu genügen, mussten diese Modelle auf die Distanzwerte größer 0 beschränkt und die Werte über eine Box-Cox-Transformation (Box und Cox 1964: 214) normalisiert werden. Zudem war zu beachten, dass für Befragte mit Wohnsitz in Randlage des Untersuchungsgebiets die Auswahl an nahe liegenden Wunschstandorten begrenzter ist als bei einer Person in Zentrumsnähe. Tatsächlich sinkt in der Analysestichprobe die Entfernung zwischen dem gewünschten und tatsächlichen Wohnstandort leicht, je näher eine Person am Rand des Untersuchungsgebiets wohnt. Eine kovarianzanalytische Überprüfung ergab allerdings, dass der beschriebene Effekt bei sämtlichen untersuchten Bevölkerungsgruppen nahezu gleich stark ins Gewicht fällt. Eine Randkorrektur war daher bei der weiteren Modellierung nicht notwendig.

Aufgrund der Beschränkung auf Distanzwerte größer 0 lassen sich Effekte jedoch nur noch schwer schätzen. Zum einen ist die Teststärke aufgrund des komplexeren Modells und der gleichzeitig reduzierten Datenbasis nur gering. Zum anderen ist das Design unvollständig, da zu vielen möglichen Wechselwirkungen Gruppenkombinationen in den Daten gar nicht vorkommen. Dies gilt selbst dann, wenn man die auf wenige Stufen reduzierten Index-Variablen zu Bildung, Einkommen und Beruf verwendet (zur Konstruktion dieser Skalen siehe die Operationalisierung in Kapitel 4.2.3). Die sich abzeichnende Tendenz ist dennoch aufschlussreich (siehe Tabelle 34): Bei den parametrischen Modellen mit jeweils einem Haupteffekt ist nur jenes mit Lebensstiltyp als Einflussgröße signifikant ($F = 2,779$ mit Irrtumswahrscheinlichkeit von 2,9 %). Bei komplexeren Modellierungsversuchen erweisen sich zusätzlich die Interaktionen zwischen Lebensstil und Einkommen sowie Lebensstil und Bildung als bedeutsam. In einem gemeinsamen Modell erreichen der Lebensstiltyp als Haupteffekt und die beiden genannten Interaktionseffekte zusammen immerhin einen Determinations-Koeffizienten von 41,0 % (korrigiertes R-Quadrat von 0,256).

einfaktorielle Varianzanalyse – bestes Haupteffekt-Modell

Gesamtmodell: Determinations-Koeffizient von 7,5% (korrigiert: 4,8%); F=2,789 mit Irrtumswahrsch. von 2,9%

Einzeleffekte	Summe der Abweich.-quadrate	Freiheitsgrade	mittlere Abweich.-quadrate	F-Wert	Irrtumswahrsch.	partielles Eta-Quadrat
Konstante	57730,999	1	57730,999	1534,696	<0,1%	0,918
Lebensstiltyp	418,138	4	104,534	2,779	2,9%	0,075
Fehlerterm	5153,559	137	37,617			

mehrfaktorielle Varianzanalyse – bestes Modell mit Haupt- und Interaktionseffekten

Gesamtmodell: Determinations-Koeffizient von 41,0% (korrigiert: 25,6%); F= 2,655 mit Irrtumswahrsch. <0,1%

Einzeleffekte	Summe der Abweich.-quadrate	Freiheitsgrade	mittlere Abweich.-quadrate	F-Wert	Irrtumswahrsch.	partielles Eta-Quadrat
Konstante	16807,163	1	16807,163	566,853	<0,1%	0,841
Lebensstiltyp	641,230	4	160,307	5,407	0,1%	0,168
Netto-Äquival.-Eink. x Lebensstiltyp	1133,387	16	70,837	2,389	0,4%	0,263
Bildungs-Index x Lebensstiltyp	489,036	8	61,130	2,062	4,6%	0,134
Fehlerterm	3172,545	107	29,650			

Tab. 34: Modellexploration zur Erklärung der Entfernung zum Wunsch-Wohnstandort

Quelle: Eigene Berechnungen. Parametrische Varianzanalysen auf Basis Box-Cox-transformierter Distanzwerte > 0 (sigmabeschränkte Parametrisierung mit Quadratsummen-Typ VI). Einfaktorielle und mehrfaktorielle Modellvariante mit höchstem Determinations-Koeffizienten nach Best-Subset-Suche. Die Kreuzchen in den ausgegebenen Effekten zeigen eine Wechselwirkung zwischen den beteiligten Merkmalen an. Das partielle Eta-Quadrat gibt die Erklärungsbeiträge der einzelnen Effekte wieder (Bortz und Döring 2006: 679-680).

Inhaltlich bedeutet dies, dass zum einen die Lebensstilisierung einen eigenständigen Beitrag dazu liefert, dem Wunschstandort nahe zu kommen. Manche Stile erweisen sich hierbei als durchsetzungsstärker als andere (siehe oben in diesem Kapitel). Zum anderen helfen Einkommen und Bildung den Lebensstiltypen unterschiedlich gut, ihr Ziel zu erreichen. Besonders deutlich wird dies bei den *Materialistischen Traditionalisten*. Durch die Hinzunahme der Interaktionseffekte treten hier jene Entfernungen zum Wunschstandort stärker hervor, die allein auf die Stilisierung zurückzuführen sind. Zudem sind bei dieser Gruppe die Wechselwirkungen selbst am auffälligsten. So steigt hier die Entfernung zum Wunschstandort mit dem Bildungsgrad und sinkt merklich stärker als bei den anderen Lebensstilgruppen mit wachsendem Einkommen.

Ortsbindung, Wohnzufriedenheit und Ausgrenzungserfahrungen

In einem letzten Auswertungsschritt wurde exploriert, ob die Ortsbindung (gemessen an der Wohndauer) sowie die von den Befragten gemachten Angaben zu Wohnzufriedenheit und Ausgrenzungserfahrungen (Gefühle des Unwohl- oder Fremdseins im eigenen Viertel oder anderen Stadtteilen) aufschlüsseln können, wie Segregation von den betroffenen Bevölkerungsgruppen empfunden wird. Leider ließen sich hier nur bei wenigen Sozialstruktur-Merkmalen verwertbare Hinweise finden. Damit muss die Trennkraft der entsprechenden Fragebogen-Items als gering eingestuft werden.

Hinsichtlich der Wohndauer zeigen mit den Lebensstiltypen und den Altersklassen lediglich 2 der untersuchten Merkmalskategorien inhaltlich bedeutsame Unterschiede, die auch statistisch signifikant sind: Bei den Lebensstilgruppen leben die *Materialistischen Traditionalisten* von allen Typen am längsten an ihrem jetzigen Standort. 90 %

von ihnen sind in den letzten 5 Jahren vor der Befragung nicht umgezogen. Ihnen folgen die *Hochkulturell Interessierten und sozial Engagierten*, von denen immer noch zu gut 2 Dritteln seit wenigstens 5 Jahren die eigenen vier Wände nicht gewechselt haben. Die Verweildauer der *Unterhaltungsorientierten Hedonisten* fällt hingegen am geringsten aus. Hier lebten zum Befragungszeitpunkt mehr als 2 Drittel seit weniger als 5 Jahren in ihrem jetzigen Heim. In einer Rang-Varianzanalyse erweisen sich diese Unterschiede auf 0,1 %-Niveau signifikant. Darüber hinaus steigt die Wohndauer am jetzigen Standort recht eindeutig mit dem Lebensalter (Rang-Korrelation nach Spearman von 0,680; auf 0,1 %-Niveau signifikant).

Wie sich bereits in den vorangegangenen Analysen andeutete, steigen mit dem Lebensalter die Wohndauer und damit die Ortsbindung, so dass das Bedürfnis abnimmt, weiter weg zu ziehen oder überhaupt den Standort zu wechseln. Hinter der geringen Mobilität etwa der eher älteren *Materialistischen Traditionalisten* könnte man aber auch deren geringe Ressourcenausstattung vermuten. Im Sinne des Notwendigkeitsgeschmacks Bourdieus (1999: 587; siehe oben Kapitel 2.1.2) hätte sich diese Bevölkerungsgruppe dann womöglich mit Ihrer Situation abgefunden und Wünsche nach einer anderen Wohngegend verdrängt. Gegen dieses Argument spricht allerdings, dass bei Betrachtung der klassischen Sozialstruktur-Merkmale Einkommen, Bildung und Beruf keine Unterschiede in der Wohndauer hervortreten. Wahrscheinlicher ist daher, dass bei hoher Ortsbindung in der Stilisierung Segregation als vergleichsweise wenig aufgezwungen wahrgenommen wird. Allerdings existiert kein eindeutig linearer Zusammenhang derart, dass allein mit der Wohndauer die Entfernung zum Wunschstandort deutlich abnehme.

Auch bei den von den Befragten geäußerten Ausgrenzungserfahrungen ergeben sich kaum relevante Effekte, welche Rückschlüsse auf die Distanzen zwischen Real- und Wunschstandorten erlauben. Diverse Rang-Varianzanalysen mit Post-hoc-Tests erbrachten hier folgende Ergebnisse (alle mindestens auf 5 %-Niveau signifikant): Vielfältige Lebensweisen im eigenen Wohnviertel sind Personen mit hoher Bildung besonders wichtig, ein hoher Anteil an Gleichgesinnten hingegen dem mittleren Altersegment der 45- bis Unter-55-Jährigen. Die Zufriedenheit mit dem eigenen Wohnviertel ist bei den Unter-25-Jährigen am geringsten ausgeprägt.

	Spearman's R	Irrtumswahrsch.
Wohndauer	-0,132	3,4%
Zufriedenheit mit Wohnviertel	-0,347	<0,1%
Unwohl- oder Fremdsein im eigenen Viertel	0,193	0,2%
Unwohl- oder Fremdsein in anderen Stadtvierteln	0,115	7,2%

Tab. 35: Korrelationen mit der Entfernung zum Wunsch-Wohnstandort

Quelle: Eigene Berechnungen. Rang-Korrelationen nach Spearman (Bortz u.a. 2000: 414-422).

Von den Aspekten Ortsbindung, Wohnzufriedenheit und Ausgrenzungserfahrungen erweist sich zudem lediglich die Zufriedenheit mit dem eigenen Wohnviertel für die Entfernung zum Wunschstandort als relevant (siehe Tabelle 35): Mit zunehmender Zufriedenheit rücken Kreuz und Kreis in der Fragebogen-Karte quasi immer näher zusammen (Rang-Korrelation nach Spearman von $-0,347$; mit Irrtumswahrscheinlichkeit kleiner als $0,1\%$). Bei den anderen Fragen zu Ausgrenzungserfahrungen, d.h. Gefühlen des Unwohl- oder Fremdseins im eigenen Viertel oder anderen Stadtteilen, sind die Korrelationen nicht auf 5% -Niveau signifikant oder zu klein (unter $0,3$) um inhaltlich bedeutsam zu sein.

6 Schlussbetrachtungen

Kapitelübersicht

Dieses Kapitel fasst Fragestellung, Vorgehen und Ergebnisse der Arbeit zusammen und hinterfragt diese kritisch. Ein Ausblick erörtert mögliche Anknüpfungspunkte für weitere Forschungsarbeit.

6.1 Zusammenfassung

Zusammenfassender Überblick der Arbeit

Mit der vorliegenden Arbeit wurden sozial-räumliche Muster in Städten untersucht. Der Schwerpunkt lag auf der Frage, wie sich die Wohnstandorte unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen in einem Stadtgebiet verteilen. Die bisherige Forschung beschränkte sich dabei vorzugsweise auf sozio-ökonomisch definierte Gruppen, verschiedene Altersstufen, Haushaltstypen oder Ethnien. Die vorliegende Arbeit widmete sich demgegenüber primär der Aufgabe, Lebensstile im urbanen Raum zu verorten. Hierzu wurden parallel ein theoretisches und ein methodisches Segregationskonzept vorgelegt, welche sich für die Analyse räumlicher Wohnstrukturen unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen – einschließlich Lebensstiltypen – auf verschiedenen Maßstabsebenen eignen. Die empirische Umsetzung erfolgte in einer Primäranalyse am Beispiel der Stadt Hamburg, welche kleinräumige Wohnmuster innerhalb weniger Stadtquartiere fokussierte.

Zusammenfassung des theoretischen und methodischen Hintergrunds

Die Arbeit näherte sich dem Thema aus verschiedenen Richtungen. Zunächst wurden mit Klassen-, Schicht- und Soziale-Lage-Modellen klassische Konzepte der Sozialstrukturanalyse vorgestellt, die überwiegend auf vertikale Ungleichheiten in der Bevölkerung abzielen, welche mit einer Besser- oder Schlechterstellung einhergehen. Mit der Lebensstilforschung wurde dagegen ein alternatives Konzept vorgestellt, welches tief greifenden gesellschaftlichen Veränderungen Rechnung trägt, wie sie sich in einem gewachsenen Wohlstand, einem gestiegenen Bildungsniveau, neuen Formen familiären Zusammenlebens oder dem Wertewandel spiegeln. Es wurde dargestellt, wie diese Entwicklungen die Möglichkeiten erweitert, aber auch den Zwang verstärkt haben, das eigene Leben zu gestalten. Entsprechend rückt das Lebensstilkonzept sozio-kulturelle Verhaltensmuster in den Vordergrund und erhebt damit den Anspruch, die tatsächliche Lebenspraxis der Menschen besser abzubilden als vergleichsweise statische Sozialstruktur-Merkmale wie Bildung, Beruf oder Einkommen, welche sich zudem kaum zu einem einheitlichen Index zusammenfassen lassen. Es wurden zentrale

Lebensstilansätze und -studien vorgestellt. Unterschiede zwischen diesen bestehen vor allem in der Frage, aus welchen Dimensionen sich Lebensstile konstituieren und wie sie am besten zu operationalisieren sind. In der jüngeren Lebensstilforschung hat sich allerdings ein fester Kern an Lebensstil-Items etabliert, der vor allem auf Außenwirkung und soziale Kontakte zielende Verhaltensweisen umfasst.

Im Rahmen einer kritischen Auseinandersetzung wurde der Vorwurf aufgegriffen, die Lebensstilforschung verharre zu sehr auf einer empirisch beschreibenden Ebene und lasse ihr theoretisches wie auch ihr gesellschaftskritisches Potenzial weitgehend ungenutzt. Häufig beschränkt man sich auf das Erstellen von Typologien, ohne ihre Entsprechung in der Realität und mögliche Folgen der Stilisierung ausreichend zu erörtern. Auch wurde die Eigenständigkeit und Relevanz des Lebensstilansatzes hinsichtlich des Fortbestehens oder einer möglichen Rückkehr sozialer Ungleichheiten wie auch des Aufkommens neuer sozialer Risiken hinterfragt. Aktuelle empirische Befunde zur Bundesrepublik Deutschland ergeben hier ein uneinheitliches Bild. Soziale Ungleichheiten haben zwar nicht erheblich an Schärfe gewonnen, sich aber teilweise verfestigt und werden zudem in der Bevölkerung sensibler als früher wahrgenommen. Nach wie vor umstritten ist, wie stark Lebensstile von sozio-ökonomischen Vorgaben beeinflusst sind. Eine vergleichende Bewertung diverser Studien ließ das Fazit zu, dass keine eindeutige Kopplung zwischen Lebensstilen und klassischen Ungleichheiten besteht. Es wurde deutlich, dass sich klassische und neuere Sozialstrukturansätze nicht aufeinander reduzieren lassen, sondern gegenseitig ergänzen müssen. Aus diesem Grund wurden im weiteren Verlauf der Arbeit beide Sichtweisen beibehalten und aufeinander bezogen, – allerdings, der ursprünglichen Fragestellung entsprechend, mit Schwerpunkt auf Lebensstilen.

Durch die Einbeziehung der Stadtforschung wurde die Analyse von Bevölkerungsstrukturen um eine räumliche Sichtweise ergänzt. Zunächst wurde dokumentiert, wie weltweit, aber auch in weiten Teilen der Bundesrepublik Deutschland, Verstädterungsprozesse nach wie vor anhalten. Innerhalb größerer Verdichtungsräume laufen dabei eine sich abschwächende Suburbanisierung und eine beginnende Reurbanisierung parallel. Auch innerhalb von Städten kommt es zu Veränderungen. Es wurden Stadtstrukturmodelle vorgestellt, welche diese Prozesse und aus ihnen resultierende räumliche Muster beschreiben, indem sie Zonen homogener Nutzung und Bevölkerungszusammensetzung gegeneinander abzugrenzen versuchen. Die Kombination solcher Modelle wies für bundesdeutsche Städte auf sich überlagernde Muster hin: Um einen Stadtkern bilden konzentrische Ringe eher sozio-kulturelle Differenzen und die Stellung im Lebenszyklus ab, sektorale Segmente hingegen sozio-ökonomische Unterschiede; daneben zeigen sich gelegentlich Häufungen ethnischer Gruppen in einzelnen Teilarealen. Mit der Sozialraumanalyse einschließlich der Faktorialökologie wurde eine Forschungsrichtung vorgestellt, mit deren methodischem

Rüstzeug Areale mit ähnlicher Sozialstruktur identifiziert und in Karten als homogene Flächen visualisiert werden können. Als Hauptprobleme der Stadtstrukturmodelle wie auch der Sozialraumanalyse und Faktorialökologie wurden benannt, dass diese auf bestehende administrative Gliederungen von Städten und weitgehend auf amtliches Datenmaterial zurückgreifen müssen. Daher besteht die Gefahr, dass tatsächliche räumliche Muster nicht in Verwaltungsgrenzen aufgehen und dass sie sich nicht angemessen mit der üblicherweise dokumentierten Haushaltsstruktur oder Bildungs-, Erwerbs- und Einkommenssituation erfassen lassen.

Um nicht ein einseitiges Bild urbanen Lebens zu zeichnen, wurden die Ausführungen um die Diskussion ergänzt, wie die Bewohner selbst ihre städtische Umwelt wahrnehmen und sich in ihr bewegen. Empirische Studien dokumentieren hier eine über alle Bevölkerungsteile gute mentale Repräsentation des urbanen Raums, insbesondere im eigenen Wohnumfeld. Gleichzeitig zeigt sich, dass die räumliche Vorstellung durch individuelle und soziale Faktoren geformt sind. So besteht die Tendenz, die räumliche Vorstellung an inhaltliche Zuschreibungen und Präferenzen anzupassen, beispielsweise in der Wahrnehmung geografische Entfernungen sozialen Distanzen anzunähern. Auch der Aktionsraum, also jener Ausschnitt einer Stadt, in dem sich das urbane Alltagsleben eines Individuums abspielt, unterliegt sozialen Einflüssen und wird maßgeblich durch den Wohnstandort als Ausgangspunkt der meisten Aktivitäten bestimmt. Alle diskutierten empirischen Studien weisen zudem darauf hin, dass die räumliche Vorstellung und der Aktionsraum eines Menschen seine Wohnstandortwahl erheblich auf das ihm bekannte Terrain einschränken.

Mit der Segregationsforschung wurde die räumliche Analyse von Bevölkerungsstrukturen methodisch vertieft. Residenzielle Segregation wird hier als Prozess der Entmischung städtischer Wohnbevölkerung verstanden, alternativ als deren Ergebnis, d.h. als systematische Verteilung von Wohnstandorten. Während Stadtstrukturmodelle und Sozialraumanalysen homogene Teilareale verorten, analysiert die Segregationsforschung primär den Grad der Ungleichverteilung verschiedener Bevölkerungsgruppen. Zur Erklärung von Segregation wurden verschiedene mikro- und makroanalytische Modelle vorgestellt, welche jeweils unterschiedliche Aspekte hervorheben, sich aber in einem Mehr-Ebenen-Modell zusammenzuführen lassen. Dieses sieht auf der einen Seite individuelle, präferenzgeleitete Standortwahlen, welche auf dem höheren Maßstabniveau eines städtischen Teilgebiets oder einer Gesamtstadt segregierte Wohnstrukturen formen. Andererseits sind nach diesem Modell Entscheidungen durch strukturelle Vorgaben beeinflusst, die den Handlungsspielraum formen und beschränken. Auch steigt mit der sozialen Differenzierung die Heterogenität an Wohngelegenheiten und deren ungleiche Verteilung über den Stadtraum. Als Konsens der Segregationsforschung wurde die Annahme herausgestellt, dass soziale und räumliche Distanzen miteinander korrelieren und dass der Wohnstandort im

Rahmen der gegebenen Möglichkeiten derart gewählt wird, dass die Ähnlichkeit des eigenen Lebensstils mit dem der Nachbarn maximiert wird. Insbesondere die zweite Aussage ist jedoch bisher empirisch nicht adäquat belegt worden.

Anhand aktueller empirischer Studien wurde erläutert, dass sich die residenzielle Segregation in bundesdeutschen Städten im internationalen Vergleich eher moderat darstellt. Sozio-ökonomische und ethnische Segregation fallen etwa gleich hoch aus und bewegen sich seit den 1980er Jahren auf einem konstanten bis leicht abnehmenden Niveau. Teilweise zeigt sich eine starke Korrelationen der beiden Ungleichverteilungen innerhalb einzelner Städte; insbesondere in West-Deutschland weisen arme Stadtgebiete tendenziell höhere Ausländeranteile auf. Die Konzentration dieser Bevölkerungsgruppen in benachteiligten Quartieren ist in den letzten Jahrzehnten eher gleich geblieben. Allerdings erhöht in der Bundesrepublik Deutschland wie in anderen Staaten eine hohe räumliche Konzentration ressourcenschwacher Bewohner für diese die Gefahr einer dauerhaften Armutslage.

Thematisiert wurde die einseitige Fixierung der Segregationsforschung auf negative Folgen der Ungleichverteilung wie die beschriebene Konzentration und Verfestigung von Armut in bestimmten Gegenden. Diese Sichtweise wurde um das Argument ergänzt, dass segregierte Räume für Minderheiten auch eine beschützende Wirkung haben und Konflikte zwischen unvereinbaren Interessenlagen entschärfen können. Zudem wurde empfohlen, neben der Außenperspektive die Erfahrungen der betroffenen Bewohner zu berücksichtigen und zwischen freiwilliger und erzwungener Segregation zu unterscheiden. Wie bei Stadtstrukturmodellen und Sozialraumanalyse wurde an der empirischen Segregationsforschung kritisiert, dass sie gleichsam am Tropf der amtlichen Statistik hängt und durch ein Korsett aus Verwaltungsgrenzen eingeengt ist. Entsprechend untersucht man nur wenige Bevölkerungsgruppen, etwa Empfänger sozialer Transferleistungen oder Ausländer, während andere Sozialstruktur-Merkmale kaum Beachtung finden. Insbesondere Lebensstile wurden bisher nicht untersucht oder statt über Verhaltensmerkmale nur über Hilfskonstrukte wie die Haushalts- und Familienstruktur erfasst. Auch die Lebensstilforschung selbst hat es bisher versäumt, die von ihr vorgelegten Typologien methodisch adäquat auf Segregationsmuster zu untersuchen. Zudem sind bisherige empirische Segregationsstudien auf eine ungleiche Verteilung über städtische Verwaltungsgebiete fixiert, ohne andere Wohnmuster wie die Konzentration einzelner Bevölkerungsgruppen oder räumliche Trennung und Distanz zwischen diesen ausreichend zu beachten.

Im Anschluss an obige Kritik wurde diskutiert, wie neuere Erkenntnisse der räumlichen Methodenforschung Segregationsanalysen zu bereichern vermögen. Verschiedene Verfahren und Indizes wurden vorgestellt, mit denen sich die räumliche Verteilung einzelner Bevölkerungsgruppen sowie ihre Lage zueinander analysieren lassen. Hierzu

gehören zu einem klassischen Maße. Die prominentesten unter ihnen sind der Dissimilaritäts- und der Segregations-Index nach Duncan und Duncan, welche den Grad der räumlichen Ungleichverteilung messen. Daneben existiert eine Vielzahl anderer Maße, welche unterschiedliche Segregationsaspekte analysieren, die bisher empirisch aber kaum eingesetzt worden sind. Alle diese Maße basieren auf Bevölkerungsanteilen in Teilgebieten und weisen daher Probleme aggregierter räumlicher Daten auf. Um dies zu veranschaulichen, wurde demonstriert, wie Ergebnisse erheblich vom Verlauf administrativer Grenzen und dem gewählten Maßstabniveau abhängen, sowie die Lage der segregierten Areale zueinander nicht abzubilden vermögen. Als Alternative wurden Indizes vorgestellt, welche Wohnstandortverteilungen ohne den Umweg des Aggregierens erfassen, indem sie direkt Distanzen in Punkteverteilungen messen. Sie lösen sich dabei von der Idealvorstellung der Gleichverteilung und untersuchen stattdessen auffällige Abweichungen von einer Zufallsverteilung. Auch eignen sie sich für die Analyse kleinräumiger Effekte innerhalb von Stadtvierteln.

Es wurde festgestellt, dass diese neueren Methoden bisher keinen Eingang in die sozialwissenschaftliche Segregationsforschung gefunden haben. Als Hemmnisse wurden die gegenüber den etablierten Indizes etwas aufwendigere Berechnung und eine unzureichende Umsetzung in Software-Implementierungen identifiziert, insbesondere aber, dass die erforderlichen Daten bisher kaum im benötigten Detaillierungsgrad der Wissenschaft zugänglich sind. Für die Zukunft macht hier allerdings Mut, dass entsprechende Daten nicht aus einer Vollerhebung stammen müssen, sondern wie mit der vorliegenden Arbeit demonstriert Stichproben genügen. Damit lässt sich die räumliche Verteilung beliebiger Bevölkerungsgruppen exakt und mit vertretbarem Aufwand analysieren. Als wichtige Voraussetzung wurde herausgearbeitet, dass Besonderheiten räumlicher Daten bereits bei der Wahl eines Untersuchungsgebiets und bei der Stichprobenplanung zu berücksichtigen sind; nur dann lassen sich verlässliche inferenzstatistische Aussagen treffen.

Zusammenfassung der Fokussierung

Die verschiedenen Argumentationsstränge wurden schließlich in einem theoretischen und methodischen Konzept zusammengeführt. Hierfür wurden zunächst die Bedeutung des Raums in den Sozialwissenschaften diskutiert und räumliche Bezüge von Lebensstilen herausgearbeitet. Es wurde gezeigt, dass insbesondere Städte Raum für Stile bieten: Mit ihren vielfältigen Anregungen und Gestaltungsmöglichkeiten bieten sie einerseits gute Entstehungsvoraussetzungen; mit ihrer hohen Besiedlungsdichte und einer Vielzahl von Einflüssen sind sie es aber auch, in denen stilisierte Räume wichtige Orientierungspunkte und Orte zum Heimischfühlen darstellen.

Der Schwerpunkt lag auf der Darstellung sozial-räumlicher Verdichtungsprozesse von Lebensstilen in Städten. Nach dem hier verfolgten Ansatz verfestigen sich individuelle Stilsignale in einem Wechselspiel von Zustimmung und Abneigung zu kollektiven Verhaltensmustern, welche die Interaktion mit Gleichgesinnten erleichtern und den Kontakt zu Andersartigem vermeiden. Solche Aggregationsprozesse sind immer an konkrete Orte gebunden und können deren Charakter nachhaltig prägen. Neben dem an diesen Orten gezeigten Verhalten schlägt sich die Stilisierung auch in Erlebnis- und Konsumangeboten sowie der städtebaulichen Struktur nieder und entfaltet somit eine eigene, dauerhafte Symbolkraft. Dass solche Lebensstilräume soziale Identität stiften und Erwartungssicherheit geben, macht sie nach außen schützenswert. Aus der umgekehrten Perspektive betrachtet können sie fremdes Territorium markieren und so die eigene Andersartigkeit vor Auge führen, oder gar Unerwünschtheit zum Ausdruck bringen. Lebensstile wurden daher nicht als individuelle, beliebig getroffene Geschmacksentscheidungen verstanden, sondern als kollektive kulturelle Verhaltensmuster, die durchaus sozial relevante Folgen haben können, auch unerwünschte wie Ausgrenzung und räumliche Verdrängung.

Die zuvor erörterten Segregationsansätze wurden zu einem dynamischen Mehr-Ebenen-Modell weiterentwickelt, in welchem der oben skizzierte Lebensstilansatz aufgeht. Segregation wird hier letztlich als das Ergebnis individueller Wohnstandortentscheidungen auf der Mikroebene begriffen. Leitend ist hierbei das menschliche Bedürfnis nach Nähe zu als vertraut und ähnlich Empfundenerem sowie nach räumlicher Distanz zu Andersartigem und Fremdem. Gleichzeitig sind die Wohnstandortwahlen durch gesamtgesellschaftliche und gesamtstädtische Makroeffekte sowie Quartiersdynamiken und Restriktionen auf der Mikro-, Mesoebene beeinflusst, etwa durch Angebot und Nachfrage auf dem Wohnungsmarkt oder Besonderheiten der räumlichen Vorstellung.

Mit diesem Entwurf werden unterschiedliche Erklärungsansätze vereint, so dass er einen Rahmen bildet, in dem sich je nach Forschungsinteresse unterschiedliche Schwerpunkte setzen lassen. Räumliche Effekte klassischer sozialer Ungleichheiten lassen sich damit genauso abbilden wie eine Segregation nach Lebensstilen, negative Folgen ebenso thematisieren wie positive Auswirkungen. Ergänzt wurde dieses theoretische Konzept durch ein methodisches Instrument, welches empirische Momentaufnahmen der beschriebenen Segregationsprozesse auf der städtischen Meso- und Makroebene erlaubt. Es greift die zuvor erörterte empirische Erkenntnis auf, dass verschiedene Sozialstruktur-Merkmale zu eigenen räumlichen Mustern tendieren. Dabei wird davon ausgegangen, dass je nach gewähltem Aggregationsniveau bestimmte Muster hervortreten oder sich abschwächen und sich Strukturen zudem gegenseitig überlagern. Um hier die Sicht nicht durch vordefinierte Gitternetze oder Verwaltungsdistrikte einzuengen, erlaubt es dieses methodische Instrument, neben Bevölkerungs-

anteilen in städtischen Teilgebieten die Verteilung von Wohnstandorten direkt zu analysieren. Dazu werden in Punkteverteilungen Anziehungs- und Abstoßungseffekte innerhalb und zwischen Gruppen betrachtet: Größere kompakte Konzentrationen und kleinere dezentrale Klumpungen einzelner Bevölkerungsteile können hiermit genauso erfasst werden wie eine Ungleichverteilung im Nachbarschaftsumfeld und weiträumige Distanz (räumliche Trennung) zwischen verschiedenen Parteien. Die zuvor erörterten Indizes und Verfahren der mathematisch-statistischen Methodenforschung erlauben die Auswertung dieser Muster. Auf diese Weise ist eine differenzierte Analyse verschiedener räumlicher Facetten von Segregation möglich.

Für die praktische Anwendung des Konzepts wurden Hypothesen formuliert, welche die Existenz verschiedener Segregationstendenzen (Konzentration, Klumpung, Ungleichverteilung und Distanz) von Lebensstil- und Soziale-Lage-Gruppen (Alter, Lebensform, Ethnie, Konfession, Bildung, Erwerbsform, Berufsstand und Einkommen) unterstellten. Zusätzlich wurde ein Zusammenhang zwischen Lebensstilverhalten und -segregation derart angenommen, dass sich in ihrem Verhalten besonders einheitliche Lebensstiltypen auch durch eine deutliche räumliche Homogenität auszeichnen, während mit den Verhaltensdifferenzen zwischen unterschiedlichen Lebensstiltypen auch die räumlichen Disproportionalitäten und Entfernungen zwischen diesen zunehmen. Ergänzend wurde die Gerechtigkeitsdebatte mit der Annahme aufgegriffen, dass sich Segregation entlang der vertikalen Dimension sozialer Ungleichheit erzwungener darstellt als entlang der horizontalen Dimension der Sozialstruktur.

Zusammenfassung des methodischen Vorgehens

Die zuvor getroffenen Annahmen wurden mit einer eigenen empirischen Untersuchung überprüft, welche im Rahmen der vorliegenden Arbeit durchgeführt wurde. Gleichzeitig sollte die empirische Umsetzbarkeit des hier entwickelten Konzepts demonstriert werden. Hierfür war zunächst das Untersuchungsgebiet zu bestimmen. Die Wahl fiel auf Hamburg, welches hinsichtlich seiner Sozialstruktur und seinem bisher dokumentierten Segregationsmaß im Mittelfeld bundesdeutscher Großstädte liegt. Da das Hauptinteresse kleinräumigen Effekten galt, wurde der Untersuchungsraum auf einen Ausschnitt des Hamburger Stadtgebiets beschränkt. Damit sich verschiedene Bevölkerungsgruppen und ihre Lage zueinander auch sinnvoll bestimmen lassen, wurde darauf geachtet, dass dieser Ausschnitt keine einseitige oder im Vergleich zur Gesamtstadt extreme Sozialstruktur aufweist. Bewusst wurde auf die gängige, zuvor aber kritisierte Praxis verzichtet, bestehende Verwaltungsgrenzen zu verwenden. Das realisierte Gebiet umfasst etwa 55.000 Einwohner auf 3,8 km² (2,7 km² Wohnfläche) und deckt sich in weiten Teilen mit den Stadtteilen Eimsbüttel und Altona-Nord; daneben weist es Überschneidungen auf mit den Stadtteilen Altona-Altstadt, Hoheluft-West, Rotherbaum, Harvestehude und Sternschanze.

Grundgesamtheit war die volljährige Wohnbevölkerung des Untersuchungsgebiets im Befragungszeitraum 2007 mit schätzungsweise 48.000 Menschen. Unter Berücksichtigung der gängigen Konventionen zu Irrtumswahrscheinlichkeit und Teststärke in den Sozialwissenschaften, wurde der optimale Stichprobenumfang kalkuliert. Ausschlaggebend war hierbei das anspruchsvollste hypothesentestende Verfahren, eine varianzanalytische Auswertung zur Frage der Erzwungenheit von Segregation (Hypothese H-5.2.4), zu der ein wenigstens mittelstarker Effekt erwartet wurde. Anhand dieser Vorgaben wurde der optimale Stichprobenumfang auf 260 Personen kalkuliert.

Für die Erhebung fiel die Wahl auf eine schriftliche Befragung mittels standardisiertem Fragebogen. In der Operationalisierung der sozialen Lage (Alter, Lebensform, Ethnie, Konfession, Bildung, Erwerbsform, Berufsstand und Einkommen) wurde überwiegend den gängigen Standards zu demografischen und sozio-ökonomischen Merkmalen gefolgt. Beim Lebensstilverhalten konnte auf einen mittlerweile etablierten Item-Kanon der jüngeren empirischen Forschung zurückgegriffen werden, der expressive, interaktive und evaluative Elemente der Stilisierung abdeckt. Dazu gehören Freizeitaktivitäten, Musikgeschmack, Konsumgewohnheiten, Mediennutzung, Kontaktmuster, Wertorientierung und die persönliche Bedeutung verschiedener Lebensbereiche. Für eine detaillierte Analyse von Segregation als systematischer Punkteverteilung sollten die Zielpersonen ihren aktuellen Wohnstandort wie auch ihren Wunschstandort in eine Karte des Untersuchungsgebiets eintragen. Flankierend wurden Items zu Wohndauer, Wohnzufriedenheit und Ausgrenzungserfahrungen eingesetzt.

Nach einem Pretest fand im Sommer 2007 die Haupterhebung statt. Hierbei kam eine eigene Erhebungstechnik zum Einsatz: Das Untersuchungsgebiet wurde in 7 sechseckige Teilareale untergliedert. Diese wurden in einer kreisähnlichen Form angeordnet, um Verzerrungen durch Randeffekte zu mindern, wie sie bei rechteckigen Untersuchungsgebieten auftreten. Auf dieser Basis wurde eine räumlich geschichtete Stichprobe realisiert, gewichtet nach der bewohnbaren Fläche der 7 Teilareale, so dass eine gute Erfassung des gesamten Untersuchungsgebiets garantiert war. Um den anvisierten Stichprobenumfang und eine adäquate Ausschöpfung der einzelnen Teilareale zu erreichen, wurde die Erhebung in 2 Befragungswellen umgesetzt. Dabei wurden insgesamt an 229 Standorten 1.145 Fragebogen verteilt, von denen 313 zurückgesendet wurden, was einer Rücklaufquote von 27,3 % entspricht. Nach Bereinigung des Rücklaufs und Ausschluss von Fragebogen aus überproportional stark repräsentierten Teilarealen verblieben 260 Fragebogen als auswertbares Datenmaterial, womit der zuvor kalkulierte Stichproben-Zielwert exakt erreicht wurde.

Die Güte der erhobenen Daten konnte als zufriedenstellend eingestuft werden. Die angebotenen Items wurden weitgehend beantwortet und bewährten sich überwiegend als trennscharf. Entsprechendes gilt für die Repräsentativität. Allerdings erwiesen sich im

Vergleich zu amtlichen Referenzdaten zum Untersuchungsgebiet besonders junge und alte Menschen, solche mit geringer Schulbildung oder Migrationshintergrund sowie männliche Personen als unterrepräsentiert.

Zusammenfassende Interpretation der empirischen Ergebnisse

Für die Auswertung wurden in der Analytestichprobe zunächst die Original-Items zum Lebensstilverhalten faktorenanalytisch auf wesentliche Inhalte wie *Hochkultur*, *Unterhaltung* und *Hedonismus* oder *Materialismus* verdichtet. Über diese Hauptkomponenten wurden mittels Clusteranalysen 5 Lebensstiltypen identifiziert und mit folgenden zusammenfassenden Etiketten versehen: *Integrierte Ungebundene*, *Unterhaltungsorientierte Hedonisten*, *Hochkulturell Interessierte und sozial Engagierte*, *Materialistische Traditionalisten*, *Zurückgezogen lebende Verweigerer*. Diese Lebensstiltypen ließen sich mathematisch-statistisch und inhaltlich klar gegeneinander abgrenzen und charakterisieren. Die Eigenständigkeit der Typologie bestätigte sich in ihrem allenfalls moderaten Zusammenhang zur sozialen Lage, der je nach Lebensstiltyp zudem unterschiedlich stark ausfällt.

Kurzfassung der Hypothese	Testergebnis
H-5.2.1 Lebensstil-Segregation	
H-5.2.1a Konzentration	nicht bestätigt
H-5.2.1b Klumpung	nicht bestätigter Trend
H-5.2.1c Ungleichverteilung	bewährt
H-5.2.1d Distanz zwischen Schwerpunkten	bewährt
H-5.2.2 Zusammenhang von Lebensstil-Verhalten und -Segregation	
H-5.2.2a Verhaltens-Homogenität u. Konzentration	nicht bestätigt
H-5.2.2b Verhaltens-Homogenität u. Klumpung	nicht bestätigt
H-5.2.2c Verhaltens-Heterogenität u. Ungleichverteilung	bewährt
H-5.2.2d Verhaltens-Heterogenität u. Distanz zw. Schwerpunkten	nicht bestätigt
H-5.2.3 Soziale-Lage-Segregation	
H-5.2.3a Konzentration	für keines der Soziale-Lage-Merkmale bestätigt
H-5.2.3b Klumpung	für Alter u. Einkommen bewährt
H-5.2.3c Ungleichverteilung	für Lebensform, Bildung u. Einkommen bewährt
H-5.2.3d Distanz zwischen Schwerpunkten	für Alter u. Bildung bewährt
H-5.2.4 Erzwungene Segregation tritt entlang der vertikalen Dimension der Sozialstruktur deutlicher hervor als entlang der horizontalen Dimension	
H-5.2.4x bezogen auf Entfernung zw. Wohn- u. Wunschstandort	nicht bestätigt

Tab. 36: Ergebnisübersicht zu Hypothesentests

Quelle: Eigene Darstellung.

Die identifizierten Lebensstiltypen und verschiedenen Soziale-Lage-Gruppen konnten nun auf die Segregationsformen des vorgelegten Konzepts untersucht werden, wobei adäquate Indizes der räumlichen Methodenforschung und eigene Verfahrensvorschläge zum Einsatz kamen. Die empirische Bilanz der vorliegenden Arbeit fiel hierbei uneinheitlich aus. Grundsätzlich bestätigt hat sich die Annahme einer lebensstilspezifischen Segregation in Städten. Auf der kleinräumigen Ebene einzelner Quartiere erweist sich ihre Strukturierungskraft sogar jener klassischer Soziale-Lage-Merkmale

als mindestens ebenbürtig. Dennoch ließen sich nicht sämtliche Hypothesen halten. Tabelle 36 fasst die Ergebnisse der empirischen Untersuchung zusammen.

Der *Hypothesenblock H-5.2.1* ergab folgendes Bild einer Segregation urbaner Lebensstile: Wie vermutet verteilen sich die 5 identifizierten Lebensstilgruppen systematisch über das Untersuchungsgebiet. Jedoch bestätigen sich nicht alle 4 Sub-Hypothesen zu den unterschiedlichen Segregationsformen Konzentration, dezentrale Klumpung, Ungleichverteilung und (Schwerpunkt-)Distanz. Räumliche Abstoßungseffekte zwischen den Gruppen dominieren die ebenfalls erwarteten Homogenitäts-Bestrebungen innerhalb dieser deutlich. Einzelne Lebensstiltypen zeigen sich dabei in ihrer Nachbarschaft als besonders stark von anderen Gruppen separiert (Ungleichverteilung). Zudem haben die Wohnsitzverteilungen der Gruppen innerhalb des Untersuchungsgebiets unterschiedliche Schwerpunkte (trennende Distanz). Ein Bevorzugen von Personen mit ähnlichem Lebensstil im eigenen Nachbarschaftsumfeld (Konzentration oder Klumpung) lässt sich hingegen allenfalls in der Tendenz belegen, erweist sich jedoch als statistisch nicht signifikant. Dieses Ergebnis befindet sich im Einklang mit der Erkenntnis der Segregationsforschung, dass Aversionen und Toleranzschwellen gegenüber Fremden gewöhnlich Homogenitäts-Bestrebungen innerhalb der eigenen Gruppe dominieren und sich in räumliche Distanzen übersetzen.

Ein Vergleich mit den wenigen bisher existierenden Segregationsanalysen, die auch Lebensstile berücksichtigen, offenbart ebenfalls Parallelen. Besonders augenfällig ist die gemeinsame Erkenntnis, dass ausgerechnet solche Lebensstiltypen deutlich segregiert sind, welche sich besonders tolerant und aufgeschlossen geben und am seltensten Homogenitäts-Bestrebungen offen eingestehen. In der vorliegenden Untersuchung sind dies die *Hochkulturell Interessierten und sozial Engagierten* sowie die *Unterhaltungsorientierten Hedonisten*. Da es sich zumindest bei ersteren nicht um eine ressourcenstarke Klientel handelt, ist als Ursache für die Segregation dieser Gruppen auch eine ausgrenzende Stilisierung zu vermuten.

Im *Hypothesenblock H-5.2.2* bestätigte sich der bei Lebensstilen vermutete Zusammenhang zwischen Verhalten und Segregation ebenfalls nur bedingt; lediglich eine der 4 Sub-Hypothesen hatte Bestand: Zumindest im nachbarschaftlichen Umfeld korrespondiert soziale Distanz im Sinne divergierender Verhaltensmuster mit räumlicher Distanz, gemessen über geografische Entfernungen. Dass räumliche Trennungen zwischen Gruppen auch großräumig mit dem Grad ihrer Verhaltensunterschiede zunehmen, ließ sich hingegen nicht eindeutig erhärten. Möglicherweise hätte das Untersuchungsgebiet weiter gesteckt werden müssen, um solche Effekte aufspüren zu können. Wie zuvor erwiesen sich Homogenitäts-Bestrebungen als weniger bedeutsam, d.h. in ihrem Verhalten besonders konsistente Lebensstiltypen neigen weder überdurchschnittlich zu einer räumlichen Konzentration, noch zu dezentralen

Klumpungen. Dieses Ergebnis erstaunt insofern, als dass die Mehrheit der Befragten der Nähe zu Gleichgesinnten nach eigenem Bekunden eine hohe Bedeutung einräumte. Eine mögliche Ursache für diesen scheinbaren Widerspruch könnte darin liegen, dass insbesondere solche Lebensstiltypen Homogenitäts-Bestrebungen äußerten, die über nur geringe Ressourcen verfügen, diese auch durchzusetzen.

Der *Hypothesenblock H-5.2.3* lieferte ein ebenfalls differenziertes Bild an Segregationsmustern, sobald man die Bevölkerung nach anderen Sozialstruktur-Merkmalen als dem Lebensstil gliederte: Von den 8 untersuchten Soziale-Lage-Merkmalen (Alter, Lebensform, Ethnie, Konfession, Bildung, Erwerbsform, Berufsstand und Einkommen) wiesen das Lebensalter, die Bildung und das Einkommen ähnlich starke Segregationsmuster auf wie die untersuchten Lebensstiltypen, und die Lebensform eine etwas leichtere Tendenz. Entlang der sozio-ökonomischen Dimension konnte dabei ein interessanter nicht-linearer Effekt festgestellt werden: Mittlere Statusgruppen offenbaren sich hier als weniger stark segregiert als niedrige und höhere Schichten. Dass sich anders als in vielen anderen Studien keine Segregation bestimmter Ethnien nachweisen ließ, könnte auf den geringen Ausländeranteil in der Stichprobe zurückzuführen sein. Alles in allem erwiesen sich zumindest auf der Mesoebene von Stadtquartieren die räumlichen Strukturierungseffekte der Lebensstilisierung denen prominenter Soziale-Lage-Merkmale als ebenbürtig. Hinsichtlich der Segregationsform dominieren bei Bildung und Lebensform ähnlich wie bei der Stilisierung Effekte der räumlichen Ungleichverteilung und Distanz. Innerhalb einzelner Altersgruppen und Einkommensklassen wurden hingegen auch kleinräumige Homogenitäts-Bestrebungen sichtbar. Über alle Merkmale einschließlich der Lebensstilisierung betrachtet überwiegt tendenziell die Inter-Heterogenität gegenüber einer inneren Homogenität. Die – sich im Übrigen widersprechenden – Volksweisheiten „Gleich und Gleich gesellt sich gern“ und „Gegensätze ziehen sich an“ erhalten damit kein wissenschaftliches Fundament; für den urbanen Nahraum müsste es eher heißen: „Gegensätze meiden sich“. Auf der Makroebene einer Gesamtstadt mögen sich aber durchaus homogene Viertel abzeichnen, wie sie von den Stadtstrukturmodellen und der Sozialraumanalyse beschrieben werden.

Die Ergebnisse zum *Hypothesenblock H-5.2.4* warten mit der wohl größten Überraschung auf: Nimmt man die Nähe des tatsächlichen zum gewünschten Wohnstandort als Maßstab, erweist sich die Segregation bei vertikalen Ungleichheiten *nicht* als erzwungener als bei horizontalen Unterschieden in der Sozialstruktur. Bemerkenswerterweise unterscheiden sich ausgerechnet die Lebensstiltypen wie auch verschiedene Altersgruppen am stärksten in ihrer Nähe zum Wunschstandort. Bei den nach klassischen Ungleichheiten hierarchisierten Bevölkerungsgruppen fallen die Unterschiede zwischen Wunsch und Wirklichkeit hingegen deutlich geringer aus oder sind gar nicht nachzuweisen. Der bereits beobachtete nicht-lineare Effekt überträgt sich

hier zudem: So sind die mittleren Statusgruppen nicht nur weniger segregiert, sondern wohnen auch eher in ihrer Wunschgegend als niedrige und höhere Schichten. Auch bei den Lebensstiltypen selbst ist kein Muster derart erkennbar, dass man bei geringer Segregation der eigenen Gruppe oder mit wachsender Ressourcenausstattung dem Wunschstandort näher käme. Die Gründe für das Nicht-Erreichen des Wunschstandorts dürften daher unterschiedlich ausfallen. Beispielsweise fehlen unteren sozialen Schichten häufig die nötigen Ressourcen; höhere Statusgruppen hingegen mögen zuweilen auch besonders hohe Ansprüche entwickeln, die sich selbst für sie nicht ohne Weiteres realisieren lassen.

Trotz unterschiedlicher Motive und Ressourcensituation der beteiligten Individuen und Bevölkerungsgruppen, lassen sich weder bei den Lebensstil-, noch bei den Soziale-Lage-Gruppen eindeutig treibende Kräfte ausmachen, welche die Segregation im besonderen Maße forcieren. Die Kombination hohe Ressourcenausstattung, große Zufriedenheit mit der eigenen Wohnlage sowie eine ausgeprägte – und in der Konsequenz damit befürwortete oder gar aktiv angestrebte – räumliche Abgrenzung von anderen, tritt in der vorliegenden Untersuchung nicht auf. Somit eignen sich die Ergebnisse auch nicht für eine Gerechtigkeitsdebatte, in welcher Etikette wie *Täter* oder *Opfer* vergeben werden. Vielmehr erweist sich Segregation als ein in seiner konkreten Ausformung und Intensität von den beteiligten Akteuren nicht beabsichtigtes Phänomen. Dieses Ergebnis der vorliegenden Arbeit befindet sich im Einklang mit der Erkenntnis der bisherigen Segregationsforschung, dass eine auf der Maßstabsebene eines Stadtviertels oder einer Gesamtstadt beobachtete Segregation die von den beteiligten Individuen gewünschte deutlich zu übersteigen vermag.

6.2 Resümee und Ausblick

Bewertung des vorgelegten Konzepts

Ziel dieser Arbeit war es, die Forschung zu Segregation in Städten voranzubringen. Hierfür sollte ein Konzept entworfen werden, mit dem sich unterschiedliche Bevölkerungsgruppen flexibler und genauer als bisher auf verschiedene Segregations-tendenzen untersuchen lassen. Der Schwerpunkt lag dabei auf der Darstellung einer sozial-räumlichen Strukturierung von Lebensstilen, womit die vorliegende Arbeit zugleich einen Beitrag zur Lebensstilforschung leisten möchte.

Diese selbst gesetzten Vorgaben wurden nach eigener Einschätzung erreicht: Mit der vorliegenden Arbeit konnte gezeigt werden, dass die Segregationsforschung mit der jüngeren Entwicklung der Sozialstrukturanalyse Schritt zu halten vermag und neuere Methodenerkenntnisse aufnehmen kann. So eignen sich das hier vorgelegte theoretische Modell und die parallel entwickelte Methodik für die Analyse städtischer

Wohnstrukturen ganz unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen und reagieren damit auf gesellschaftliche Veränderungen der letzten Jahrzehnte. Auf diese Weise können auch bisher von der Segregationsforschung vernachlässigte Bevölkerungsteile berücksichtigt werden. Die vorliegende Arbeit konzentrierte sich dabei auf Lebensstiltypen, denen zwar in der Sozialstrukturanalyse schon länger eine prominente Bedeutung zukommt, zu denen aber bisher vergleichsweise wenige empirische Untersuchungen existieren. Damit wurde auch die zentrale Forderung an die Lebensstilforschung aufgegriffen, Lebensstile über das Erstellen bloßer Typologien hinaus im Lichte sozial relevanter Fragestellungen zu betrachten.

Das hier verfolgte Konzept löst sich dabei von der nach wie vor dominanten wie eindimensionalen Vorstellung von Segregation als Ungleichverteilung und gibt differenziert Aufschluss über ihre verschiedenen Erscheinungsformen wie die Konzentration einzelner Gruppen oder eine räumliche Trennung zwischen diesen. Möglich ist dies durch das Einbeziehen von Indizes der mathematisch-statistischen Forschung zu Raummethoden sowie statistischer Tests, mit welchen sich Distanzen in Punkteverteilungen auswerten lassen. Mit der vorliegenden Arbeit wurden sie für sozialwissenschaftliche Belange genutzt und auf Entfernungen zwischen Wohnstandorten von Stadtbewohnern angewandt.

Die eingesetzten Verteilungsmaße und -tests besitzen gegenüber den bisher in der sozialwissenschaftlichen Segregationsforschung dominierenden Indizes gleich mehrere Vorteile: Sie stellen die beobachtete Situation nicht der unrealistischen Annahme einer vollkommenen Gleichverteilung gegenüber, sondern prüfen auf bestimmte systematische Abweichungen von einer Zufallsverteilung. Dabei bleiben sie von für die Fragestellung irrelevanten Faktoren wie Bevölkerungsdichten und Gruppengrößen unbeeinflusst. Zudem eignen sie sich für die Analyse von mehr als 2 Teilpopulationen. Auch erfordert ihre Berechnung keine Vollerhebung oder detaillierte Kenntnisse der Bevölkerungsdichte oder -anteile über das gesamte Untersuchungsgebiet. Vielmehr genügen Stichprobendaten, auf welchen sich praktikable Signifikanztests ohne aufwendige Simulationsberechnungen und ohne Spezialsoftware durchführen lassen. Somit können mit vertretbarem Aufwand auch Bevölkerungsgruppen berücksichtigt werden, zu denen keine umfangreichen oder aktuellen Daten vorliegen.

Vor allem aber ist die hier gewählte Methodik gegenüber der üblichen Auswertung von Bevölkerungsanteilen in städtischen Teilgebieten genauer und unterliegt nicht den hier ausführlich diskutierten Verzerrungen aggregierter Daten (siehe oben Kapitel 2.4.1). Mit ihr sind sowohl Analysen auf der Ebene einer Gesamtstadt, wie auch auf dem Maßstabniveau von Stadtquartieren möglich, so dass sich auch kleinräumige Segregationsmuster erfassen lassen, wie sie im Falle einer pluralisierten und differenzierten Gesellschaft zu erwarten sind. Hiermit wird der in der Segregations-

forschung wachsenden Erkenntnis Rechnung getragen, dass Ursachen und Erscheinungsformen von Segregation je nach beobachtetem Maßstabniveau variieren können (siehe etwa Reardon u.a. 2007: 28-29). Obwohl sich mit der hier vorgelegten Methodik unterschiedlich große Untersuchungsgebiete flexibel und ohne Aggregation realisieren lassen, bleibt es natürlich möglich, die über Stichproben erhobenen Wohnstandorte nach Teilarealen zusammenzufassen. Auf diese Weise lassen sich nach wie vor übersichtliche Visualisierungen in Karten vornehmen sowie der klassische Dissimilaritäts- oder Segregations-Index nach Duncan und Duncan einsetzen, beispielsweise um Resultate mit anderen Studien zu vergleichen.

Der größeren Flexibilität und Genauigkeit des hier vorgeschlagenen Vorgehens stehen allerdings Nachteile entgegen: So dürfte in den meisten Fällen eine Primärerhebung erforderlich sein, um an Daten im benötigten, nahezu Hausnummer-genauen Detaillierungsgrad zu gelangen. Dies bedeutet nicht nur empirischen Mehraufwand. Bei einer solch hohen Auflösung ist auch dem Datenschutz besondere Beachtung zu schenken. Das schließt eine passwortgeschützte Sicherung der Daten ein, wie auch eine geeignete Ergebnisdarstellung, welche keine Rückschlüsse auf einzelne Personen zulässt. Hinzu kommt, dass die Methodik anspruchsvoller ist als bei einem Einsatz klassischer Indizes. Daher sollten mit der vorliegenden Arbeit die empirische Realisierbarkeit und der Mehrwert des hier verfolgten Konzepts am Beispiel der Stadt Hamburg demonstriert werden, wobei der Fokus auf einer sozial-räumlichen Strukturierung von Lebensstilen lag. Die detaillierte Darstellung der eigenen Untersuchung liefert zugleich einen methodischen Leitfaden, der von der Bestimmung des Untersuchungsgebiets, über die Planung und Realisation der Erhebung, bis zur Auswertung unterschiedlicher Segregationsmuster reicht.

Dabei konnte gezeigt werden, dass die eingesetzte Erhebungstechnik einer mittels räumlich geschichteter Stichprobe realisierten Befragung der angestrebten räumlichen Zufallsauswahl nahe kommt; und zwar anders als beim etablierten Random-Route-Verfahren auch bei einem eher kleinen Untersuchungsgebiet. Zudem wurde deutlich, dass die Teilnehmer mit dem präsentierten Kartenausschnitt insgesamt zurechtkamen und überwiegend in der Lage waren, ihren Wohnstandort exakt einzutragen. Vor allem aber lieferten die eingesetzten Verfahren und Indizes mit der Unterscheidung der Segregationsformen Konzentration, Klumpung, Ungleichverteilung und Distanz im konkreten Auswertungsszenario nicht nur differenzierte, sondern auch plausible und konsistente Ergebnisse. Bis auf den Aspekt der Konzentration haben sich alle konzeptionell herausgearbeiteten Segregationsaspekte wenigstens bei einer der untersuchten Gruppen auch empirisch bewährt. Im direkten Vergleich offenbarten die gängigen Indizes ihre Schwäche, bestimmte Segregationsmuster einschließlich ihrem eigentlichen Metier – der Ungleichverteilung – überhaupt zu erkennen. Zudem bestätigte sich die aus der Methodendiskussion bekannte Neigung der herkömmlichen

Maße, abhängig von der Untergliederung des Untersuchungsgebiets Artefakte zu produzieren, die den tatsächlichen Wohnstrukturen nicht entsprechen.

Auch wenn die hier vorgeschlagene Vorgehensweise ohne eine Aufteilung des Untersuchungsgebiets auskommt, ist sie wie jede andere Methodik sensitiv gegenüber dessen Größe. So lassen sich bei einer Beschränkung auf einzelne Stadtausschnitte – wie in der vorliegenden Arbeit – großräumige Effekte naturgemäß schlechter abbilden. Mit Bezug auf die 4 hier untersuchten Segregationsformen bedeutet dies, dass je nach Lage eines nur ausschnitthaften Untersuchungsgebiets Bevölkerungsgruppen mit einer größeren homogenen räumlichen Konzentration oder wenigen dezentralen Klumpungen möglicherweise nicht oder nur teilweise erfasst und weite Distanzen zwischen den räumlichen Schwerpunkten von Teilpopulationen nicht erkannt werden. In der vorliegenden Arbeit könnte dies bei der Konzentration der Fall sein, welche wie erörtert nicht vorzufinden war. Diesen Mängeln kann jedoch entgegengewirkt werden, indem das Untersuchungsgebiet mit der vorgeschlagenen Stichprobentechnik ausgedehnt wird, bei Bedarf bis auf den gesamten Stadtraum.

Die Umsetzbarkeit des hier verfolgten Ansatzes und die damit gewonnenen empirischen Ergebnisse untermauern zudem die Daseinsberechtigung des Lebensstilkonzepts. Auf ein mit der Segregation wissenschaftlich wie auch alltagspraktisch relevantes Thema angewandt, hat es sich mit der vorliegenden Untersuchung einmal mehr als tragfähig erwiesen. Die für die identifizierten Lebensstiltypen beobachteten Segregationsgrade bewegen sich wenigstens auf dem Niveau klassischer Sozialstruktur-Merkmale wie Alter, Bildung, Beruf oder Einkommen, oder übersteigen deren Effekte sogar. Und bei der Erklärung der Entfernung zwischen tatsächlichem und gewünschtem Wohnstandort hat der Stilisierungsfaktor auch dann Bestand, wenn man den Einfluss anderer Sozialstruktur-Merkmale herauspartialisiert. Diese Resultate unterstreichen nicht nur die Eigenständigkeit des Lebensstilkonzepts im Allgemeinen. Sie sprechen auch für die inzwischen etablierte und hier nachvollzogene Operationalisierung und Konstruktion von Lebensstiltypen über interaktive, expressive und evaluative Verhaltensdimensionen anhand faktoren- und clusteranalytischer Verfahren, welche offensichtlich praktisch bedeutsame Bevölkerungsgruppen identifizieren. Solche Ergebnisse rechtfertigen den empirischen Mehraufwand, den das Erfassen von Lebensstilen zusätzlich zu den etablierten Sozialstruktur-Merkmalen bedeutet. Dies gilt umso mehr, als dass bei der Operationalisierung mittlerweile Kurzfassungen existieren, welche mit vergleichsweise wenigen Items auskommen (siehe oben Kapitel 2.1.3). Was allerdings bleibt, ist der Vorwurf einer erschwerten Vergleichbarkeit stets neu konstruierter Lebensstiltypologien (siehe ebenfalls Kapitel 2.1.3). Sie ist der Preis für die größere Flexibilität dieser Methodik.

Generalisierbarkeit der Ergebnisse

Aufgrund der sorgfältigen Auswahl des Untersuchungsgebiets sollten sich die identifizierten Lebensstiltypen und Segregationstendenzen auch anderswo wiederfinden lassen. Dies gilt besonders für weitere innenstadtnahe Areale Hamburgs, wobei im Detail Abweichungen von den hier beobachteten Mustern zu erwarten sind, sich beispielsweise weitere Lebensstiltypen herauskristallisieren können. Auch liegt es nahe, auf andere bundesdeutsche Großstädte und Metropolen die Erkenntnis zu übertragen, dass die Lebensstilisierung eine klassischen Sozialstrukturen ebenbürtige räumliche Bedeutung haben kann. Damit sich die hier beobachtete Vielfalt überhaupt im Raum strukturieren kann, muss jedoch zunächst einmal in demografischer, sozio-ökonomischer und kultureller Hinsicht eine heterogene Bevölkerung vorzufinden sein. Für größere homogene Areale wie Stadtzentren mit ihren Geschäfts- und Bürovierteln oder ländliche Peripherien dürften die Ergebnisse hingegen wenig aussagekräftig sein.

Über eine weitergehende Generalisierbarkeit der Ergebnisse kann nur spekuliert werden. Zumindest für heutige Städte stärker entwickelter Staaten westlicher Kulturkreise sollte eine gewisse Übertragbarkeit gegeben sein, da hier ausreichende Ressourcenausstattungen und Stilisierungsfreiheiten unterstellt werden können. In Städten weniger entwickelter Länder und in anderen Kulturkreisen kann hingegen teilweise von einer stärkeren Dominanz vertikaler Ungleichheiten oder ethnischer und religiöser Konflikte und Polarisierungen ausgegangen werden, die sich auch räumlich niederschlägt (Musterd u.a. 1998: 30-31, 59, 110-111 und 154; siehe auch oben Kapitel 2.3.2). Als allgemeingültig darf aber der Befund gelten, dass die Sozialstruktur an sich, d.h. unabhängig von ihrer konkreten Ausformung, eine räumliche Entsprechung besitzt. Diese Erkenntnis ist inzwischen durch Forschungsergebnisse zu ganz unterschiedlichen Ländern erhärtet (siehe oben Kapitel 2.3.1 und 3.1). Allerdings dürften die konkreten Muster je nach Land und Region anders ausfallen und sich mit der Zeit ändern.

Wirklich Klarheit kann hier nur weitere empirische Forschung bringen. Die vorliegende Arbeit liefert dazu wie beschrieben ein erweitertes konzeptionelles und methodisches Rüstzeug, Segregation in unterschiedlichen raum-zeitlichen Kontexten zu untersuchen. Ob dabei Lebensstilen oder anderen Sozialstruktur-Merkmalen der Vorzug zu gewähren ist, ist dann eine Frage des jeweiligen Forschungskontextes. Der hier verfolgte „vertikal-plurale Doppelblick“ (Geißler und Weber-Menges 2006: 126; siehe oben Kapitel 2.1.3) dürfte jedoch aktuell in den meisten Szenarien eine geeignete Strategie sein, relevante sozial-räumliche Strukturen abzubilden. Aufgrund fortschreitender gesellschaftlicher Veränderungen ist hierfür allerdings die Operationalisierung von Sozialstruktur-Merkmalen einschließlich Lebensstilen stets von Neuem zu hinterfragen.

Praktische Relevanz

Auch wenn es nicht Absicht der vorliegenden Arbeit war, konkrete Handlungsempfehlungen zu geben, liegt die Frage nahe, wie kommunale Politik und Verwaltung sowie Stadtplanung und -entwicklung von dem hier vorgelegten Konzept und den empirischen Ergebnissen profitieren können. Dies gilt gerade mit Blick auf die wachsende Bedeutung wachsender Städte, wie sie mit der vorliegenden Arbeit dokumentiert wurde und wie sie auch in verschiedenen Programmen und Initiativen zum Ausdruck kommt, mit denen man versucht, auf die städtische Bevölkerungsstruktur Einfluss zu nehmen. Dazu gehört in der Bundesrepublik Deutschland insbesondere das Bund-Länder-Programm *Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – Soziale Stadt*, welches das Ziel verfolgt „der gewachsenen sozial-räumlichen Polarisierung in deutschen Städten entgegenzuwirken und benachteiligte Stadtteile aufzuwerten und zu stabilisieren“ (Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung 2008: 5). Für Hamburg zu nennen ist das Projekt *Metropole Hamburg – Wachsende Stadt* des Hamburger Senats (Bürgerschaft der Freien und Hansestadt Hamburg 2007). Dieses sieht unter anderem vor, junge, kreative Menschen und eine kaufkräftige Klientel und damit zukünftige Unternehmensgründer und Steuerzahler mit Szeneangeboten und Prestigeprojekten anzulocken (Stichworte: HafenCity, Elbphilharmonie). Flankiert wird dieses Leitbild von der Initiative *Lebenswerte Stadt Hamburg*, mit welcher der Senat in benachteiligten Stadtteilen Quartiersprojekte wie Musikförderung oder Eltern-Kind-Zentren anstoßen möchte, um „Bildungsvoraussetzungen sowie die Alltagssituation von Familien zu verbessern“ (von Beust 2008: 191).

Wie ist nun die vorliegende Arbeit in diesem Kontext zu bewerten? Zum einen stellt das hier entwickelte Konzept für sich genommen ein verbessertes Instrument zur Erfassung von Segregation in Städten dar. Somit kann es von wissenschaftlicher Seite kommunalen Entscheidungsträgern und Planern ein differenziertes Lagebild und zielgenaue Ansatzpunkte für die praktische Arbeit liefern. Beispielsweise klärt die hier vorgeschlagene Methodik, ob sich hinter auf den ersten Blick sozial durchmischten Stadtteilen womöglich kleinräumig isolierte Nachbarschaften verbergen. Sie erlaubt es zudem, räumliche Trennlinien abseits der administrativen Grenzverläufe aufzudecken. Darüber hinaus ließe sich die hier vorgeschlagene Methodik so weiterentwickeln, dass detaillierte Aussagen dazu möglich sind, welche Bevölkerungsteile in ihrer Wohnlage wirklich benachteiligt sind (siehe unten der Methodenausblick in diesem Kapitel). Erkenntnisse wie diese liefern Ansatzpunkte für Maßnahmen vor Ort und erhöhen deren Effizienz.

Zum anderen liefert der konkrete Anwendungsfall Hamburg erste verwertbare Ergebnisse. Dazu gehört nicht nur die Feststellung, dass je nach Bevölkerungsgruppe unterschiedliche Lebenslagen, Wohnwünsche und Bedürfnisse existieren, sondern auch

die Einsicht, dass diese gängigen Vorurteilen nicht entsprechen. In diesem Zusammenhang wurde insbesondere deutlich, dass es sich bei einer objektiv messbaren Segregation nicht um einen erzwungen Zustand handeln muss, den es in jedem Fall aufzuheben gilt. Segregierte Räume können vielmehr eine diskriminierende und zugleich beschützende Wirkung besitzen und von verschiedenen Bevölkerungsteilen unterschiedlich wahrgenommen werden. Selbst stark segregierte Gruppen befinden sich nicht zwangsläufig unfreiwillig in dieser Lage. Natürlich stehen negative Effekte außer Frage, wenn residenzielle Segregation und in ihrer Gelegenheitsstruktur benachteiligte Quartiere zusammenfallen. Und wer subjektiv freiwillig segregiert lebt, kann durch seine Wohnlage dennoch objektiv benachteiligt sein. Trotzdem sollte Gerechtigkeit nicht mit Gleichheit im Sinne einer sozial-räumlichen Nivellierung verwechselt werden.

Die Diskussion zeigt zudem, dass nicht nur klassische Ungleichheiten sozial-räumliche Gerechtigkeitsfragen aufwerfen, sondern dass dies auch bei Lebensstilen der Fall sein kann. Stilisierung ist eben nicht allein gleichbedeutend mit einem Dreiklang aus Pluralisierung, Individualisierung und Wahlfreiheit, sondern kann auch als Instrument im Wettbewerb um Wohnraum dienen (siehe oben Kapitel 2.3.2). Aufgrund der feineren Differenzierung von Lebensstilen dürften die damit verbundenen Konflikte allerdings eher kleinräumig ausfallen und daher weniger augenscheinlich sein als die viel beschworene Gefahr einer Polarisierung in sogenannte Reichenviertel und Armengettos. Deswegen müssen diese Verwerfungen jedoch nicht weniger brisant sein. Dangschat (1996: 123) meint in der Stilisierung gar einen Kulturkampf zu erkennen, bei dem sich öffentliche Institutionen einseitig von durchsetzungsstarken Bevölkerungsgruppen instrumentalisieren lassen.

Auch wenn man dieser Kritik nicht so weit folgen mag, wird dennoch klar, dass sich kommunale Politik, Stadtplanung und -entwicklung unter den skizzierten Eindrücken in Zukunft weiter sensibilisieren und ausdifferenzieren müssen. Dabei gilt es, im konkreten Einzelfall die betreffenden Bevölkerungsgruppen und ihre Wohnsituation, Anliegen und Sorgen zunächst einmal zu erkennen und gegeneinander abzuwägen, bevor man eingreift. Mit Bezug auf Segregation heißt das auch, unterschiedliche Homogenitäts- und Distanzbedürfnisse zu berücksichtigen. Ähnlich ungeeignet wie ein übertriebener Gleichheitsanspruch dürfte auch das einseitige Werben um bestimmte, typischerweise finanziell potente Bevölkerungsgruppen sein. Zwar können solche Vorhaben lokal begrenzt durchaus für eine urbane Belebung und Aufwertung sorgen. Als alleiniges Konzept führen sie aber zu einer Verdrängung und Isolation sogenannter unerwünschter Bevölkerungsgruppen und versetzen ganze Quartiere in eine Abwärtsspirale, mit negativen Auswirkungen für die Gesamtstadt.

Die richtige Balance zwischen erwünschter sozial-räumlicher Differenzierung und sozialer Durchmischung dürfte sich am ehesten durch überschaubare, punktuelle

Maßnahmen erreichen lassen. Für Hamburg etwa unterstreicht dies die Notwendigkeit, das Programm *Wachsende Stadt* durch Initiativen wie jener der *Lebenswerten Stadt* zu ergänzen (siehe oben in diesem Kapitel). Von wissenschaftlicher Seite ließe sich dies begleiten, – auch mit Hilfe des hier entwickelten Ansatzes. Ein Ziel könnte dabei sein, von Verdrängung besonders bedrohte Bevölkerungsgruppen zu orten und in ihrer Infrastruktur zu unterstützen, beispielsweise Menschen, die kaum mobil und auf soziale Nahkontakte angewiesen sind und gleichzeitig über nur geringe Ressourcen verfügen. Eine andere Aufgabe könnte darin bestehen, integrative Bevölkerungsgruppen zu identifizieren, etwa gleichermaßen tolerante wie ihrerseits akzeptierte Lebensstiltypen, um für diese lokale Anreize zu setzen, sich in benachteiligten Stadtgebieten anzusiedeln. Die gefürchtete Abwärtsspirale aus selektiver Migration und Verarmung der ansässigen Bevölkerung (Häußermann 2006: 311-313; siehe auch oben Kapitel 2.3.1) ließe sich so eher stoppen. Profitieren könnte auch die Erschließung neuer Areale, in denen weder neue uniforme Wohngettos oder geschlossene Luxus-Wohnanlagen (Gated Communities) gewünscht sind, noch der Traum von „Multikulti“ durch Überforderung der Bevölkerung ein böses Erwachen finden soll. Die mit der vorliegenden Arbeit fokussierte sozial-räumliche Bedeutung von Lebensstilen bietet dabei einen zusätzlichen Ansatzpunkt: Ein tieferes Verständnis urbaner Lebensstilisierung kann helfen, Konzepte einer lebendigen Stadt zu realisieren, die Vielfalt und Toleranz womöglich gerade dadurch ermöglichen, dass sie ein gewisses Maß an Abgrenzung und den Rückzug in identitätsstiftende Stilräume erlauben.

Bei allem gestalterischem Optimismus sind Eingriffe in den urbanen Raum jedoch mit Vorsicht anzugehen. Bereits Bourdieu (1991: 32) warnt in diesem Zusammenhang vor einer Selbstüberschätzung: „In Frage zu stellen sind aber auch jene Architekten [und man kann hinzufügen: Stadtplaner, -entwickler und politische Verantwortliche; T.E.] die in Unkenntnis oder willentlicher Ignoranz der sozialen Strukturen eines Wohnraums und der mentalen Strukturen seiner mutmaßlichen Bewohner so tun, als wären sie von sich aus in der Lage, den sozialen Gebrauch der Gebäude und Einrichtungen durchzusetzen.“

Methodischer Ausblick

Trotz seiner detaillierten Ausarbeitung lässt das hier vorgeschlagene Erhebungs- und Analyseinstrument genügend Raum für eine methodische Weiterentwicklung: So unterstützen die verwendeten Indizes zwar die simultane Analyse mehrerer Teilpopulationen, etwa von mehr als 2 Altersgruppen; allerdings kann mit ihnen nur ein Gruppierungsfaktor auf einmal untersucht werden, also beispielsweise nicht das Alter und der Lebensstil zugleich. Um die mit dem vorliegenden Konzept bereits aufgegriffene Erkenntnis sich überlagernder Segregationsmuster (siehe oben Kapitel 2.2.2 und 3.2) noch besser methodisch abzubilden, wären die hier vorgeschlagenen

Indizes in einem nächsten Schritt in mehrfaktorielle Modelle zu integrieren. Damit ließen sich die Einflüsse und Interaktionen mehrerer Größen gleichzeitig berücksichtigen und nach ihrem eigenständigen Erklärungsbeitrag aufschlüsseln, was wiederum der Theoriebildung zugute käme. Für den klassischen Dissimilaritäts-Index hat Kalter (2001: 452-464) eine entsprechende Erweiterung ausgearbeitet (siehe oben Kapitel 2.4.1), an die sich für Punktedistanzen-basierte Indizes anschließen ließe.

Auch mit Blick auf die Gerechtigkeitsdebatte zeichnen sich methodische Anknüpfungspunkte ab: Die hier vorgenommene Analyse von Entfernungen zwischen tatsächlichem und bei freier Wahl präferiertem Wohnstandort bildet zwar ab, wie erzwungen sich die Wohnsituation für einzelne Bevölkerungsgruppen darstellt. Sie gibt jedoch keinen Aufschluss darüber, wer durch Segregation tatsächlich benachteiligt ist und wer profitiert. D.h. ungünstige Standortfaktoren wie ein in unmittelbarer Nähe befindlicher Flughafen bleiben unberücksichtigt, ebenso die Lage zu vorteilhaften Ausstattungsmerkmalen wie Grünanlagen. Um diesen Aspekt zu beleuchten, ließe sich der in Kapitel 2.4.1 vorgestellte Diggle-Cox-Index in einer leicht veränderten Variante einsetzen. Dieses Maß prüft eigentlich, ob Teilpopulationen vergleichbare Entfernungen zu gleichmäßig verteilten Bezugspunkten aufweisen. Der Index ließe sich aber derart abwandeln, dass als Referenz statt künstlicher Hilfspunkte reale Orte verwendet werden, welche je nach Erkenntnisinteresse positive oder negative Eigenschaften repräsentieren können. Die Frage ist dann nicht mehr, ob sich Bevölkerungsgruppen ungleich *zueinander* verteilen, sondern ungleich *in Bezug auf diese Orte*. Allerdings mag je nach Bevölkerungsgruppe oder Individuum ein und derselbe Standortfaktor unterschiedlich bewertet werden, was die Analyse erschwert. Zudem steht der Diggle-Cox-Index derzeit nur für den Vergleich zweier Gruppen zur Verfügung und müsste daher zusätzlich für Mehrgruppen-Designs erweitert werden.

Abschließend sei ein Blick in weitere Ferne erlaubt: Bei der empirischen Umsetzung nahm die vorliegende Arbeit lediglich eine Momentaufnahme vor. Die vorgeschlagene Methodik kommt jedoch mit eher kleinen Stichproben aus und eignet sich somit durchaus für Vergleichs- und Längsschnittstudien zu Unterschieden oder Veränderungen der Intensität und Ausformung von Segregation in Städten. Von Vorteil ist hierbei ihre Unempfindlichkeit gegenüber administrativen Gliederungen. Das hier entwickelte Konzept lässt sich zudem fruchtbar mit dynamischen Segregationsmodellen verknüpfen (siehe oben Kapitel 2.3.1). Wie bereits die ursprünglichen Schachbrett-Ansätze Schellings (1971: 165-166) und Sakodas (1971: 123) berücksichtigt manch neuere Computersimulation die Auswirkungen von Präferenzmustern, wie sie auch in den mit der vorliegenden Arbeit thematisierten Anziehungs- und Abstoßungseffekten zum Ausdruck kommen (Fossett 2006: 257-261; Flache und Macy 2006: 536-540; Peters 2007: 17-19; Petrescu-Prahova 2007: 244). Diese Simulationen basieren zwar auf Teilflächen, besitzen jedoch eine sehr feine Auflösung; zudem lassen sie unbesetzte

Zellen zu. Dadurch entstehen Formationen, die den hier untersuchten Punkteverteilungen sehr nahe kommen. Bisher beschränkt man sich meist auf rein visuelle Bewertungen oder nutzt den Dissimilaritäts- oder Segregations-Index nach Duncan und Duncan mit all seinen Schwächen. Die mit dieser Arbeit vorgelegte Methodik erlaubt es dagegen, die simulierten Segregationsmuster auch angemessen zu beschreiben. Auch bei der Simulation der Wohnstandortwahlen selbst sind Erweiterungen im Sinne der vorliegenden Arbeit möglich: So ließen sich Erkenntnisse der hierarchischen Raumverarbeitung aufgreifen (siehe oben Kapitel 2.2.3), Push- und Pull-Effekte von Standorten berücksichtigen oder in einem Mehr-Ebenen-Modell Wechselwirkungen zwischen verschiedenen Maßstabniveaus abbilden (für erste Versuche in diese Richtung siehe Troitzsch 2006: 517-531, sowie Butts 2007: 291-322 und 330-336).

Solche dynamischen Modellierungen besitzen ein Praxispotenzial, welches noch über die oben diskutierten Szenarien hinausgeht. Beispielsweise könnten sie näheren Aufschluss darüber geben, warum manche Bevölkerungsgruppen von bestimmten Segregationsformen besonders stark betroffen sind, andere hingegen kaum. Auch die Stadtplanung könnte profitieren: Angereichert mit empirischen Kenntnissen der Präferenzmuster einschließlich der Standort- und Distanzbedürfnisse beteiligter Bevölkerungsgruppen könnten solche Modelle helfen, kritische Konstellationen rechtzeitig zu erkennen, in denen die Integrationsfähigkeit in einem Quartier an ihre Grenzen zu stoßen droht. Dabei ergäben sich möglicherweise auch Hinweise, ob und wie man unerwünschte Segregation in betroffenen Gebieten abmildern kann. Zudem können die Auswirkungen geplanter Maßnahmen simuliert und abhängig vom Ausgang konkrete Empfehlungen ausgesprochen werden. So ließe sich beispielsweise modellieren, welche Maßnahmen in einem Stadtviertel welche Klientel anwerben oder für deren Verdrängung sorgen würden, etwa bestimmte kulturelle Angebote oder infrastrukturelle Neuerungen.

Derzeit sind solche Szenarien noch Zukunftsmusik. Auch soll hier keineswegs der Eindruck erweckt werden, mit der richtigen Sozialtechnik seien sozial-räumliche Probleme in Städten einfach in den Griff zu bekommen. Vielmehr wird die Herausforderung zunächst darin liegen, der Komplexität des Themas angemessene Modelle und Methoden zu etablieren, deren Ergebnisse verlässlich und vermittelbar sind.

7 Anhang

7.1 Ergänzende Tabellen und Abbildung

Fragebogen-Item	Extrahierte expressive Lebensstilkomponenten (erklärte Gesamtvarianz: 57,1%)						
	1	2	3	4	5	6	7
G_1: Freizeitaktivitäten - Kino	0,52	0,25	0,24	0,11	-0,01	0,14	0,13
G_2: Freizeitaktivitäten - Diskothek, Pop-Konzerte	0,08	0,25	0,73	0,03	-0,03	0,15	0,20
G_3: Freizeitaktivitäten - Oper, klassische Konzerte, Theater	0,72	-0,06	0,03	0,08	0,06	0,10	-0,03
G_4: Freizeitaktivitäten - Kunstausstellungen, Museen	0,74	0,05	0,13	-0,03	0,16	0,04	-0,16
G_5: Freizeitaktivitäten - Kneipe	0,26	0,54	0,21	0,03	-0,14	0,10	0,42
G_6: Freizeitaktivitäten - Bücher	0,57	0,13	-0,05	0,11	0,14	-0,21	0,13
G_9: Freizeitaktivitäten - Sport, Fitness	0,11	0,29	0,22	0,30	0,33	0,06	-0,40
G_10: Freizeitaktivitäten - Yoga, Meditation, autog. Training	0,16	-0,14	0,01	0,13	0,70	0,13	0,26
G_12: Freizeitaktivitäten - künstlerisch tätig sein, musizieren	0,31	0,01	0,34	-0,11	0,44	-0,12	-0,19
G_13: Freizeitaktivitäten - Computer, Internet	0,05	0,67	0,25	0,15	0,07	-0,09	0,05
G_14: Freizeitaktivitäten - Auto, Motorrad	-0,05	-0,08	-0,01	0,74	-0,30	0,14	-0,05
G_15: Freizeitaktivitäten - Heim, Garten	0,04	-0,08	-0,05	0,59	0,31	0,20	0,07
G_16: Freizeitaktivitäten - spazieren, Rad fahren	0,20	0,06	0,02	0,57	0,31	-0,15	-0,05
G_17: Freizeitaktivitäten - nichts tun, faulenzeln	0,01	0,12	0,14	-0,03	0,10	-0,08	0,73
H_1: Musikgeschmack - klassische Musik	0,65	-0,06	-0,32	-0,07	0,22	0,01	0,00
H_2: Musikgeschmack - Deutsche Schlager	-0,07	-0,52	-0,25	0,41	-0,18	0,29	0,07
H_3: Musikgeschmack - Rock/Pop	-0,13	0,46	0,42	0,07	0,09	0,04	0,41
H_4: Musikgeschmack - HipHop/Techno	0,00	0,07	0,77	-0,09	0,00	0,06	0,02
H_5: Musikgeschmack - Volksmusik	0,09	-0,64	-0,13	0,34	-0,19	-0,02	-0,20
M_1: Konsumgewohnheiten - Sonderangebote	-0,16	-0,56	0,35	0,11	0,15	-0,08	0,15
M_2: Konsumgewohnheiten - Qualität, Exklusivität	0,14	-0,08	-0,05	0,28	0,07	0,68	-0,11
M_3: Konsumgewohnheiten - Moden, Trends	-0,05	0,05	0,22	-0,04	0,05	0,78	0,02
M_4: Konsumgewohnheiten - Bio, Umweltbewusstsein	0,22	0,25	-0,09	0,02	0,66	0,04	-0,06
Eigenwert	2,47	2,32	2,06	1,79	1,75	1,41	1,34
Erklärter Varianzanteil	10,7%	10,1%	8,9%	7,8%	7,6%	6,1%	5,8%

Tab. 37: Ladungsmatrix zu expressiven Lebensstil-Hauptkomponenten

Quelle: Eigene Berechnung. Extraktion über Hauptkomponentenanalyse. Bestimmung der Komponentenzahl nach dem Kaiser-Guttman-Kriterium (Eigenwert>1). Rotation nach der Varimax-Methode mit Kaiser-Normalisierung.

Fragebogen-Item	Extrahierte expressive Lebensstilkomponenten (erklärte Gesamtvarianz: 63,9%)						
	1	2	3	4	5	6	7
G_7: Freizeitaktivitäten - überregionale Zeitungen	0,35	-0,07	0,48	-0,31	-0,17	0,18	0,01
G_8: Freizeitaktivitäten - Boulevardzeitungen	0,56	0,04	-0,08	0,13	0,01	0,07	-0,24
G_11: Freizeitaktivitäten - ehrenamtliche Tätigkeit	-0,03	0,27	0,28	0,28	-0,58	0,18	0,33
I_1: Medieninteresse - Shows, Quiz	0,36	-0,02	-0,25	0,53	0,37	0,00	0,15
I_2: Medieninteresse - Sport	0,76	0,04	0,14	0,10	0,13	-0,08	0,01
I_3: Medieninteresse - Wirtschaft	0,59	0,10	0,01	-0,10	-0,09	0,45	0,25
I_4: Medieninteresse - Kultur, Feuilleton	-0,23	-0,26	0,42	-0,25	0,01	0,57	0,00
I_5: Medieninteresse - Lokalnachrichten	0,13	-0,03	-0,07	0,17	0,02	0,83	-0,14
I_6: Medieninteresse - Krimis	0,13	0,11	0,00	0,10	-0,02	0,08	-0,83
I_7: Medieninteresse - Unterhaltung	-0,15	0,12	-0,02	0,53	0,37	0,09	-0,45
I_8: Medieninteresse - Science-Fiction, Fantasy	-0,08	0,84	0,01	0,02	-0,01	0,01	-0,06
I_9: Medieninteresse - Action	0,19	0,84	-0,01	0,02	0,16	-0,13	-0,09
I_10: Medieninteresse - Heimatfilme	0,13	0,01	0,06	0,77	-0,12	0,03	-0,13
I_11: Medieninteresse - Musiksender	0,04	0,26	0,22	0,13	0,74	0,06	0,07
J_1: Kontaktmuster - Familie, Verwandte	0,12	-0,09	0,52	0,30	0,12	0,02	0,27
J_2: Kontaktmuster - Freunde, Bekannte	-0,06	0,14	0,76	-0,05	0,08	-0,02	-0,06
J_3: Kontaktmuster - Nachbarn	0,43	-0,24	0,43	0,06	-0,28	-0,10	-0,08
Eigenwert	1,88	1,75	1,67	1,59	1,35	1,34	1,28
Erklärter Varianzanteil	11,0%	10,3%	9,8%	9,4%	7,9%	7,9%	7,5%

Tab. 38: Ladungsmatrix zu interaktiven Lebensstil-Hauptkomponenten

Quelle: Eigene Berechnung. Extraktion über Hauptkomponentenanalyse. Bestimmung der Komponentenzahl nach dem Kaiser-Guttman-Kriterium (Eigenwert>1). Rotation nach der Varimax-Methode mit Kaiser-Normalisierung.

Fragebogen-Item	Extrahierte expressive Lebensstilkomponenten (erklärte Gesamtvarianz: 58,2%)			
	1	2	3	4
K_1: Wertorientierung - Leistung	0,66	0,00	0,03	0,31
K_2: Wertorientierung - Wohlstand	0,80	0,05	-0,11	0,16
K_3: Wertorientierung - Genießen	0,11	0,80	-0,19	0,01
K_4: Wertorientierung - Selbstverwirklichung	-0,19	0,53	0,05	0,57
K_5: Wertorientierung - Toleranz	-0,09	0,66	0,14	0,05
K_6: Wertorientierung - Sicherheit	0,78	0,04	0,18	-0,11
L_1: Bedeutung Lebensbereich - Beruf, Arbeit	0,25	0,02	-0,03	0,69
L_2: Bedeutung Lebensbereich - Freizeit, Erholung	0,43	0,62	0,07	-0,05
L_3: Bedeutung Lebensbereich - Familie, Kinder	0,14	-0,10	0,53	0,47
L_4: Bedeutung Lebensbereich - Religion, Kirche	0,05	-0,07	0,77	0,09
L_5: Bedeutung Lebensbereich - Politik, öffentl. Leben	-0,03	0,29	0,58	-0,26
Eigenwert	2,00	1,84	1,32	1,24
Erklärter Varianzanteil	18,2%	16,8%	12,0%	11,2%

Tab. 39: Ladungsmatrix zu evaluativen Lebensstil-Hauptkomponenten

Quelle: Eigene Berechnung. Extraktion über Hauptkomponentenanalyse. Bestimmung der Komponentenzahl nach dem Kaiser-Guttman-Kriterium (Eigenwert>1). Rotation nach der Varimax-Methode mit Kaiser-Normalisierung.

Dimension	Komponente	Cluster ^a					Trennkraft-Rangplatz ^b
		Integr. Ungeb. n=72	Unterhalt. Hedon. n=62	Hochk. u. Engag. n=52	Mater. Tradit. n=38	Zurückg. leb. Verw. n=36	
expressiv							
	Hochkultur	0,32	-0,46	0,74	-0,36	-0,54	7
	Moderne Lebensart und Technik	0,53	0,32	-0,34	-1,38	0,33	1
	Popkultur	-0,30	0,86	0,20	-0,78	-0,34	3
	Heimat und Heim	-0,14	0,09	0,13	0,52	-0,61	14
	Umwelt und Gesundheit	0,02	-0,39	0,55	-0,44	0,30	12
	Trends und Exklusivität	0,05	0,10	-0,56	0,52	-0,03	13
	Gemütlich- und Geselligkeit	0,24	0,17	-0,25	-0,20	-0,20	17
interaktiv							
	Sport, Wirtschaft und Boulevard	-0,36	0,26	-0,11	0,95	-0,57	10
	Fiction and Action	-0,26	0,91	-0,08	-0,52	-0,38	5
	Sozio-kulturelle Kontakte	0,11	0,17	0,68	-0,62	-0,84	6
	Triviale Kultur	-0,40	-0,16	0,12	1,07	-0,23	11
	Unterhaltung und Hedonismus	-0,20	0,78	-0,80	0,07	0,14	4
	Lokalnachrichten	0,01	-0,28	0,27	0,19	-0,14	18
	Sachlichkeit und Altruismus	-0,83	0,02	0,60	-0,08	0,85	2
evaluativ							
	Materialismus	-0,24	0,31	-0,56	0,94	-0,24	8
	Postmaterialismus	0,14	0,32	-0,07	-0,53	-0,17	15
	Religion und Soziales	-0,40	-0,38	0,79	0,44	-0,14	9
	Vereinbarkeit von Beruf und Familie	0,16	0,11	0,17	-0,38	-0,35	16

Tab. 40: Clusterprofile zu Hauptkomponenten

Quelle: Eigene Berechnungen.

^a Die Werte zeigen die Abweichungen der Clustermittelwerte von den Gesamtmittelwerten der Analysestichprobe an. Da die Hauptkomponenten standardisiert sind, liegen ihre Gesamtmittelwerte jeweils bei Null.

^b Die Trennkraft wurde über den F-Wert berechnet und gibt den Beitrag der einzelnen Komponenten zu der Clusterlösung wider. Sämtliche F-Werte sind auf 5%-Niveau signifikant. In der Tabelle ist lediglich die Rangfolge der F-Werte angegeben. Zu Details siehe unten Tabelle 46.

Item	Cluster ^a					Stichprobe insgesamt ^b N=260
	Integr. Ungeb.	Unterhalt. Hedon.	Hochk. u. Engag.	Mater. Tradit.	Zurückg. leb. Verw.	
	n=72	n=62	n=52	n=38	n=36	
G_1: Freizeitakt. - Kino	2,42	2,33	2,38	1,87	2,06	2,26
G_2: Freizeitakt. - Diskothek, Pop-Konzerte	1,89	2,60	1,90	1,24	1,78	1,95
G_3: Freizeitakt. - Oper, klass. Konzerte, Theater	2,17	1,82	2,31	1,97	1,81	2,03
G_4: Freizeitakt. - Kunstausstellungen, Museen	2,24	1,95	2,60	1,82	1,92	2,14
G_5: Freizeitakt. - Kneipe	3,29	3,11	2,79	1,92	2,64	2,86
G_6: Freizeitakt. - Bücher	4,35	3,89	4,58	3,53	3,53	4,05
G_9: Freizeitakt. - Sport, Fitness	3,43	3,66	3,75	2,92	3,11	3,43
G_10: Freizeitakt. - Yoga, Meditation, autog. Training	2,01	1,64	2,69	1,79	2,14	2,05
G_12: Freizeitakt. - künstlerisch tätig sein, musizieren	2,24	1,95	3,17	1,34	2,14	2,21
G_13: Freizeitakt. - Computer, Internet	4,78	4,66	4,21	2,68	4,49	4,29
G_14: Freizeitakt. - Auto, Motorrad	1,67	2,42	1,81	2,97	1,50	2,04
G_15: Freizeitakt. - Heim, Garten	2,92	2,71	3,13	3,34	2,58	2,93
G_16: Freizeitakt. - spazieren, Rad fahren	4,25	4,02	4,67	4,24	3,92	4,23
G_17: Freizeitakt. - nichts tun, faulenzten	3,51	3,58	3,02	2,68	2,89	3,22
H_1: Musikgeschm. - klassische Musik	3,86	2,66	4,27	3,42	3,57	3,55
H_2: Musikgeschm. - Deutsche Schlager	1,76	1,66	1,79	3,66	1,34	1,97
H_3: Musikgeschm. - Rock/Pop	4,10	4,66	3,85	2,92	4,03	4,00
H_4: Musikgeschm. - HipHop/Techno	2,11	3,15	2,35	1,39	2,00	2,28
H_5: Musikgeschm. - Volksmusik	1,07	1,11	1,63	2,55	1,00	1,40
M_1: Einkaufsverh. - Sonderangebote	2,97	3,61	3,65	3,84	3,19	3,42
M_2: Einkaufsverh. - Qualität, Exklusivität	3,50	3,43	3,47	4,00	3,25	3,51
M_3: Einkaufsverh. - Moden, Trends	2,54	2,84	1,98	2,71	2,50	2,52
M_4: Einkaufsverh. - Bio, Umweltbewusstsein	3,86	3,27	3,98	3,13	3,81	3,63

Tab. 41: Clusterprofile zu Original-Items der expressiven Dimension

Quelle: Eigene Berechnung.

^aDie Werte zeigen die Clustermittelwerte zu den auf 5-stufigen Bewertungsskalen gemessenen Original-Items.^bDie Werte zeigen die Mittelwerte der Original-Items für die gesamte Analysestichprobe.

Item	Cluster ^a					Stichprobe insgesamt ^b N=260
	Integr. Ungeb.	Unterhalt. Hedon.	Hochk. u. Engag.	Mater. Tradit.	Zurückg. leb. Verw.	
	n=72	n=62	n=52	n=38	n=36	
G_7: Freizeitakt. - überregionale Zeitungen	3,89	3,50	4,23	3,34	2,83	3,64
G_8: Freizeitakt. - Boulevardzeitungen	2,56	2,85	2,44	3,66	1,83	2,67
G_11: Freizeitakt. - ehrenamtliche Tätigkeit	1,54	1,60	2,88	1,55	1,56	1,83
I_1: Medieninter. - Shows, Quiz	1,93	2,68	2,06	3,57	2,42	2,44
I_2: Medieninter. - Sport	2,07	3,05	2,42	3,50	1,92	2,56
I_3: Medieninter. - Wirtschaft	2,63	3,15	3,22	3,65	2,83	3,04
I_4: Medieninter. - Kultur, Feuilleton	3,87	3,23	4,10	3,17	3,40	3,60
I_5: Medieninter. - Lokalnachrichten	3,74	3,53	3,87	4,31	3,53	3,76
I_6: Medieninter. - Krimis	4,00	3,52	2,71	3,42	2,31	3,31
I_7: Medieninter. - Unterhaltung	2,82	2,82	2,12	3,29	2,17	2,66
I_8: Medieninter. - Science-Fiction, Fantasy	1,88	2,82	1,98	1,62	1,81	2,08
I_9: Medieninter. - Action	1,85	3,27	1,85	1,97	1,50	2,16
I_10: Medieninter. - Heimatfilme	1,25	1,30	1,52	2,29	1,08	1,44
I_11: Medieninter. - Musiksender	1,63	2,92	1,62	1,92	1,81	2,00
J_1: Soz. Kontakte - Familie, Verwandte	2,75	3,27	3,63	3,26	2,92	3,15
J_2: Soz. Kontakte - Freunde, Bekannte	4,10	4,19	4,17	3,39	3,44	3,94
J_3: Soz. Kontakte - Nachbarn	2,68	2,36	3,31	3,37	1,94	2,73

Tab. 42: Clusterprofile zu Original-Items der interaktiven Dimension

Quelle: Eigene Berechnung.

^aDie Werte zeigen die Clustermittelwerte zu den auf 5-stufigen Bewertungsskalen gemessenen Original-Items.^bDie Werte zeigen die Mittelwerte der Original-Items für die gesamte Analysestichprobe.

Item	Cluster ^a					Stichprobe insgesamt ^b N=260
	Integr. Ungeb.	Unterhalt. Hedon.	Hochk. u. Engag.	Mater. Tradit.	Zurückg. leb. Verw.	
	n=72	n=62	n=52	n=38	n=36	
K_1: Wertorientier. - Leistung	3,68	4,11	3,63	4,42	3,72	3,89
K_2: Wertorientier. - Wohlstand	2,86	3,19	2,51	3,37	2,71	2,93
K_3: Wertorientier. - Genießen	4,54	4,71	4,32	4,24	4,31	4,46
K_4: Wertorientier. - Selbstverwirklichung	4,14	4,29	4,28	3,53	4,06	4,10
K_5: Wertorientier. - Toleranz	4,75	4,68	4,71	4,47	4,61	4,66
K_6: Wertorientier. - Sicherheit	3,22	3,73	3,20	4,50	3,50	3,56
L_1: Bedeut. Lebensber. - Beruf, Arbeit	4,35	4,34	4,27	4,05	3,72	4,20
L_2: Bedeut. Lebensber. - Freizeit, Erholung	4,49	4,66	4,23	4,45	4,25	4,44
L_3: Bedeut. Lebensber. - Familie, Kinder	4,07	4,11	4,43	4,54	3,89	4,19
L_4: Bedeut. Lebensber. - Religion, Kirche	1,82	1,74	3,00	2,58	2,00	2,17
L_5: Bedeut. Lebensber. - Politik, öffentl. Leben	3,31	3,48	4,06	3,66	3,47	3,57

Tab. 43: Clusterprofile zu Original-Items der evaluativen Dimension

Quelle: Eigene Berechnung.

^aDie Werte zeigen die Clustermittelwerte zu den auf 5-stufigen Bewertungsskalen gemessenen Original-Items.^bDie Werte zeigen die Mittelwerte der Original-Items für die gesamte Analyseschichprobe.

	Cluster ^a					Stichprobe insgesamt N=260 in Prozent ^a
	Integr. Ungeb.	Unterhalt. Hedon.	Hochk. u. Engag.	Mater. Tradit.	Zurückg. leb. Verw.	
	n=72 in Prozent ^a	n=62 in Prozent ^a	n=52 in Prozent ^a	n=38 in Prozent ^a	n=36 in Prozent ^a	
Alter						
18 bis 24 Jahre	1,4	17,7	3,9	0,0	8,3	6,5
25 bis 34 Jahre	31,9	32,3	17,3	5,3	27,8	24,6
35 bis 44 Jahre	33,3	35,5	19,2	5,3	33,3	26,9
45 bis 54 Jahre	13,9	11,3	30,8	10,5	16,7	16,5
55 bis 64 Jahre	13,9	3,2	17,3	21,1	11,1	12,7
65 Jahre und älter	5,6	0,0	11,5	57,9	2,8	12,7
Geschlecht						
männlich	23,9	50,0	40,4	39,5	38,9	37,8
weiblich	76,1	50,0	59,6	60,5	61,1	62,2
Familienstand						
ledig	61,1	79,0	49,0	16,2	52,8	55,4
verheiratet	26,4	12,9	31,4	48,6	30,6	27,9
verwitwet	1,4	0,0	5,9	16,2	0,0	3,9
geschieden	11,1	8,1	13,7	18,9	16,7	12,8
Lebensform						
in Paarbeziehung ohne Kindern u. 18 Jahren	32,4	16,1	17,7	47,2	25,7	26,7
in Paarbeziehung mit Kindern u.18 Jahren	23,9	12,9	23,5	8,3	22,9	18,8
alleinstehend	35,2	66,1	51,0	41,7	42,9	47,8
alleinerziehend mit Kindern u. 18 Jahren	8,5	4,8	7,8	2,8	8,6	6,7
Haushaltsgröße						
1 Person	33,8	43,5	40,0	39,5	33,3	38,1
2 Personen	35,2	33,9	20,0	50,0	41,7	35,0
3 Personen	19,7	16,1	22,0	5,3	16,7	16,7
4 und mehr Personen	11,3	6,5	18,0	5,3	8,3	10,1
Staatsangehörigkeit						
deutsche	97,2	93,5	92,3	100,0	91,4	95,0
nicht-deutsche	2,8	6,5	7,7	0,0	8,6	5,0
Religionszugehörigkeit						
evangelisch	45,3	35,5	51,9	60,5	30,6	44,6
katholisch	5,6	9,7	7,7	7,9	13,9	8,5
andere	0,0	3,2	11,5	0,0	0,0	3,1
keine	48,6	51,6	28,9	31,6	55,6	43,8

Tab. 44: Demografische Struktur der Lebensstiltypen

Quelle: Eigene Berechnung.

^a Die Prozentangaben berücksichtigen ausschließlich auf die aufgeführten Kategorien ohne fehlende Angaben. Abweichungen der Summe von 100% sind allein durch Rundungsfehler bedingt.

	Cluster ^a					Stichprobe insgesamt N=260 in Prozent ^a
	Integr. Ungeb. n=72 in Prozent ^a	Unterhalt. Hedon. n=62 in Prozent ^a	Hochk. u. Engag. n=52 in Prozent ^a	Mater. Tradit. n=38 in Prozent ^a	Zurückg. leb. Verw. n=36 in Prozent ^a	
	Schulbildung					
Haupt- oder Volksschule	2,8	3,3	0,0	39,5	3,1	7,9
Realschule (Mittlere Reife)	6,9	11,7	17,3	47,4	6,3	16,1
(Fach-)Hochschulreife	90,3	85,0	82,7	13,2	90,6	76,0
Erwerbsform						
erwerbstätig	82,9	71,0	60,0	26,3	68,6	66,4
nicht-erwerbstätige	15,7	25,8	34,0	71,1	25,7	30,0
erwerbslos	1,4	3,2	6,0	2,6	5,7	3,6
Berufsstand						
Angestellte	65,5	63,6	50,0	70,0	66,7	62,7
Arbeiter	1,7	4,5	3,3	10,0	0,0	3,0
Selbständige	29,3	25,0	40,0	10,0	20,8	27,7
Beamte	3,4	6,8	6,7	10,0	12,5	6,6
monatliches Haushalts-Nettoeinkommen						
bis u. 700 EUR	4,3	11,5	11,8	0,0	13,9	8,2
700 - u. 1.300 EUR	10,1	13,1	15,7	13,2	11,1	12,5
1.300 - u. 2.000 EUR	24,6	18,0	23,5	36,8	16,7	23,5
2.000 - u. 3.200 EUR	33,3	31,1	29,4	31,6	33,3	31,8
3.200 - u. 4.500 EUR	24,6	9,8	13,7	15,8	16,7	16,5
4.500 EUR und mehr	2,9	16,4	5,9	2,6	8,3	7,5

Tab. 45: Sozio-ökonomische Struktur der Lebensstiltypen

Quelle: Eigene Berechnung.

^a Die Prozentangaben berücksichtigen ausschließlich auf die aufgeführten Kategorien ohne fehlende Angaben. Abweichungen der Summe von 100% sind allein durch Rundungsfehler bedingt.

	Summe Abweichungs- quadrate (Zwischen)	Freiheits- grade (Zwischen)	Summe Abweichungs- quadrate (Binnen)	Freiheits- grade (Binnen)	F-Wert	Irrtumswahr- scheinlichkeit
Moderne Lebensart und Technik	108,461	4	150,539	255	45,9	<0,1%
Sachlichkeit und Altruismus	94,853	4	164,147	255	36,8	<0,1%
Popkultur	81,287	4	177,713	255	29,2	<0,1%
Unterhaltung und Hedonismus	75,034	4	183,966	255	26,0	<0,1%
Fiction and Action	71,929	4	187,072	255	24,5	<0,1%
Sozio-kulturelle Kontakte	66,727	4	192,273	255	22,1	<0,1%
Hochkultur	64,750	4	194,250	255	21,2	<0,1%
Materialismus	62,076	4	196,924	255	20,1	<0,1%
Religion und Soziales	60,993	4	198,008	255	19,6	<0,1%
Sport, Wirtschaft und Boulevard	60,700	4	198,300	255	19,5	<0,1%
Triviale Kultur	59,684	4	199,316	255	19,1	<0,1%
Umwelt und Gesundheit	36,163	4	222,837	255	10,3	<0,1%
Trends und Exklusivität	27,477	4	231,523	255	7,6	<0,1%
Heimat und Heim	26,315	4	232,685	255	7,2	<0,1%
Postmaterialismus	19,848	4	239,152	255	5,3	<0,1%
Vereinbarkeit von Beruf und Familie	13,811	4	245,189	255	3,6	0,70%
Gemütlich- und Geselligkeit	11,766	4	247,234	255	3,0	1,80%
Lokalnachrichten	10,757	4	248,243	255	2,8	2,80%

Tab. 46: Beitrag der Lebensstil-Komponenten zur Clusterlösung

Quelle: Eigene Berechnung. Jeweils bivariate F-Test zur Trennkraft der Hauptkomponenten hinsichtlich der Lebensstilzugehörigkeit.

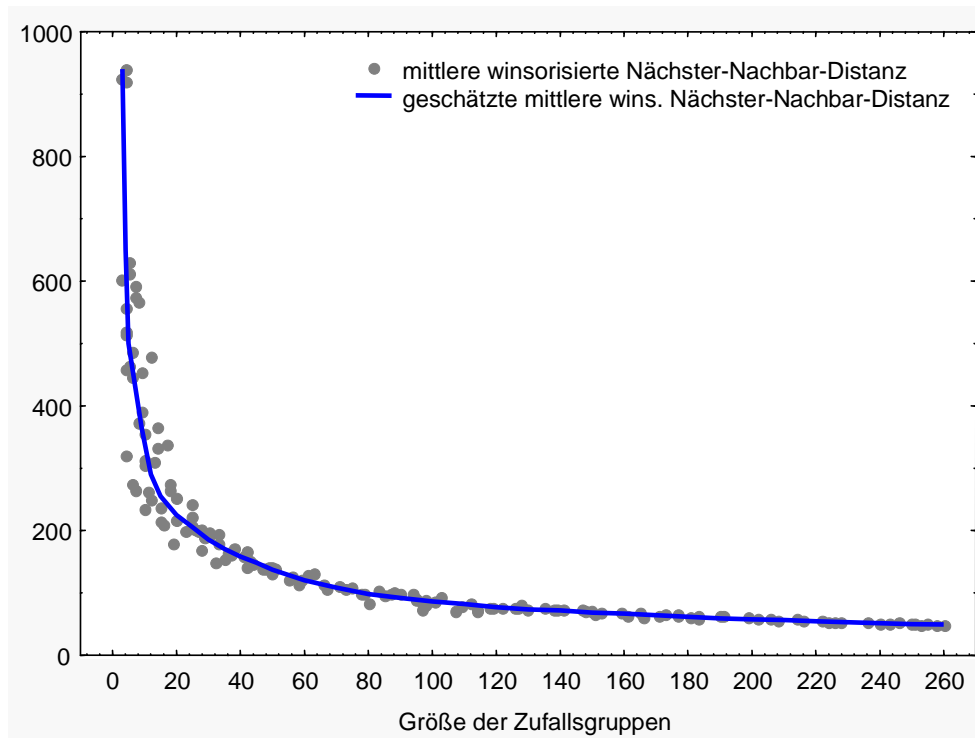


Abb. 44: Nächster-Nachbar-Distanzen von Zufallsgruppen als Referenz

Quelle: Eigene Darstellung. Polynomiale Anpassung 3. Grades an Nächster-Nachbar-Distanzen zu 153 zufällig aus der Analytestichprobe gezogenen Subsamples unterschiedlicher Größe (zwischen 3 und 260). Determinationskoeffizient $R^2 = 99,2\%$. Der Kurvenverlauf zeigt, dass mit zunehmender Gruppengröße die Nächster-Nachbar-Distanz zunächst stark und dann immer weniger abnimmt.

7.2 Abdruck des Fragebogens




	Universität Hamburg – Institut für Soziologie 20146 Hamburg, Allende Platz 1 Prof. Dr. Klaus Eichner, Dipl.-Soz. Thilo Eichenberg	Hamburg, Juli 2007 Seite 1																		
<h3 style="margin: 0;">Wissenschaftliche Studie zur Wohnsituation in Hamburg</h3> <p style="margin: 10px 0;">Sehr geehrte Dame, sehr geehrter Herr,</p> <p style="margin: 10px 0;">im Rahmen einer Studie der Universität Hamburg befragen wir Hamburger Bürgerinnen und Bürger zu ihrer Wohnsituation und Bedürfnissen in ihrem Stadtviertel. Ihr Haushalt gehört zu einer zufällig ausgewählten Stichprobe in den Verwaltungsbezirken Eimsbüttel, Altona und Hamburg-Mitte.</p> <p style="margin: 10px 0;">Wenn Sie als erwachsene Person in diesem Haushalt leben, nehmen Sie sich bitte 10 Minuten Zeit und füllen den Fragebogen am besten gleich aus. Senden Sie den ausgefüllten Bogen bitte bis zum 31. Juli 2007 in dem beigelegten Umschlag zurück.</p> <p style="margin: 10px 0;">Ihre Angaben bleiben vollständig anonym und können nicht mit Ihrer Person in Verbindung gebracht werden. Die Befragung dient rein wissenschaftlichen Zwecken. Ergebnisse der Studie können Sie Anfang 2008 im Internet einsehen unter www.hamburg-studie.de.</p> <p style="margin: 10px 0;">Wir wünschen Ihnen viel Freude bei der Beantwortung der Fragen und bedanken uns für Ihre Unterstützung dieses wissenschaftlichen Projekts!</p>																				
<p>A Wie lange leben Sie in Ihrer jetzigen Wohnung / Ihrem jetzigen Haus?</p> <table style="width: 100%; border: none;"> <tr> <td style="text-align: center;"><input type="radio"/> weniger als 1 Jahr</td> <td style="text-align: center;"><input type="radio"/> 3 Jahre bis unter 5 Jahre</td> </tr> <tr> <td style="text-align: center;"><input type="radio"/> 1 Jahr bis unter 3 Jahre</td> <td style="text-align: center;"><input type="radio"/> 5 Jahre und länger</td> </tr> </table>			<input type="radio"/> weniger als 1 Jahr	<input type="radio"/> 3 Jahre bis unter 5 Jahre	<input type="radio"/> 1 Jahr bis unter 3 Jahre	<input type="radio"/> 5 Jahre und länger														
<input type="radio"/> weniger als 1 Jahr	<input type="radio"/> 3 Jahre bis unter 5 Jahre																			
<input type="radio"/> 1 Jahr bis unter 3 Jahre	<input type="radio"/> 5 Jahre und länger																			
<p>B Wie gern leben Sie in Ihrem Wohnviertel?</p> <table border="1" style="width: 100%; border-collapse: collapse; text-align: center;"> <thead> <tr> <th style="width: 20%;"></th> <th style="width: 15%;">sehr gern</th> <th style="width: 15%;">eher gern</th> <th style="width: 15%;">mittel</th> <th style="width: 15%;">weniger gern</th> <th style="width: 15%;">überhaupt nicht gern</th> </tr> </thead> <tbody> <tr> <td style="text-align: left;">Ich lebe hier ...</td> <td><input type="radio"/></td> <td><input type="radio"/></td> <td><input type="radio"/></td> <td><input type="radio"/></td> <td><input type="radio"/></td> </tr> </tbody> </table>				sehr gern	eher gern	mittel	weniger gern	überhaupt nicht gern	Ich lebe hier ...	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>						
	sehr gern	eher gern	mittel	weniger gern	überhaupt nicht gern															
Ich lebe hier ...	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>															
<p>C Kennen Sie das Gefühl, sich an einem Ort unwohl oder als Fremde(r) zu fühlen? „Dieses Gefühl habe ich ...“</p> <table border="1" style="width: 100%; border-collapse: collapse; text-align: center;"> <thead> <tr> <th style="width: 20%;"></th> <th style="width: 15%;">sehr oft</th> <th style="width: 15%;">ziemlich oft</th> <th style="width: 15%;">manchmal</th> <th style="width: 15%;">eher selten</th> <th style="width: 15%;">nie</th> </tr> </thead> <tbody> <tr> <td style="text-align: left;">in meinem Viertel ...</td> <td><input type="radio"/></td> <td><input type="radio"/></td> <td><input type="radio"/></td> <td><input type="radio"/></td> <td><input type="radio"/></td> </tr> <tr> <td style="text-align: left;">in anderen Stadtvierteln ...</td> <td><input type="radio"/></td> <td><input type="radio"/></td> <td><input type="radio"/></td> <td><input type="radio"/></td> <td><input type="radio"/></td> </tr> </tbody> </table>				sehr oft	ziemlich oft	manchmal	eher selten	nie	in meinem Viertel ...	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	in anderen Stadtvierteln ...	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
	sehr oft	ziemlich oft	manchmal	eher selten	nie															
in meinem Viertel ...	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>															
in anderen Stadtvierteln ...	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>															
<p>D Stellen Sie sich vor, Sie suchen eine Wohnung oder ein Haus. Wie wichtig ist Ihnen bei der Suche, dass in dem neuen Viertel ...?</p> <table border="1" style="width: 100%; border-collapse: collapse; text-align: center;"> <thead> <tr> <th style="width: 20%;"></th> <th style="width: 15%;">sehr wichtig</th> <th style="width: 15%;">eher wichtig</th> <th style="width: 15%;">mittel</th> <th style="width: 15%;">eher unwichtig</th> <th style="width: 15%;">völlig unwichtig</th> </tr> </thead> <tbody> <tr> <td style="text-align: left;">Gleichgesinnte wohnen</td> <td><input type="radio"/></td> <td><input type="radio"/></td> <td><input type="radio"/></td> <td><input type="radio"/></td> <td><input type="radio"/></td> </tr> <tr> <td style="text-align: left;">eine große Vielfalt unterschiedlichster Lebensweisen herrscht</td> <td><input type="radio"/></td> <td><input type="radio"/></td> <td><input type="radio"/></td> <td><input type="radio"/></td> <td><input type="radio"/></td> </tr> </tbody> </table>				sehr wichtig	eher wichtig	mittel	eher unwichtig	völlig unwichtig	Gleichgesinnte wohnen	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	eine große Vielfalt unterschiedlichster Lebensweisen herrscht	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
	sehr wichtig	eher wichtig	mittel	eher unwichtig	völlig unwichtig															
Gleichgesinnte wohnen	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>															
eine große Vielfalt unterschiedlichster Lebensweisen herrscht	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>															


Abb. 45: Fragebogen der empirischen Untersuchung im Sommer 2007 (Seite 1)


Quelle: Eigene Darstellung. Fragebogen der ersten Erhebungswelle. Bis auf die Datumsangaben sind die Bogen beider Wellen identisch.

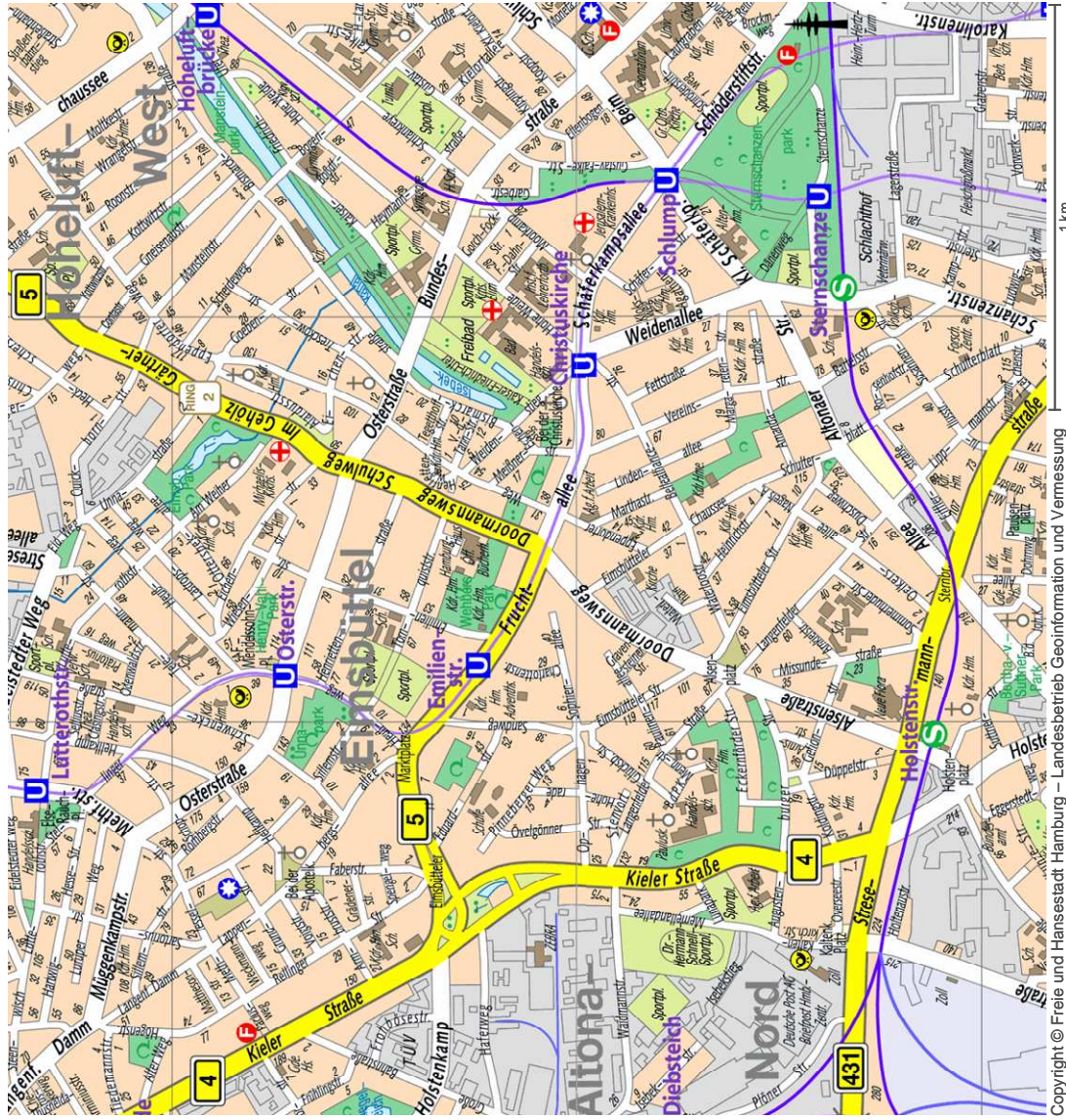

Seite 2

E Die Karte unten (bitte drehen) zeigt einen Ausschnitt aus dem Hamburger Stadtgebiet. Bitte überlegen Sie, wo in der abgebildeten Gegend Sie **am liebsten wohnen** würden.

Markieren Sie die Stelle möglichst genau und deutlich mit einem **kleinen Kreis** wie dem folgenden: 

F Bitte markieren Sie nun in derselben Karte möglichst genau und deutlich Ihren **tatsächlichen Wohnstandort** mit einem **Kreuz** wie dem folgenden: 

Sollte Ihr momentaner Wohnstandort gleichzeitig Ihr Wunsch-Standort sein, setzen Sie das Kreuz bitte in den Kreis aus der vorangegangenen Frage wie folgt: 



Copyright © Freie und Hansestadt Hamburg – Landesbetrieb Geoinformation und Vermessung

Fortsetzung Abb. 45: Fragebogen der empirischen Untersuchung im Sommer 2007 (Seite 2)

Quelle: Eigene Darstellung. Fragebogen der ersten Erhebungswelle. Bis auf die Datumsangaben sind die Bogen beider Wellen identisch.



G Nun zu Ihren Bedürfnissen und Interessen: Wie häufig gehen Sie folgenden Freizeitaktivitäten nach?


	täglich	mindestens einmal die Woche	mindestens einmal im Monat	seltener	nie
ins Kino gehen	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
in die Diskothek, auf Pop-Konzerte gehen	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Oper, klassische Konzerte, Theater besuchen	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Kunstaustellungen, Museen besuchen	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
in die Kneipe gehen	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Bücher lesen	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
überregionale Zeitungen, Magazine wie FAZ, SPIEGEL lesen	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Boulevardzeitungen wie BILD, MOPO lesen	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
selbst Sport, Fitness treiben	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Yoga, Meditation, autogenes Training	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
ehrenamtliche Tätigkeit	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
künstlerisch tätig sein, selber musizieren	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Computer, Internet nutzen	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
mit Auto, Motorrad beschäftigen	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
das eigene Heim oder Garten gestalten	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
spazieren gehen, Rad fahren	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
einfach nichts tun, faulenzeln	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>

H Wie gern hören Sie folgende Musikrichtungen?

	sehr gern	eher gern	mittel	weniger gern	überhaupt nicht gern
klassische Musik	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Deutscher Schlager	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Rock-/Pop-Musik	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
HipHop oder Techno	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Volksmusik	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>

Fortsetzung Abb. 45: Fragebogen der empirischen Untersuchung im Sommer 2007 (Seite 3)

Quelle: Eigene Darstellung. Fragebogen der ersten Erhebungswelle. Bis auf die Datumsangaben sind die Bogen beider Wellen identisch.


Seite 4

I Wenn Sie in Ihrer Freizeit Medien nutzen, z.B. fernsehen oder lesen, wie sehr interessieren Sie sich für ...?

	sehr stark	eher stark	mittel	weniger	gar nicht
Fernsehshows, Quizsendungen	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Sportsendungen, Sportteil	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Wirtschaftsnachrichten	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Kultursendungen, Feuilleton	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Lokalnachrichten	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Krimis, Krimiserien	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Unterhaltungsserien, -romane	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Science-Fiction, Fantasy	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Actionfilme, -spiele	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Heimatfilme	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Musiksender wie MTV, VIVA	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>

J Wie häufig treffen Sie sich in Ihrer Freizeit mit ...?


	täglich	mindestens einmal die Woche	mindestens einmal im Monat	seltener	nie
Familie, Verwandten	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Freunden, Bekannten	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Nachbarn	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>

K Wenn Sie einmal überlegen: Wie wichtig finden Sie folgendes Verhalten in einer Gesellschaft?

	sehr wichtig	eher wichtig	mittel	eher unwichtig	völlig unwichtig
etwas im Leben leisten	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
auf Wohlstand Wert legen	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
das Leben genießen	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
sich selbst verwirklichen	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
tolerant sein	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
auf Sicherheit bedacht sein	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>

Fortsetzung Abb. 45: Fragebogen der empirischen Untersuchung im Sommer 2007 (Seite 4)

Quelle: Eigene Darstellung. Fragebogen der ersten Erhebungswelle. Bis auf die Datumsangaben sind die Bogen beider Wellen identisch.


Seite 5

L Wie sieht es für Sie persönlich aus? Wie wichtig sind Ihnen da folgende Lebensbereiche?

	sehr wichtig	eher wichtig	mittel	eher unwichtig	völlig unwichtig
Beruf und Arbeit	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Freizeit und Erholung	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
eigene Familie und Kinder	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Religion und Kirche	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Politik und öffentliches Leben	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>

M Wenn Sie einkaufen, worauf achten Sie dann?

	sehr	eher	teils-teils	weniger	gar nicht
Sonderangebote	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
hohe Qualität, Exklusivität	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
neue Moden und Trends	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Bioprodukte, umweltbewusstes Einkaufen	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>

N Abschließend einige Angaben für die Statistik. Bitte geben Sie Ihr Alter an.

18 bis 24 Jahre
 35 bis 44 Jahre
 55 bis 64 Jahre
 25 bis 34 Jahre
 45 bis 54 Jahre
 65 Jahre und älter

O Bitte geben Sie Ihr Geschlecht an.

männlich
 weiblich

P Welchen Familienstand haben Sie?

ledig (unverheiratet)
 verheiratet
 verwitwet
 geschieden

Q Leben Sie mit einem Partner zusammen in einem Haushalt?

ja
 nein


R Wie viele Personen leben ständig in Ihrem Haushalt, Sie eingerechnet?

eine Person
 oder: _____ Personen

Darunter wie viele Kinder unter 18 Jahre? _____ Kinder

Fortsetzung Abb. 45: Fragebogen der empirischen Untersuchung im Sommer 2007 (Seite 5)

Quelle: Eigene Darstellung. Fragebogen der ersten Erhebungswelle. Bis auf die Datumsangaben sind die Bogen beider Wellen identisch.


Seite 6

S Welche Staatsangehörigkeit besitzen Sie? *(Mehrfachnennung möglich)*

deutsche
 türkische
 polnische
 andere, und zwar: _____

T Welcher Religion gehören Sie an?

evangelisch keine Religionszugehörigkeit
 katholisch anderer, und zwar: _____
 islamisch

U Welchen höchsten allgemein bildenden Schulabschluss haben Sie?

noch in schulischer Ausbildung Fachhochschul- oder Hochschulreife (Abitur)
 Haupt- oder Volksschule keinen Schulabschluss
 Realschule (Mittlere Reife) anderen Schulabschluss, und zwar: _____

V Wie hoch ist das Netto-Einkommen Ihres Haushalts insgesamt? Bitte nehmen Sie eine grobe Einordnung vor.

Gemeint sind sämtliche Einkünfte aller Haushaltsmitglieder abzüglich Steuern und Sozialversicherungsabgaben. Wie viel steht Ihnen dann im Monat zur Verfügung?

unter 700 EUR 2.000 bis unter 3.200 EUR
 700 bis unter 1.300 EUR 3.200 bis unter 4.500 EUR
 1.300 bis unter 2.000 EUR 4.500 und mehr

W Welche Tätigkeit oder welchen Beruf üben Sie derzeit aus?

Rentner(in) / Pensionär(in) / im Vorruhestand Schüler(in) / Student(in) / Auszubildende(r)
 Angestellte(r) Wehrdienst- / Zivildienstleistender
 Arbeiter(in) Hausfrau / Hausmann
 Selbständige(r) arbeitslos / arbeitssuchend
 Beamtin/er nichts davon, sondern: _____

Wir bedanken uns für Ihre wertvolle Hilfe für das Gelingen dieses wissenschaftlichen Projekts!
 Bitte vergessen Sie nicht, den Fragebogen möglichst bald in dem beigelegten Umschlag an uns zurückzusenden. Das Porto übernehmen wir. Bitte versehen Sie den Umschlag nicht mit Absender, damit der Datenschutz gewahrt bleibt.

Den verbleibenden Raum dürfen Sie gern für Anmerkungen und Kommentare nutzen:

Fortsetzung Abb. 45: Fragebogen der empirischen Untersuchung im Sommer 2007 (Seite 6)

Quelle: Eigene Darstellung. Fragebogen der ersten Erhebungswelle. Bis auf die Datumsangaben sind die Bogen beider Wellen identisch.

8 Literaturverzeichnis

- Alisch, Monika 1999: „Die reale Chance: städtische Strategien gegen soziale Ausgrenzung“, in: Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung (Hg.): *Modernisieren ohne auszuschließen. Quartiersentwicklung zur Verhinderung einer städtischen Unterschicht*. Bonn: Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung: 19-29.
- Alker, Hayward R. 1969: „A typology of ecological fallacies“, in: Mattei Dogan und Stein Rokkam (ed.): *Social ecology*: 69–86.
- Alonso, William 1964: *Location and Land Use. Toward a General Theory of Land Rent*. Cambridge, Massachusetts: Harvard University Press.
- Alonso, William 1975: „Eine Theorie des städtischen Grund- und Bodenmarktes“, in: Jörn Barnbrock (Hg.): *Materialien zur Ökonomie der Stadtplanung*. Braunschweig: Vieweg: 55-65.
- Alpheis, Hannes 1990: „Erschwert die ethnische Konzentration die Eingliederung?“, in: Hartmut Esser und Jürgen Friedrichs (Hg.): *Generation und Identität. Theoretische und empirische Beiträge zur Migrationssoziologie*. Opladen: Westdeutscher Verlag: 147-184.
- Appleyard, Donald 1970: „Styles and Methods of Structuring a City“, in: *Environment and Behavior*. Volume 2, Number 1: 100-117.
- Atteslander, Peter und Bernd Hamm 1974: „Einleitung. Grundzüge einer Siedlungssoziologie“, in: dies. (Hg.): *Materialien zur Siedlungssoziologie*. Köln: Luchterhand: 11-32.
- Aydinonat, N. Emrah 2007: „Models, Conjectures and Exploration: an Analysis of Schelling's Checkerboard Model of Residential Segregation“, in: *Journal of Economic Methodology*. Volume 14, Number 4: 429-454
- Bacher, Johann 1996: *Clusteranalyse. Anwendungsorientierte Einführung*. 2., ergänzte Auflage. München/Wien: Oldenbourg.
- Backhaus, Klaus; Bernd Erichson, Wulff Plinke und Rolf Weiber 2000: *Multivariate Analyseverfahren. Eine anwendungsorientierte Einführung*. 9., überarbeitete und erweiterte Auflage. Berlin/Heidelberg/New York: Springer.
- Bähr, Jürgen 2004: *Bevölkerungsgeographie*. 4., aktualisierte und überarbeitete Auflage. Stuttgart: Eugen Ulmer.

- Bahrenberg, Gerhard; Ernst Giese und Josef Nipper 1999: *Statistische Methoden in der Geographie. Band 1. Univariate und bivariate Statistik*. 4., überarbeitete Auflage. Stuttgart: Teubner.
- Bahrenberg, Gerhard; Ernst Giese und Josef Nipper 1992: *Statistische Methoden in der Geographie. Band 2. Multivariate Statistik*. 2. Auflage. Stuttgart: Teubner.
- Baker, Bela O.; Curtis D. Hardyck und Lewis F. Petrinovich 1966: „Weak Measurements vs. Strong Statistics: An Empirical Critique of S. S. Stevens' Proscriptions on Statistics“, in: *Educational an Psychological Measurement*. Volume 26, Number 2: 291-309.
- Barkowsky, Thomas 2002: *Mental Representation and Processing of Geographical Knowledge. A Computational Approach*. Berlin/Heidelberg/New York: Springer. Zugleich: Dissertation an der Universität Hamburg 2002.
- Barlösius, Eva 2004: *Kämpfe um soziale Ungleichheit. Machttheoretische Perspektiven*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Baugesetzbuch 2004 (BauGB 2004) in der Fassung der Bekanntmachung vom 23. September 2004 (BGBl. I S. 2414), zuletzt geändert durch Artikel 4 des Gesetzes vom 31. Juli 2009 (BGBl. I S. 2585).
- Beck, Ulrich 1983: „Jenseits von Stand und Klasse? Soziale Ungleichheiten, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen und Identitäten“, in: Reinhard Kreckel (Hg.): *Soziale Ungleichheiten*. Soziale Welt, Sonderband 2. Göttingen: Schwartz: 35-74.
- Beck, Ulrich 1986: *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Becker, Ulrich und Hans Nowak 1985: „Es kommt der »neue« Konsument. Werte im Wandel“, in: *Form. Zeitschrift für Gestaltung*. Heft 11/1985, Nummer 111: 13-17.
- Behrens, Kurt und Ute Löffler 1999: „Aufbau des ADM-Stichproben-Systems“, in: ADM Arbeitskreis Deutscher Mark- und Sozialforschungsinstitute e.V. und AG.MA Arbeitsgemeinschaft Media-Analyse e.V. (Hg.): *Stichproben-Verfahren in der Umfrageforschung. Eine Darstellung für die Praxis*. Opladen: Leske + Budrich: 69-91.
- Benenson, Itzhak und Paul M. Torrens 2004: *Geosimulation. Automata-based Modeling of Urban Phenomena*. Chichester, UK: John Wiley & Sons.
- Berger, Peter A. 1996: *Individualisierung. Statusunsicherheit und Erfahrungsvielfalt*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

- Berger, Peter A. und Stefan Hradil 1990: „Die Modernisierung sozialer Ungleichheit – und die neuen Konturen ihrer Erforschung“, in: dies. (Hg.): *Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile*. Soziale Welt, Sonderband 7. Göttingen: Schwartz: 3-24.
- Berger, Peter A. und Michael Vester 1998: „Alte Ungleichheiten – Neue Spannungen“, in: dies. (Hg.): *Alte Ungleichheiten – Neue Spannungen*. Opladen: Leske + Budrich: 9-28.
- Berking, Helmuth und Sighard Neckel 1990: „Die Politik der Lebensstile in einem Berliner Bezirk. Zu einigen Formen nachtraditionaler Vergemeinschaftung“, in: Peter A. Berger und Stefan Hradil (Hg.): *Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile*. Soziale Welt, Sonderband 7. Göttingen: Schwartz: 481-500.
- Bertels, Lothar und Ulfert Herlyn (Hg.) 1990: *Lebenslauf und Raumerfahrung*. Opladen: Leske + Budrich.
- Bertram, Hans und Clemens Dannenbeck 1990: „Pluralisierung von Lebenslagen und Individualisierung von Lebensführungen. Zur Theorie und Empirie regionaler Disparitäten in der Bundesrepublik Deutschland“, in: Peter A. Berger und Stefan Hradil (Hg.): *Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile*. Soziale Welt, Sonderband 7. Göttingen: Schwartz: 207-229.
- Beust, Ole von 2008: „Aufstiegsgesellschaft als politisches Programm: Die Initiative »Lebenswerte Stadt Hamburg«“, in: Volker Kauder und Ole von Beust (Hg.): *Chancen für alle. Die Perspektive der Aufstiegsgesellschaft*. Freiburg: Herder: 189-203.
- Blasius, Jörg 1988: „Indizes der Segregation“, in: Jürgen Friedrichs (Hg.): *Soziologische Stadtforschung*. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 29. Opladen: Westdeutscher Verlag: 410-431.
- Blasius, Jörg 1990: „Gentrification und Lebensstile“, in: Jörg Blasius und Jens S. Dangschat (Hg.): *Gentrification. Die Aufwertung innenstadtnaher Wohnviertel*. Frankfurt am Main/New York: Campus: 354-375.
- Blasius, Jörg 1994a: „Empirische Lebensstilforschung“, in: Jens S. Dangschat und Jörg Blasius (Hg.): *Lebensstile in den Städten. Konzepte und Methoden*. Opladen: Leske + Budrich: 237-254.
- Blasius, Jörg 1994b: „Verdrängung in einem gentrifizierten Gebiet“, in: Jens S. Dangschat und Jörg Blasius (Hg.): *Lebensstile in den Städten. Konzepte und Methoden*. Opladen: Leske + Budrich: 408-425.

- Blasius, Jörg und Joachim Winkler 1989: „Gibt es die »feinen Unterschiede...«? Eine empirische Überprüfung der Bourdieuschen Theorie“, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Jahrgang 41: 72-94.
- Blaut, James M.; George S. McCleary Jr. und America S. Blaut 1970: „Environmental Mapping in Young Children“, in: *Environment and Behavior*. Volume 2, Number 3: 335-349.
- Boettner, Johannes 2002: „Vom tapferen Schneiderlein und anderen Helden. Fallstricke des integrierten Handelns. Eine Evaluation“, in: Uwe-Jens Walther (Hg.): *Soziale Stadt – Zwischenbilanzen. Ein Programm auf dem Weg zur Sozialen Stadt?* Opladen: Leske + Budrich: 101-114.
- Bogardus, Emroy S. 1925: „Measuring Social Distance“, in: *Journal of Applied Sociology*. Volume 9: 299-308.
- Böhnke, Petra 2006: „Marginalisierung und Verunsicherung. Ein empirischer Beitrag zur Exklusionsdebatte“, in: Heinz Bude und Andreas Willisch (Hg.): *Das Problem der Exklusion. Ausgegrenzte, Entbehrliche, Überflüssige*. Hamburg: Hamburger Edition: 97-120.
- Bolte, Karl M.; Dieter Kappe und Friedhelm Neidhardt 1967: „Soziale Schichtung der Bundesrepublik Deutschland“, in: Karl M. Bolte (Hg.): *Deutsche Gesellschaft im Wandel*. 2., überarbeitete Auflage. Opladen: Leske: 233-351.
- Böltken, Ferdinand und Hans-Peter Gatzweiler 2004: „Innerstädtische Raumbeobachtung: Ein-, Rück- und Ausblicke“, in: *Stadtforschung und Statistik*. Zeitschrift des Verbandes Deutscher Städtestatistiker. Heft 2: 193-211.
- Bortz, Jürgen 1999: *Statistik für Sozialwissenschaftler*. 5., vollständig überarbeitete Auflage. Berlin/Heidelberg/New York u.a.: Springer.
- Bortz, Jürgen und Nicola Döring 2006: *Forschungsmethoden und Evaluation für Human- und Sozialwissenschaftler*. 4., überarbeitete Auflage. Heidelberg: Springer Medizin.
- Bortz, Jürgen; Gustav A. Lienert und Klaus Boehnke 2000: *Verteilungsfreie Verfahren in der Biostatistik*. 2., korrigierte und aktualisierte Auflage. Berlin/Heidelberg/New York u.a.: Springer.
- Bourdieu, Pierre 1991: „Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum“, in: Martin Wentz (Hg.): *Stadt-Räume*. Frankfurt am Main/New York: Campus: 25-34.
- Bourdieu, Pierre 1999: *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. 11. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Bourdieu, Pierre 2000: *Die zwei Gesichter der Arbeit. Interdependenzen von Zeit- und Wirtschaftsstrukturen am Beispiel einer Ethnologie der algerischen Übergangsgesellschaft*. Konstanz: UVK.
- Bourdieu, Pierre; Alain Accardo und Gabrielle Balazs 1998: *Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft*. 2. Auflage. Konstanz: UVK.
- Box, George E. P. und David R. Cox 1964: „An Analysis of Transformations“, in: *Journal of the Royal Statistical Society. Series B*, 26: 211-243.
- Brown, Lawrence A. und Eric G. Moore 1970: „The Intra-Urban Migration Process: A Perspective“, in: *Geografiska Annaler. Series B, Human Geography*. Volume 52, Number 1: 1-13.
- Bude, Heinz 2008: *Die Ausgeschlossenen. Das Ende vom Traum einer gerechten Gesellschaft*. München: Carl Hanser.
- Bude, Heinz und Ernst-Dieter Lantermann 2006: „Soziale Exklusion und Exklusionsempfinden“, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Jahrgang 58, Heft 1: 233-252.
- Bude, Heinz und Andreas Willisch 2006: „Das Problem der Exklusion“, in: dies. (Hg.): *Das Problem der Exklusion. Ausgegrenzte, Entbehrliche, Überflüssige*. Hamburg: Hamburger Edition: 7-23.
- Bürgerschaft der Freien und Hansestadt Hamburg (Hg.) 2007: *Weiterentwicklung des Leitbilds »Metropole Hamburg – Wachsende Stadt«*. Mitteilung des Senats an die Bürgerschaft. Drucksache 18/7616. Hamburg: Bürgerschaft der Freien und Hansestadt Hamburg.
- Buhlmann, Thomas 1996: „Sozialstruktureller Wandel. Soziale Lagen, Erwerbsstatus, Ungleichheit und Mobilität“, in: Wolfgang Zapf und Roland Habich (Hg.): *Wohlfahrtsentwicklung im vereinten Deutschland. Sozialstruktur, sozialer Wandel und Lebensqualität*. Berlin: Sigma: 25-50.
- Bundesagentur für Arbeit (Hg.) 2004: *Begriff der Arbeitslosigkeit in der Statistik unter SGB II und SGB III. Grundlage für Statistik auf der Basis von Prozessdaten*. Nürnberg: Bundesagentur für Arbeit.
- Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (Hg.) 2005a: *Raumordnungsbericht 2005*. Berichte Band 21. Bonn: Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung.
- Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (Hg.) 2005b: *Raumstrukturtypen. Konzept – Ergebnisse – Anwendungsmöglichkeiten – Perspektiven*. Arbeitspapier. Bonn: Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung.

- Bundesministerium für Arbeit und Soziales (Hg.) 2008: *Lebenslagen in Deutschland. Der dritte Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung*. Köln: Bundesanzeiger Verlag.
- Bundesministerium für Bildung und Forschung (Hg.) 2007: *Die wirtschaftliche und soziale Lage der Studierenden in der Bundesrepublik Deutschland 2006. 18. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks – durchgeführt durch HIS Hochschul-Informationssystem*. Bonn/Berlin: Bundesministerium für Bildung und Forschung.
- Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung (Hg.) 2008: *Statusbericht 2008 zum Programm Soziale Stadt*. Kurzfassung. Berlin: Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung.
- Bundesstatistikgesetz – Gesetz über die Statistik für Bundeszwecke 1987 (BStatG 1987) in der Fassung vom 22. Januar 1987 (BGBl. I S. 462, 565), zuletzt geändert durch Artikel 3 des Gesetzes vom 7. September 2007 (BGBl. I S. 2246).
- Burgess, Ernest W. (Hg.) 1926a: *The Urban Community. Selected papers from The Proceedings of the American Sociological Society 1925*. New York: Greenwood.
- Burgess, Ernest W., 1926b: „The Growth of the City. An Introduction to a Research Project“, in: Robert E. Park, Ernest W. Burgess und Roderick D. McKenzie (ed.): *The City*. Chicago: University of Chicago Press: 47-62.
- Burzan, Nicole 2007: *Soziale Ungleichheit. Eine Einführung in die zentralen Theorien*. 3., überarbeitete Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Butts, Carter T. 2007: „Models for Generalized Location Systems“, in: *Sociological Methodology*. Volume 37: 283-348.
- Castells, Manuel 1977: *Die kapitalistische Stadt. Ökonomie und Politik der Stadtentwicklung*. Hamburg/Berlin: Verlag für das Studium der Arbeiterbewegung.
- Carter, Harold 1972: *The Study of Urban Geography*. London: Arnold.
- Chase, William G. 1983: „Spatial Representation of Taxi Drivers“, in: Don Rogers und John A. Sloboda (ed.): *The Acquisition of Symbolic Skills*. New York/London: Plenum Press: 391-405.
- Clark, Philip J. und Francis C. Evans 1954: „Distance to nearest neighbor as a measure of spatial relationships in populations“, in: *Ecology*. Volume 35: 445-453.

- Cliff, Andrew D. und J. Keith Ord 1976: „The comparison of means when samples consist of spatially autocorrelated observations“, in: *Environment and Planning A*. Volume 7: 725-734.
- Cohen, Jacob 1960: „A Coefficient of Agreement for Nominal Scales“, in: *Educational and Psychological Measurement*. Volume 20, Number 1: 37-46.
- Cohen, Jacob 1988: *Statistical Power Analysis for the Behavioral Sciences*. 2nd Edition. Hillsdale, New Jersey: Lawrence Erlbaum Associates.
- Coleman, James S. 1995: *Grundlagen der Sozialtheorie. Band 1: Handlungen und Handlungssysteme*. Studienausgabe. München/Wien: Oldenbourg.
- Conlay, Jamison; Mark Gahegan und James Macgill 2005: „A Genetic Approach to Detecting Clusters in Point Data Sets“, in: *Geographical Analysis*. Volume 37: 286-314.
- Cortese, Charles F.; R. Frank Falk und Jack K. Cohen 1976: „Further Considerations on the Methodological Analysis of Segregation Indices“, in: *American Sociological Review*. Volume 41: 630-637.
- Crompton, Andrew 2006: „Perceived Distance in the City as a Function of Time“, in: *Environment and Behavior*. Volume 38, Number 2: 173-182.
- Dahrendorf, Ralf 1965: *Gesellschaft und Demokratie in Deutschland*. München: Piper.
- Dangschat, Jens S. 1990: „Geld ist nicht (mehr) alles – Gentrification als räumliche Segregierung nach horizontalen Ungleichheiten“, in: Jörg Blasius und Jens S. Dangschat (Hg.): *Gentrification. Die Aufwertung innenstadtnaher Wohnviertel*. Frankfurt am Main/New York: Campus: 69-92.
- Dangschat, Jens S. 1994a: „Segregation – Lebensstile im Konflikt, soziale Ungleichheiten und räumliche Disparitäten“, in: Jens S. Dangschat und Jörg Blasius (Hg.): *Lebensstile in den Städten. Konzepte und Methoden*. Opladen: Leske + Budrich: 426-445.
- Dangschat, Jens S. 1994b: „Lebensstile in der Stadt. Raumbezug und konkreter Ort von Lebensstilen und Lebensstilisierungen“, in: Jens S. Dangschat und Jörg Blasius (Hg.): *Lebensstile in den Städten. Konzepte und Methoden*. Opladen: Leske + Budrich: 335-354.
- Dangschat, Jens S. 1996: „Raum als Dimension sozialer Ungleichheit und Ort als Bühne der Lebensstilisierung? – Zum Raumbezug sozialer Ungleichheit und von Lebensstilen“, in: Otto Schwenk (Hg.): *Lebensstil zwischen Sozialstrukturanalyse und Kulturwissenschaft*. Opladen: Leske + Budrich: 99-135.

- Dangschat, Jens S. 1999: „Warum ziehen sich Gegensätze nicht an? Zu einer Mehrebenen-Theorie ethnischer und rassistischer Konflikte um den städtischen Raum“, in: Wilhelm Heitmeyer, Rainer Dollase und Otto Backes (Hg.): *Die Krise der Städte. Analysen zu den Folgen desintegrativer Stadtentwicklung für das ethnisch-kulturelle Zusammenleben*. Nachdruck der 1. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp: 21-96.
- Dangschat, Jens S. 2008: „Exclusion – The New American Way of Life?“, in: Heinz Bude und Andreas Willisich (Hg.): *Exklusion. Die Debatte über die »Überflüssigen«*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Dangschat, Jens S. und Monika Alisch 1995: *Gentrification in Hamburg. Die fortgeschrittene Auf- und Umwertung in drei innenstadtnahen Wohnvierteln*. Abschlussbericht des DFG-Projekts *Gentrification*. Hamburg: Unveröffentlichter Forschungsbericht.
- Dangschat, Jens S. und Jürgen Friedrichs 1988: *Gentrification in der inneren Stadt von Hamburg. Eine empirische Untersuchung des Wandels von drei Wohnvierteln*. Hamburg: Gesellschaft für sozialwissenschaftliche Stadtforschung.
- Davis, John C. 1986: *Statistics and Data Analysis in Geology*. New York/Chichester/Brisbane u.a.: John Wiley & Sons.
- Diekmann, Andreas 2004: *Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen*. 11. Auflage. Reinbek: Rowohlt.
- Diggle, Peter J. und Trevor F. Fox 1983: „Some Distance-Based Tests of Independence for Sparsely-Sampled Multivariate Spatial Point Patterns“, in: *International Statistical Review*. Volume 51: 11-23.
- Dillman, Don A. 1978: *Mail and Telephone Surveys: The Total Design Method*. New York: Wiley.
- Downs, Roger M und David Stea 1982: *Kognitive Karten. Die Welt in unseren Köpfen*. New York: Harper & Row, Publishers.
- Duncan, Otis D. und Beverly Duncan 1955a: „A Methodological Analysis of Segregation Indexes“, in: *American Sociological Review*. Volume 20, Number 2: 210-217.
- Duncan, Otis D. und Beverly Duncan 1955b: „Residential Distribution and Occupational Stratification“, in: *The American Journal of Sociology*. Volume 60, Number 5: 493-503.
- Duncan, Otis D. und Stanley Lieberson 1959: „Ethnic Segregation and Assimilation“, in: *The American Journal of Sociology*. Volume 64, Number 4: 364-374.

- Durkheim, Emile 1988 [Original von 1893]: *Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften*. 2. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Eder, Klaus (Hg.) 1989: *Klassenlage, Lebensstil und kulturelle Praxis. Beiträge zur Auseinandersetzung mit Pierre Bourdieus Klassentheorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Eder Sandtner, Susanne und Rita Schneider-Sliwa 2007: „Neue Gesellschaftsformen und ihre residenziellen Verteilungsmuster am Beispiel von Basel-Stadt“, in: Jens S. Dangschat und Alexander Hamedinger (Hg.): *Lebensstile, soziale Lagen und Siedlungsstrukturen*. Hannover: Akademie für Raumforschung und Landesplanung: 139-160.
- Eichenberg, Thilo 2001: *Lebensstil und Bewertung urbaner Symbole. Ein empirischer Beitrag zu Ansätzen sozialer Differenzierung*. Unveröffentlichte Diplomarbeit am Institut für Soziologie der Universität Hamburg. 2 Bände. Als Online-Ressource verfügbar unter <http://www.thilo-eichenberg.de/publikationen/lebensstil-und-bewertung-urbaner-symbole-band-1.pdf> sowie [.../lebensstil-und-bewertung-urbaner-symbole-band-2.pdf](http://www.thilo-eichenberg.de/publikationen/lebensstil-und-bewertung-urbaner-symbole-band-2.pdf). Stand: 26.03.2010.
- Engel, Uwe 2006: „Anreizeffekte in Studien der Markt- und Sozialforschung“, in: Frank Faulbaum und Christof Wolf (Hg.): *Stichprobenqualität in Bevölkerungsumfragen*. Bonn: Informationszentrum Sozialwissenschaften: 185-195.
- Erb, Wolf-Dieter 1990: *Anwendungsmöglichkeiten der Linearen Diskriminanzanalyse in Geographie und Regionalwissenschaft*. Schriften des Zentrums für regionale Entwicklungsforschung der Justus-Liebig-Universität Gießen, Band 39. Hamburg: Weltarchiv.
- Erikson, Robert und John H. Goldthorpe 1993: „The Constant Flux. A Study of Class Mobility in Industrial Societies“, in: *Industrial Societies*. Oxford: Clarendon: 35-47.
- Esser, Hartmut 1988: „Sozialökologische Stadtforschung und Mehr-Ebenen-Analyse“, in: Jürgen Friedrichs (Hg.): *Soziologische Stadtforschung*. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 29. Opladen: Westdeutscher Verlag: 35-55.
- F+B Forschung und Beratung für Wohnen, Immobilien und Umwelt GmbH (Hg.) 2007: *Wohnungsmarktmonitor Hamburg 2007. Aktuelle Marktdaten zum Wohnungs- und Immobilienmonitoring in Hamburg*. Hamburg: Hammonia.

- Farwick, Andreas 2001: *Segregierte Armut in der Stadt. Ursachen und soziale Folgen der räumlichen Konzentration von Sozialhilfeempfängern*. Opladen: Leske + Budrich.
- Feitosa, Flávia F.; Gilberto Câmara, Antônio M. V. Monteiro, Thomas Koschitzki, Marcelino P. S. Silva 2007: „Global and Local Spatial Indices of Urban Segregation”, in: *International Journal of Geographical Information Science*. Volume 21, Number 3: 299-323.
- Festinger, Leon 1954: „A Theory of Social Comparison Process”, in: *Human Relations*. Heft 7/1954: 114-140.
- Festinger, Leon 1957: *A Theory of Cognitive Dissonance*. Stanford: Stanford University Press.
- Flache, Andreas und Michael W. Macy 2006: „»Bottom-up« Modelle sozialer Dynamiken. Agentenbasierte Computermodellierung und methodologischer Individualismus“, in: Andreas Dieckmann (Hg.): *Methoden der Sozialforschung*. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 44. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 536-559.
- Fleiss, Joseph L. 1971: „Measuring Nominal Scale Agreement among Many Raters“, in: *Psychological Bulletin*. Volume 76: 378-382.
- Fossett Mark 2006: „Ethnic Preferences, Social Distance Dynamics, and Residential Segregation: Theoretical Explorations Using Simulation Analysis“, in: *Journal of Mathematical Sociology*. Volume 30, Issue 3/4: 185–274.
- Fotheringham, A. Stewart; Chris Brunson und Martin Charlton 2005: *Quantitative Geography. Perspectives on Spatial Data Analysis*. London/Thousand Oaks/New Delhi: Sage.
- Franzen, Dominik 2005: „Erkundung von Sozialräumen in Köln-Kalk“, in: Marlo Riege und Herbert Schubert (Hg.): *Sozialraumanalyse. Grundlagen – Methoden – Praxis*. 2. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 299-312.
- Freiwald, Eckhard 2005: *Hamburg – die Millionenstadt: Stadtentwicklung ab 1860*. Hamburg: Toro-Verlag.
- Friedrichs, Jürgen 1983: *Stadtanalyse. Soziale und räumliche Organisation der Gesellschaft*. 3. Auflage. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Friedrichs, Jürgen 1988: „Makro- und mikrosoziologische Theorien der Segregation“, in: ders. (Hg.): *Soziologische Stadtforschung*. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 29. Opladen: Westdeutscher Verlag: 56-77.

- Friedrichs, Jürgen 1990: „Aktionsräume von Stadtbewohnern verschiedener Lebensphasen“, in: Lothar Bertels und Ulfert Herlyn (Hg.): *Lebenslauf und Raumerfahrung*. Opladen: Leske + Budrich: 161-178.
- Friedrichs, Jürgen 1995: *Stadtsoziologie*. Opladen: Leske + Budrich.
- Friedrichs, Jürgen 1997: „Kleinräumige Daten für vergleichende Stadtforschung“, in: Wolfgang Sodeur (Hg.): *Regionale Analyse mit kleinen Gebietseinheiten*. Opladen: Leske + Budrich: 13-26.
- Friedrichs, Jürgen 2008: „Ethnische Segregation“, in: Frank Kalter (Hg.): *Migration und Integration*. Wiesbaden: VS Verlag für Soziwissenschaften: 380-411.
- Friedrichs, Jürgen und Sascha Triemer 2008: *Gespaltene Städte? Soziale und ethnische Segregation in deutschen Großstädten*. Wiesbaden: VS Verlag für Soziwissenschaften.
- Frieling, Hans-Dieter von 1980: *Räumlich soziale Segregation in Göttingen. Zur Kritik der Sozialökologie*. Urbs et regio, Band 19. Kassel: Gesamthochschul-Bibliothek. Zugleich: Dissertation an der Universität Göttingen 1979.
- Frey, Dieter; Dirk Dauenheimer, Olaf Parge und Jochen Haisch 1993: „Die Theorie sozialer Vergleichsprozesse“, in Dieter Frey und Martin Irle (Hg.): *Theorien der Sozialpsychologie. Band 1: Kognitive Theorien*. 2., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Bern/Göttingen/Toronto/Seattle: Huber: 81-122.
- Frey, Dieter und Anne Gaska 1993: „Die Theorie der kognitiven Dissonanz“, in Dieter Frey und Martin Irle (Hg.): *Theorien der Sozialpsychologie. Band 1: Kognitive Theorien*. 2., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Bern/Göttingen/Toronto/Seattle: Huber: 275-324.
- Fröhlich, Gerhard und Ingo Mörth 1994: „Lebensstile als symbolisches Kapital? Zum aktuellen Stellenwert kultureller Distinktionen“, in: dies. (Hg.): *Das symbolische Kapital der Lebensstile. Zur Kulturosoziologie der Moderne nach Pierre Bourdieu*. Frankfurt am Main/New York: Campus: 7-30.
- Gaebe, Wolf 1991: „Agglomerationsräume in West- und Osteuropa“, in: Gernot Gutmann, Karl C. Thalheim und Wilhelm Wöhlke (Hg.): *Agglomerationen in West und Ost*. Marburg: J.G. Herder-Institut: 3-21.
- Gaebe, Wolf 2004: *Urbane Räume*. Stuttgart: Eugen Ulmer.

- Gans, Paul 1983: *Raumzeitliche Eigenschaften und Verflechtungen innerstädtischer Wanderungen in Ludwigshafen/Rhein zwischen 1971 und 1978. Eine empirische Analyse mit Hilfe des Entropiekonzeptes und der Informationsstatistik*. Kiel: Geographisches Institut der Universität Kiel. Zugleich: Dissertation an der Universität Mannheim 1982.
- Ganzeboom, Harry B. G. 2005: „On the Cost of Being Crude: a Comparison of Detailed and Coarse Occupational Coding in the ISSP 1987 Data“, in: Jürgen H. P. Hoffmeyer-Zlotnik und Janet A. Harkness (ed.): *Methodological Aspects in Cross-National Research. ZUMA-Nachrichten*. Spezial-Band 11. Mannheim: ZUMA: 241-257.
- Gatzweiler, Hans-Peter 1975: *Zur Selektivität Interregionaler Wanderungen. Ein theoretisch-empirischer Beitrag zur Analyse und Prognose altersspezifischer interregionaler Wanderungen*. Bonn: Bundesforschungsanstalt für Landeskunde und Raumordnung. Zugleich: Dissertation an der Universität Bonn 1974.
- Gebhardt, Dirk 2008: „Lebensstile in der Quartiersforschung“, in Olaf Schnur (Hg.): *Quartiersforschung. Zwischen Theorie und Praxis*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 87-106.
- Geiger, Theodor 1949: *Die Klassengesellschaft im Schmelztiegel*. Köln/Hagen: Kiepenheuer.
- Geiger, Theodor 1962: *Arbeiten zur Soziologie. Methode – moderne Großgesellschaft – Rechtssoziologie. Ideologiekritik*. Ausgewählt und eingeleitet von Paul Trappe. Neuwied am Rhein/Berlin-Spandau: Luchterhand.
- Geißler, Rainer 1996: „Kein Abschied von Klasse und Schicht. Ideologische Gefahren der deutschen Sozialstrukturanalyse“, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Jahrgang 48, Heft 2. Opladen: Westdeutscher Verlag: 319-338.
- Geißler, Rainer 2006: *Die Sozialstruktur Deutschlands. Zur gesellschaftlichen Entwicklung mit einer Bilanz zur Wiedervereinigung*. 4., überarbeitete und aktualisierte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Geißler, Rainer und Sonja Weber-Menges 2006: „»Natürlich gibt es heute noch Schichten!« Bilder der modernen Sozialstruktur in den Köpfen der Menschen“, in: Helmut Bremer und Andrea Lange-Vester (Hg.): *Soziale Milieus und Wandel der Sozialstruktur. Die gesellschaftlichen Herausforderungen und die Strategien der sozialen Gruppen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 102-127.

- Georg, Werner 1998: *Soziale Lage und Lebensstil. Eine Typologie*. Opladen: Leske + Budrich.
- Geyer, Hermanaus S. und Thomas Kontuly 1993: „A Theoretical Foundation for the Concept of Differential Urbanization“, in: *International Regional Science Review*. Volume 15, Number 2: 157-177.
- Giddens, Anthony 1986: *The Constitution of Society. Outline of the Theory of Structuration*. Reprint. Cambridge, UK: Polity Press.
- Giegler, Helmut 1994: „Lebensstile in Hamburg“, in: Jens S. Dangschat und Jörg Blasius (Hg.): *Lebensstile in den Städten. Konzepte und Methoden*. Opladen: Leske + Budrich: 255-272.
- Gisser, Richard 1974: „Ökologische Segregation der Berufsschichten in Großstädten“, in: Ulfert Herlyn (Hg.): *Stadt- und Sozialstruktur. Arbeiten zur sozialen Segregation, Ghattobildung und Stadtplanung*. München: Nymphenburger: 107-132.
- Gluchowski, Peter 1988: *Freizeit und Lebensstile: Plädoyer für eine integrierte Analyse von Freizeitverhalten*. DGFF-Dokumente, 2. Erkrath: DGFF-Gesellschaft zur Förderung der Freizeitwissenschaft.
- Golledge, Reginald G. und Aron N. Spector 1978: „Comprehending the Urban Environment: Theory and Practice“, in: *Geographical Analysis*. Volume 10, Number 4: 403-426.
- Golledge, Reginald G. und Georgia Zannaras 1973: „Cognitive Approaches to the Analysis of Human Spatial Behavior“, in: William H. Ittelson (ed.): *Environment and Cognition*. New York/London: Seminar Press: 59-97.
- Gübefeldt, Jörg 1996: *Regionalanalyse. Methodenhandbuch und Programmsystem GraphGeo (DOS)*. München/Wien: Oldenbourg.
- Grannis, Rick 2002: „Discussion: Segregation Indices and Their Functional Inputs“, in: *Sociological Methodology*, Volume 32: 69-84.
- Griffith, Daniel A. 1978: „A Spatially Adjusted ANOVA Model“, in: *Geographical Analysis*, Volume 10, Number 3: 296-301.
- Haining, Robert P. 1990: *Spatial data analysis in the social and environmental sciences*. Cambridge: University Press.
- Hall, Edward T. 1966: *The Hidden Dimension*. Garden City, New York: Doubleday.
- Hamm, Bernd 1982: *Einführung in die Siedlungssoziologie*. München: Beck.

- Hard, Gerhard und Rita Scherr 1976: *Mental maps, Ortsteilimage und Standortwahl in einem Dorf der Pellenz*, in Martin Born (Hg.): *Berichte zur deutschen Landeskunde*. Band 50. Maisenheim: Anton Hain: 175-220.
- Harris, Chauncy D. und Edward L. Ullman 1945: „The Nature of Cities“, in Robert B. Mitchell (ed.): *Building the Future City*. Annals of the American Academy of Political and Social Sciences, Volume 242. Philadelphia: American Academy of Political and Social Science: 7-17.
- Harth, Annette; Ulfert Herlyn und Gitta Scheller 1998: *Segregation in ostdeutschen Städten. Eine empirische Studie*. Opladen: Leske + Budrich.
- Hartl, Anton 1990: „Kognitive Karten und kognitives Kartieren“, in Christian Freska und Christopher Habel (Hg.): *Repräsentation und Verarbeitung räumlichen Wissens*. Berlin/Heidelberg/New York u.a.: Springer: 34-46.
- Hartmann, Peter H. 1999: *Lebensstilforschung. Darstellung, Kritik und Weiterentwicklung*. Opladen: Leske + Budrich.
- Hartmann, Peter H. und Miriam Tebert 2003: „Wie funktioniert die MedienNutzerTypologie? Zur Entwicklung der Typologie in theoretischer und methodischer Sicht“, in: Ekkehardt Oehmichen und Christa-Maria Ridder (Hg.): *Die Medien-NutzerTypologien. Ein Neuer Ansatz der Publikumsanalyse*. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft: 17-31 (sowie Anhang: 317-319).
- Hartmann, Peter H. und Inga Höhne 2007: „MNT 2.0. Zur Weiterentwicklung der MedienNutzerTypologie. Veränderungen gegenüber der MNT 98“, in: *Media Perspektiven*, Heft 5/2007: 226–234.
- Harvey, David 1993: *Social Justice and the City*. Reprint. Oxford: Blackwell.
- Häußermann, Hartmut 1999: „Segregation und Ausgrenzung – Ursachen und Folgen sozialräumlicher Segregation“, in: Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung (Hg.): *Modernisieren ohne auszuschließen. Quartiersentwicklung zur Verhinderung einer städtischen Unterschicht*. Bonn: Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung.
- Häußermann, Hartmut 2006: „Die Krise der »sozialen Stadt«. Warum der sozialräumliche Wandel der Städte eine eigenständige Ursache für Ausgrenzung ist“, in: Heinz Bude und Andreas Willisch (Hg.): *Das Problem der Exklusion. Ausgegrenzte, Entbehrliche, Überflüssige*. Hamburg: Hamburger Edition: 294-313.
- Häußermann, Hartmut und Andreas Kapphan 2000: *Berlin: Von der geteilten zur gespaltenen Stadt? Sozialräumlicher Wandel seit 1990*. Opladen: Leske + Budrich.

- Häußermann, Hartmut und Walter Siebel; unter Mitarbeit von Jens Wurtzbacher 2004: *Stadtsoziologie. Eine Einführung*. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Hawking, Stephen 2002: *Das Universum in der Nußschale*. Erweiterte Neuauflage. Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Heineberg, Heinz 2001: *Stadtgeographie*. 2., aktualisierte Auflage. Paderborn/München/Wien/Zürich: Schöningh.
- Hengartner, Thomas 1999: *Forschungsfeld Stadt. Zur Geschichte der volkswissenschaftlichen Erforschung städtischer Lebensformen*. Berlin/Hamburg: Reimer. Zugleich: Habilitationsschrift an der Universität Bern 1996.
- Herfert, Günter 2001: „Stadt-Umland-Wanderung nach 1990“, in: Institut für Länderkunde, Leipzig (Hg.): *Nationalatlas Bundesrepublik Deutschland. Band 4: Bevölkerung*. Berlin/Heidelberg: Spektrum: 116-119.
- Herlyn, Ulfert 1990: „Zur Aneignung von Raum im Lebensverlauf“, in: Lothar Bertels und Ulfert Herlyn (Hg.): *Lebenslauf und Raumerfahrung*. Opladen: Leske + Budrich: 7-34.
- Herlyn, Ulfert; Ulrich Lakemann und Barbara Lettko 1991: *Armut und Milieu. Benachteiligte Bewohner in großstädtischen Quartieren*. Basel/Boston/Berlin: Birkhäuser.
- Hermann, Michael; Corinna Heye und Heiri Leuthold 2005: *Soziokulturelle Unterschiede in der Schweiz. Vier Indizes zu räumlichen Disparitäten, 1990-2000*. Neuchâtel: Bundesamt für Statistik.
- Heuwinkel, Dirk 1981: *Aktionsräumliche Analysen und Bewertung von Wohngebieten. Ein verhaltensorientiertes Verfahren, entwickelt am Beispiel von Berlin (West)*. Hamburg: Christians. Zugleich: Dissertation an der Universität Hannover 1979.
- Heye, Corinna und Heiri Leuthold 2004: *Segregation und Umzüge in der Stadt und Agglomeration Zürich*. Zürich: Statistik Stadt Zürich.
- Hilpert, Markus und David Steinhübl 1998: *Lebensstile in der Stadt. Eine empirische Studie am Beispiel Augsburgs*. München/Mering: Rainer Hampp Verlag.
- Hoffmeyer-Zlotnik, Jürgen H. P. 1977: *Gastarbeiter im Sanierungsgebiet. Das Beispiel Berlin-Kreuzberg*. Hamburg: Christians.
- Hoffmeyer-Zlotnik, Jürgen H. P. 1993: „Operationalisierung von »Beruf« als zentrale Variable zur Messung von sozio-ökonomischem Status“, in: *ZUMA-Nachrichten*. Heft 32, Jahrgang 17: 135-141.

- Hoffmeyer-Zlotnik, Jürgen H. P. 2003: „How to Measure Race and Ethnicity“, in: Jürgen H. P. Hoffmeyer-Zlotnik und Christof Wolf (ed.): *Advances in Cross-National Comparison. A European Working Book for Demographic and Socio-Economic Variables*. New York: Kluwer Academic, Plenum Publishers: 267-277.
- Hoffmeyer-Zlotnik, Jürgen H. P. und Uwe Warner 1998: „Die Messung von Einkommen im nationalen und internationalen Vergleich“, in: *ZUMA-Nachrichten*. Heft 42: 30-65.
- Hoffmeyer-Zlotnik, Jürgen H. P. und Uwe Warner 2005: „How to Measure Education in Cross-national Comparison: Hoffmeyer-Zlotnik / Warner Matrix as a New Instrument“, in: Jürgen H. P. Hoffmeyer-Zlotnik und Janet A. Harkness (ed.): *Methodological Aspects in Cross-National Research. ZUMA-Nachrichten*. Spezial-Band 11. Mannheim: ZUMA: 223-240.
- Höllhuber, Dietrich 1982: *Innerstädtische Umzüge in Karlsruhe Plädoyer für eine sozialpsychologisch fundierte Humangeographie*. Erlangen: Selbstverlag der Fränkischen Geographischen Gesellschaft. Zugleich: Habilitationsschrift an der Universität Erlangen-Nürnberg 1980.
- Homans, George C. 1972: *Grundlagen soziologischer Theorie. Aufsätze*. (Hg. und Nachwort von Viktor Vanberg). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Hoyt, Homer 1939: *The Structure and Growth of Residential Neighborhoods in American Cities*. Washington D.C.: Federal Housing Administration, United States Government Printing Office.
- Hradil, Stefan 1992: „Alte Begriffe und neue Strukturen. Die Milieu-, Subkultur- und Lebensstilforschung der 80er Jahre“, in: ders. (Hg.): *Zwischen Bewußtsein und Sein. Die Vermittlung »objektiver« Lebensbedingungen und »subjektiver« Lebensweisen*. Opladen: Leske + Budrich: 15-55.
- Hradil, Stefan; unter Mitarbeit von Jürgen Schneider 1999: *Soziale Ungleichheit in Deutschland*. 7. Auflage. Opladen: Leske + Budrich.
- Hradil, Stefan 2006: *Die Sozialstruktur Deutschlands im internationalen Vergleich*. 2. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hußing, Ulrich und Juliana Mausfeld 2002: „Statistische Gebiete als räumliche Gliederungseinheiten Hamburgs“, in: *Hamburg in Zahlen*. Heft 1. Hamburg: Statistisches Landesamt der Freien und Hansestadt Hamburg: 15-19.
- Inglehart, Ronald 1977: *The silent revolution. Changing Values and Political Styles Among Western Publics*. Princeton, New Jersey: Princeton University Press.

- Isengard, Bettina 2005: *Unterschiede im Freizeitverhalten. Ausdruck sozialer Ungleichheitsstrukturen oder Ergebnis individualisierter Lebensführung?* Discussion Paper 466. Berlin: Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung.
- Ittelson, William H.; unter Mitarbeit von D. Dempsey 1977: *Einführung in die Umweltpsychologie*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Jessen, Johann 1998: „Großsiedlungen – West“, in: Hartmut Häußermann (Hg.): *Großstadt. Soziologische Stichworte*. Opladen: Leske + Budrich: 104-114.
- Kalter, Frank 1997: *Wohnstandortwechsel in Deutschland. Ein Beitrag zur Migrationstheorie und zur empirischen Anwendung von Rational-Choice-Modellen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Kalter, Frank 2001: „Die Kontrolle von Drittvariablen bei der Messung von Segregation. Ein Vorschlag am Beispiel der familialen Assimilation von Migranten“, in: *Zeitschrift für Soziologie*. Jahrgang 30, Heft 6: 452-464.
- Kalter, Frank und Nadia Granato 2004: „Sozialer Wandel und strukturelle Assimilation in der Bundesrepublik. Empirische Befunde mit Mikrodaten der amtlichen Statistik“, in: *IMIS-Beiträge*. Heft 23: 61-81.
- Kaplan, David H. 1995: „Differences in Migration Determinants for Linguistic Groups in Canada.“, in: *The Professional Geographer*. Volume 47, Issue 2: 115-125.
- Katschnig-Fasch, Elisabeth 1998: *Möblierter Sinn. Städtische Wohn- und Lebensstile. Kulturstudien, Sonderband 24*. Wien/Köln/Weimar: Böhlau.
- Keller, Carsten 1999: *Armut in der Stadt. Zur Segregation benachteiligter Gruppen in Deutschland*. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Kim, Young Ook und Alan Penn 2004: „Linking the Spatial Syntax of Cognitive Maps to the Spatial Syntax of the Environment“, in: *Environment and Behavior*. Volume 36, Number 4: 483-504.
- Kirchenamt der EKD (Hg.) 2006: *Evangelische Kirche in Deutschland. Kirchenmitgliederzahlen am 31.12.2005*. Hannover: Kirchenamt der EKD.
- Kitchin, Rob und Mark Blades 2002: *The Cognition of Geographic Space*. London/New York: I.B. Tauris.
- Klagge, Britta 2005: *Armut in westdeutschen Städten. Strukturen und Trends aus stadtteilorientierter Perspektive – eine vergleichende Langzeitstudie der Städte Düsseldorf, Essen, Frankfurt, Hannover und Stuttgart*. Stuttgart: Franz Steiner.

- Klee, Andreas 2001: *Der Raumbezug von Lebensstilen in der Stadt. Ein Diskurs über eine schwierige Beziehung mit empirischen Befunden aus der Stadt Nürnberg*. Passau: L.I.S. Verlag.
- Klocke, Andreas 1994: „Dimensionen, Determinanten und Handlungsrelevanz von Lebensstilen“, in: Jens S. Dangschat und Jörg Blasius (Hg.): *Lebensstile in den Städten. Konzepte und Methoden*. Opladen: Leske + Budrich: 273-285.
- Knox, Paul L. und Sallie A. Marston 2008: *Humangeographie*. 4. Auflage. Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag.
- Koch, Achim und Martina Wasmer 2004: „Der ALLBUS als Instrument zur Untersuchung sozialen Wandels: Eine Zwischenbilanz nach 20 Jahren“, in: Rüdiger Schmitt-Beck, Martina Wasmer und Achim (Hg.): *Sozialer und politischer Wandel in Deutschland. Analysen mit ALLBUS-Daten aus zwei Jahrzehnten*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 13-41.
- Konau, Elisabeth 1977: *Raum und soziales Handeln. Studien zu einer vernachlässigten Dimension soziologischer Theoriebildung*. Stuttgart: Enke. Zugleich: Dissertation an der Universität München 1973.
- Konietzka, Dirk 1995: *Lebensstile im sozialstrukturellen Kontext. Ein theoretischer und empirischer Beitrag zur Analyse soziokultureller Ungleichheit*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- König, Reinhardt 2007: „Die Stadt der Agenten und Automaten. Computersimulationen in der Raumplanung“, in: *Forum – Architektur & Bauforum*. Heft 5: 9-11.
- Korff, Gottfried 1985: „Mentalität und Kommunikation in der Großstadt. Berliner Notizen zur »inneren« Urbanisierung“, in: Theodor Kohlmann und Hermann Bausinger (Hg.): *Großstadt. Aspekte empirischer Kulturforschung*. Berlin: Staatliche Museen Preußischer Kulturbesitz: 343-361.
- Kraas, Frauke und Ulrich Nitschke 2006: „Megastädte als Motoren globalen Wandels. Neue Herausforderungen weltweiter Urbanisierung“, in: Deutsche Gesellschaft für Auswärtige Politik e.V. (Hg.): *Internationale Politik*. Heft 61. Frankfurt am Main: Societäts Verlag: 18-28.
- Kreckel, Reinhard 1983: „Theorien sozialer Ungleichheit im Übergang“, in: ders. (Hg.): *Soziale Ungleichheiten*. Soziale Welt, Sonderband 2. Göttingen: Schwartz: 3-12.
- Kreckel, Reinhard 1992: *Politische Soziologie der sozialen Ungleichheit*. Frankfurt am Main/New York: Campus.

- Kruse, Lenelis und Graumann, Carf F. 1978: „Sozialpsychologie des Raumes und der Bewegung“, in: Kurt Hammerich und Michael Klein (Hg.): *Materialien zur Soziologie des Alltags*. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 20. Opladen: Westdeutscher Verlag: 177-219.
- Krupp, Hans-Jürgen 2007: *Das Sozio-oekonomische Panel (SOEP) – Genese und Implementation*. SOEPpapers on Multidisciplinary Panel Data Research. Band 25. Berlin: Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung.
- Kuipers, Benjamin J. 1982: „The »Map in the Head« metaphor“, in: *Environment and Behavior*. Volume 14, Number 2: 202-220.
- Lambert, Paul S. 2005: „Ethnicity and the Comparative Analysis of Contemporary Survey Data“, in: Jürgen H. P. Hoffmeyer-Zlotnik und Janet A. Harkness (Hg.): *Methodological Aspects in Cross-National Research*. ZUMA-Nachrichten. Spezial-Band 11. Mannheim: ZUMA: 259-277.
- Landale, Nancy S. und Avery M. Guest 1985: „Constraints, Satisfaction and Residential Mobility. Speare’s Model Reconsidered“, in: *Demography*. Volume 22, Number 2: 199-222.
- Läpple, Dieter 1991: „Gesellschaftszentriertes Raumkonzept“, in: Martin Wentz (Hg.): *Stadt-Räume*. Frankfurt am Main/New York: Campus: 35-46.
- Lee, Everett S. 1972: „Eine Theorie der Wanderung“, in: György Széll (Hg.): *Regionale Mobilität. Elf Aufsätze*. München: Nymphenburger: 115-129.
- Lee, Terence R. 1970: „Perceived Distance as a Function of Direction in the City“, in: *Environment and Behavior*. Volume 2, Number 1: 40-51.
- Lenz-Romeiß, Felizitas 1970: *Die Stadt – Heimat oder Durchgangsstation?* München: Callwey.
- Lloyd, Robert und Christopher Heivly 1987: „Systematic Distortions in Urban Cognitive Maps“, in: *Annals of the Association of American Geographers*. Volume 77, Number 2: 191-207.
- Litz, Hans P. 2000: *Multivariate statistische Methoden und ihre Anwendung in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften*. München/Wien: Oldenbourg.
- Loll, Bernd-Uwe und Joachim Müller 1991: „Statistische Gebiete als kleinräumige Gliederungseinheiten Hamburgs“, in: *Hamburg in Zahlen*. Heft 4. Hamburg: Statistisches Landesamt der Freien und Hansestadt Hamburg: 92-99.
- Lüdtke, Hartmut 1989: *Expressive Ungleichheit. Zur Soziologie der Lebensstile*. Opladen: Leske + Budrich.

- Lüdtke, Hartmut 1990: „Lebensstile als Dimension handlungsproduzierter Ungleichheit. Eine Anwendung des Rational-Choice-Ansatzes“, in: Peter A. Berger und Stefan Hradil (Hg.): *Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile*. Soziale Welt, Sonderband 7. Göttingen: Schwartz: 433-454.
- Lüdtke, Hartmut 1994: „Strukturelle Lagerung und Identität. Zum Zusammenhang von Ressourcen, Verhalten und Selbstbilder in Lebensstilen“, in: Jens S. Dangschat und Jörg Blasius (Hg.): *Lebensstile in den Städten. Konzepte und Methoden*. Opladen: Leske + Budrich: 313-332.
- Lüdtke, Hartmut 1996: „Methodenprobleme der Lebensstilforschung. Probleme des Vergleichs empirischer Lebensstiltypologien und der Identifikation von Stilpionieren“, in: Otto Schwenk (Hg.): *Lebensstil zwischen Sozialstrukturanalyse und Kulturwissenschaft*. Opladen: Leske + Budrich: 139-163.
- Luhmann, Niklas 1997: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Band 2. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lynch, Kevin 1965: *The Image of the City*. 3rd Edition. Massachusetts: Massachusetts Institute of Technology Press.
- Maag, Gisela, 1989: „Zur Erfassung von Werten in der Umfrageforschung. Ein empirischer Beitrag zur Neukonzeptualisierung und Operationalisierung“, in: *Zeitschrift für Soziologie*. Jahrgang 18, Heft 4: 313-323.
- Marx, Karl 1963 [Original von 1885]: „Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie“, in: Band 2, Buch 2: Der Zirkulationsprozeß des Kapitals (Hg. Friedrich Engels), in: *Karl Marx und Friedrich Engels Werke*. Band 24. Berlin (DDR): Dietz: 7-518.
- Massey, Douglas S. und Nancy A. Denton 1988: „The Dimension of Residential Segregation“, in: *Social Forces*. Volume 67, Number 2: 281-315.
- Massey, Douglas S.; Michael J. White und Voon-Chin Phua 1996: „The Dimension of Segregation Revisited“, in: *Sociological Methods & Research*. Volume 25, Number 2: 172-206.
- McFadden, Daniel 1978: „Modelling the Choice of Residential Location“, in: Anders Karlqvist, Lars Lundqvist, Folke Snickars und Jörgen W. Weibull (ed.): *Spatial Interaction Theory and Planning Models*. Amsterdam/New York/Oxford: North Holland: 75-96.
- McNamara, Timothy P. 1986: „Mental Representations of Spatial Relations“, in: *Cognitive Psychology*. Volume 18: 87-121.

- Merton, Robert K. 1968: *Social Theory and Social Structure*. Erweiterte Ausgabe. New York u.a.: The Free Press.
- Metzmacher, Sebastian 2005: „Die Dimension »Urbanismus«“, in: *Stadtforschung und Statistik*. Heft 2: 50-55.
- Meyer, Thomas 2001: „Das Konzept der Lebensstile in der Sozialstrukturforschung – eine kritische Bilanz“, in: *Soziale Welt*. Jahrgang 52, Heft 3: 255-272.
- Michailow, Matthias 1994: „Lebensstil und soziale Klassifizierung. Zur Operationsweise einer Praxis sozialer Unterscheidung“, in: Jens S. Dangschat und Jörg Blasius (Hg.): *Lebensstile in den Städten. Konzepte und Methoden*. Opladen: Leske + Budrich: 27-46.
- Michailow, Matthias 1996a: „Lebensstile als Performanzähnlichkeiten: Expressivität ohne Distinktion?“, in: *Angewandte Sozialforschung*. Jahrgang 19, Heft 1: 15-28.
- Michailow, Matthias 1996b: „Individualisierung und Lebensstilbildungen“, in: Otto Schwenk (Hg.): *Lebensstil zwischen Sozialstrukturanalyse und Kulturwissenschaft*. Opladen: Leske + Budrich: 71-98.
- Miller, George A. 1956: „The Magical Number Seven, Plus or Minus Two. Some Limits on Our capacity for Processing Information“, in: *The Psychological Review*. Volume 63, Issue 2: 81-97.
- Morgan, Barrie S. 1975: „The Segregation of Socio-economic Groups in Urban Areas. A Comparative Analysis“, in: *Urban Studies*. Volume 12: 47-60.
- Mörth, Ingo und Gerhard Fröhlich 1994: *Das symbolische Kapital der Lebensstile: Zur Kulturosoziologie der Moderne nach Pierre Bourdieu*. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Müller, Christoph; Horst Müller-Peters und Eva Hammächer 2006: *Die Psychonomics-Typologie. Kunden zielgenau erkennen und ansprechen*. Köln: Psychonomics AG.
- Müller, Hans-Peter 1986: „Kultur, Geschmack und Distinktion. Grundzüge der Kulturosoziologie Pierre Bourdieus“, in: Friedhelm Neidhardt, Rainer Lepsius und Johannes Weiß (Hg.): *Kultur und Gesellschaft*. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 27. Opladen: Westdeutscher Verlag: 162-190.
- Müller, Hans-Peter 1989: „Lebensstile. Ein neues Paradigma der Differenzierungs- und Ungleichheitsforschung?“, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Jahrgang 41: 53-71.

- Müller, Hans-Peter 1992: *Sozialstruktur und Lebensstile. Der neuere theoretische Diskurs über soziale Ungleichheit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Müller-Schneider, Thomas 2000: „Stabilität subjektzentrierter Strukturen. Das Lebensstilmodell von Schulze im Zeitvergleich“, in: *Zeitschrift für Soziologie*. Jahrgang 29, Heft 5: 361-374.
- Murdie, Robert A. 1969: „The Factorial Ecology of Metropolitan Toronto“, in: *Department of Geography, University of Chicago, Research Paper 116*. Chicago: University of Chicago Press: 1951-1961.
- Musterd, Sako; Wim Ostendorf und Matthijs Breebaart 1998: *Multi-Ethnic Metropolis: Patterns and Policies*. Dordrecht/Boston/New York: Kluwer.
- Muth, Richard F. 1970: *Cities and Housing. The Spatial Pattern of Urban Residential Land Use*. 2nd impression. Chicago: University of Chicago Press.
- Neugebauer, Gero 2007: *Politische Milieus in Deutschland. Die Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung*. Bonn: Dietz.
- OECD, Organisation for Economic Co-Operation and Development (Hg.) 2007a: *PISA 2006. Schulleistungen im internationalen Vergleich. Naturwissenschaftliche Kompetenzen für die Welt von morgen*. Bielefeld: W. Bertelsmann.
- OECD, Organisation for Economic Co-Operation and Development (ed.) 2007b: *Education at a Glance 2007. OECD Indicators*. Paris: OECD Publishing.
- Oehmichen, Ekkehardt 2007: „Die neue MedienNutzerTypologie MNT 2.0. Veränderungen und Charakteristika der Nutzertypen“, in: *Media Perspektiven*, Heft 5: 226–234.
- Openshaw, Stan und Taylor, Peter J. 1981: „The Modifiable Areal Unit Problem“, in: Neil Wrigley und Robert J. Bennett (ed.): *Quantitative Geography: A British View*. London: Routledge & Kegan Paul: 60-69.
- Openshaw, Stan; Martin E. Charlton, Colin Wymer und Alan W. Craft 1987: „A Mark 1 Geographical Analysis Machine for the Automated Analysis of Point Data Sets“, in: *International Journal of Geographical Information Systems*. Volume 1, Issue 4: 335-358.
- Otte, Gunnar 2004: *Sozialstrukturanalysen mit Lebensstilen. Eine Studie zur theoretischen und methodischen Neuorientierung der Lebensstilforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Pahl, Raymond E. 1975: *Whose City? And Further Essays on Urban Society*. Harmondsworth: Penguin Books.

- Park, Robert E. 1926: „The Urban Community as a Spatial Pattern and a Moral Order“, in: Ernest W. Burgess (ed.): *The Urban Community. Selected papers from the Proceedings of the American Sociological Society 1925*. New York: Greenwood: 3-18.
- Park, Robert E.; Ernest W. Burgess und Roderick D. McKenzie (ed.) 1926: *The City*. Chicago: University of Chicago Press.
- Parkin, Frank 1983: „Strategien sozialer Schließung und Klassenbildung“, in: Reinhard Kreckel (Hg.): *Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt, Sonderband 2*. Göttingen: Schwartz: 121-135.
- Paschedag, Holger 1998: *Die Wohnortwahl privater Haushalte. Eine theoretische Analyse*. Hamburg: Kovač. Zugleich: Dissertation an der Universität Bochum 1998
- Petermann, Sören 2005: „Rücklauf und systematische Verzerrungen bei postalischen Befragungen. Eine Analyse der Bürgerbefragung Halle 2003“, in: *ZUMA-Nachrichten 57. Jahrgang 29*: 56-78.
- Peters, Paul A. 2007: *Urban Spatial Segregation and Complex Systems*. Working Paper presented at the 2007 Association of American Geographers Annual Meeting, San Francisco: 1-38.
- Petrescu-Prahova, Miruna 2007: „Discrete Exponential Family Models for the Study of Ethnic Residential Segregation“, in: Adrian Bejan und Gilbert W. Merks (ed.): *Constructal Theory of Social Dynamics*. Berlin/Heidelberg/New York: Springer: 225-246.
- Pielou, Evelin C. 1959: „The use of point-to-plant distances in the study of the pattern of plant populations“, in: *Journal of Ecology*. Volume 47, Number 3: 607-613.
- Pielou, Evelin C. 1960. „A single mechanism to account for regular, random and aggregated populations“, in: *Journal of Ecology*. Volume 48, Number 3: 575-584.
- Pohl, Thomas 2003: *Lebensstile. Eine sozialgeographische Analyse in Rösrath und Köln-Nippes*. Rösrath: Geschichtsverein Rösrath e.V.
- Pohl, Thomas 2006: „Zur quantitativen Analyse der raum-zeitlichen Strukturierung der Stadt“, in: *Sozialwissenschaften und Berufspraxis*. Jahrgang 29, Heft 2: 208-224.
- Portugali, Juval und Hermann Haken 1992: „Synergetics and Cognitive Maps“, in: *Geoforum*. Volume 23, Number 2: 111-130.

- Reardon, Sean F. und Glenn Firebaugh 2002: „Measures of Multigroup Segregation“, in: *Sociological Methodology*. Volume 32: 33-67.
- Reardon, Sean F. und Glenn Firebaugh 2002: „Response: Segregation and Social Distance – a Generalized Approach to Segregation Measurement“, in: *Sociological Methodology*. Volume 32: 85-101.
- Reardon, Sean F. und David O’Sullivan 2004: „Measures of Spatial Segregation“, in: *Sociological Methodology*. Volume 34: 121-162.
- Reardon, Sean F.; Chad R. Farrell; Stephen Matthews; David O’Sullivan; Kendra Bischoff; Glenn Firebaugh und Barrett A. Lee 2007: *Race and Space in the 1990s: Changes in the Spatial Scale of Racial Residential Segregation, 1990-2000*. Paper presented at the Annual Meeting of the Population Association of America, March 2007.
- Reich, Robin M. und Richard Davis 2000: *Quantitative Spatial Analysis*. Course Notes for NR/ST 523. Fort Collins: Colorado State University.
- Rex, John; und Robert Moore; mit Alan Shuttleworth und Jennifer Williams 1974: *Race, Community and Conflict. A Study of Sparkbrook*. Reprinted with corrections. London: Oxford University Press.
- Richter, Rudolf. 1994: „Der Habitus von Lebensstilen in Stadt und Land“, in: Jens S. Dangschat und Jörg Blasius (Hg.): *Lebensstile in den Städten. Konzepte und Methoden*. Opladen: Leske + Budrich: 355-365.
- Ripley, Brian D. 1976: „The Second-order Analysis of Stationary Point Processes“, in: *Journal of Applied Probability*. Volume 13: 255–266.
- Robinson, William S. 1950: „Ecological Correlations and the Behavior of Individuals“, in: *American Sociological Review*. Volume 15: 351–357.
- Roppelt, Tanja 2002: *Innerstädtische Viertelbindungen in Mittelstädten. Das Beispiel Bamberg*. Bamberg: Institut für Geographie der Universität Bamberg im Selbstverlag.
- Sadalla, Edward K., W: Jeffrey Burroughs und Lorin J. Staplin 1980: „Reference Points in Spatial Cognition“, in: *Journal of Experimental Psychology. Human Learning and Memory*. Volume 6, Number 5: 516-528.
- Sadalla, Edward K. und Stephen G. Magel 1980: „The Perception of Traversed Distance“, in: *Environment and Behavior*. Volume 12: 65-79.
- Sadalla, Edward K. und Lorin J. Staplin 1980a: „An Information Storage Model for Distance Cognition“, in: *Environment and Behavior*. Volume 12: 183-193.

- Sadalla, Edward K. und Lorin J. Staplin 1980b: „The Perception of Traversed Distance: Intersections“, in: *Environment and Behavior*. Volume 12: 167-182.
- Sakoda James M. 1971: „The Checkerboard Model of Social Interaction“, in: *Journal of Mathematical Sociology*. Volume 1, Issue 1: 119-131.
- Schäfers, Bernhard 1998: *Sozialstruktur und sozialer Wandel in Deutschland. Mit einem Anhang: Deutschland im Vergleich europäischer Sozialstrukturen*. 7., neu bearbeitete Auflage. Stuttgart: Enke.
- Schelling, Thomas C. 1971: „Dynamic Models of Segregation“, in: *Journal of Mathematical Sociology*. Volume 1, Issue 2: 143-186.
- Schelling, Thomas C. 1978: *Micromotives and Microbehavior*. New York: Norton & Company.
- Schelsky, Helmut 1979: *Auf der Suche nach Wirklichkeit. Gesammelte Aufsätze zur Soziologie der Bundesrepublik*. München: Goldmann.
- Scheuch, Erwin K.; unter Mitarbeit von Hansjürgen Daheim 1961: „Sozialprestige und soziale Schichtung“, in: David V. Glass und René König (Hg): *Soziale Schichtung und soziale Mobilität*. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 5. Köln/Opladen: Westdeutscher Verlag: 65-103.
- Schneider, Nicole und Annette Spellerberg 1999: *Lebensstile, Wohnbedürfnisse und räumliche Mobilität*. Opladen: Leske + Budrich.
- Scholl, Armin 2003: *Die Befragung. Sozialwissenschaftliche Methode und kommunikationswissenschaftliche Anwendung*. Konstanz: UVK.
- Schroedter, Julia H.; Yvonne Lechert und Paul Lüttinger 2006: *ZUMA-Methodenbericht 2006/08: Die Umsetzung der Bildungsskala ISCED-1997 für die Volkszählung 1970, die Mikrozensus-Zusatzerhebung 1971 und die Mikrozensen 1976-2004*. Mannheim: ZUMA.
- Schroth, Yvonne 1999: *Dominante Kriterien der Sozialstruktur. Zur Aktualität der Schichtungstheorie von Theodor Geiger*. Münster: Lit Verlag.
- Schulze, Gerhard 1997: *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*. 7. Auflage. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Schwenk, Otto G. 1999: *Soziale Lagen in der Bundesrepublik Deutschland*. Opladen: Leske + Budrich.
- Schwesig, Roland 1985: „Die räumliche Struktur von Außerhausaktivitäten von Bewohnern der Region Hamburg. Eine Anwendung der aktionsräumlichen Dispersionsanalyse“, in: *Geographische Zeitschrift*. Heft 73: 206-221.

- Shevky, Eshef und Wendy Bell 2005: „Sozialraumanalyse“, in: Marlo Riege und Herbert Schubert (Hg.): *Sozialraumanalyse. Grundlagen – Methoden – Praxis*. 2. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 79-96.
- Siegel, Sidney und N. John Castellan 1988: *Nonparametric Statistics for The Behavioral Sciences*. 2nd edition. New York: McGraw-Hill.
- Simmel, Georg 1983 [Original von 1908]: *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftungen*. Gesammelte Werte, Band 2. 6. Auflage. Berlin: Duncker & Humblot.
- Simmel, Georg 1989 [Original von 1900]: *Philosophie des Geldes*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Simmel, Georg 1995a [Original von 1903]: „Soziologie des Raumes“, in: Rüdiger Kramme und Otthein Rammstedt (Hg.): *Gesamtausgabe Georg Simmel. Aufsätze und Abhandlungen 1901-1908*. Band 7, 1995. Frankfurt am Main: Suhrkamp: 132-183.
- Simmel, Georg 1995b [Original von 1903]: „Die Großstädte und das Geistesleben“, in: Rüdiger Kramme und Otthein Rammstedt (Hg.): *Gesamtausgabe Georg Simmel. Aufsätze und Abhandlungen 1901-1908*. Band 7, 1995. Frankfurt am Main: Suhrkamp: 116-131.
- Sinus Sociovision (Hg.) 2007: *Informationen zu den Sinus-Milieus 2007*. Stand Januar 2007. Heidelberg: Sinus Sociovision.
- Sommer, Robert 1969. *Personal Space. The Behavioral Basis of Design*. Englewood Cliffs, NJ: Prentice Hall.
- Speare; Alden Jr.; Sidney Goldstein und William H. Frey 1975: *Residential Mobility, Migration, and Metropolitan Change*. Cambridge: Ballinger.
- Spellerberg, Annette 1993: *Lebensstile im Wohlfahrtssurvey 1993. Dokumentation zum Konzept und zur Entwicklung des Fragebogens*. Hektographiertes Manuskript. Berlin: Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung. Arbeitsgruppe Sozialberichterstattung.
- Spellerberg, Annette 1996a: *Soziale Differenzierung durch Lebensstile. Eine empirische Untersuchung zur Lebensqualität in West- und Ostdeutschland*. Berlin: Sigma.
- Spellerberg, Annette 1996b: „Lebensstile in Deutschland – Verteilung und Beitrag zur Erklärung unterschiedlichen Wohlbefindens“, in: Otto Schwenk (Hg.): *Lebensstil zwischen Sozialstrukturanalyse und Kulturwissenschaft*. Opladen: Leske + Budrich: 237-260.

- Spellerberg, Anette 2007: „Lebensstile im sozialräumlichen Kontext: Wohnlagen und Wunschlagen“, in: Jens S. Dangschat und Alexander Hamedinger (Hg.): *Lebensstile, soziale Lagen und Siedlungsstrukturen*. Hannover: Akademie für Raumforschung und Landesplanung: 182-204.
- Spiegel, Erika 1998: „»[...] doch hart im Raume stoßen sich die Sachen« – Zur Aktualität eines Schiller-Zitats im Grenzbereich zwischen Soziologie und Sozialgeographie“, in: Günter Heinritz und Ilse Helbrecht (Hg.): *Sozialgeographie und Soziologie. Dialog der Disziplinen*. Passau: L.I.S. Verlag: 43-56.
- Statistisches Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein (Hg.) 2007a: *Statistisches Jahrbuch Hamburg 2006/2007*. Hamburg: Statistisches Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein.
- Statistisches Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein (Hg.) 2007b: *Monitor Wachsende Stadt. Bericht 2007*. Hamburg/Kiel: Statistisches Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein.
- Statistisches Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein (Hg.) 2007c: *Hamburger Stadtteil-Profile 2007*. NORD.regional, Band 3. Hamburg: Statistisches Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein.
- Statistisches Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein (Hg.) 2007d: *Statistische Berichte A I 4 – j/06 H. Ausländische Bevölkerung in Hamburg*. Hamburg: Statistisches Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein.
- Statistisches Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein (Hg.) 2007e: *Statistische Berichte Mikro – j/05. Bevölkerung und Erwerbstätigkeit in Hamburg und Schleswig-Holstein 2005*. Hamburg: Statistisches Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein.
- Statistisches Bundesamt (Hg.) 2004: *Demographische Standards. Methoden – Verfahren – Entwicklungen*. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.
- Statistisches Bundesamt (Hg.) 2006a: *Datenreport 2006. Zahlen und Fakten über die Bundesrepublik Deutschland*. Bonn: Statistisches Bundesamt.
- Statistisches Bundesamt (Hg.) 2006b: *Statistisches Jahrbuch 2006. Für die Bundesrepublik Deutschland*. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.
- Statistisches Bundesamt (Hg.) 2006c: *Leben und Arbeiten in Deutschland. Sonderheft 1: Familien und Lebensformen. Ergebnisse des Mikrozensus 1996-2004*. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.

- Statistisches Bundesamt (Hg.) 2007a: *Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Haushalte und Familien. Ergebnisse des Mikrozensus 2005*. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.
- Statistisches Bundesamt (Hg.) 2007b: *Leben und Arbeit in Deutschland. Sonderheft 1: Familien und Lebensformen. Ergebnisse des Mikrozensus 1996-2004*. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.
- Statistisches Landesamt für Hamburg der Freien und Hansestadt Hamburg (Hg.) 2002: *Indikatoren zur Sozialstruktur für die Statistischen Gebiete Hamburgs 2000. Acht thematische Karten*. HAMBURG.regional, Band 6. Hamburg: Statistisches Landesamt für Hamburg der Freien und Hansestadt Hamburg.
- Stein, Petra 2006: *Lebensstile im Kontext von Mobilitätsprozessen. Entwicklung eines Modells zur Analyse sozialer Mobilität und Anwendung in der Lebensstilforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Stein, Petra 2007: „Zur Verbesserung der Erklärungskraft vertikaler Strukturierungskonzepte in der Lebensstilforschung“, in: Gerd Nollmann (Hg.): *Sozialstruktur und Gesellschaftsanalyse. Sozialwissenschaftliche Forschung zwischen Daten, Methoden und Begriffen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 160-183.
- Stevens, Albert und Coupe Patty 1978: „Distortions in Judged Spatial Relations“, in: *Cognitive Psychology*. Volume 10: 422-437.
- Stewart, John Q. 1948: „Demographic Gravitation. Evidence and Applications“, in: *Sociometry. A Journal of Inter-Personal Relations*. Volume 11, Number 1/2: Beacon House: 31-58.
- Stouffer, Samuel A. 1940: „Intervening Opportunities. A Theory Relating Mobility and Distance“, in: *American Sociological Review*. Volume 5, Number 6: 845-867.
- Till, Matthias und Ursula Tenschert 2000: *Europäisches Haushaltspanel – Forschungsberichte. Endbericht 4. Welle 1998*. Wien: Interdisciplinary Centre for Comparative Research in the Social Sciences.
- Timms, Duncan 1971: *The Urban Mosaic. Towards a Theory of Residential Differentiation*. London/New York: Cambridge University Press.
- Troitzsch, Klaus G. 2006: „Dynamische Systemmodelle“, in: Andreas Dieckmann (Hg.): *Methoden der Sozialforschung*. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 44. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 505-535.

- Tversky, Barbara 1992: „Distortions in Cognitive Maps“, in: *Geoforum*. Volume 23, Number 2: 131-138.
- Tversky, Barbara 2003: „Navigating by Mind and Body“, in: Christian Freska, Wilfried Brauer, Christopher Habel und Karl F. Wender (ed.): *Spatial Cognition III. Routes and Navigation, Human Memory and Learning, Spatial Representation and Spatial Learning*. Berlin/Heidelberg/New York u.a.: Springer: 1-10.
- United Nations (Hg.) 2006: *World Urbanization Prospects: The 2005 Revision. Executive Summary, Fact Sheets, Data Tables*. New York: Department of Economic and Social Affairs, Population Division.
- United Nations (Hg.) 2008: *World Urbanization Prospects: The 2007 Revision. Highlights*. New York: Department of Economic and Social Affairs, Population Division.
- Urban, Michael und Ulrich Weiser 2005: *Kleinräumige Sozialraumanalyse. Theoretische Grundlagen und praktische Durchführung. Identifikation und Beschreibung von Sozialräumen mit quantitativen Daten*. Dresden: Saxonica.
- Vaskovics, Laszlo A.; unter Mitarbeit und mit einem Beitrag von Hans-Peter Buba 1976: *Segregierte Armut. Randgruppenbildung in Notunterkünften*. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Vaskovics, Laszlo A. 1990: „Soziale Folgen der Segregation alter Menschen in der Stadt“, in: Lothar Bertels und Ulfert Herlyn (Hg.): *Lebenslauf und Raumerfahrung*. Opladen: Leske + Budrich: 59-79.
- Veblen, Thorstein 1986 [Original von 1899]: *Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen*. Ungekürzte Ausgabe. Frankfurt am Main: Fischer.
- Vester, Michael 2005: „Der Wohlfahrtsstaat in der Krise. Die Politik der Zumutungen und der Eigensinn der Alltagsmenschen“, in: Franz Schultheis und Kristina Schulz (Hg.): *Gesellschaft mit begrenzter Haftung. Zumutungen und Leiden im deutschen Alltag*. Konstanz: UVK: 21-33.
- Walper, Sabine 1991: „Finanzielle Belastungen und soziale Beziehungen“, in: Hans Bertram (Hg.): *Die Familie in Westdeutschland. Stabilität und Wandel familialer Lebensformen*. Opladen: Leske + Budrich: 351-386.
- Wastl, Rudolf 2000: *Orientierung und Raumvorstellung: Evaluierung unterschiedlicher kartographischer Darstellungsarten*. Klagenfurt: Institut für Geographie und Regionalforschung der Universität Klagenfurt.

- Watts, Martin 2007: *Developing Spatial Measures of Residential Segregation using Kernel Density Estimation*. Working Paper No. 07-13. Callaghan: Centre of Full Employment and Equity.
- Weber, Max 1964 [Original von 1921]: *Wirtschaft der Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Gesellschaft*. 2 Bände. Studienausgabe. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Welsch, Wolfgang 1993: „Das Ästhetische. Eine Schlüsselkategorie unserer Zeit?“, in ders. (Hg.): *Die Aktualität des Ästhetischen*. München: Fink: 13-37.
- Weichhart, Peter 1987: *Wohnsitzpräferenzen im Raum Salzburg. Subjektive Dimensionen der Wohnqualität und die Topographie der Standortbewertung. Ein mikroanalytischer Beitrag zur Propädeutik der Wanderungstheorie*. Salzburg: Institut für Geographie der Universität Salzburg im Selbstverlag.
- Weichhart, Peter 1990: *Raumbezogene Identität. Bausteine einer Theorie räumlich-sozialer Kognition und Identifikation*. Stuttgart: Franz Steiner.
- Weichhart, Peter 1992: „Humanökologie und Stadtforschung: Lebensräume in Salzburg“, in: Bernhard Glaser und Parto Teherani-Krönner (Hg): *Humanökologie und Kulturökologie*. Opladen: Westdeutscher Verlag: 371-403.
- Weichhart, Peter 2008: *Entwicklungslinien der Sozialgeographie. Von Hans Bobek bis Benno Werlen*. Stuttgart: Steiner.
- Werlen, Benno 2004: *Sozialgeographie. Eine Einführung*. 2., überarbeitete Auflage. Bern/Stuttgart/Wien: Haupt.
- Wieland, Dirk 2004: *Die Grenzen der Individualisierung. Sozialstrukturanalyse zwischen objektivem und subjektivem Bewusstsein*. Opladen: Leske + Budrich.
- Wilson, William J. 1987: *The Truly Disadvantaged. The Inner City, the Underclass, and Public Policy*. Chicago/London: University of Chicago Press.
- Wirth, Louis 1974 [Original von 1938]: „Urbanität als Lebensform“, in: Ulfert Herlyn (Hg.): *Stadt- und Sozialstruktur. Arbeiten zur sozialen Segregation, Ghetto-bildung und Stadtplanung*. München: Nymphenburger: 42-66.
- White, Michael J. 1983: „The Measurement of Spatial Segregation“, in: *The American Journal of Sociology*. Volume 98: 1010-1019.
- Wolf, Christof 1995: „Sozio-ökonomischer Status und berufliches Prestige. Ein kleines Kompendium sozialwissenschaftlicher Skalen auf Basis der beruflichen Stellung und Tätigkeit“, in: *ZUMA-Nachrichten*. Heft 37, Jahrgang 19: 102-136.

- Wolf, Christof 2003: *Soziale Ungleichheit, Krankheit und Gesundheit*. Abschlussbericht an die Deutsche Forschungsgemeinschaft. Projektnummer WO 739/3-1. Köln: Universität Köln, Forschungsinstitut für Soziologie.
- Wolf, Christof 2005: „Measuring Religious Affiliation and Religiosity in Europe“, in: Jürgen H. P. Hoffmeyer-Zlotnik und Janet A. Harkness (ed.): *Methodological Aspects in Cross-National Research. ZUMA-Nachrichten. Spezial-Band 11*. Mannheim: ZUMA: 279-294.
- Wolf, Christof und Jürgen H. P. Hoffmeyer-Zlotnik 2003: „How to Measure Sex/Gender and Age“, in: Jürgen H. P. Hoffmeyer-Zlotnik und Christof Wolf (ed.): *Advances in Cross-National Comparison. A European Working Book for Demographic and Socio-Economic Variables*. New York: Kluwer Academic, Plenum Publishers: 259-265.
- Wolpert, Julian 1965: „Behavioral Aspects of the Decision to Migrate“, in: *Papers and Proceedings of the Regional Science Association*. Volume 15: 159-169.
- Wong, David W.S. 2003: „Spatial Decomposition of Segregation Indices: A Framework Toward Measuring Segregation at Multiple Levels“, in: *Geographical Analysis*. Volume 35, Number 3: 179-194.
- Wong, David W.S. 2007: „Spatial Measures of Segregation and GIS“, in: *Urban Geography*. Volume 23, Number 1: 85-92.
- Yamada, Ikuho und Peter A. Rogerson. 2003: „An Empirical Comparison of Edge Effect Correction Methods Applied to K-function Analysis“, in: *Geographical Analysis*. Volume 35, Number 2: 97-109.
- Zhang, Junfu 2004: „A Dynamic Model of Residential Segregation“, in: *Journal of Mathematical Sociology*. Volume 28, Issue 3: 147-170.
- Zhang, Shichao; Jilian Zhang, Xiaofeng Zhu, Yongsong Qin und Chengqi Zhang 2008: „Missing Value Imputation Based on Data Clustering“, in: Marina Gavrilova und Kenneth C .J. Tan (ed.): *Transactions on Computational Science I*. Berlin/Heidelberg: Springer: 128-138.
- Zapf, Wolfgang; Sigrid Breuer, Jürgen Hampel, Peter Krause, Hans-Michael Mohr und Erich Wiegand 1987: *Individualisierung und Sicherheit. Untersuchungen zur Lebensqualität in der Bundesrepublik Deutschland*. München: Beck.
- Zum Felde, Wolfgang und Monika Alisch 1992: „Zur Bedeutung des Raumes für Lebensbedingungen und Lebensstile von Bewohnern innenstadtnaher Nachbarschaften in Hamburg“, in: Stefan Hradil (Hg.): *Zwischen Bewußtsein und Sein. Die Vermittlung »objektiver« Lebensbedingungen und »subjektiver« Lebensweisen*. Opladen: Leske + Budrich: 173-194.